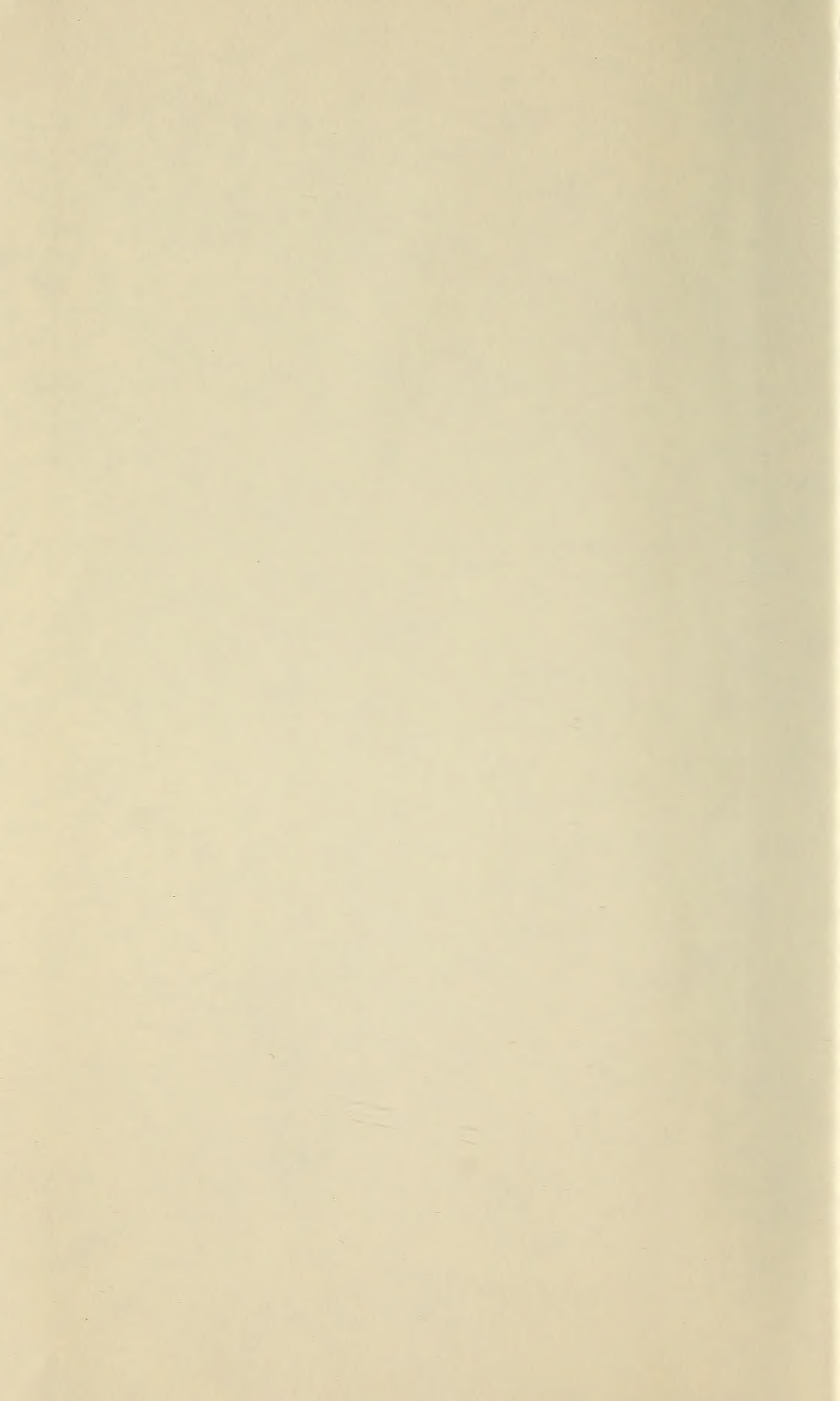
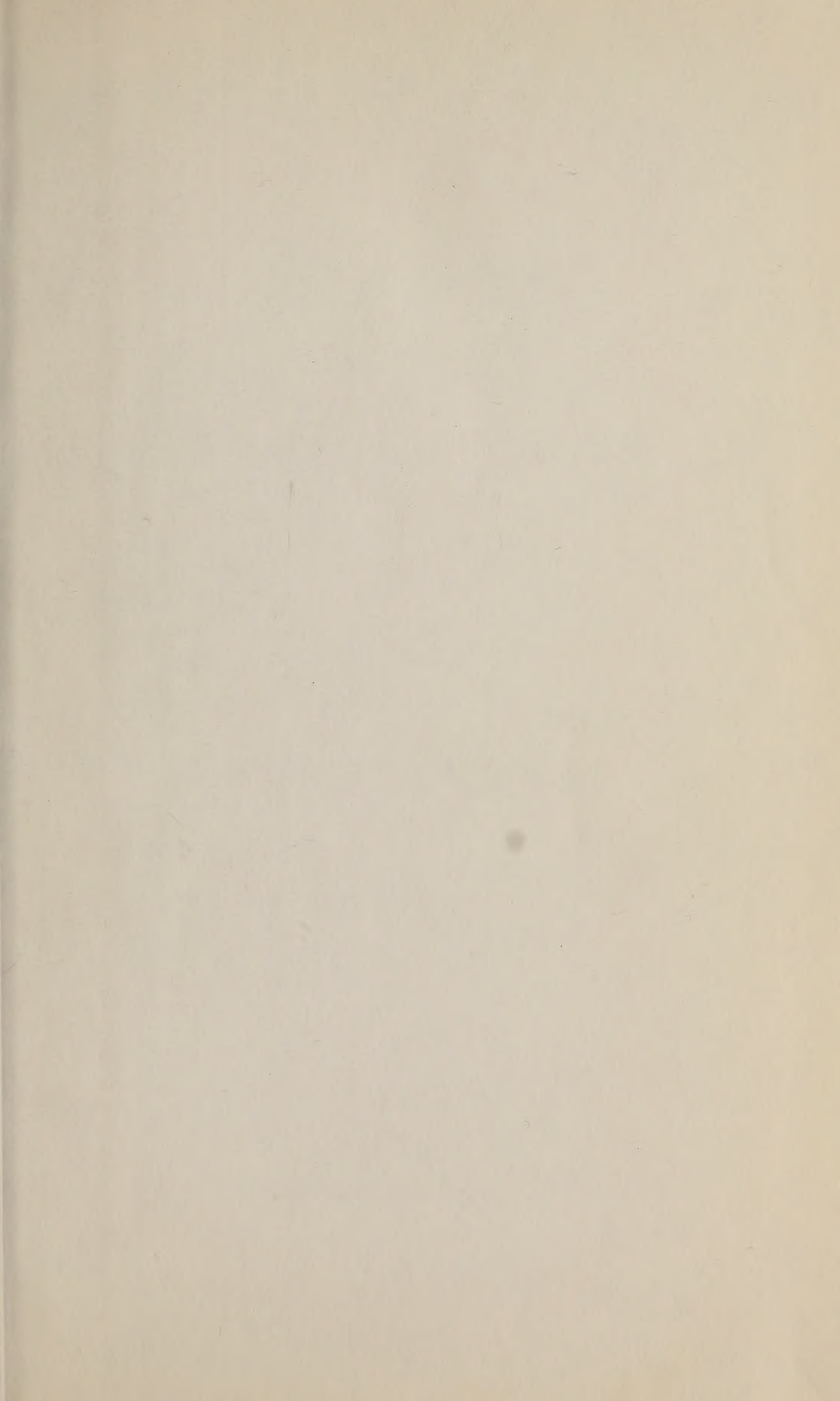
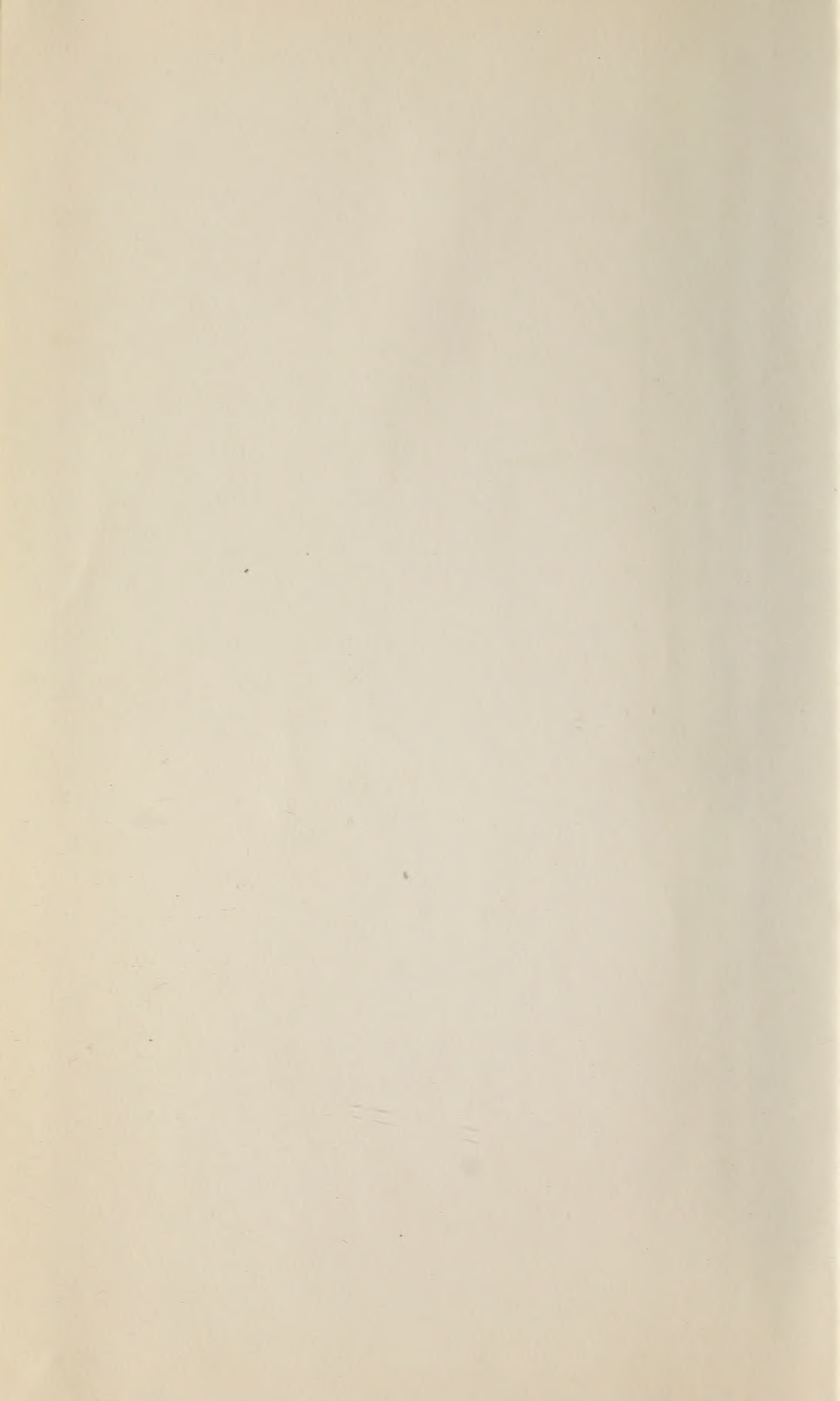












Gesammelte
sprachwissenschaftliche Schriften

von

Rudolf von Raumer.

Frankfurt a. M. & Erlangen.
Verlag von Heyder & Zimmer.
1863.

Gesammelte

sprachwissenschaftliche Schriften

von

Rudolf von Raumer.

Frankfurt a. M. & Erlangen.
Verlag von Heyder & Zimmer.
1863.

Vorwort.

Die Abhandlungen, die ich hier gesammelt herausgebe, sind, mit Ausnahme der letzten, bereits früherhin veröffentlicht worden, aber grofsentheils in Zeitschriften zerstreut. Sie bilden ein Ganzes, indem sie sich auf einen und denselben Gegenstand beziehen: Die Erforschung des Lautwandels und seines Verhältnisses zur gesprochenen und geschriebenen Sprache. Ich lasse die Abhandlungen wörtlich so wieder abdrucken, wie sie in den Jahren 1837 bis 1863 erschienen sind. Nur auf Seite 331 bis 362 habe ich einige formelle Aenderungen vorgenommen. In der ganzen übrigen Sammlung habe ich die nothwendigsten Verweisungen und Berichtigungen in Anmerkungen hinzugefügt, die in eckige Klammern eingeschlossen und mit der Jahrzahl 1863 bezeichnet sind. Es versteht sich von selbst, dass auch da, wo dies nicht ausdrücklich bemerkt ist, in zwiespältigen Fällen die frühere Abhandlung durch die spätere berichtigt wird.

Der Grund, weswegen ich meine Arbeiten ohne Veränderungen gebe, ist ein doppelter. Erstens scheint mir bei alle diesen Untersuchungen besonders viel darauf anzukommen, auf welchem Wege die dargelegten Ergebnisse gefunden worden sind. Diesen Weg aber lernt man nur dann kennen, wenn man die Abhandlungen so liest, wie sie zu ihrer Zeit erschienen sind. Zweitens aber sind meine Arbeiten so vielfach von Anderen benützt worden, dass es wünschenswerth scheint, durch Hinzufügung der Jahrzahlen einmal festzustellen, wo gewisse Dinge zuerst ausgesprochen worden sind.

Die Abhandlungen, die sich auf die Rechtschreibung unserer Sprache beziehen, bilden einerseits eine Gruppe für sich, andrerseits stehen sie im engsten Zusammenhang mit den weiter greifenden Untersuchungen über die physiologische und die historische Seite des Lautwandels. Ich habe den selbständigen Abhandlungen eine Auswahl aus einer gröfseren Anzahl von Kritiken hinzugefügt, die ich über neuere die deutsche Orthographie betreffende Schriften

veröffentlicht habe. Ich habe diese Auswahl so getroffen, dass sie die Stellung meiner Ansichten zu denen anderer achtungswerther Gelehrten möglichst allseitig beleuchtet. Dass ich meine Grundansichten vertheidige und als die richtigen zu erweisen suche, liegt in der Natur der Sache. Dies hindert aber nicht, dass ich aus Schriften der verschiedensten Standpunkte sowohl für die richtige Beurtheilung manches Einzelnen, als für die schärfere und klarere Fassung meiner eigenen Ansichten Gewinn gezogen habe.

Wer sich in irgend einer Beziehung mit den germanischen Sprachen wissenschaftlich beschäftigt hat, der weifs auch, dass jeder Schritt, der auf diesem Gebiete zu thun ist, von den Arbeiten Jakob Grimms auszugehen hat. Eben hierin aber liegt zugleich, dass jeder Schritt, welcher die Wissenschaft im Ganzen weiter bringt, ebenso, wie er sich einerseits an Grimm anschliefst, sich andererseits von Grimm entfernt. Er kann deshalb nicht gethan werden ohne Auseinandersetzung mit den Ansichten Grimms und Widerlegung dessen, was eben zu einer Weiterbildung dieser Ansichten nöthigt. Ich wünschte nun wohl, ich könnte dem Leser dieselbe Unbefangenheit mittheilen, die mich selbst bei meinen Untersuchungen geleitet hat. Er würde dann einerseits ohne Vorurtheil die Stellen prüfen, an denen Grimms Ansichten einer Umgestaltung bedürfen; andererseits aber durch diese Prüfung Nichts einbüfsen an der Verehrung eines Mannes, dem die Geschichte der deutschen Sprach- und Alterthumsforschung Nichts, die Geschichte der gesammten Wissenschaft nur Weniges an die Seite zu setzen hat.

Die letzte Abhandlung beschäftigt sich mit der Urverwandtschaft der semitischen und indoeuropäischen Sprachen. Ein Abschnitt derselben ist bereits vor einigen Monaten mehreren Fachgelehrten als Manuscript gedruckt mitgetheilt worden. Er erscheint hier in sehr erweiterter und verbesserter Gestalt. Ich verstehe von den Sprachen des Orients gerade genug, um zu wissen, wie lückenhaft bis jetzt meine Kenntnisse sind. Mögen die Männer, vor deren Gelehrsamkeit ich mich beuge, entscheiden, ob meine Ergebnisse im Wesentlichen haltbar sind. Mir hat es wenigstens Freude und Genuss bereitet, Studien wieder aufzunehmen, die ich vor nun bald dreifsig Jahren unter Ewalds treuer Leitung mit Liebe gepflegt habe.

Erlangen, den 6. Juni 1863.

Rudolf von Raumer.

Inhalt.

Die Aspiration

und die

Lautverschiebung.

Eine

sprachgeschichtliche Untersuchung.



Vorwort.

Der Titel dieser Schrift verspricht Untersuchungen über die Aspiration und die Lautverschiebung. Inwiefern es rathsam sei, diese beiden Gegenstände in eine und dieselbe Untersuchung zu verflechten, muss die Abhandlung selbst darthun. Nur über die Begrenzung des Stoffes seien mir einige Worte erlaubt. Man wird dem Umfang dieser Schrift leicht ansehen, dass in ihr nicht Alles enthalten sein kann, was sich über Aspiration und Lautverschiebung sagen lässt; und damit der Leser nicht vergeblich nach einem inneren Grunde, warum diese oder jene Sprache von der Untersuchung ausgeschlossen sei, sich umsehe, will ich nur aufrichtig bekennen, dass sich der Umfang meiner Beobachtungen ganz nach dem Umfang meiner Kenntnisse richtete. Es kann nicht fehlen, dass dadurch manche, vielleicht sehr wesentliche, Lücke in meinen Untersuchungen geblieben ist. Dass aber eine solche Frage erschöpfend zu behandeln, geradezu ein Ding der Unmöglichkeit ist, eben dies ermuthigte den Verfasser, seine Untersuchungen in dem unvollkommenen Zustande, in welchem er sie hier vorlegt, auf gewisse Weise abzuschliefsen.

Wer mehr Sprachen übersieht als ich, wird gewiss Manches anders eingerichtet wünschen. So wäre vielleicht rathsam gewesen, die Untersuchung mehr an das Sanskrit als an das Griechische anzuknüpfen, schon wegen der unübertrefflich genauen Lautbezeichnung in der Dêvanâgarîschrift.*) Allein erstens geht mir die zur

*) Gleichwohl scheint mir ein so ausschliefsliches zu Grunde legen des Sanskrit, wie es Graff in der Einleitung zu seinem trefflichen ahd. Sprachschatz durchführt, nicht zu billigen.

sanskritischen Lautbestimmung nöthige Bekanntschaft mit den jüngeren indischen Sprachen ganz ab, und zweitens ist meine Kenntnis des Sanskrit selbst nicht ausgedehnt genug, um überall zu einem Endurtheil zu gelangen. Das über sanskritische Laute Bemerkte bitte ich deshalb als eine Zugabe zu betrachten. Um so mehr würde es mich freuen, wenn die hochverdienten Kenner des Sanskrit, denen ich hie und da zu widersprechen wage, sich durch meine Beweisführung überzeugt fänden.

Der eigentliche Kern meiner Abhandlung bezieht sich auf das Verhältnis der griechischen Stummlaute zu den deutschen. Darauf zielt Alles hin. Auch die Einleitung betrachtet weiter greifende Fragen nur in dieser besondern Beziehung. Ebenso sind die Untersuchungen über den eigentlichen Klang bisher ungenau bestimmter Laute der griechischen Sprache nur zu diesem Zweck angestellt. Kann die specielle Orthoepie der altgriechischen Dialekte aus unsern Ergebnissen einigen Gewinn ziehen, so ist auch der geringfügigste Beitrag zur Kenntnis eines solchen Volkes nicht zu verachten. Uns aber interessiert zunächst nur die sprachgeschichtliche Bedeutung der Laute. Ebendeshalb durften auch die griechisch-römischen Grammatiker nicht allzuweitläuftig behandelt werden, um nicht eine an sich schon schwierige und Vielen trocken scheinende Untersuchung noch verwickelter und ungeniefsbarer zu machen. Ich habe überall versucht, aus den zahlreich zu Gebote stehenden Stellen der Grammatiker die schlagendsten herauszuheben. Minder Bedeutendes ist nur dann angeführt worden, wenn es mit dem weniger Zweideutigen im Widerspruch zu stehen schien.

Bei den etymologischen Zusammenstellungen musste mein Princip demjenigen gerade entgegengesetzt sein, welches bei reinetymologischen Arbeiten in Anwendung kommt. Während nämlich in solchen Alles, was Jedem in die Augen springt, minder werthvoll, alles schon einmal Gesagte möglichst auszuschliefsen ist, hatte ich mich gerade an die handgreiflichsten Wortverwandtschaften zu halten. Das, worauf es mir eigentlich ankam, waren die phonetischen Verhältnisse der Sprachen. Was in dieser Hinsicht zugleich neu und gut ist in meiner Arbeit, mögen die Kenner der Sache prüfen.

Ungenauigkeit in der Bestimmung der Laute wird mir nicht leicht Jemand vorwerfen, vielleicht aber eine allzufein spaltende Genauigkeit, die sich in der Wirklichkeit nicht vorfinde. Inzwischen

lehrt die Erfahrung, dass man in der Auffassung der Laute nicht streng genug sein kann. Unsere Volksdialekte sind bekanntlich sehr verwahrlost. Wie fest halten sie nichtsdestoweniger an den ihnen eigenthümlichen Lauten! Man erinnere sich nur z. B. des schwäbischen *ischt*, *Lischt* u. s. w. Wer dies scheinbar Wandellose der mundartlichen Eigenthümlichkeiten im Auge behält, dem werden plötzliche, das ganze Sprachgebiet beherrschende Umgestaltungen eben so unerklärlich scheinen wie mir.*) Einen Theil dieser Unerklärlichkeit habe ich durch die Annahme eines allmählichen Lautwandels zu heben versucht. Zunächst zwar nehme ich diesen ununterbrochenen Fluss der Lautverschiebung nur für die durchgreifendste Umwandlung der indogermanischen Dialekte in Anspruch. Doch auch der viel beschränktere Wechsel der Lautreihen schliefst solch ein unbewusstes, vom einzelnen Theilnehmer der Sprachfortbildung unerkanntes Vorrücken der Laute keineswegs aus. Die Betrachtung der sanskritischen Palatalen z. B. zeigt uns das Mittelglied der k und t Laute (vgl. §. 47.). Wird auch auf diesem Wege immer noch Manches unerklärt bleiben, wird man auch vieles Vereinzelte wie bisher vom Vorwurf ziemlich willkürlicher Verderbnis nicht freisprechen können, so ist mir doch vielleicht gelungen, wenigstens im Verhältnis der deutschen und griechischen Stummlaute diese Stätigkeit der unbewussten Fortbildung überzeugend nachzuweisen.

Erlangen, den 19. Juni 1837.

Der Verfasser.

U e b e r b l i c k.

Die Untersuchung ist fortlaufend und hat nur einige grofse Hauptabschnitte. Paragraphen sind nur darum an den Rand gesetzt, um besser zurückweisen zu können.

Einleitung.

§. 1. Das Grimmsche Gesetz.

§. 2. Der Anl. zeigt dasselbe am standhaftesten.

[*) Vgl. die weiter unten folgenden Abhandlungen. (1863.)]

Ueberblick der Mutae und Spiranten.

Die Lautverschiebung.

Dentale Reihe.

Abkürzungen.

ahd. = althochdeutsch. — alts. = altsächsisch. — B. C. I. = Böckh, Corp. Inscr. — Bp. = Bopp. — Dd. = Doederlein, Lat. Etym. — Dz. = Düntzer, die Lat. Wortbildung. — g. = gothisch. — Gr. = J. Grimm, deutsche Grammatik. — Hel. = Heliand. — Hel. c. = Cod. Cottonianus. — Hel. m. = Cod. Monacensis. — Is. = Isidor. de nativ. domini, ahd. — K. = Kero. — mhd. = mittelhochdeutsch. — nhd. = neuhochdeutsch. — O. = Otfrid, ed. Graff. — Pt. = Pott. — skr. = sanskrit. — urd. = urdeutsch. — urgr. = urgriechisch.

Die römischen Grammatiker sind, wo nicht ausdrücklich eine andere Ausgabe angemerkt ist, nach Putsch citiert.

Den Dionys. Thrax in Bekk. Anecdd. führe ich unvorgreiflich unter diesem Namen an. Auf das Alter des unter diesem Titel gangbaren Buches ist nirgends von mir Gewicht gelegt.

Das Sanskrit ist nach der von Bopp eingeführten Weise mit lateinischen Lettern gedruckt. Nur dass der palatale Zischlaut durch ç bezeichnet wird.

Das Alts. ist ohne Bezeichnung der gedehnten Vocale geschrieben.

Einleitung.

---

§. 1. Unter allen Entdeckungen der vergleichenden Grammatik hat kaum eine so nachhaltige Folgen gehabt wie das durch Jakob Grimm gefundene Gesetz der Lautverschiebung. In der Hauptsache ist dasselbe gesichert; allein im Einzelnen herrscht noch mannigfache

Dunkelheit. Das Grimmsche Gesetz stellt sich, theoretisch durchgeführt, in folgendem Schema dar:

Griech.	P	B	F	T	D	Th	K	G	Ch
Goth.	F	P	B	Th	T	D	Ch	K	G
Ahd.	B	F	P	D	Th	T	G	Ch	K

Natürlich hat dies Gesetz, sowie jede Regel, seine Ausnahmen. §. 2. Grimm selbst hat I, 590 eine Anzahl solcher Abweichungen aufgeführt. Der Auslaut ist mannigfachen Wohllautsgesetzen unterworfen, die sich nur auf einzelne der hier in Betracht kommenden Sprachen erstrecken. Im Inl. greifen Consonanzverbindungen störend ein. Nur der Anl., sagen Bopp und Graff, zeigt die Lautverschiebung constant. Im Verhältnis des Griech. und Goth. hat sie Bopp hier immer beobachtet gefunden. Für die gothischalthochdeutsche Lautverschiebung tritt bekanntlich der Uebelstand ein, dass dem Goth. die gutturale Aspirate gebricht. Im Uebrigen zeigt das ſtrengahd. die Lautverschiebung ziemlich stetig. Nur für einen §. 3. einzigen Fall gibt weder Grimm noch Graff einen Beleg. Goth. anl. f sollte ahd. b werden. Das tritt aber nicht ein; um so merkwürdiger, da goth. th *niemals* im strenghd. stehen bleibt, sondern jederzeit zu d wird.

Indes dies ist nur ein einzelner, wenngleich eine Menge von Wörtern begreifender, Fall. Wichtiger scheint mir eine Dunkelheit im Gange der ganzen Lautverschiebung.

Den Uebergang der media in die tenuis, der tenuis in die §. 4. aspirata erklärt man sich, indem man sagt: Die Stummlaute werden mit der Zeit immer mehr verhärtet. Wie aber stellt man sich den Uebergang der Aspirata in die Media vor? Und zwar einer Aspirata, die durch Steigerung der Tenuis entstand. Denn so steht die Reihe:

Griech. *τ* = goth. *th* = hd. *d*
(*τλῆναι*) = (thulan) = (dolen).

Hier werden wir kaum zum Ziele kommen, wenn wir uns damit §. 5. begnügen, gewisse Buchstaben in gewissen Dialekten an der Stelle

anderer Buchstaben in andern Dialekten vorgefunden zu haben. Wir müssen auf das Wesen der mit diesen Buchstaben bezeichneten Laute eingehen, um zu sehen, wie aus dem einen der andere sich entwickeln konnte. Denn da die Umwandlung der Wörter nicht auf den geschriebenen Zeichen beruht und auf den Aehnlichkeiten derselben, sondern auf den gesprochenen Lauten, so müssen eigentlich mit aller klaren Etymologie phonetische Untersuchungen Hand in Hand gehen. Wie der Paläograph die allmählichen Uebergänge der Schriftzüge nachzuweisen hat, bis er durch eine Menge von Mittelstufen die ursprüngliche Gleichheit von Alphabeten zur Evidenz bringt, in denen der erste Anblick nicht die geringste Spur von Aehnlichkeit wahrnimmt: so hat der Etymolog durch eine möglichst vollständige Reihe der leisesten Lautübergänge den Zusammenhang herzustellen zwischen Wörtern, die jetzt seit Jahrtausenden getrennt sind. Ob diese Wörter gegenwärtig ähnlich klingen oder nicht, ist dabei gleichgültig; wie der Paläographie wenig darauf ankommt, ob sich das Aleph der hebräischen Quadratschrift und das grosse A unserer Cursiv gleich sehen. Trotz ihrer augenfälligen Verschiedenheit liegt doch beiden eine und dieselbe Gestalt zu Grunde. Auf dieselbe Weise fragt die etymologische Forschung nicht nach dem Gleichklange der Wörter. Aehnliches muss häufig getrennt, ganz verschieden Lautendes zusammengestellt werden. Nur muss der Etymolog seine Uebergangsstufen anzugeben wissen, sonst ist der Willkür Thür und Thor geöffnet.

§. 6. Um sich den Uebergang der Laute auf diese Weise zu vergegenwärtigen, ist es nöthig, die alten, jetzt nicht mehr gesprochenen Laute möglichst genau zu kennen. Ganz sicher aber sind uns die vollkommensten Sprachen nur durch die Schrift überliefert. Wir müssen demnach suchen, die alten Schriftzüge wiederum in klingenden Laut umzusetzen, wenn wir uns die phonetische Natur ausgestorbener Sprachen vergegenwärtigen wollen. Betrachten wir deshalb etwas genauer das Verhältnis der Schrift zum Laut.

Von den unendlich mannigfachen Lauten einer jugendfrischen Sprache kann auch die vollständigste Schrift nur gewisse Grenzpunkte auffassen.*) So kann z. B. Niemand leugnen, dass sich zwischen d, als dem weichsten, und t, als dem härtesten unserer Dentalen eine unzählbare Schar von mittelharten Zahnlauten denken

---

*) Vgl. W. Grimm, Runen.

lässt.*) (Vgl. §. 26.) Wir werden später sehen, dass diese Mannigfaltigkeit von Zwischenlauten in der lebendigen Rede wirklich nachgewiesen werden kann. Die Schrift dagegen muss sich begnügen, den weichsten und den härtesten Grad zu bezeichnen. Alles, was dazwischen liegt, muss sich gefallen lassen, unter d oder unter t eingereiht zu werden. Dass diese Mannigfaltigkeit der Laute sich nicht blofs auf die Quantität (z. B. d, t), sondern auch auf die Qualität derselben (z. B. k—t) bezieht, werden wir im Verfolg zu zeigen suchen.

§. 7. Nachdem eine mehr oder minder vollkommene Schrift sich der Laute einer Sprache, so gut es gehen will, bemächtigt hat, fährt die lebendige Rede dennoch fort, ihre Klänge umzugestalten; wie z. B. das Italienische nicht selten an der Stelle eines latein. t ein z hat. Diese Umwandlung hat man sich auf verschiedene Art gedacht. Man nahm an, ein Wort, das bis auf eine ganz bestimmte Zeit mit t gesprochen wurde, habe nun von da an plötzlich ein z erhalten. Wenn also die Römer zu Augustus Zeit jus-ti-ti-a sagten, so veränderten dies die Zeitgenossen des Isidorus von Sevilla**) in justi-zi-a. Ich gestehe, dass ich mir bei einer Sprache, die sich in einem zahlreichen Volksstamme, vom Vater auf den Sohn ohne Störung fortgepflanzt, frei entwickelt, keinen Begriff von einer solchen plötzlichen Lautvertauschung machen kann. Man führt das Beispiel der Kinder an, die, bevor sie gehörig reden lernen, häufig Laute miteinander verwechseln. Um zu beweisen, dass sich dasselbe Ungeschick auch bei Erwachsenen findet, beruft man sich auf das Unvermögen einzelner Individuen, gewisse Buchstaben auszusprechen. Allein veranschaulicht man sich die Lautverwandlung einer ganzen Sprache, so wird man leicht sehen, dass solche Beispiele wenig Analogie haben. Man denke sich z. B., dass die Allemannen bis zu einem gewissen Jahre den Zahn tanth***) nannten. Nun soll dieses tanth in zand umgewandelt werden. Ist wirklich *t plötzlich* in unser nhdes deutliches z verwandelt worden, so muss doch noth-

---

[*) Vgl. die weiter unten folgenden Abhandlungen: Die sprachgeschichtliche Umwandluug und die naturgeschichtliche Bestimmung der Laute I. 5. — Die geschichtliche Entwickelung der Laute IV. 3. — Ueber den Unterschied der harten und weichen (tonlosen und tönenden) Laute. (1863.)]

**) Bei ihm ist die erste Angabe über die Aussprahe des ti = zi.

***) Goth. tunthus.

wendig *ein* Mensch den Anfang gemacht haben. Wäre dieser Eine der einzige seines Stammes gewesen, so liefse sich denken, dass eine solche aus Ungeschick oder Laune hervorgegangene Lautvertauschung auf seine Kinder und Kindeskinder vererbt worden wäre. Nun finden sich aber Lautverwandlungen, die geschichtlich nachweisbar vor sich giengen, als die Stämme, welche die betreffenden Sprachen redeten, schon sehr zahlreich waren. Wie will man sich hier eine plötzliche Vertauschung des t mit z denken? Soll etwa t eine dem ganzen Stamm unmögliche Ekphonese gewesen sein? Das lässt sich auf keinen Fall annehmen; denn eben dieselben Allemannen, welche t mit z vertauschten, haben d in *t* umgewandelt. Gerade hier aber drängt sich uns ein Beispiel auf, an welchem sich die wahre Natur der Lautverwandlungen nicht verkennen lässt. Bei dem Uebergange von d in t wird gewiss Niemand an eine plötzlich eingedrungene Vertauschung beider Laute denken. Es liegt am Tage, dass d immer mehr verhärtet wurde, bis es endlich dem Laute entsprach, welchen die Schrift mit t bezeichnete. Auf diese Weise lassen sich, wenigstens in den Hauptsprachen sanskritischer Familie, fast alle Lautübergänge erklären, wenn auch die Begründung des Einzelnen häufig mit grofsen Schwierigkeiten verknüpft ist. Inzwischen, von den besondern Fällen abgesehen, wird Niemand in Abrede stellen, dass jeder durch Mittellaute erklärte Uebergang, wie der des d in t, denkbar und natürlich ist, während das plötzliche Vertauschen des einen von unsern ausgeprägten Lauten mit dem andern sich schwer auf eine genügende Weise deuten lässt.*)

§. 8. Ueber das Allmähliche der Lautverwandlungen sind meines Wissens die tüchtigsten neuern Sprachforscher einig. Nur ein Punkt scheint mir noch nicht gehörig hervorgehoben. Man denkt sich nämlich die Sache gewöhnlich so: Irgend ein bestimmter Laut hält sich Jahrhunderte lang unverändert, bis endlich die Zeit seiner Umwandlung gekommen ist, und nun geht er in einigen Decennien durch unterschiedliche Mittelstufen in einen andern über. Etwa wie das Wasser eines Teiches das ganze Jahr an einer Stelle bleibt,

---

*) NB. Man unterscheide wohl 1) die durchgreifende Verwandlung des einen Lautes in den andern von der alleinstehenden Corruption einzelner, besonders fremder Wörter; 2) die Umgestaltung unabhängiger Anlaute von dem durch euphonische Gesetze bedingten Lautwechsel. [Vgl. übrigens die S. 11 Anm. * angeführten Abhandlungen und die über das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm IV. (1863.)]

bis es im Herbst in einen tiefer gelegenen Wasserbehälter abgelassen wird, wo dann in wenigen Stunden dasselbe Wasser, das eben noch den ersten Teich füllte, seinen Spiegel an einer tiefern Stelle ausbreitet. Ich möchte dagegen die Laute einer lebendigen Sprache einem Strome vergleichen, der, nie rastend, an keiner Stelle verweilt. Die Klänge einer jugendlichen Sprache sind nichts Starres, Stehenbleibendes; sie sind in einer stätigen, ununterbrochenen Entwickelung begriffen. An einigen Lauten lässt sich dieses Fortwachsen auch noch in den jüngsten Perioden der Sprachgeschichte beobachten. Andere scheinen sich mehr gleich zu bleiben. Doch sind vielleicht unsere Beobachtungen zu jung und das Wachsthum dieser Laute zu langsam, um jetzt schon erkannt zu werden.

§. 9. Wenn eine Sprache schon eine Literatur hat, wie benimmt sich die Schrift, wenn nach und nach die Laute nicht mehr mit den Buchstaben stimmen wollen? Es ergeht ihr wie einem ungenau angelegten Festkalender, welcher nach einigen hundert Jahren die Frühlingsfeste mitten in den Winter fallen lässt. Wenn nun auf diese Art Schriftzeichen und Laut nicht mehr stimmen, so kann ein doppelter Fall eintreten:

1) Man lässt das alte Zeichen stehen und gibt ihm eine ganz veränderte phonetische Geltung. Wenn z. B. im Italienischen g vor e und i allmählich zu dsche wird, so ist dies dsche ein von ga, go, gu grundverschiedener Laut; nichtsdestoweniger hat man das alte Zeichen der hellen nicht aspirierten Gutturale beibehalten, und wer italienisch lernt, muss sich nun merken, dass g vor e und i keinen gutturalen Laut bezeichnet. Man kann dies die historische Schreibung nennen.

2) Die Schrift sucht, sobald sich der Laut in einer Weise ändert, die ihr wesentlich scheint, demselben nachzukommen, und verwendet nun in den umgewandelten Wörtern andere den Lauten mehr entsprechende Buchstaben. So setzt das Italienische an die Stelle des alten justitia sein giusti*z*ia. Wir nennen dies phonetische Schreibung. Ihr Grundsatz ist: Schreib wie du sprichst. Nach der Geschichte der Sprache hat sie nicht zu fragen.

Unter den mir bekannten neuern Sprachen ist keine, die dem einen oder dem andern System streng folgte. Das Französische, Italienische*) und Englische halten sich im Ganzen an die histo-

---

[*) Das Italienische hat vielmehr eine beinah durchgeführte phonetische

rische Schreibung, das Neuhochdeutsche mehr an die phonetische. Daher kommen die Klagen der Deutschen über das Missverhältnis der englischen Aussprache zur englischen Orthographie. Geschriebenes Englisch gehört eigentlich einer ganz andern, viel frühern Sprachperiode an als das gesprochene. Daher bedarf man, um englisch Geschriebenes nach der jetzt gangbaren Aussprache vorlesen zu lernen, nicht blofs phonetischer Regeln, sondern geradezu phonetischer Wörterbücher. Wie übrigens das Englische die historische Schreibweise nicht streng durchführt (vgl. z. B. he loves), so ist die nhd. Orthographie keineswegs rein phonetisch. Was haben z. B. s+c+h mit dem Laute des breiten lingualen s zu thun? Dieser Ueberrest einer frühern Sprachniedersetzung in unserer nhd. Schrift konnte sogar einige Sprachforscher verführen, dem Anlaut des nhd. *sch*ön die Einfachheit abzusprechen. Wer aber nhd. sprechen hört, ohne unsere Orthographie zu kennen, wird den Anlaut von *sch*ön ebenso gut einfach nennen wie den von *s*alben. Wenn aber Jemand dennoch *sch* für einen zusammengesetzten Laut hält, so wollen wir ihm den Versuch überlassen, den Anlaut von *sch*ein in seine *phonetischen* Elemente zu zerlegen.

Für den praktischen Gebrauch mag es allerdings am gerathensten sein, keins der beiden Systeme streng durchzuführen. Denn welche Sprachperiode hat das Recht, auf eine ewige Fortdauer in der Schrift Anspruch zu machen? Sollen die Franzosen schreiben caballos und dies ungefähr schevô (nach nhd. Schreibweise) aussprechen? Andererseits lässt sich gegen das Feldgeschrei der Phonetiker: „Schreib wie du sprichst“, einwenden, dass wir Deutsche wenigstens nach diesem Grundsatze auf eine gleichmäfsige Orthographie Verzicht leisten müssten.*)

Ist es demnach nicht gerathen, die Orthographie nach dem einen der beiden Systeme zu regulieren, so hat doch der Sprachforscher die Pflicht, beide Schreibarten streng auseinanderzuhalten. Er kann dabei von dem Satze ausgehen: jede historische Schreibung ist einmal irgendwo in irgend einer Weise phonetisch gewesen. Nehmen wir z. B. als den Laut des altgriech. *o* unser kurzes o, als den des Jota unser ĭ an, so scheint mir kein weiterer Streit von-

Schreibung. Fälle wie das vorher angeführte g vor e und i bilden nur vereinzelte Ausnahmen (1863).]

[*) Vgl. zur richtigen Begrenzung des oben Gesagten die unten folgenden Abhandlungen über deutsche Rechtschreibung. (1863.)]

nöthen, wie Derjenige οἱ ἄλλοι aussprach, welcher die Termination des nom. plur. decl. 2 zuerst durch οι bezeichnete. Ist die Annahme über die Aussprache des ο und ι richtig, und dürfen wir glauben, dass die Schreibung οι ihrem Laute entsprach, was nur durch directe, nimmermehr aufzubringende Gegenbeweise widerlegt werden könnte, so darf man für die ursprüngliche Ekphonese von οἱ ἄλλοι schlechterdings nur das Erasmische hoi alloi gelten lassen. Wann aber dieser Diphthong in einen einfachen Vocal, sei es ô oder î überging, ohne dass die Schrift sich änderte, ist eine ganz andere Frage. Die Römer schreiben moechus, Oeneus u. s. w. *) Woraus man schliefst, dass dies röm. o + e vom Anfang an = einem einfachen ô gesprochen worden sei, wüsste ich nicht zu sagen. Der Buchstabengehalt fodert vielmehr die Aussprache ŏĕ zum Diphthong vereinigt, nicht aber zum einfachen getrübten ô (schön) verschmolzen. **) Dieses ŏĕ als Diphthong liegt einerseits dem griech. οι näher, andererseits wird man sich aus Anm. 2 erklären, wie ŏĕ zu ô werden konnte.

§. 10. Die etymologische Forschung ist zunächst darauf angewiesen,

---

*) Vgl. Thiersch Gramm. 29 fg.

**) Was ist denn überhaupt der Unterschied zwischen einem Diphthong und einem einfachen Vocal? Der einfache reine oder getrübte Vocal wird ohne Bewegung der Lautwerkzeuge hervorgebracht; beim Aussprechen jedes Diphthonges verändert sich die Lage der Organe, z. B. ô kann man so lang dehnen als man will, ohne dass Mund und Zunge ihre Lage verändern. Nicht so au. Hier findet immer ein Hintereinander des a und u statt. Wenn nun bisweilen au allmählich in ô übergeht, so ist dies anzusehen als eine wechselseitige Assimilation der beiden Bestandtheile des Diphthongen. a und u kommen sich auf halbem Wege entgegen und bilden ŏ + ŏ = ô. Unter den Tönen findet sich neben der Melodie die Harmonie. Bei den Lauten gibt es kein Nebeneinander, nur ein Nacheinander, d. h. nur Melodie. Die Doppelvocale sind ein Ansatz zur Harmonie der Laute. Der alle nicht aspirierten selbständigen Vocale anlautende Spir. lenis wird dem zweiten Bestandtheil des Diphthonges genommen und dadurch werden zwei Laute so rasch hinter einander hervorgebracht, dass sie dem Hörenden zusammenklingen.

Für die diphthongische Natur des römischen ae haben wir ein directes Zeugnis aus der Zeit des Cicero. A. Gell. XIX, 12 theilt mit aus P. Nigidius: A et O semper principes sunt; I et U semper subditae; E et subit et praeit. In Euripo praeit; *subit in Aemilio,* d. h. im Diphthong eu geht das e voran, in ae spricht man es nach dem a. Mithin ăĕ wie ăĭ und ăŭ zu sprechen. Denn Nigidius spricht nicht etwa blofs von der Schrift. Er beobachtete wirklich die physische Entstehung der Laute, wie aus seiner Bemerkung über die gutturale Nasalis bei Gell. l. l. erhellt.

die ursprüngliche Aussprache eines Worts zu finden, d. h. sie untersucht, wie man ein Wort sprach, als man es zuerst mit den in den schriftlichen Denkmälern gebrauchten Zeichen ausdrückte.

Wie bestimmt man aber die Laute solcher Sprachen, die, in ihrer alten Gestalt nicht mehr vorhanden, uns nur durch schriftliche Denkmäler bekannt sind? Für das Lateinische, Griechische und Sanskrit hat sich eine ununterbrochene Tradition erhalten. Das Lateinische hat sich in den Schulen des Abendlandes, das Griechische zu Konstantinopel und anderwärts, das Sanskrit unter den Brahmanen durch mündlichen Unterricht fortgepflanzt. Wir dürfen annehmen, dass jeder Lehrer seinem Schüler die Sprachelemente möglichst eben so mittheilte, wie er sie selbst gelernt hatte. Wo sich demnach die Tradition nicht mit sich selbst im Widerspruche findet und kein triftiger Grund, an ihrer Richtigkeit zu zweifeln, vorhanden ist, da werden wir den für ein Schriftzeichen überlieferten Laut als ziemlich unverändert ansehen dürfen.

§. 11. Allein in vielen Fällen steht die Tradition mit sich selbst oder mit anderweitigen Zeugnissen im Widerspruche. Der Streit über die Aussprache des lateinischen c vor e und i ist bekannt. Während die Einen der in Deutschland verbreiteten Tradition folgen und Zizero sagen, eifern die Andern für Kikero. Noch Andere endlich sprechen Tschitschero, gemäfs der italienischen Buchstabengeltung. Bisweilen stimmt auch die Tradition mit sich selbst überein; aber ausdrückliche Zeugnisse der alten Grammatiker lassen sich nicht mit ihr vereinigen. So sprechen Neugriechen, und so viel ich weifs alle Schulen des gebildeten Europa das griechische φ wie das lateinische f aus. Dagegen haben wir die unzweideutigste Aussage des Quintilian, dass φ einen andern Laut bezeichnete als f. Wie hilft man sich in solchen Fällen, um zur wahren Geltung der Schriftzeichen zu gelangen?

§. 12. Man hat verschiedene Wege eingeschlagen, um dies Ziel zu erreichen. Man hat z. B. die Eigennamen, die eine Sprache von der andern herübernahm, verglichen und daraus für die eine wie für die andere Sprache Schlüsse gezogen. Dies Mittel ist nicht ganz zu verwerfen, doch wird sich nicht allzuviel damit ausrichten lassen.

Fürs erste könnte man einwenden, dass wir bei solchen Vergleichungen aus alten Sprachen, z. B. dem Lateinischen und Griechischen, weder die eine noch die andere Aussprache genau kennen.

Doch wird man allerdings bisweilen die Geltung der Buchstaben in der einen Sprache mit mehr Sicherheit ermitteln können, als in der andern, und insofern sollte sich durch Wechselschlüsse wohl Manches entziffern lassen, wenn nur nicht eine andere Schwierigkeit im Wege stünde. Denn nehmen wir selbst die Aussprache des einen Volks als sicher bekannt an, wer bürgt uns dafür, dass dies Volk sich wirklich die Mühe gab, die Eigennamen seiner Nachbarn genau in Schrift zu fassen? Was machen nicht die Franzosen aus unsern deutschen Nominibus propriis? Wenn ein Spanier sich die deutsche Aussprache aus unsern ins Französische übertragenen Eigennamen construieren wollte, so dürfte er einen sonderbaren Begriff von der Geltung unserer Buchstaben bekommen.

§. 13. Andere gründeten auf die euphonischen Gesetze der Buchstabenverbindungen Forschungen über die Laute. Auch diese Methode hat in vielen Fällen ihr Gutes. Nur bleibt sie dadurch meist sehr schwankend, dass man erstens nicht jede Consonanzverbindung, die *unserm* Ohr und Munde schwierig erscheint, sofort für unmöglich erklären darf; zweitens aber die Wohllautsgesetze einer gebildeten Sprache gar nicht darauf ausgehen, alle physisch möglichen Lautverbindungen wirklich herzustellen.

§. 14. Eine weitere Quelle für die Bestimmung alter Ekphonesen sind die Zeugnisse der Grammatiker. Aber so wichtig diese sind, lehrt doch die Erfahrung, dass sie die neuern Bearbeiter der antiken Lautlehre in den wichtigsten Fällen zu keinen sichern Resultaten geführt haben.*) Sehr natürlich; denn um alle Lautbeschreibungen ist es eine missliche Sache, wenn sie nicht einer bestimmten Methode folgen und der Leser den Schlüssel zu dieser Methode hat. Einzelne hingeworfene Bemerkungen werden meist erst verständlich, wenn man schon auf dem richtigen Wege ist, und können dann zu sehr erfreulicher Bestätigung dienen. Die Untersuchung an solche dem gröfsten Missverständnis ausgesetzte Stellen anzuknüpfen, ist nicht gerathen. Zudem muss die etymologische Lautforschung häufig in Zeiten zurückgehen, in denen von Grammatikern noch keine Rede ist.

§. 15. Die neuern Ergebnisse der vergleichenden Grammatik geben ein bisher wenig angewandtes Mittel an die Hand, die Laute ausgestorbener Sprachen fester zu bestimmen. Die ursprüngliche Iden-

*) Z. B. über φ.

tität der indogermanischen Sprachen ist anerkannt. Die Einerleiheit vieler Wörter ist evident. Man denke z. B. nur an die Zahlwörter. Daraus ergeben sich gewisse Erfahrungssätze über das etymologische Entsprechen der Buchstaben. Finde ich im Griechischen die Zehnzahl durch δέκα, im Sanskrit durch daçan ausgedrückt, so darf ich bei der sonstigen Gleichheit der griechischen und indischen Numeralia sagen: ein sanskritisches ç entspricht hier einem griechischen κ. Oder begegnet mir an der Stelle eines griechischen Delta durchweg ein gothisches t, so steht mir der Satz fest: ein gothisches t entspricht etymologisch einem griechischen δ.*)

§. 16. Mit dieser etymologischen Identität ist nicht zu vermengen die sich bisweilen findende graphische Uebereinstimmung. So ist z. B. das lateinische F graphisch einerlei mit dem äolischen Digamma, während es etymologisch fast immer dem φ entspricht. Will man nun Schlüsse ziehen auf die frühere Gestalt der Wörter oder die ursprüngliche Geltung der Buchstaben, so darf man die etymologische und die graphische Identität durchaus nicht vermischen, sonst verwickelt man sich in ein unentwirrbares Knäuel von Missgriffen. So hat z. B. die Lehre vom Digamma unter dieser Begriffsverwirrung gelitten.**) Wie wenig sich die graphische

---

*) Vgl. Pott, etymolog. Forschungen, Bd. 1.

**) Es ist hier nicht der Ort, die Sache erschöpfend darzustellen. Das Verhältnis des römischen F zum äol. Digamma ist kürzlich dies:

In dem semitischen Alphabet, welches der griechischen wie der römischen Schrift mittelbar oder unmittelbar zu Grunde liegt, findet sich in sechster Stelle das Zeichen ו (vau). Dies Zeichen hat sich im Griechischen zu zwei Buchstaben für zwei Laute entwickelt, nämlich zu dem consonantischen Ϝ (Vau, Digamma, an sechster Stelle) und zu dem vocalischen Υ (ypsilon). In dem vollständigen lateinischen Alphabet des Augusteischen Zeitalters dagegen finden wir das ursprüngliche Vau der Semiten in drei Zeichen für vier Laute zerspalten:

I. *Consonantisch.* 1) F (ef), fast immer als semivocalischer Rest der ursprünglichen Labialaspirate (pʿ), *etymologisch* entsprechend einem griechischen φ, skr. bʿ, goth. b;

2) U, als vau consonantisch (Quintil. I, 4, 8—10. XII, 10, 29. Donat. p. 5. Lind. Charis. p. 1. Diomed. p. 416), weiche Labialspirans, etymologisch meist dem äol. Digamma, goth. v, hd. w, skr. v entsprechend.

II. *Vocalisch.* 1) u;

2) das herübergenommene Ypsilon.

So erhalten wir das Ergebnis: Das lat. F ist graphisch dem Digamma aeolicum

und etymologische Identität bedingen, nimmt man am besten an einigen gothischen Buchstaben wahr. Dasselbe Zeichen, das im Griechischen die dentale Aspirate ausdrückt (Θ), verwendet der Gothe für sein hv.

Ebenso wenig hat die etymologische Uebereinstimmung mit der phonetischen etwas zu thun. So entspricht etymologisch ein englisches d einem nhd. t. Dass diese beiden Buchstaben phonetisch sehr verschieden sind, weifs ein Jeder.

§. 17. Natürlich können sich die graphische und phonetische Identität oft vereinigt finden. Ja bei zwei Sprachen, deren Schrift dasselbe Alphabet zu Grunde liegt, werden sich sogar gewöhnlich beide vereinigt finden, z. B. bei den meisten lateinischen und griechischen Buchstaben. Allein wie hier das Auseinandertreten der graphischen und phonetischen Uebereinstimmung nur ausnahmsweise vorkommt, so fallen unter gewissen Umständen die etymologische und phonetische Identität fast niemals zusammen. Dies finden wir z. B. im Verhältnis der gothischen Stummlaute zu den griechischen. Halten wir fest an dem Satze, dass alle indogermanischen Sprachen Töchter einer und derselben Mutter sind, so müssen wir aus der etymologischen Identität zweier Wörter nothwendig auf einstmalige phonetische Gleichheit schliefsen. Bietet demnach für die Zahl Zehn das Griechische *δέκα*, das Gothische taihun, das Hd. zehn, so sehen wir uns nach derjenigen Form um, welche als die älteste allen dreien zu Grunde liegt. Diese Form kann entweder mit einer der drei bekannten zusammenfallen, oder sie könnte auch eine vierte, nirgend mehr vorgefundene sein. Im ganzen werden die Sprachen die ursprünglichsten Formen bewahren, welche geschichtlich am frühesten auftreten. Erleidet dieser Satz gleich mannigfache Ausnahmen, so ist er doch für das Grimmsche Lautverschiebungsgesetz ganz besonders gesichert. Die durchgreifende Uebereinstimmung der griechischen Mutae mit denen des Sanskrit verbürgt die-

---

identisch, etymologisch aber entspricht es dem griech. *φ*, phonetisch lässt sich kein altgriech. Laut dem f vergleichen. Denn das Griech. hat kein f. Wo das Lateinische f hat, setzt das Griechische *φ*. Grade daraus aber, dass Ef etymologisch ein vereinfachtes *Φῖ*, phonetisch aber ein geschärftes vau ist, lässt sich die römische, grofsentheils nur scheinbare Verwirrung in Laut und Schrift erklären. Jedenfalls aber ist es ein Missverständnis, wenn man aus der unleugbaren graphischen Identität des Ef und des Digamma ihre etymologische oder phonetische Einerleiheit folgern will.

sen beiden uralten Literatursprachen die gröfsere Ursprünglichkeit im Verhältnis zu den davon abweichenden deutschen Mundarten. Wir dürfen deshalb annehmen, dass sich die deutschen Lautverhältnisse aus den indogriechischen oder ähnlichen, nicht aber umgekehrt die griechischen aus den deutschen entwickelt haben.

§. 18. Das etymologische Verhältnis der griechischen Buchstaben zu den gothischen, der gothischen zu den hochdeutschen ist durch das Grimmsche Gesetz festgestellt. Es ergibt sich, dass in den Fällen, wo wir die altgriechischen Laute kennen, das Gothische (und im ganzen auch das Altsächs., Englische u. s. f.) in demselben Verhältnis zum Griechischen steht wie das Nhd. zum Gothischen. Da wir nun nach §. 8. kein willkürliches Vertauschen, sondern ein allmähliches Weiterwachsen der Laute annehmen, so schliefsen wir, dass sich die gothisch-englischen Laute auf dieselbe Weise aus den griechischen entwickelten, wie die hd. aus den gothischen. Treffen wir z. B. an der Stelle eines hd. d ein englisches th, an der des englischen d ein griechisches ϑ, so folgern wir, dass das griechische ϑῆτα einen ähnlichen Laut hatte wie das englische th. Da wir nun die Laute der gothischen Stufe mit mehr Sicherheit bestimmen können als die der griechischen, so haben wir uns dadurch die altgriechischen Laute um ein Bedeutendes näher gerückt. Indes so wahrscheinlich es ist, dass die gothischen Laute sich ganz auf gleiche Weise aus denen der griechischen Stufe entwickelten, wie die nhd. aus den gothischen, so ist es doch keineswegs nothwendig. Haben wir deshalb durch Rückschluss aus der gothisch-hochdeutschen Lautentwickelung irgend einen griechischen Laut bestimmt, so sehen wir uns um, welche Klänge diesem von uns gefundenen altgriechischen Laute in andern urverwandten Dialekten entsprechen. Zunächst wenden wir uns zu der Tochter des Altgriechischen, zum Neugriechischen. Finden wir hier einen Laut, der dem unsrigen so ähnlich ist, dass er sich mit gröfster Wahrscheinlichkeit daraus ableiten lässt, so können wir mit ziemlicher Sicherheit den von uns auf ganz anderm Wege gefundenen Laut für richtig halten. Wir haben dadurch zugleich den Vortheil, dass wir nicht blofs einen zu irgend einer Zeit gesprochenen Laut finden, sondern zugleich angeben können, welche Richtung dieser Laut in verschiedenen Dialekten nahm. Wir kennen nicht blofs den Laut, sondern auch sein Leben.

Mit den so gewonnenen Resultaten wenden wir uns zu den

§. 12—14. angezeigten Mitteln, durch welche man antike Ekphonesen herauszubringen suchte. Von besonderer Wichtigkeit sind uns die Zeugnisse der alten Grammatiker. Nicht selten finden sich unter diesen Widersprüche.*) Diese zu schlichten oder uns für den einen Grammatiker gegen den andern zu erklären, überschreitet nicht unsere Befugnis. Stimmen dagegen unzweideutige Aussprüche der alten Grammatiker mit unserm Ergebnisse nicht, so haben wir irgendwo entweder falsch beobachtet oder falsch geschlossen. Finden wir aber die Zeugnisse der Zeitgenossen im ungezwungensten Einklange mit unserer anderweitig gewonnenen Ansicht, so brauchen wir kaum mehr einen Einwurf gegen unsere phonetischen Bestimmungen zu befürchten.

Ueberblick der Mutae und Spiranten.

§. 19. Will man sich in Sachen der Aussprache schriftlich verständigen, so ist vor allem nöthig, dass sich der Lesende und Schreibende bei den gleichen Zeichen die gleichen Laute vergegenwärtige. Wegen des Schwankenden, Veränderlichen der Laute ist dies zwar in höchster Potenz unmöglich, denn genau genommen spricht kein Mensch einen Buchstaben ganz so aus wie der andere. Nichtsdestoweniger müssen wir uns mindestens annäherungsweise über die phonetische Geltung der gebrauchten Zeichen verständigen. Deshalb möge hier folgender Ueberblick der in dieser Abhandlung vorkommenden einfachen Laute stehen. Um sich von der Richtigkeit der gebrauchten Eintheilungen und Bezeichnungen zu überzeugen, möge der Leser hier so wie in allen phonetischen Theilen der Abhandlung mit Mund und Ohr nachprüfen.

§. 20. Alle Consonanten zerfallen in solche, die man dehnen kann, und solche, die man nicht dehnen kann.

Ssss kann man ohne Absetzen forttönen lassen, so lange der Athem reicht. Man versuche dasselbe mit t oder p und man wird

*) Z. B. über das römische f.

sich bald von der Unmöglichkeit überzeugen. Der Grund dieser entgegengesetzten Eigenschaften liegt in der Art, wie s und p hervorgebracht werden. Man kann die Zunge so zurecht legen, dass bei dem Hindurchstofsen des Athems der Laut s entsteht, ohne dass die Zunge ihre Lage verändert. Sie war so gelegt, dass die Ritze für die Schwingungen des s zwischen ihr und den Zähnen offen blieb, und diese Ritze verändert sich, während ssss hindurchzischt, im ganzen *gar nicht.* Deshalb hat auch s keinen Grund der Begrenzung in sich, es wird nur willkürlich abgebrochen.

Anders Pe. Ehe pe hervorgebracht wird, sind die Lippen *ganz* geschlossen. Die Luft drückt gegen den Verschluss. Nicht das Geringste von Athem kann hindurch. Die Lippen öffnen sich und in dem Moment entsteht p und ist auch sogleich vorüber. P ist der Moment der Lippenöffnung, die Grenze zwischen Verschluss und Nichtverschluss, und wie eine mathematische Linie raumlos, so ist p zeitlos. *)

Auf diese Weise unterscheiden sich die Mutae und Spiranten. Die Mutae entstehen durch vollkommene Schliefsung der Organe und deren plötzliche Oeffnung, sind deshalb momentan. Die Spiranten entstehen durch blofse Annäherung der Organe und sind an sich so unbegrenzt wie die Vocale. **)

§. 21. Man schliefse die Zunge an den Gaumen, so weit hinten als möglich, so entsteht durch Oeffnung des Verschlusses k bei starkem, g bei schwachem Druck der Luft gegen die sperrende Zunge.

Man schliefse die Zunge an Gaumen und Zähne, so weit vorn wie möglich, so entstehen t und d.

Durch Schluss der Lippen werden p und b hervorgebracht.

Durch Annäherung der Organe möglichst weit hinten entsteht *ch* (sa*ch*e) und hh (weicher als ch, z. B. in ich mahh (volo) = mag provinziell); weiter vorn bildet sich durch Annäherung der Mittelzunge an den Gaumen *j̧* (si*ch*el, falx) und j (ja), weiter vorn s̀ (*sch*ön, hd.) und s̓ (je, ego, französ.); ganz vorn gegen die Zähne hin sz (gie*sz*en) und s (wei*s*e, sapiens). Durch Annähe-

---

*) Man spreche p im Anl. Wir suchen hier nur ein Eintheilungsprincip der Mutae und Spiranten und lassen deshalb alles nicht unmittelbar hierher Gehörige, z. B. die Untersuchung über Ton und Laut, bei Seite.

**) So ist der Gegensatz der Mutae und Spiranten. Wie sich die übrigen Semivocales von den Spiranten unterscheiden, ist uns hier gleichgültig. Ueber r siehe Einiges in §. 51.

rung der obern Schneidezähne an die Unterlippe entstehen f (schla*f*en und w (*w*erden), mit ital. Buchstaben verden, nicht *οὐερδεν* zu sprechen.*)

Zwischen f und w ist nur ein quantitativer Unterschied, ebenso wie zwischen sz und s.

B ist nach der Vorschrift mit vollkommener Lippenschliefsung als weicheres p zu sprechen, *nicht* wie ein ital. v.

§. 22. Wir erhalten demnach folgende Consonantentafel:

	Hart.	Weich.
I. Gutturale.		
a) Mutae	k	g
b) Spir.	ch (sa*ch*e)	hh (mahh, libet)
Palatale.		
Spir.	ʝʝ (si*ch*el)	ʝ (ja)
Lingual.		
Spir.	s^c (*sch*ön)	$s^{ʾ}$ (je)
II. Dental.		
a) Mutae	t	d
b) Spir.	sz	s
III. Labial.		
a) Mutae	p	b
b) Spir.	f	w

Anm. Von den Palatalen und Lingualen wird später die Rede sein. Dass von hinten nach vorn gegangen ʝ zwischen ch (sa*ch*e) und s (wei*s*e) gesprochen wird, merkt Jeder gleich. Ebensowenig kann dem aufmerksameren Beobachter entgehen, dass der Ausl. von mich, stich u. s. w. nach der im gebildeten Hochdeutsch geltenden Aussprache nichts zu thun hat mit dem Ausl. von fach, dach, sprach: dass dagegen der Ausl. von mich, der inl. Cons. von sichel qualitativ genau derselbe ist wie der Anl. von *j*a, nur mit einer Schärfung. Es verhält sich ʝʝ (siʝʝel) zu ʝ (*j*a) ganz wie sz (schlie*sz*en) zu s (We*s*en). Dass s^c (*sch*ön) weiter vorn hervorgebracht wird als ʝ, bedarf gleichfalls keines Beweises. Will aber Jemand prüfen, ob s^c oder s weiter vorn gesprochen wird, der sage hintereinander s^c s und er wird das Vorwärtsgehen, und s s^c und er wird das Zurückziehen der Zungenspitze bemerken.

---

*) Nicht von der Richtigkeit der einen Aussprache ist die Rede, nur um Verständigung ist es zu thun.

Das französ. j in je (ego) ist eigentlich dem s̒ (sch) der meisten deutschen Dialekte nicht ganz entsprechend, doch gehört seine Pronunciation in die Lingualreihe. Wir werden den lingualen Zischlaut da, wo uns auf Härte oder Weiche nichts ankommt, mit dem uns geläufigen Zeichen sch ausdrücken.

§. 23. Wir haben Stummlaute wie Spiranten in harte und weiche getheilt. Auch die vollkommensten Alphabete begnügen sich in der Regel damit, diese äufsersten Grenzen durch besondere Zeichen auszudrücken. Die lebendige Sprache, zumal wenn sie noch keinen Einfluss der Schrift erfuhr, beschränkt sich natürlich nicht auf diese beiden Grenzlaute, B und P, den weichsten und den härtesten. Sie kennt die ganze Reihe der Mittelstufen von b bis p. In unsrer sehr gealterten Sprache lassen sich diese feineren Uebergänge besonders an dem Beispiel ganzer Dialekte nachweisen. Setzt man das weichste d niederdeutscher Dialekte als dentale media*), so fehlt dieser Laut den oberdeutschen Dialekten ganz. Alle bayrischen, schwäbischen *der*, *den* etc. lauten ein weniges härter an, als das *det* der Märker. Auf diese Art denke man sich d fortgesteigert bis zu t in *tûn, tât* etc. Wir werden diesen zwischen media und tenuis liegenden Laut durch die media mit einem gravis bezeichnen. Also

Media.	Uebergang.	Tenuis.
g	\`g	k
d	\`d	t
b	\`b	p

Dasselbe Zeichen wird da angewendet, wo der Härtegrad der Muta unentschieden gelassen werden soll. Die nämlichen Mittelstufen können auf gleiche Weise bei den Spiranten bezeichnet werden. **)

§. 24. Noch müssen wir einen vielbestrittenen Punkt berühren: Die Frage, ob h ein Buchstabe sei oder nicht. Wir gehen von der

---

*) Ich nenne, wie gebräuchlich, g, d, b medias, k, t, p tenues. Doch denke man bei dem Ausdruck mediae an unsre deutschen g, d, b, nicht an die neugriech. γ, δ, β.

[**) Ueber diese Mittelstufe, welche die höchste Steigerung der weichen, noch mit der Stimme vereinbaren gehauchten und die weichste Classe der harten (geblasenen) Laute in sich vereinigt, s. die unten folgenden Abhandlungen: Die sprachgeschichtliche Umwandlung und die naturgeschichtliche Bestimmung der Laute I, 5. — Ueber den Unterschied der harten und weichen (tonlosen und tönenden) Laute. (1863.)]

Geltung des Zeichens h in der nhd. Schrift aus. Die Sprache lässt sich zerlegen in einzelne Laute, die in der Zeit aufeinander folgen. Einen solchen Laut nennen wir schriftlich verzeichnet einen Buchstaben. Nie werden zwei Buchstaben zugleich gesprochen. Immer folgt einer dem andern. Mithin ist unser nhd. h kein Buchstabe; denn es fällt mit dem ihm folgenden Vocal zeitlich zusammen. Spricht man z. B. pâr, so wird erst p und unmittelbar darauf a hervorgebracht; sagt man dagegen hâr, so tönt das h so lange als das â. h ist nichts als das Zeichen, dass der Kehlkopf zu öffnen und eine stärkere Masse Athem hervorzustofsen sei. Insofern hat Quintilian*) gewiss Recht, wenn er diesem h, das die Stelle des griechischen Spiritus asper vertritt, den Rang eines Buchstaben streitig macht. Denn, sagt er, wenn das h ein nothwendiger Buchstab ist, so sollte man auch sein Gegentheil (den Spiritus lenis) bezeichnen.**)

§. 25. Wenn man übrigens glaubt, dies h finde sich im Nhd. blofs zu Anfang der Wörter und hinter Vocalen (haben, Uhu), so ist dies eine Täuschung. Hinter jeder harten Muta sprechen wir den Vocal mit scharfem Hauche. Ebenso wie wir sagen: ʿaben (hâben), sprechen wir auch tʿag (tâg).***) Ja es ist schlechterdings unmöglich, irgend einen harten Stummlaut ohne denselben Druck des Athems hervorzubringen, den wir durch h bezeichnen. Ebenso sind alle unsere scharfen Spiranten (ch, sz, f) nichts als durch Verengerung der Lautwerkzeuge hervorgebrachte Modificationen des h. Genug, die beiden Spiritus liegen allen Lauten zu Grunde, sie zeigen nur das Quantum Athem an, das zu jedem Laute verbraucht wird.

§. 26. An dieser Ansicht über das h darf man sich dadurch nicht irre machen lassen, dass einige Sprachen das Zeichen h für einen wirklichen Laut verwenden, dessen letzter Rest sehr häufig der blofse Spiritus asper ist. So hat das auslautende h ahd. Hand-

---

*) Inst. or. I, 4, 9.

**) Der Spiritus lenis dürfte sogar noch mehr Anspruch auf den Namen eines Consonanten haben, als der asper. Ich glaube aber, die Deutlichkeit der Lautbezeichnung wird nicht eben gewinnen, wenn man die beiden Spiritus Buchstaben nennt.

***) Unsere nhd. unorganischen th haben nichts hiermit zu thun. h bezeichnete den Erfindern dieser nur halbdurchgeführten Schreibweise nicht den Spiritus, sondern die Dauer des Vocals.

schriften bestimmt die Geltung einer Spirans (mih, dih, sah, brah) und zwar hinter dunkeln Vocalen (a, o, u) *sicher* die Geltung der gutturalen Spirans. Diesen Laut bezeichnet aber das Nhd. nie mit h, sondern immer mit ch (z. B. brach). Wie in dem angeführten Fall das ahd. ist auch das sanskr. h ein wirklicher Laut, = hh (s. §. 22.).*) Dieses hh kann sich sehr leicht aus h entwickeln. Sobald der Spiritus asper ein für sich vernehmbarer Laut wird, ist er in hh übergegangen.

§. 27. Mit den bisher gegebenen Zeichen lassen sich alle nhd. Mutae und Spiranten auf das genaueste darstellen. Welche Geltung geben wir nun den in andern Sprachen durch besondere Zeichen ausgedrückten Aspiraten?

Unter den europäischen Hauptsprachen besitzt nur die englische eine allgemein anerkannte dentale Aspirate in seinem th. Dass dies einen ganz eigenthümlichen Laut bezeichne, kann man schon aus den Widersprüchen der englischen Grammatiker sehen, wenn sie uns die Geltung dieses th umschreiben wollen. Da dieser merkwürdige Laut uns späterhin sehr wichtig werden wird, müssen wir auf seine Aussprache und die Meinung der englischen Orthoepen darüber etwas näher eingehen. Gleich beim ersten Blick treten uns zwei grundverschiedene Ansichten über die Art, wie th auszusprechen sei, entgegen.**) John Walker in den principles of English Pronunciation, die seinem critical pronouncing dictionary vorangeschickt sind, sagt p. 20, r. 50***):

Th in *think*, and the same letters in *that*, are formed by protruding the tongue between the fore teeth, pressing it against the upper teeth, and at the same time endeavouring to sound the s or z; the former letter to sound *th* in *think*, and the latter to sound *th* in *that*.

Ziemlich übereinstimmend mit Walker sagt Buschmann †): „Das th ist im allgemeinen gelispeltes *s*, d. h. man spreche den Laut *s* aus, aber nicht mit geschlossenen Zähnen und die Zunge hinter den Zähnen liegend, sondern man dränge die Zunge zwi-

---

*) Den Beweis siehe §. 65.

**) Wir sehen zunächst ab von der Frage, wo man weiches, wo hartes th auf gut Englisch zu sprechen habe.

***) Ed. Leipsic 1826.

†) Lehrbuch der englischen Aussprache. Berlin 1832. p. 62.

schen beide Zahnreihen, so dass sie an die obere Reihe anstöfst, hervor und spreche dabei s.“

Diese Beschreibungen sind recht klar und ich glaube, dass Jeder, der die von Walker und Buschmann angegebene Methode befolgt, einen dem verlangten sehr nahe kommenden Laut hervorbringen wird. Wir erhalten nach unserer Eintheilung der Consonanten eine Art s, einen dentalen Spiranten.

Wie vereinigen wir aber mit diesen Angaben die Bestimmung Schulzes, der während eines zehnjährigen Aufenthaltes in England die landesübliche Aussprache hinlänglich beobachten konnte? Er sagt in seiner englischen Sprachlehre über die Aussprache des th: „Am besten wird man thun, wenn man in allen Fällen ein d mit einem darauf folgenden Hauch hören lässt.“

Wenn Schulze die verächtliche Behandlung, die er bei Buschmann erfährt, wirklich verdient, so wären wir vielleicht bald fertig. Schulze hat falsch beobachtet, damit gut. Wenn nur nicht Buschmann selbst S. 69 seines oben erwähnten Buchs folgendes Zugeständnis machte: „Ferner sagen Einige, bei dem sanften gelispelten th (in that etc.) höre man im Hintergrunde ein d (einige Sprachlehrer finden ihre Schüler sogar mit einem reinen d ab!) — wenn dies ist, *was man wohl wird zugestehen müssen*, so erkläre ich das für zufällig“ etc.

Zufällig oder nicht zufällig, genug, man hört bisweilen vor dem gelispelten s noch ein d. So verhält es sich auch in der That. Wir bezeichnen das gelispelte s mit ƚs. So wird das d mit nachgelispeltem s durch dƚs. auszudrücken sein. Folgende Fälle eines deutschen dƚs konnte ich selbst aus englischem Munde hören:

something = somedƚsing.*)
father = fadƚser.
the = dƚse.

In den meisten andern Fällen sprach der von mir befragte Engländer das th ganz auf die von Walker beschriebene Weise, z. B. that = ƚsat. Gerade dieses Wort erinnere ich mich aber, mit so klarem d-Laut gehört zu haben, dass dies englische that einem niederdeutschen dat mindestens ebenso nahe stand, als einem Buschmannischen: ƚsat. Wie weit sich diese Aussprache des

*) Nur das th ist phonetisch umschrieben.

th als dħs in England selbst erstreckt; ob sie vielleicht einzelnen Dialekten besonders eigen*), lässt sich nur an Ort und Stelle ermitteln. Genug, die Engländer selbst sprechen ihr th nicht immer gleich aus, und wenn wir der Aussprache dħs allein den Namen einer Aspirate zugestehen, denn das gewöhnliche ħs ist Spirans, so folgt daraus, dass die in England gegenwärtig als richtig anerkannte Aussprache die dentale Aspirate aufzugeben im Begriff ist. Dass die englische Pronunciation schon geraume Zeit an der Hinwegschaffung der Aspirate arbeitet, beweist in einzelnen Fällen selbst die Schrift (z. B. he loves st. loveth. Noch schreibt man hath (habet) neben has, raineth für raines etc. gr. I, 994.).

§. 28. Wie wollen wir den Laut dħs näher bestimmen? Es ist dentale muta mit nachklingender dentaler Spirans. Die muta ist gegenwärtig sehr weich. Der Zischlaut ist nicht vollkommen zu s oder sz entwickelt, sonst würde dies th (= dħs) = ds = z sein. Man kann sich nun theoretisch die verschiedensten Abänderungen dieser Aspirate denken und vergegenwärtigen. Die muta kann z. B. hart sein, der Zischlaut weich: tħs. Oder die muta kann weich sein, der Zischlaut hart: dħsz. Nur übersehe man die Bedeutung des zwischengeschobenen ħ nicht. Das ħs und ħsz ist immer nur ein schwächerer oder stärkerer Hauch, der sich in der Gegend der Zähne bricht, ohne darum vollkommenes s und sz zu sein. —

Die Lautverschiebung.

§. 29. In den germanischen Sprachen haben sich bekanntlich die Stummlaute im Lauf der Zeit so wesentlich umgewandelt, dass man drei Stufen ihrer Entwickelung aufstellen kann, die von der Schrift verschieden bezeichnet werden. (Vgl. §. 1.) Die erste Stufe repräsentiert das Griechische, die zweite das Gothische, die dritte das Strengalthochdeutsche. Auf gleicher Stufe mit dem Griech. finden wir im ganzen das Latein und das Sanskrit. Dem Gothischen

---

*) Denn: There is scarcely any part of England, remote from the capital, where a different system of pronunciation does not prevail. Walker l. l. p. 17.

stehen parallel das Altsächsische, Angelsächsische, Englische, überhaupt alle deutschen Sprachen mit Ausnahme der hochdeutschen Dialekte.

Mit Recht nimmt man an, dass die hd. Laute einmal auf gothischer, die gothischen früher auf griechischer Stufe standen. Den Beweis hat gr. I. geführt. Inzwischen kann man doch nicht eigentlich sagen, dass die Laute der historisch aufgetretenen griechischen Sprache in die gothischen übergegangen seien. Vielmehr wird man sich genauer so ausdrücken: Das Gothische hatte eine Zeit, in der sich bei ihm an denselben Stellen dieselben Stummlaute vorfanden, wie im Griechischen. Um für diese Stufe der indogermanischen Sprachen einen allgemeinen Ausdruck zu haben, nenne ich sie *urgriechisch.* In derselben Weise sind nicht die goth. Laute in die hd. umgewandelt worden, sondern die hd. auf gothischer Stufe giengen über in die hd. des Zustandes, den wir ahd. nennen. Die Gothen sind ja nicht die Vorfahren der hd. sprechenden Stämme. Wir nennen die Stufe der deutschen Sprachen, auf der das Gothische steht, *urdeutsch.* Die drei durch Schrift festgehaltenen Stufen der germanischen Sprachen sind demnach:

1) Die urgriechische (urgr.).
2) Die urdeutsche (urd.).
3) Die hochdeutsche (hd.).

Den Begriff des Urgriech. von dem des Griech., des Urdeutschen von dem des Goth. zu sondern, ist für die Lautgeschichte sehr wesentlich. Wir brauchen nach dieser Scheidung nicht mehr anzunehmen, dass jedes hd. Wort einige Jahrhunderte früher ganz dieselbe Gestalt gehabt habe, in der es uns im Goth. vorliegt. Nur eine möglichst ähnliche Form müssen wir voraussetzen. In vielen Fällen aber, werden wir finden, hat das Goth. selbst schon die urd. Stufe verlassen. Mit andern Worten, anschaulich, aber etwas kühn dürften wir uns so ausdrücken: Zur Zeit des Cimbernzuges, in der das Hd. noch auf urd. Stufe stand, hatten viele Wörter eine Form, die sowohl der uns zugänglichen gothischen, wie der hd. zu Grunde liegt.

Dentale Reihe.

§. 30. Am ungetrübtesten zeigt sich die Lautverschiebung der Dentalen. Durch zunehmende Verhärtung wird urgr. d zu urd. t,

(δαμᾶν = g. tamjan), auf dieselbe Art wird urd. d zu hd. t (goth. daur = hd. tor, porta).

Beispiele von urgr. d = urd. t.

δύο	g. tvai.
δάκρυ	g. tagrs.
dens (t-is)	g. tunthus.
δαμᾶν	g. tamjan.
δεικ-νύναι	alts. togian.
ducere	g. tiuhan.
δεξιά	g. taihsvô.
sedere	g. sitan.
edere	g. itan.
εἰδέναι	g. vitan.

Beispiele von urd. d = hd. t.

g. dius	hd. tier (tîr eig. nhd.)
g. gadaursan	ahd. turran.
g. alds (dais st. f. 4.)	nhd. alter.
ags. sido	ahd. situ (nhd. sitte).
alts. hirdi	nhd. hirte.
alts. del (dêl)	mhd. teil (eig. ebenso nhd.).
alts. drom (drôm)	nhd. traum.
alts. dragu	nhd. trage.
alts. dribu (drî)	nhd. treibe.
alts. bidu (bî)	mhd. bîte.

§. 31. Derselbe Trieb, den Druck der Mutae immer mehr zu steigern, zwang die Urd., auch dem urgr. t wo möglich eine noch gröſsere Kraft zu geben. Nachdem aber die härteste menschenmögliche Form des kahlen (ψιλόν) t erreicht war, konnte dasselbe als solches nicht mehr gesteigert werden. Dennoch dauerte die Druckvermehrung (§. 20.) fort, von Jahrhundert zu Jahrhundert wandte man eine gröſsere Quantität Athem auf zur Hervorbringung des t. Da nun das einfache t nicht mehr gesteigert werden konnte, so musste natürlich ein Ueberschuss von Hauch auch nach Hervorstoſsung des t zurückbleiben. Dieser Ueberschuss, der nicht gleich bei der Oeffnung der Zunge, durch welche t entstand, mit verbraucht werden konnte, tönte nun dem t nach, und zwar brach sich dieser nachschieſsende Hauch am natürlichsten da, wo die

Sprachorgane noch am engsten beisammen waren; d. h. in der Nähe der Zähne. Man hörte also dem t den leisesten Anfang eines werdenden s nachtönen. Dieser einmal geborene Spirant sucht sich nun immer vollständiger zu entwickeln. Deshalb reifst er eine mehr und mehr wachsende Quantität Hauch an sich. Was aber dem neugeborenen Spiranten an Athem zu gute kommt, das wird der ihn gebährenden Muta entzogen. Je mehr Hauch nach der Oeffnung des Zungenverschlusses zur Befestigung der Spirans übrig gelassen wird, um so geringer wird der Druck des gegen den Verschluss pressenden andern Hauchtheiles. Muta und werdende Spirans theilen sich in den Hauch eines gesteigerten t. Durch diesen Process können nun mit geringen Abänderungen verschiedene Laute aus dem t werden.

§. 32. 1) Die Spirans entwickelt sich vollkommen.

a) Sie theilt sich dann mit der muta in den gesteigerten Hauch, es entsteht ds*) = z.

b) Sie reifst den ganzen Hauch an sich, so dass für t nichts bleibt; es wird sz.

2) Die Spirans kann die vollkommene Ausbildung nicht erreichen, sie bleibt ein blofser in der Nähe der Zähne gebrochener Hauch; indem sie aber dem sie erzeugenden t *ψιλόν* mehr Hauch entzieht, als diesem durch die weitere Steigerung nachwächst, entsteht dħs (§. 28). Dieser nicht zu vollem Leben gereifte Spirant kann sich nicht behaupten, und schlägt er nicht den unter 1. bezeichneten Weg ein, so muss er nach und nach wieder absterben. Ist er aber gänzlich verschwunden, so bleibt, durch seine Erzeugung geschwächt, nur ein weiches d übrig.

§. 33. Eine solche werdende Spirans weifs die gewöhnliche Schrift nicht auszudrücken. Wollte sie z. B. in obigem Fall zu ihrer Bezeichnung *s* setzen, so würde sie der Lautentwickelung vorgreifen; denn noch ist kein vollständiges s vorhanden. Wo deshalb die Schrift nicht ein besondres Zeichen für Muta + werdende Spirans hat, da trifft sie den Laut einer solchen Aspirate immer noch am besten, wenn sie muta + h setzt. Zumal da wir aus Vergleichung mit §. 25. sehen, dass jene werdende Spirans wirklich mit Hülfe eines gesteigerten Spiritus asper erzeugt wird.

---

*) Ob t + s oder d + s hängt davon ab, wie weit nach Ueberschreitung des t *ψιλόν* der Hauch noch gesteigert wird. (§. 23.)

Alle die hier durch weitere Steigerung des t als möglich nachgewiesenen Fälle finden sich in den germanischen Sprachen wirklich.

§. 34. (1, a.) t wird zu z.

urd. anl. t = hd. anl. z.

g. tiuhan	mhd. ziehen.
g. taihsvô	ahd. zësawa.
g. tvai	nhd. zwei.
g. tagrs	ahd. zahar.
g. tuggô	ahd. zunka.
g. tunthus	ahd. zand.
g. tamjan	mhd. zemen.
g. taihun	nhd. zehn.

§. 35. (1, b.) urd. t wird hd. sz (§. 22).

g. vatô	=	nhd. waszer.*)
g. fôtus	=	nhd. fûsz.
g. haita	=	nhd. heisze.
g. giuta	=	nhd. giesze.
g. itan	=	eszen.**)
g. vitan	=	wiȥen.**)
g. hatis	=	nhd. hasz.
g. us-thriuta	=	ahd. ar-driuzu (l. driuszu).

So viel für den ersten Fall, in welchem keine eigentliche Aspirate aus t wird, sondern statt ihrer durch Verhärtung der Spirans entweder Diphthong oder scharfer Spirant.

§. 36. Im ganzen gilt die Regel: urd. t wird anl. immer, inl. nach liquidis oder in der Gemination hd. z; in den übrigen Inl. wird es sz. (Vgl. gr. I, S. 165.)

§. 37. 2) Für die Entstehung eigentlicher dentaler Aspirate dürfen wir uns natürlich nicht auf hd. Stufe nach Beispielen umsehen. Denn kein hd. Dialekt kennt dentale Aspiration. Wohl aber fanden wir in einer Sprache urd. Stufe die dentale Aspirate. Das Englische hat den Laut dhs bewahrt. Ist dieser gleich heutzutage meistentheils sehr verstümmelt, so reicht doch das §. 27. Bemerkte zu dem Beweise hin, dass der t-Laut im engl. th früher eine durchgreifendere Ueberlegenheit behauptete. Wir nehmen deshalb für den

---

[*) Eigentlich waſzſzer = mhd. waȥȥer. (1863.)]
[**) Vgl. die vorige Anm. (1863.)]

Gipfel der Aspirate den Laut dħs; das d etwas härter als in dem heutigen engl. something (§. 27). Bezeichnen wir den unvollkommenen Sibilanten hinter der dentalen muta mit h, so erhalten wir nach der unter 2. gegebenen Darstellung die Reihe:

t, th, dh, d.

§. 38. Das Englische kennt ausser d und t nur noch eine dentale Muta, die es durch th bezeichnet. Auch unter den ausgestorbenen Dialekten urdeutscher Stufe drückt einer, nämlich der gothische, die ganze Reihe, die zwischen t und d (*nicht* d u. t) fällt, mit einem und demselben Zeichen aus. Doch hat das Goth. für die dentale Aspirate einen besondern Buchstaben, þ, von dessen Identität mit der nordischen Rune thurs, der angels. thorn man sich aus W. Grimm über deutsche Runen S. 41 ff. überzeugen kann.

Beispiele der Steigerung des urgr. t zu urd. th.

Urgr.	Urd.
τείνω	g. thanjan.
τέρσω (trsͨ, dürsten skr.)	g. thaursus.
tacere	g. thahan.
τρέχειν	g. thragjan.
τλῆναι, tolero	g. thulan.
tectum	g. *) thak.
ratio	g. rathjô.
dantas (skr.)	g. tunthus.
tu	g. thu.

§. 39. Wenn wir ausser den drei Zeichen:

t, þ (th), d

kein anderes Mittel hätten, dem Uebergang von th in d auf die Spur zu kommen, so würde, zieht man die englische Aussprache des th in Betracht, die oben aufgestellte Ansicht über die Natur dieses Uebergangs dennoch ziemlich einleuchtend sein. Glücklicherweise aber haben einige Dialekte uns den Weg, welchen die Aspirate th genommen, durch die Schrift aufbewahrt. Die Reihe:

th — dh — d,

die wir im Goth. und Hd. nur erschliefsen müssen, finden wir im Altsächsischen durchgeführt. In vielen Fällen nämlich, in denen das Goth. th, das Hd. d hat, schwankt das Altsächsische zwischen

[*) vielmehr altnord. (1863.)]

th, dh, d. Ein Zeichen, dass das Sächsische im 9ten Jahrh. seine alten th allmählich in dh und durch dieses in d übergehen liefs. Wie denn das Neuniederdeutsche in solchen Fällen wirklich d zeigt.

Ich hebe eine Anzahl Beispiele aus dem Hèliand, der altsächsischen Evangelienharmonie, aus. Dies umfangreiche Denkmal der altsächsischen Sprache ist in zwei Hdschr. vorhanden, deren eine zu London (Cod. Cottonianus), die andre zu München aufbewahrt wird. Beide Hdss. mit einander verglichen, bieten eine Menge von Beispielen für den Uebergang th, dh, d dar. Doch nicht blofs verglichen mit dem Monac. weicht der Cotton häufig ab. Auch in sich selbst schwankt er oft.*) In der nachfolgenden Tabelle füge ich zur Linken belegbare gothische Formen bei.

Gothisch.	Altsächsisch.			Hochdeutsch
Th.	Th.	Dh.	D.	D.
vairtha	werthan c. 4, 19.	wurdhun c. 1, 8. c. 1, 12.	werdan m. 4, 19.	werde, wurden.
airtha	ertha c. 2, 4. c. 17, 23.	erdhu c. 13, 4.	erdu m. 13, 4.	erde.
	erthu c. 55, 11. c. 66, 1.	erdhun m. 17, 23.	erdu 17, 19. c. und m.	
	ertha c. 66, 3.	erdhu m. 55, 11. m. 66, 1.		
		erdhe m. 66, 3.		
anthar	othar m. 3, 20.	odher c. 3, 20.		ander —
		odherna c. 7, 6.	odrana m. 7, 6.	
		odhra c. 59, 9.	odra m. 59, 9.	
		odhrun c. 17, 2. c. 17, 3.	odrun m. 17, 2. m. 17, 3.	

*) Dennoch lassen sich vielleicht aus der Art, wie beide codd. th, ð oder d verwenden, Schlüsse ziehen über das Verhältnis der Hdschr. Nur muss dazu der Cott. von eben so kundigen Augen geprüft werden, wie der Mon. Dies wäre in jeder Beziehung zu wünschen, namentlich aber in lautgeschichtlicher.

Gothisch.	Altsächsisch.			Hochdeutsch
Th.	Th.	Dh.	D.	D.
leithus	lithes (vini) c. 4, 12. c. 61, 10.	lidhes m. 61, 10.	lides m. 4, 12.	lides Otfr. I, 4, 35.
munths, gen. munthis	muthu c. 53, 9.	mudhu c. 5, 15. m. 53, 9.	mudu m. 5, 15.	munde.
ga-svikunth-jan	gi-cuthit c. 6, 10.		gi-cudit m. 6, 10.	ver-künden.
	cuthit c. 53, 12.	cudhit m. 53, 12.		
	cuthiat c. 58, 23.		cudead m. 58, 23.	
bleithis	blithi c. 9, 14. c. 13, 7. c. 14, 16.	blidhi m. 9, 14.	blidlic m. 13, 7. blidi m. 14, 16.	mhd. blîde.
bajôths dat. bajôthum	bethero c. 11, 10. bethiu c. 11, 15.	bedhiu m. 11, 15.	beidero m. 11, 10.	beide.

Die Zahl der Beispiele liefse sich sehr vermehren, ebenso die der Belege für die gegebenen Wörter. Doch werden die hier zusammengestellten zu unserm Zweck hinreichen. Denn zugegeben, dass die unzähligen alts. d formen nur auf einer Nachlässigkeit der Schreiber beruhen könnten, indem d und ð sich leicht vermischen, so wird man von dieser Seite um so weniger gegen den wirklich phonetischen Uebergang des th in dh einwenden können. Denn th schreiben die alts. Hdss. aufgelöst, dh dagegen durch gestrichenes d. An eine blofs graphische Verwechselung ist also nicht zu denken. Um so gewisser wird die ursprüngliche phonetische Verschiedenheit von th und dh dadurch, dass der im Inl. wahrgenommene Wechsel im Anl. sich noch nicht findet. Beide codd. schreiben hier dem goth. þ (th) parallel constant th. Da aber auch dies anl. th nicht blofs im Hd., sondern auch im Neuniederd. in d übergegangen ist, so lässt sich auch hier eine Mittelstufe dh vermuthen. Wirklich findet sie sich auch schon im ersten Keime Hêl. 57, 19., wo neben

§. 40.

*th*urbun (*d*ürfet) des mon. der cott. *dh*urbun liest. Durchgreifender findet sich diese Uebergangsstufe in dem Ahd. des Isidor (8tes Jhdt.). Hier wird geschrieben dhes, dhiu, quhidhit, dhu, dhin, dhurah, dhar, dhuo, aerdha u. s. f., immer dh an der Stelle des goth. th, des nhd. d.

§. 41. Nachdem auf diese Weise die helle Aspirate dh als Mittelstufe der dunkeln th und der media d nachgewiesen worden ist, mögen noch einige Vermuthungen erlaubt sein über die deutschen Quellen, denen der Uebergangslaut dh ganz zu fehlen scheint. 1) Das bedeutendste ahd. Schriftwerk, das uns erhalten ist, Otfrids Evangelienharmonie, kennt kein dh. Seine hiehergehörigen Dentalen verwendet O. so, dass th gothischem anl. th entspricht, d dagegen dem inl. th des Goth. — Betrachtet man das häufige Schwanken der codd. zwischen anl. th und anl. d (vgl. Graff, Krist, Vorr. p. XX.), so drängt sich uns unabweisbar die Vermuthung auf, dass das Fehlen des dh nichts ist als ein graphischer Mangel. Ohne dass dies auf die Texteskritik Otfrids Einfluss üben dürfte, werden wir doch für seine Lautlehre gezwungen sein, die meisten seiner th als dh aufzufassen, besonders da wir einige Jahrhunderte später bei den Nachkommen von Otfrids Landsleuten sein th durch d ersetzt sehen. Auf gleiche Art mögen auch O.'s inl. d (= goth. th) noch einen schwachen Nachhauch gehabt haben. Doch sahen wir auch im Alts. die inl. Aspirate der anl. vorausgeeilt.

Dass dh gesprochen und nichtsdestoweniger th geschrieben wurde, erkläre ich dadurch, dass man im ganzen an die latein. Buchstabenverbindungen gewiesen war. Dem Lat. aber ist die Zusammensetzung dh unbekannt, und ð war ein neuerfundener Buchstab.

2) Auch zwischen dem alts. *Anl.* th und dem an gleicher Stelle stehenden neuniederd. d fehlt die Mittelstufe fast ganz. (Doch s. oben dhurbun.) Dürfte man nicht annehmen, dass die mittelniederd. Quellen in Ermangelung des Zeichens dh (ð), da th schlechterdings nicht mehr passte, zu rasch zu d übersprangen? Auf diese Weise würde man die mittelniederd. anl. d (= alts. th) zu lesen haben dh, nicht aber an ihrer Stelle th herstellen dürfen.*)

---

*) Das Mittelniederd. ist mir nur aus der gr. bekannt. Vgl. I, 464. [nämlich 1837. (1863.)]

Schliefslich eine Anzahl Beispiele von anl. alts. th = anl. hd. d: §. 42.

Altsächsisch.	Hochdeutsch.
thagon	mhd. dagen
that	das
thank	dank
thing	ding
thurh	durch
thin	dein
thiod	mhd. diet
thionon	dienen
thuo	mhd. dô, duo (N. N. 1757, 4.)
thoh	doch
thiorna	dirne
thiob	dieb
thorn	dorn
thurst	durst
thorron	dorren
thenkian	denken
thunkian	dünken.

Vergleichen wir die hier und §. 39. gegebenen Uebergänge des urd. th in hd. d mit den in §. 38. aufgeführten, so haben wir die ganze Stufenleiter von urgr. t in hd. d. Z. B.

urgr. *t*acere, alts. *th*agon, mhd. *d*agen.

Oder noch anschaulicher:

urg.	goth.	alts. 1.	alts. 2.	alts. 3.	hd.
al*t*er	an*th*ar	o*th*ar.	o*dh*er.	o*d*er.	an*d*er.
skr.					
an*t*ara					

Von allen Umwandlungen der germ. Dentalen bleibt uns nur noch der Uebergang des urgriech. th in urd. d zu betrachten. Da hier ganz derselbe Process erscheint, wie bei der Umwandlung des urd. th in hd. d, so dürfen wir aus der Natur des urd. th auf die des urgr. th schliefsen. Wir werden also nach §. 28. und 37. für den Laut des altgriech. ϑ dentale muta mit nachtönender dentaler Spirans annehmen müssen. §. 43.

Dass das griech. ϑ einen stummlautenden Bestandtheil hatte, ersehen wir daraus, dass es die griechischen Grammatiker zu den §. 44.

ἀφώνοις rechnen.*) Ferner bezeugt dies die älteste Art der Griechen, die dentale Aspirate zu schreiben. Man setzte nämlich statt des späteren *Θ* ein *T* und dahinter das Zeichen der Aspiration.**) Wenn gleich kein Denkmal mit dieser Schreibweise erhalten ist (C. J. I, p. 6. Chishull Ant. As. p. 12., der *ATHE* auf attischen Münzen lesen wollte), so sind doch die grammatischen Zeugnisse und die Erhaltung der Verbindung th (= *Θ*) im Römischen hinreichende Bürgen.

§. 45. Einen tlaut also enthielt das griech. *ϑ* sicher, es fragt sich nur, ob sich aus diesem tlaut, wie im Englischen, ein nachklingender Zischlaut entwickelte. Dies aber erhellt wiederum aus der Art, wie sich das alte *ϑ* im Neugriechischen zeigt. Das neugr. *ϑ* beschreiben die Grammatiker fast wie das englische th. Es enthält demnach sicher einen Zischlaut. Wie viel von dem ursprünglichen t noch übrig ist, ließe sich nur aus dem Munde von Eingebornen beobachten. Uns, die wir hier nur nach dem altgriech. *Θ* fragen, kommt darauf nicht viel an, da uns der stummlautende Theil des *ϑ* auf andere Weise gesichert ist. Wir bezeichnen demgemäß das altgriech. *Θ* durch dħs (§. 23.).

Nun noch eine Anzahl Belege für den Uebergang urgr. th. in urd. d.

urgr.	urd.
ϑυγάτηρ	g. dauhtar.
ϑύρα	g. daur.
ϑαῤῥέειν	g. gadaursan.
ἔϑος	angels. sido.
ϑήρ	engl. deer.

§. 46. Hieran schließen sich die Beispiele von urd. d = hd. t, die zu Anfang dieses Abschnitts gegeben wurden, und somit haben wir den ganzen Verlauf der deutschen Lautverschiebung durchgegangen. Die phonetische Umschreibung des griech. *Θ* haben wir auf europäischem Sprachgebiet zu ermitteln gesucht. Obschon

---

*) Vgl. z. B. Dionys. Thrax. p. 631. in Bekk. Anecdd.

**) Schol. ad Dionys. Thrac. gramm. in Bekk. Anecdd. p. 780. *Δεῖ δὲ προειδέναι, ὅτι πάλαι οὐκ ἦν τὰ εἴκοσι τέσσαρα γράμματα, ἀλλὰ ἑκκαίδεκα· — — — πάλιν ἂν ἤϑελον γράψαι λέξιν ἔχουσαν τὴν ἐκφώνησιν τοῦ ϑ, ἔγραφον ἀντὶ τοῦ ϑ τὸ τ, καὶ πρὸς τοῦτο ἐτίϑεσαν τὸ παρ' αὐτοῖς σημεῖον τῆς δασείας, ἐνδεικνύμενοι, ὅτι τοῦτο οὐκ ἔστι τ ἀλλὰ ϑ τῇ ἐκφωνήσει.* Vgl. noch Theodos. gramm. p. II. ed. Göttl.

das Sanskrit manche Frage, z. B. die über den stummen Theil der urgr. Aspirate, kurz abgethan hätte, ist es dennoch bisher nicht in unsre Untersuchung gezogen worden; ebenso haben wir die etymologisch dem Θ entsprechenden Laute des Römischen noch aufser Acht gelassen. Beides wird uns beim Durchnehmen der Labialen anziehende Aufschlüsse geben.

Gutturale Reihe.

Bevor wir die Lautverschiebung der Kehllaute durchnehmen, §. 47. müssen wir, gleichsam um uns das Terrain zu säubern, eine Frage behandeln, die an sich mit unserem Gegenstande nichts zu thun hat. Indem die neuesten Darstellungen der Grimmschen Entdeckung für die urgr. Stufe die Skr.-Laute zu Grunde legten,*) begannen die dort so zahlreichen Palatalen eine bedeutende Rolle zu spielen. Mag es auch für etymologische Rechenexempel hinreichen, wenn man sagt: An der Stelle des urd. k findet sich im Skr. bald g und bald dsch (denn so spricht man die Palatalen), so ist es doch für die Lautgeschichte von gröfster Bedeutung, ob man mit Grimm den Satz aufstellt: „urgr. g verhärtet sich zu urd. k", oder ob man wirklich den sehr auffallenden Uebergang eines lingualen Diphthongen in eine einfache Gutturale annehmen muss. Denn als einen lingualen Diphthongen (oder gar als einen dental-lingualen) umschreiben unsre Skr.-Grammatiker und Etymologen das indische c′ und g′.

Aufser den gewöhnlichen Bezeichnungen des c′ durch tsch, des g′ durch dsch, den beständigen Vergleichungen mit der jetzigen Aussprache der italienischen ce, ge (und diese ist t und d + sch) höre man vor Allen Bopp**): An der Stelle der Palatinen hat man in den verwandten Sprachen zu erwarten — — — 3) „t laute, da der Aussprache nach das erste Element der Palatinen ein t oder d ist. 4) Zischlaute, als das letzte Element der in dieser Classe enthaltenen Buchstaben."

---

*) „Bei der nähern Darstellung dieser, zuerst von J. Grimm in ein System gebrachten, Lautverschiebung muss nicht allein das Skr. als die älteste der verwandten Sprachen, *an die Spitze der Vergleichung gestellt*, und die litauische Sprache, als die dem Skr. ähnlichste Schwester, zugezogen — — werden, sondern etc." Graff, Ahd. Sprachschatz. I, p. VIII.

**) Vergleichende Gramm. I, 14.

Bopp nimmt demnach als uralte Ekphonese des ć ein t + sch, des g′ ein d + sch an. Wir gehen fürs erste nicht einmal so weit zurück und fragen nur, konnte die Aussprache des c′ in der Blüthezeit des Skr. tsch sein? Wir müssen diese Frage entschieden mit: Nein, beantworten. Denn in der skr. Metrik macht bekanntlich Doppelconsonanz immer Position. Selbst vor den weichsten Consonanzverbindungen gilt Kürze nur sehr ausnahmsweise. Nun sind aber t und sch zwei dunkle, schwere Consonanten, müssten demnach jedenfalls den vorausgehenden kurzen Vocal verlängern. Das thut aber ć nicht; auch in den Stellen des Versmafses, welche am wandellosesten kurz sind, findet sich unzähligemal niriks̒jă ća, darçanênă ća, văćas und dergleichen. Unmöglich kann demnach in der Zeit, als jene Gesänge entstanden, das c′ die Geltung des Diphthongen tsch gehabt haben. Denn die Metrik richtet sich doch, wenigstens in der alten einfachen Zeit, nach dem Ohr und nicht nach dem Auge. Für das Gehör aber möchte ein wesentlicher Unterschied zwischen t + sch und k + sch schwer nachzuweisen sein. k + sch aber macht Position, z. B. Bhagavadgîtâ X, 25, aks̒aram, mit von Natur kurzem, aber positione lang gewordenem a. Hiemit könnten wir uns nun beruhigen und einstweilen glauben, dass wir von der ursprünglichen Aussprache der skr. Palatalen nichts wissen. Denn dass die Aussprüche der heutigen Brahmanen in Sachen sanskritischer Ekphonesen nicht als letzte Instanz betrachtet werden dürfen, hat die neueste Entscheidung über den dreifachen Laut des skr. ă hinlänglich dargethan. Vielleicht aber gelangen wir auf anderm Wege zu einem genügenderen Ergebnis. Betrachten wir die Anordnung des indischen Alphabets, so bemerken wir auf den ersten Blick, dass die Stummlaute nach den Organen geordnet sind. Die uns geläufigen Buchstaben beginnen mit den Kehllauten, dann folgen die Dentalen, zuletzt die Lippenlaute. Offenbar machen die hintersten Organe den Anfang, und immer weiter nach vorn gehend, schliefst die Ordnung mit den Labialen. Da unsre deutschen k, t, p zur Aussprache der heutigen Pandits stimmen, und die Lautbeschreibung, welche in der Anordnung des indischen Alphabets niedergelegt ist, keinen Einspruch thut gegen die Richtigkeit jener Aussprache, so dürfen wir annehmen, dass unsre k, t, p mit den skr. k, t, p gleichklingend sind.

Zwischen die k laute und die Dentalen fügt nun das skr. Alphabet noch zwei Reihen von Stummlauten, deren eine ihr Ana-

logon im Italienischen finden soll (ć = ce); bei der andern müssen wir uns mit einer bloſsen Beschreibung behelfen. Beide Reihen von Stummlauten, die Palatalen sowohl als die Lingualen, fehlen demnach, auch nach heutiger Pronunciation, unsrer deutschen Muttersprache.*) Nun haben wir auch Darstellungen der indischen Laute, die ganz nach den Organen geordnet sind. In diesen wird die Semivocalis j zu den Palatalen gestellt. Die jetzige indische Aussprache des j entspricht der des englischen y in yes, mithin unsrem j in ja. Wir erinnern uns aus §. 21., dass unser deutsches j durch Annäherung der Organe hervorgebracht wird, weiter vorn als ch (sa*ch*e) und weiter hinten als s. Dieselbe Bestimmung gibt die indische Gramm. über ihr j. Es soll weiter vorn hervorgebracht werden als die Gutturalen, weiter hinten als die Dentalen (s) und die ein wenig weiter hinten gesprochenen Lingualen, zu denen nach der heutigen Aussprache und den alten Bestimmungen unser sch gehört (§. 21.). Mithin haben wir in unserm j den Laut des skr. palatalen j. Nun setzen aber die indischen Grammatiker dies j in die gleiche Lautreihe mit ć und ǵ. Diese drei Buchstaben werden *denselben Organen* zugetheilt, folglich müssen sie in derselben Gegend des Mundes gesprochen worden sein. Demnach müssten wir, gemäſs unsrer Scheidung der Stummlaute und Spiranten (§. 20.), die Muta ć erhalten, wenn wir die Mittelzunge da ganz an den Gaumen schlieſsen und dann nach demselben Gegendruck des Hauches, der zu jeder harten Muta erfordert wird, plötzlich öffnen, wo bei bloſser Annäherung der Organe j entsteht. *Wer den Versuch machen will, der spreche zuerst* ka, *dann* je, *und nun schlieſse er da, wo bei* je *die Ritze am engsten ist, ganz, und er wird bei einiger Uebung einen Laut erhalten, der dem* k *sehr nahe verwandt und einfach ist. Nur dass er einen ganz leisen Nachhall hören lässt, der dem* j *ebenso nahe steht als dem leisesten, möglichst weit hinten gesprochenen* ś. Mit den bei uns vorhandenen Buchstaben lässt sich diese palatale Muta eigentlich nicht ausdrücken. Doch wird, wer die Mühe scheut, sich den Laut des alten ć selbst wieder herzustellen, dem alt skr. Klange immer noch näher kommen, wenn er geradezu kjar und kja sagt, als wenn er mit den jetzigen Brahmanen tschar und tscha spricht.**)

*) Man müsste denn etwa in *Bittschrift* einen Palatalen finden wollen.

**) Vorausgesetzt, dass sie die Palatalen wirklich so sprechen, wie die Italiener ihr tscha.

Auf dieselbe Weise, wie am hintersten Rand der Zunge durch starken Luftdruck k, durch schwachen g entstand, wird in der Ja-Gegend durch viel Hauch ć, durch weniger g′ erzeugt. Spricht man auf die oben beschriebene Art z. B. Kikero, Jijero, ćićero, tschitschero, so wird man sich leicht überzeugen, wie ein ursprünglich gutturales kikero zu palatalem ćićero, dies aber zu neuitalienischem tschitschero werden konnte, indem der im Anfang kaum hörbare (deshalb auch in der indischen Prosodie nicht zählende) Nachhall der Palatale sich immer mehr zum lingualen Zischlaut entwickelt und zugleich den stummlautenden Theil der Palatale in seine linguale Reihe vorzieht. Von solchem lingualen*) tsᶜ ist aber nur noch ein kleiner Schritt zum ital. ce = tsche. Der palatale Zischlaut ça ist, wie sich aus dem bisher Gesagten von selbst versteht, auch nicht bei der Zungenspitze zu erzeugen, wie das neufranzös. ç oder unser sz. Man muss es in derselben Gegend zischen, wo man j spricht. Dass sich hier durch eine möglichst enge Ritze eine Art Zischlaut auch für uns Ungeübte erzwingen lässt, davon kann sich Jeder durch den Versuch selbst überzeugen. Wer aber für keine andern Laute empfänglich ist, als die ihm von Jugend auf bekannten, der wird dem Laut des altindischen ç vielleicht am nächsten kommen, wenn er jj (si*ch*el) spricht.

Hat man sich nach der obigen Darstellung einen deutlichen Begriff von den skr. Palatalen gemacht, so werden auch die mannigfachen euphonischen Gesetze, denen diese Laute unterworfen sind, ganz naturgemäfs, ja theilweise nicht blofs euphonisch, sondern nothwendig erscheinen. Wenn z. B. das Skr. keine auslautenden Palatalen duldet**), so beruht dies auf demselben Grunde, aus welchem die skr. Aspiraten nie auslauten. Beide haben einen unentwickelten Nachhall, mit welchem ein Wort nicht schliefsen kann. Dass statt der ausl. Palatalen theils Gutturale, theils Linguale stehen, fliefst aus der organischen Stellung der Palatalen, indem sie zwischen den Kehl- und Zungenlauten erzeugt werden. Ein wenig weiter zurück, und wir sind in der Gutturalreihe; ein bischen weiter vorwärts, und wir erzeugen Lingualen. — U. s. f.

---

*) Die indischen Lingualen sind weit hinten gesprochene t laute. Nach der Topographie der Lautwerkzeuge, welche das skr. Alphabet liefert, müssen wir sie in der Gegend eines zwischen ja und sa gesprochenen scha (etwas weit hinten) durch vollkommenen Schluss der Organe hervorbringen.

**) Die für t etc. gesetzten stehen nicht eigentlich im Ausl.

Die italienischen tsche, dsche haben nach dem Zeugnis der Engländer ungefähr den Ton, der heutzutage den skr. c′, g′ beigelegt wird. Da sich nun im Skr. unzähligemal der Uebergang von k in c′ findet, dies c′ aber in der heutigen Aussprache zu tsch geworden ist, so dürfen wir annehmen, dass das lat. ce (= ke) denselben Weg eingeschlagen habe, um endlich in das neuital. tsche überzugehen.*) Wenn sich in denselben Wörtern skr. k und ital. k (ca), und eben so dem skr. c′ entsprechend ital. tsche fände, so dürften wir daraus schliefsen, dass die einen dieser Wörter seit Urzeiten palatale, die andern gutturale Laute enthielten. Da aber die skr. Palatalen häufig nicht zu den ital. tsche stimmen (z. B. c′atur = lat. *q*uatuor = it. *q*uattro), ferner das Latein der Blüthezeit, so wie das Griechische gar keine selbständig entwickelten Palatalen kennen, so werden wir darauf hingeführt, den skr. Palatalen Gutturale zu Grunde zu legen. Sollte dies aber auch etwas zu weit gegangen sein, sollten sich auch seit Urzeiten palatale Laute gefunden haben**), so zeigt doch die Art, wie sich die indischen Palatalen zu den Gutturalen der german. Sprachen stellen, *unwidersprechlich, dass hier höchstens von solchen oben beschriebenen, den Gutturalen sehr nahe verwandten, wirklichen Palatalen die Rede sein kann; nimmermehr aber von einem Uebergang sanskritischen tschas in urd. h, oder skr. dschas in urd. k.*

§. 48. Die Lautverschiebung der Gutturalen behandeln wir in derselben Folge, wie die der Dentalen. Nur dass sich uns hier die bei den Dentalen noch nicht berührte Erscheinung einer zersprengten Aspirate aufdrängt.

Am wenigsten Schwierigkeit hat der Uebergang urgr. g in urd. k. Beispiele:

Urgr.	Urd.
γένος (vgl. skr. g′âti)	g. kuni.
μεγάλη	g. mikila.
gelidus	g. kalds.
gustare	g. kiusan.
γόνυ	g. kniu.

*) Danach sind die Ansichten über die Aussprache des lat. c zu berichtigen. S. den Anhang 1.

**) Entscheidung ist hier jedenfalls nur durch Zuziehung aller indogerman. Sprachen zu hoffen. Und vielleicht reicht das noch nicht einmal hin.

Urgr.	Urd.
γνῶναι	g. kunnan.
ἀγρός, ager	altn. akr.
skr. gô	altn. kû.
granum	g. kaurn.

§. 49. Steigern wir das härteste kahle k (wie in §. 31. das t ψιλόν), so wird es eine Spirans seiner Lautreihe entwickeln. Wie demnach das dentale t dentale Spirans, d. h. s erzeugte, so wird dem weiter verstärkten gutturalen k gutturale Spirans nachtönen. Die weichste gutturale Spirans ist aber *hh* (§. 22.), die härtere *ch* (sa*ch*e). Denn hier kommt Alles an auf genaue Begriffsbestimmung. Nannten wir demnach in dentaler Reihe sz eine Spirans, so dürfen wir schlechterdings ch nicht Aspirate nennen. Denn ch ist ganz derselbe Laut in gutturaler Reihe, wie sz in dentaler. Mit andern Worten:

t : sz = k : ch.

Von physischer Seite lässt sich dagegen nichts einwenden. Ob von historischer, wird sich zeigen.

Setzen wir hh (mahh §. 22.) als weiche gutturale Spirans, so erhalten wir, entsprechend dem §. 32, 1.:

Die Spirans entwickelt sich vollkommen

a) Sie theilt sich mit der Muta in den gesteigerten Hauch, es entsteht `ghh (khh, kch etc.).

b) Sie überwältigt die Muta, so dass nichts von derselben übrig bleibt. So wird ch (sa*ch*e).

§. 50. Findet sich diese der dentalen Reihe parallele Entwickelung des k irgendwo in der deutschen Sprachgeschichte? Diese Frage würde sich gewiss viel kürzer abhandeln lassen, wären alle deutschen Dialekte, die von den Berner Alpen bis in Steyermark hinein gesprochen werden, gehörig untersucht. Diese Gebirgsmundarten besitzen noch den Laut `ghh (kch etc.), welcher dem Nhd. fehlt. Allein was mir über diese Dialekte zugänglich ist, reicht nicht hin, um eine genügende Untersuchung darauf zu gründen. Aus Stalder*) erfährt man zwar, dass die Schweizer einen besondern Guttural besitzen, über die Ausbreitung dieses Lautes in den

*) Versuch eines schweizerischen Idiotikon. Aarau 1812. 2 Theile.
Die Dialektologie ist mir gegenwärtig nicht zur Hand. Ich erinnere mich aber, dass sie auch nicht viel weiter fördert, als das Idiotikon.

einzelnen Dialekten erhält man aber nur sehr ungenügende Notizen. In der Einleitung S. 29. heifst es: „K als Anfangs- oder als Wurzelbuchstabe wird meistentheils so tief aus der Kehle herausgehauchet, dass man fast wähnen muss, der Schweizer kenne nicht einmal diesen Buchstaben. Die bernerschen Oberländer sprechen denselben viel gelinder und gar nicht durch die Gurgel aus."

„Wo der Deutsche Krieg, können, kratzen, knirschen u. s. w. gestofsen ausspricht: kreischt der Schweizer Chrieg, chratze, chnirsche mit rauhem Tone. Auch in der Mitte eines Wortes wird das k oder ck bei einigen Wörtern als ch ausgesprochen: als Acker, ackern, acher, achere, achera, bei den mehrern Wörtern aber wie gg, z. B. Ecke, Weck (Keil, Cuneus), Schnecke, Egge, Wegge, Schnegge; oder gar wie gk oder kch, z. B. Drägk, stregke, lägke, erdrükche für Dreck, strecken, lecken, erdrücken."

In dem alphabetischen Verzeichnis der schweizerischen Idiotismen schreibt nun Stalder anlautend k entsprechend dem nhd. k, was nach dem oben angeführten Citat aus der Einleitung als gekreischter Guttural zu sprechen ist. Im Inlaut und Auslaut bedient sich Stalder der phonetischen (§. 9.) Schreibweise. Man findet daher bloch (Block); leidwercher, leidwerchig (zu Werk, opus) neben leidwerken, leidwerkig, leidwerker; marcht (Markt); melchen (melken); molchen, neben molken; wärch, werch, abwärchen u. s. w. (hier keine k form angegeben), bachen (Speckseite), bachen, anbachen, bachete (neben ckformen), süchern (sickern). In den übrigen Fällen entspricht Stalders k dem nhd. k; ck dem nhd. ck; ch dem nhd. ch. Man vergleiche die Artikel: balken (Fensterladen); bänkeln (Pharao spielen); blickeln (einen Blick auf Jemanden werfen); bocken; böckeln; dickist (oft); verdrecken (beschmutzen); trinken; drucken; tünkeln; locken; lücke; schalk; spiesz-ecket; stecken; stickel; stock; will-wanken. Dagegen: ästrich, bauchen (einen Bauch bekommen); brauchig, bruuchig (wer viel verbraucht); abbrechen (das Licht putzen); dach; ab-dachen; duuchen; gauchen (wie ein Gauch handeln, daneben gäucken, Jemanden für einen Gauch halten); habch (Habicht, daneben habk); leichtfertig, licht (liecht); lichter, lychter (vielleicht); verlochen (verscharren); losbuchen (Karten schlagen); loszeichen (Wahrzeichen); g'mach (Gebäude); gmächt; machen; mächtig; miszlich (bequem); nächt (vergangene Nacht); nüchter; räuchen (daneben räucken); rauchzäpfli; hausräuchi (daneben hausräucki); rechen; reichen,

rychen (reich werden); röslich; ver-ruchlosen; schmauchen (neben schmäuken); schwachen; sichel; siechenhaus; er-sprachen (sich unterreden); sprechen; stechen; umestorchen; strolchen; besuch, besüchig (was stark gesucht wird); bei-wacht (wachtfeuer); weich; zeichen.

Aus dieser Darstellung geht soviel deutlich hervor, dass Stalder einen vom deutschen ch verschiedenen Gutturalen in den Schweizerdialekten kennt. Dies ist auch sonst bekannt genug. Welche Natur dieser eigenthümliche Laut in den einzelnen Dialekten hat, wie weit er sich in jedem vom nhd. ch entfernt oder ihm nähert, lassen wir dahingestellt sein. Ich bemerke nur, dass ich den Anlaut khh, kch am deutlichsten aus dem Munde von Schaffhausern gehört habe.*)

In Betreff der gutturalen Spirans ch (sa*ch*e) ist zu bemerken, dass sie in den allemannischen Dialekten nicht blofs nach dunkeln, sondern auch nach hellen Vocalen gesprochen wird, während die jetzt geltende nhd. Aussprache ihre ch nur nach dunkeln Vocalen guttural, nach hellen aber palatal spricht.

Also nach phonetischer Schreibung (§. 23.) nhd.: ijj sprejje, du sprijjst. Aber: spr*ach*e, spr*uch*, gespr*och*en. Dagegen Schweizerdeutsch überall *ch*. Ganz auf dieselbe Art wie im Lateinischen die hellen i und e vorausgehende gutturale Muta nach und nach palatal machten, haben diese beiden Vocale im Deutschen nachfolgende gutturale Spirans palatal gemacht.

§. 51. Wir begnügen uns, nachgewiesen zu haben, dass der Laut khh, welcher dem ts (z) der Dentalreihe vollkommen entspricht, noch gegenwärtig in deutschen Dialekten vorhanden ist. Es fragt sich nun weiter: hat das urd. k im Ahd. analoge Veränderungen erlitten wie das urd. t? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir zuerst untersuchen, ob das Ahd. den Laut khh kannte. Das Wesentliche dieses Lautes ist, dass er ungeöffnete Muta mit gutturaler Spirans verbindet. Ob die Spirans hart (ch) oder weich, ist unerheblich. Gr. I, 184. spricht dem Ahd. den Laut khh ab, da unsre Quellen nicht darauf hinführten. Fassen wir deshalb

---

*) Auf meine sporadischen Beobachtungen wage ich ebensowenig allzuviel zu bauen, wie auf Stalder. Ich habe nämlich bemerkt, dass die nhd. Schriftsprache auf den Dialekt der Gebildeteren zurückgewirkt hat, so dass, wer sich an diesen hält, leicht irre geführt werden kann.

unsre Quellen näher ins Auge. Die ahd. Uebersetzung des Isidorus de nativitate domini gehört, was die Behandlung der urd. k betrifft, zu den strengahd. Quellen. Ich habe meine Beobachtungen auf den freilich nichts weniger als genauen Abdruck in Schilters Thesaurus gegründet. Indessen ich finde unter den 21 Varianten, die Graff Ahd. Sprachschatz. Einleit. S. XLV ff., verglichen mit Schilter p. 4 ff. gewährt, keine, welche auf die hier zu besprechende Regel des Is. Einfluss hat. An der Stelle des urd. k finden wir bei Is. 4 verschiedene Buchstaben, nämlich

1) ch
2) chh
3) hh
4) h.

Vergleichen wir die Art, wie Is. diese 4 Zeichen verwendet, mit den Lauten, die im Nhd. gelten, so ergibt sich folgende durchgreifende Regel:

ch entspricht einem nhd. k, hh und h entsprechen einem nhd. ch (= ch in sache und jj in sijjel).

B e l e g e.

1) Anl. ch des Is. *niemals* nhd. ch, sondern immer k.*)

2) Inl. Is. ch	nhd. k
scal*ch*es 4, 7, 11.**)	schal*k*es
chi-wori*ch*ta 7.	
einwer*ch*es 5.	wer*k*e
eban-wer*ch*es 6.	wür*k*en
wer*ch*um 8.	
fol*ch*o 7, 9.	völ*k*er.

Dagegen Is. hh *niemals* im Anlaut. Inlautend aber = nhd. ch.

Is. lihhe (carne) 6, 8.	nhd. leiche
suohhant 2, 2, 3, 4, 7.	suchen
boohhum 2, 3, 4, 4, 5.	bücher

*) Is. ch für g ist eine Sache für sich.

**) Seitenzahlen des Schilterschen Druckes. Im Nhd. habe ich in den Lauten entsprechende Formen beigefügt, ohne mich an die grammatische Geltung der zufällig vorhandenen ahd. Form streng zu binden, da sich auch von den Citaten aus Schilter nur das erste auf die hier stehende gramm. Form bezieht; die übrigen geben das Wort häufig in andern Beugungen.

Is.	riihhes 2, 3, 10, 11, 11, 11, 12. nhd.	reiches
	(riihi 3, 10.)*)	
	zeihhan 7, 12.	zeichen
	(chi-zeihnit 2, 6. zeihne 12, 12.)	
	fir-brihhu 2.	brechen
	sprehhendi 3, 3, 4, 4, 5, 9.	sprechen
	(sprehendi 4.)	
	chiweihhit 5.	er-weichet
	feth-dhahha 6.**)	dächer
	wehhono 7, 8, 8, 8, 8, 8.	wochen
	sahha 8, 8, 12.	sache
	chiriihhun 11, 12.	kirche
	offenliihho 1, 2, 3, 3, 3, 3 etc.	herr-liche etc.
	Die Sylben liihho, liihu etc. 31 mal,	
	dagegen nur 2mal chh 2, 2.	
	Dazu chi-liihheda 5, 9.	gleichte.

Ein durchgeführter Unterschied des Isidorischen ch und hh (h) liegt zu Tage. Die Frage bleibt nun nur noch die, ob man zwischen Isidors ch und seinem hh einen blofs quantitativen Unterschied schärferer und milderer Spirans annehmen oder ob man lieber blofs hh als Spirans, ch dagegen als Muta + Spirans gelten lassen will. Die Gründe, welche für Letzteres entscheiden, sind folgende:

1) Die Analogie der anl. hd. ts (z) und pf an der Stelle des urd. t und p spricht, wie schon gr. 184. bemerkt, für ein streng-ahd. khh.

2) Der Einwurf Grimms, dass man anlautende cch finden müsste***), verschwindet, wenn man die Geltung des einfachen ahd. h in Betracht zieht. „Die Schreibung kh," bemerkt gr. I, 183. Anm., „wäre buchstäblich von gleicher Bedeutung (wie ch)." Nun hat aber *h* im Ahd. erwiesenermafsen die Geltung der eigentlichen gutturalen Spirans (hh oder selbst nhd. ch, vgl. z. B. Is.

*) Dagegen einmal p. 2. aerd-riches, und p. 7. richhes, Druckfehler statt r*ii*hes, r*ii*hhes. [Vgl. Holzmanns Ausgabe. (1863.)]

**) Gr. II, 279. nimmt es als andere Schreibung von vĕd-ah, dessen Nebenform vĕdar-ah, nhd. fittich.

***) Auf ein vereinsamtes si ki-*kch*orot, probetur bei Kero 53 b, med. will ich wenigstens so lange kein zu grofses Gewicht legen, bis die Lesart bestätigt ist. [Die Hs. hat ki*ch*orot nach Hattemer I, S. 111. (1863.)]

1. al-mahtigin). Folglich ist der Laut, welcher dem ahd. ch, gemäfs der Geltung seiner einzelnen graphischen Bestandtheile, eigentlich gebührt, k + hh.

3) Inwiefern ch (sa*ch*e)*) dem k näher steht als khh, weifs ich nicht. Im Gegentheil scheint mir die Beobachtung zu ergeben, dass khh dem k näher steht als ch. Denn khh enthält doch wenigstens einen stummlautenden Bestandtheil, ch dagegen nicht. Ferner wird man finden, dass Leute, die von Jugend auf einen Dialekt sprechen, dem das reine k fehlt, wenn sie ein nhd. k ausdrücken wollen, gern khh sagen.

Wir dürfen deshalb für den ahd. Dialekt des Is. die den Dentalen entsprechende Regel festsetzen:

1) urd. anl. k = ahd. khh.

2) urd. inl. k = ahd. ch (sa*ch*e).**)

Khh und ch sind sehr nahe verwandte Laute, beides sind Steigerungen von k. Man kann sich demnach nicht wundern, wenn sie vielfach in einander übergehen, wenn sich häufig doppelte Formen in einem und demselben Dialekt finden. Es kann nicht anders sein. Wie das einfache urd. k begann über seine Grenzen in die Spirans überzufliefsen, musste einige Verwirrung unter den harten Gutturalen entstehen. Dieses Schwankende erkennen wir besonders in den Uebergangsformen von khh in ch (sa*ch*e). In der Mitte zwischen khh und ch liegt nämlich jener eigenthümliche, gekratzte Guttural einiger Alpendialekte, von dem man zweifeln kann, ob man ihn ein ch oder ein r nennen soll. Beobachten wir nämlich das linguale geschnarrte r genauer, so finden wir, dass es ein ausserordentlich schnell wiederholtes linguales d ist, verbunden mit einem beständigen, dem halben l nahverwandten Hauche. Linguales d entsteht, indem die Zunge ein Stück hinter dem dentalen d an den Gaumen geschlossen und dann plötzlich geöffnet wird. Das Zersprengen einer kleinen Wasserblase, die sich beim Oeffnen zwischen Zunge und Gaumen bildet, ist eigentlich die unmittelbarste Ursache des anlautenden Klanges d. Wird diese Zersprengung so rasch hintereinander wiederholt, dass das Ohr die einzelnen Explosionen nicht unterscheiden kann, werden diese durch den dazwischen tönenden Hauch verbunden, so vernimmt

*) Man unterscheide genau phonetische ch (§. 22.) und Isid. ch.

**) Das Genauere s. unten.

man linguales, geschnarrtes r. Eben darum aber, weil das schnellwiederholte Sprengen eines Bläschens das Wesentlichste ist am geschnarrten r, ist dieses eigentlich an kein bestimmtes Organ gebunden. Am leichtesten lässt es sich zwar an der Stelle der Lingualen hervorbringen. Doch findet man bisweilen auch Leute, die, weil sie kein linguales r schnarren können, statt dessen das *ge*bläschen einigemal hintereinander sprengen und z. B. sagen: bg-g-gôd (panis).

Freilich ist dies r ziemlich unvollkommen, ich habe es auch nur an einzelnen Individuen wahrgenommen. Dagegen gibt es ganze Volksstämme, welche das r weit hinten in der Kehle sprechen. Soll dieses r dem eigentlichen lingualen Schnarrer einigermaſsen ähnlich werden, so muss man es in der Weise raspeln, wie die Tyroler. Thut man das, so wird man auch finden, dass dies gutturale r eben so wie das linguale, aus lauter Zersprengungen kleiner Bläschen besteht. Das, was man jetzt in vielen deutschen Dialekten als r spricht, ist eigentlich nur die hauchende Hälfte eines wirklichen Schnarrers.

Nach diesen Vorbemerkungen wird man verstehen, wie so das rauhste, mit Stalder zu reden, gekreischte ch den Uebergang bildet von ·khh zu nhd ch (sa*ch*e). Es ist nämlich ein Mittelding zwischen Verschluss und Halbverschluss der Organe. Die hintersten Lautwerkzeuge werden so nah aneinandergebracht wie nûr irgend möglich. Verfängt sich die in der Kehle vorhandene Feuchtigkeit in dieser Ritze, so dass der Athem sich durch wiederholtes Sprengen derselben Bahn brechen muss, so entsteht gutturales, geschnarrtes r. Deshalb sind in manchen Dialekten r und ch kaum zu unterscheiden. Diesen rauhen Guttural allemannischer Kehlen gehörig zu bezeichnen, gerathen die St. Galler Mönche in einige Verlegenheit. Daher erkläre ich mir die Gutturalhäufungen Keros, chh und hch.*) Diese harten Gutturalen bilden aber einen so allmählichen Uebergang von khh zu ch (sa*ch*e), dass wir uns über das Ineinanderfliefsen von khh- und ch formen nicht im geringsten wundern dürfen. Dies beachtend werden wir bei Kero im ganzen dieselbe Regel beobachtet finden, wie bei Is. Ich lege den Schilterschen Abdruck zu Grunde. Dazu ist verglichen worden, was Graff, Sprachschatz p. XLVIII. gibt. Stellen sich aus dem zwar

---

*) Auch Isid. hat, wie wir sahen, einigemal die Zeichenverbindung chh.

nicht fehlerfreien, aber gewiss nicht absichtlich verschlimmbesserten Schilterschen Abdruck bestimmte Regeln heraus, so werden sie durch eine neue Vergleichung des Cod. St. Gall. 916. sicher nicht wesentlich verändert.

1) Bei K. wie bei I. steht hh nie im Anlaut, sondern immer ch.

2) Im Inl. ist hh da vorherrschend, wo das Nhd. die Spirans ch (sa*ch*e) setzt.

Belege.	nhd.
rihhes, 16, 17, 17, 18, 22.	*reiches*
suahhan, 17, 17, 20, 21, 22, 26, 27, 28, 40, 41, 42, 42, 59.	*sûchen*
Dazu ur-suahhida, examen, 19, 22.	
Gegen diese 15 Stellen nur 2 mit hch 43, 52, und 2 mit ch 48, 50.	
sprehhan, 17, 18, 20, 24, 24, 25, 26, 26, 28, 29, 29, 29, 45.	
Dazu pi-sprehhon, detractorem 23, und pisprahho, detractiones 59.	
Gegen diese 15 Stellen zweimal hch, nämlich ki-sprohchan 51, 51.	
Davon:	
sprahha, 23, 25, 25, 26, 29, 40, dann sprahoom (bei Graff p. XLVIII. gleichfalls sprahhoom), dagegen sprahchon 49, 49.	*sprache*
far-fluahhan (red. st.) 18, 23, 23, 46, 58.	*ver-flûchen.*

Dagegen zeigen am constantesten inl. ch die Wörter, die im Nhd. inl. k haben.

Kero.	nhd.
starchisto, starchiro, 16 35, 20, kestarachit 28, 58.	*stärker*
wercha, wurchit etc. 18, 21, 24, 37, 45, 46, 48, 48, 48, 53. Dag. werhum 19.	*werke, würkt*
ki-dancha } 19, 58, 22, 23, 27, 27, 27, 27, 27,	*gedanke*
denche } 27, 28.	
ki-marchot, 34.	*marken*
trinchan } 41, 44, 46, 33, 49.	*trinken*
tranches }	
scalcha (servos) 17.	*schalkes.*

In andern Fällen schwanken die Formen, namentlich in den mit lich zusammengesetzten: unerrahhotlihhera (inenarrabili) etc. Die Formen auf lihh haben die Ueberhand. Doch finden sich auch eine Menge lich und lihch. Merkwürdigerweise scheint die eine oder die andere Form seitenweise vorzuwalten. Während in der ersten Hälfte das lihh weit überwiegend, herrschen auf Seite 40 — 55. lihch und lich.

Ferner schwanken eine Menge Wörter:

hh	*hch*	*ch*
lihhamun (corpora) 15, 15 etc.	lihchamelihera 37, 41.	
iohhe, 16.	untarjohche 53.	
sihhure (securi) 19, 28.	sihchurer 36.	
rahha (caussa) 53, 21, 22, 28, 40, 41, 46.	rahcha 40, 47, 52, 54, 55.	rachono 20, 21, 25, 28, 51, 53, 54, 57.
ruahha (cura) 22, 27, 39, 40, 42, 46.	ruahcha 20, 20, 21, 49.	ruacha 32, 42, 47, 48, 48, 49, 49, 50, 58, 38.
ke-mahhoe 22, 58, 59, 46.	ka-mahchoe 48, 48, 49, 49, 49.	anakimachot 48, 55, 56, 28.
ki-mahhiu, apta, 24.	kimahcher 53.	
ke-mahone, 56, 30.		
pruhhe (utatur) 23, 39, 57.	pruhchan 38, 56.	
ke-zeihhanne 41, 41, 45, 45, 24.		kizeichanne 40, 40, 48, 48, 54.
zeprohhan 27, 58.	far-prihchit 47.	
lahhan (pallium) 28, 41.		lachane 44.
untarslihhanera 44, 53.	untarslihche 43.	
mihhilu 44, 58, 26, 44, 18.		michili 31, 56.
mihil 31, 52, 53, 56.		

Diese Menge von Beispielen, die sich noch durch einige seltener vorkommende Wörter vermehren lässt, könnte verführen, Keros

ch und hh für „völlig zusammenfallend" zu halten. Allein sind ch und hh dieselben Laute, woher kommt es, dass, wie wir oben sahen, in einer ganzen Reihe von Wörtern ausschliefslich oder doch weit überwiegend hh gebraucht wird, während andere ebenso constant ch zeigen? Noch auffallender wäre die nachgewiesene Uebereinstimmung mit neuhochdeutschen Lautverhältnissen, wenn nicht ch und hh wirklich verschiedene Laute bezeichnen. Denn einige wenige Ausnahmen von unserer nhd. Regel*) beweisen nur, dass Keros Dialekt in einzelnen Fällen einen andern Weg einschlug als das Nhd.; der Unterschied zwischen ch und hh ist dadurch nicht aufgehoben. Der scheinbare Widerspruch zwischen einer augenfälligen Scheidung der Keronischen ch und hh einerseits, und einer nicht minder deutlichen Vermengung beider andererseits ist nur dadurch zu lösen, dass man doppelte, durch die hch-Formen ineinanderfliefsende Gestalten der Wörter annimmt. Noch haben sich die Abkömmlinge des alten urd. k nicht streng gesondert. Allein ein grofser Theil der Wörter hat sich schon auf die eine oder die andere Seite geschlagen. Wir können beobachten, wie aus den urd. k die jetzigen nhd. inlautenden ch (sache, sijjel) sich entwickeln. Im Ganzen hat die Sprache schon den Weg eingeschlagen, den sie heute noch verfolgt. Wir dürfen auch für Kero den Dentalen entsprechend die gutturale Lautverschiebung annehmen.

		ahd.	
Dental.	Urd. t	Anl. t + s (z)	Inl. sz.
	Urd. k	Anl. k + hh	Inl. ch
		(= ch Kero)	(sa*ch*e = hh Kero).

Für den Inl. gilt, genau wie bei den Dentalen, dies Gesetz: Nur nach liquidis wird urd. k zu ahd. khh (geschrieben ch). Mit dieser für das Streng-ahd. aus Isidor und Kero gewonnenen Regel versuchen wir die andern ahd. Quellen in Einklang zu bringen. Wir können von da aus weiter zurück und weiter vorwärts gehen. Alterthümlicher in seinen Lautverhältnissen ist Otfrid. Denn auf das Jahrhundert, in welchem ein Schriftsteller lebte, kommt hier nichts an. Es fragt sich nur, auf welcher Stufe der Lautentwicke-

*) Puache, bûche (codice) 30, 31, 34. Dagegen Ausl. puah 16, 30, 43, 48, 51, 54, 56. Auch municho 19, 20, 49. möchte ich hieherrechnen. Dagegen hch in naht-wahchom schon auf das nhd. wachen hinüberleitet. Ebenso wehchun (hebdomadi) 35, 35, 35, nebst wehchari 43, 43, woneben wehharre 41, weharre 42.

lung sein Dialekt steht. Bei O. finden wir nun die urd. k folgendermafsen behandelt:*)

Wo I. ch setzt, da hat O k.
Wo I. hh setzt, da hat O. ch.

Mit andern Worten:

Anl. schreibt O. k.
Inl. schreibt O. ch zwischen Vocalen, k nach l, n, r.**)

Soviel ist klar, Otfrids Anl. und sein Inl. nach l, n, r sind zurück hinter I., denn O. hat noch das urd. k beibehalten. Sollten seine inl. ch wirklich mit I.'s hh phonetisch zusammenfallen? Die Analogie spricht dagegen. Der reine Thatbestand desgleichen. Denn, wie wir oben sahen, ist c + h nach seinen Bestandtheilen gesprochen = k + h oder hh. Demgemäfs würde also O., wenn er die Zeichen des c (= k) und h (= h oder hh) verband, am natürlichsten den Laut kh, khh mit dieser Zeichenverknüpfung ausgedrückt haben. „Allein, könnte man einwenden, O. verband die Zeichen c und h gar nicht. Er fand sie in seinen lateinischen Büchern schon verknüpft für den Laut ch (sa*ch*e) vor." Da müsste nun freilich erst bewiesen werden, dass die ch lateinischer Bücher in der Schule des Rhabanus***) wie unsre nhd. ch gesprochen wurden. Alles ist dagegen. Sehen wir auch davon ab, dass im classischen Latein die dem griech. χ entsprechenden ch nimmermehr wie unsre nhd. ch lauteten: so liegt uns die Frage näher, welchen Klang das gräcolateinische ch in den Ländern bekam, von welchen Deutschland seine römische Bildung empfieng. Wenden wir uns zuerst zu den romanischen Sprachen, so antwortet uns Diez S. 191: „C und Ch fallen im Romanischen zusammen, ch hat seine Geltung als Aspirata verloren und steht dem c gleich."

Die Engländer sprechen das ch griechischer Wörter gleichfalls wie k.†)

Wie will man beweisen, dass die lateinischen ch schon im neunten Jahrhundert in den deutschen Schulen anders gesprochen wurden als bei den Nachbarvölkern? Zumal da Alles darauf hindeutet, dass auch die deutschen Gelehrten das ch römischer††)

---

*) Vgl. die Darstellung der O. Buchstaben bei Graff, Krist. p. XXI.
**) Gemination lasse ich noch aus dem Spiel.
***) Dessen Schüler war O. Vgl. O.'s Dedication an Liutbert.
†) Vergl. Buschmann S. 51.
††) Römisch, insofern sie über Rom nach Deutschland kamen.

Wörter von c (= k) kaum unterschieden, und es nur als ein traditionelles Zeichen beibehielten. Zum Beweise dienen die in früherer Zeit aus dem Lateinischen entlehnten Wörter; z. B. Christus = Krist bei O. unzähligemal.*) Die Lautverschiebung kann man nicht vorschützen; denn diese verlangte ein irgendwoher zu belegendes Grist als Uebergangsstufe vom griech. χ zum hd. K. Doch davon kann überhaupt keine Rede sein. Auf ein im Lateinischen vorgefundenes ch = nhd. ch (sache) darf man sich demnach nicht berufen, und es bleibt dabei, O gebraucht sein deutsches ch für c + h, diesem aber gebührt ein stummlautender Bestandtheil. Wir setzen demgemäfs für den eigentlichen Laut des Otfridischen ch wie bei I.: khh. Bei der nahen Verwandtschaft dieser Laute mag vielleicht O. selbst schon manches seiner ch beinah wie das nhd. ch (sa*ch*e) gesprochen haben: Indes der eigentliche Klang seiner ch war khh, und der daraus hervorgehende gestofsene Mittellaut, welcher den Uebergang bildet aus Muta + Spirans in reine Spirans. Jedenfalls sind bei O. aufser g und k noch zwei Gutturalen anzunehmen. Denn von der gutturalen Spirans h (im Ausl. nach Vocalen auch = goth. k, z. B. sih [se]), welche sich qualitativ vom nhd. ch nicht unterscheidet (vgl. z. B. noh = nhd. noch), wird in der Wiener und Heidelberger Hds. streng gesondert das nur inl. ch. Nun sind aber ungenaue Vermischungen von Buchstaben, die Aehnliches bezeichnen, wohl zu begreifen. Warum aber, wenn ch ganz denselben Laut ausdrückte wie ausl. h, sich nicht auch im Ausl. ch mit h gemischt finden sollte, lässt sich schwer einsehen.**) Dass aber O.'s *ch* noch etwas Anderes bedeuten als die einfache gutturale Spirans, scheint auch daraus hervorzugehen, dass sie von Natur kurze Sylben durch Position lang machen.***)

Den Uebergang von O.'s inl. ch zu den hh des Is. bildet Tat. Die Schreibung hh ist zwischen Vocalen bei weitem überwiegend, und deshalb auch die Aussprache des nhd. ch (sa*ch*e) für das urd. k

---

*) Auch die ahd. Uebersetzung des Tatian schwankt zwischen der historischen Schreibung Christ (z. B. Matth. 23, 10; 24, 5.), und der phonetischen Crist, z. B. Matth. 16, 20. 26, 63. etc.

**) Dafür, dass sich nicht inl. h = inl. ch findet, könnte man anführen, dass in Wörtern wie rîhe die nhd. Aussprache des h (z. B. sehe) zu befürchten war.

***) Vgl. Graff, Vorr. zum Krist. S. XXI. Anm. 1. mit S. XIII ff.

zwischen Voc. anzunehmen. Doch mag noch einiges Schwanken zum älteren khh stattgefunden haben, woraus sich das häufige Erscheinen des ch erklärt. Ich meine damit nicht, dass der um spätere Leser ziemlich unbekümmerte Uebersetzer*) des ahd. Tatian daran gedacht habe, dass man khh sprechen solle, wo er ch schreibt, ch (sa*ch*e nhd.) aber, wo er hh setzt. Vielmehr glaube ich, dass eben durch das allmähliche Uebergehen der alten khh in ch (sa*ch*e) die Zeichen hh und ch in der Art vermengt wurden, dass auch das ch nach und nach den Laut des hh bekam, den es bis auf den heutigen Tag im Nhd. behalten hat. Zum Ueberblick gebe ich folgende Darstellung, wie sich das Verhältnis der ch und hh (h) im Matthaeus des T. (ed. Schmeller) zeigt:

ch	*hh* (*h*)
richi, 3, 2 | 16, 19 | 16, 28 | 18, 1 etc. 17mal.	rihhi, 33mal.
—licho 22mal.	—lihho, 38mal (—lihe, 6mal).
sprechente, 2mal.	sprehhet, 16mal.
	weihhen, 11, 8, 2mal.
michila, 15, 33 | 18, 28.	mihhilo, 15mal (mihil, 12mal).
bisuichane (alts. suiku, fallo), 15, 12 | 17, 26 | 18, 6 | 18, 8 | 18, 9.	bisuihhe, 5, 29 | 5, 30 | 11, 6 | 13, 21 | 13, 57.
	bisuihane, 24, 10 | 26, 33 | 26, 33.**)
	zibrehhent, 7, 6 | 12, 20 | 21, 44 | 21, 44.
buochari (γραμματεύς), 18, 19 | 16, 21 | 17, 10 | 20, 18 | 21, 15.	buohharin, 12, 38 | 13, 45 | 27, 41.
gi-zeichon, 3, 7 | 12, 38 | 21, 15 | 24, 24 | 24, 30 | 26, 48.	zeihhan, 12, 39 | 12, 39, | 12, 39 | 16, 4 etc.
	zeihano, 24, 3.

---

*) So gebraucht er das lat. c für k und für z. Z. B. luciles Matth. 6, 30. | cehenzog Mtth. 18, 12. | halce (χωλοί) 21, 14. | bicurcite 24, 22, neben gicurzite ib. | ci (= zi) 26, 12. Dagegen selbst vor i ein c = k Mtth. 15, 38. cind, das T. sonst kind schreibt, z. B. 27, 9. Auch vor e ein c = k in scenkifazzes 23, 25.

**) Eine Stelle wird so oft citiert, als das Wort darin vorkommt.

<table>
<tr><th>ch</th><th>hh (h)</th></tr>
<tr><td>suochit, 2, 13 | 18, 12.</td><td>suohhen, 6,32 | 6,33 | 7,8 | 12, 39 | 43 | 47 | 16,4 | 21, 46.</td></tr>
<tr><td></td><td>suohet, 7, 7 | 28, 5.</td></tr>
<tr><td>manod-siohche (sic), 4, 24.</td><td>betti-siohhe, 4, 24 | 14, 14.</td></tr>
<tr><td>fluochot, 15, 4.</td><td>fluohhont, 5, 11.</td></tr>
<tr><td></td><td>wahhet, 24, 42 | 43 | 25, 13 | 26, 38 | 40 | 41.</td></tr>
<tr><td></td><td>lahhan, 5, 40 | 27, 28 | 31.</td></tr>
<tr><td></td><td>lahan, 27, 51.</td></tr>
<tr><td>sacha, 15, 9 | 19, 3 | 10.</td><td>sahha, 5, 32 | 27, 37.</td></tr>
<tr><td>lichazera, 15, 7 | 23, 13 | 14 | 15 | 23 | 25 | 27 | 28 | 29.</td><td>lihhazara (ὑποκριταί), 6, 2 | 5 | 16 | 22, 18 | 24, 51.</td></tr>
<tr><td>tunichun (χιτῶνα), 5, 40.</td><td>tunihhun, 10, 10.</td></tr>
<tr><td></td><td>riohhenti (τυφόμενον), 12, 20.</td></tr>
<tr><td>kirichun, 16, 18.</td><td></td></tr>
<tr><td>rachu, 18, 19.</td><td></td></tr>
<tr><td>keliches, 23, 25 | 26.</td><td></td></tr>
<tr><td>federacha (πτερύγια), 23, 37.</td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>zuo-gi-ouhhon, 6, 27 | 6, 33.</td></tr>
<tr><td>duoches (ῥάκους), 9, 16.</td><td></td></tr>
</table>

Auf diese Art behandelt T. die inl. urd. k zwischen Vocalen. Nach Liquidis lässt er wie O. k stehen.*) Z. B.

trinkanne, 10, 42 | 11, 18 | 11, 19 u. s. f.**) trincan, 25, 35 | 37 | 42.
folkes***), 13, 15 | 21, 23 | 26, 3 etc.
scalke, 8, 9 | 18, 27 | 18, 33 etc.
sincan, 14, 30.
githanca, 15, 19. thenkit, 9, 4 | 16, 8.
balco (trabs), 7, 4 | 7, 5.
wirket, 7, 23 | 21, 28. werke, 16, 27 | 23, 3.
wolcan, 17, 5 | 26, 64 etc.
winkiles, 21, 42.

---

*) Oder gleichgeltend mit k ein c.

**) Alle Stellen anzuführen, wäre hier zwecklos. Deshalb immer nur einige.

***) Einigemal findet sich statt dieses k ein ch. So 15, 36 folche; 18, 6 vor-senchit.

scenki —, 23, 25.
thuncot (sic), ἐμβάπτει, 26, 23.
gi-marcota, 28, 16.

Dieses Schwanken T.'s zwischen ch und hh, das wir auch schon bei Kero fanden, führt hinüber auf den Gebrauch, den Notker (Psalmen) und das Mhd. vom ch machen. Hier nämlich ist das ch nun ganz an die Stelle des alten hh gerückt; das hh ist aufgegeben. Daher schreibt N.: sprichet, sprache (loquerer), michil etc.

Ebenso schreibt man im Mhd.: machen, sprëchen, trache etc. gr. I, 428. Daraus folgt aber keineswegs, dass auch anl. ch im Mhd. phonetisch = ahd. hh, nhd. ch (sa*ch*e) sei. Vielmehr lässt sich darthun, dass das mhd. ch zwei verschiedene Laute bezeiche:

1) Den Laut des nhd. *ch*, d. h. gutturale Spirans*), inl. zwischen Vocalen. Dass ch diesen Laut hatte, geht daraus hervor, dass nicht blofs urd. k, sondern auch urd. h im Mhd. durch ch vertreten wird. Z. B. nâch, sach, doch u. s. f. gr. I, 427.**)

2) *khh*, d. h. gutturale Muta + gutturale Spirans. Von der Stärke der Spirans kann man zunächst absehen. Dass ch auch für diesen Laut verwandt wurde, sieht man aus Beispielen wie blichet, diche gr. I, 480. neben blicchet, dicche und blicket, dicke. Dass brichet und wachet, wie gr. l. l. bemerkt, auf diese blichet und nachet nicht reimt, beweist nur, dass man das eine blikhhet (oder blikchet), das andere brichet aussprach. Dass die gutturale Gemination „gewiss kk lautete***)", scheint mir aus diesem Nichtreimen keineswegs hervorzugehen. Damit ist nun aber auch der Hauptgrund, den gr. I, 423, a. und 424, d. gegen ein mhd. anl. ch vorbringt, beseitigt. Das beständige Schwanken der mhd. Hds. zwischen anl. k und anl. ch scheint mir nämlich so zu erklären: Während das Niederdeutsche bis auf den heutigen Tag den Anl. k festhält, mögen einzelne Alpendialekte sich schon dem nhd. ch (sa*ch*e) sehr genähert haben. Dagegen war die im 13. Jhdt. verbreitete Aussprache der urd. anl. k weder k (nhd.) noch ch (nhd.), sondern khh, d. h. die höchste Steigerung des k, welche sich mit gutturaler Spirans zu paaren beginnt. Diese gutturale Spirans

---

*) In wie weit auch palatale?

**) So gebraucht schon der Freisinger Cod. des O. das ch. Vgl. Krist. Vorr. S. XXI.

***) Gr. I, 423.

konnte nun nach der besondern Mundart jedes Einzelnen mehr oder weniger hervorgehoben werden, und so schwankten die Schreiber, ob sie dieselbe durch h bezeichnen sollten oder dem Leser überlassen, wie stark er sie hinter dem einfachen anl. c sprechen wollte. So erklärt sich der eigenthümliche Anl. ck (ckumber, ckost), den gr. 430. angibt. Indem man den Inl. khh neben cch auch ck schrieb (sacche und sacke), benutzte man dies ck, um auch ein anl. khh dadurch zu bezeichnen.

Um dem nhd. Leser die im Mhd. mustergültige Aussprache vorzuführen, schreibt man gewiss am besten anl. k, damit die beiden Geltungen des ch (als Anl. khh, als Inl. zwischen Vocalen ch) nicht vermischt werden; dagegen muss man dazu bemerken, dass dies anl. k in dem Munde der Meisten einem nhd. k nicht vollkommen entsprach, sondern in phonetischer Schreibung am besten durch kh oder khh dargestellt würde.

Das Nhd. hat den Laut kch, khh, ganz aufgegeben. Indessen mit Sicherheit haben wir ihn nachgewiesen im Ahd. bei I. und K., mit grofser Wahrscheinlichkeit im Mhd. Und zwar sahen wir oben, dass khh etymologisch ganz dieselbe Stelle unter den Gutturalen behauptet, die t + s (z) unter den Dentalen einnimmt, während ch (sa*che*) in der gutturalen Reihe da erscheint, wo in der dentalen sz (schie*sz*en). Haben wir demnach das nhd. ch seiner phonetischen Natur wegen mit sz in eine Classe gestellt, so finden wir jetzt diese Ansicht auch durch die Geschichte bestätigt. Haben wir §. 52. aber jene einfachen Laute Spiranten genannt, und in der dentalen Reihe des Griechischen neben der Spirans σ noch eine besondere Aspirate ϑ gefunden, so wird für das griech. χ, welches die alten Grammatiker mit ϑ und nicht mit σ in eine Classe stellen, ein Laut anzunehmen sein, der in gutturaler Reihe dasselbe ist, wie ϑ in dentaler. Wir erhalten die Gleichung:

$$\tau : \vartheta = \varkappa : \chi.$$

ϑ definierten wir (§. 43.): dentale Muta mit werdender Spirans derselben Reihe. Also `dħs.*)

Wir erhalten demnach als Ergebnis unserer Gleichung für den Laut des χ die Bestimmung: χ ist gutturale Muta mit nachklingender werdender Spirans derselben Reihe. Also g`ħhh. Dieser Laut ist dem des kch nahe verwandt, ohne ihm doch ganz gleich zu

---

*) Ueber ħs s. §. 27.

sein; denn seine Spirans ist erst im Entstehen. Einige Gleichungen zur Aufhellung dieses Lautes*):

g̀ħhh : ch = `dħs : sz
g̀ħhh : g̀ = `dħs : `d
g̀ħhh : kch = `dħs : tsz (z).

Wer sich den Unterschied zwischen werdender und entwickelter Spirans nicht recht klar machen kann, der spreche das griechische *χώρα* nur g̀hhôra, so wird er dem Laut des *χ* wenigstens nahe kommen.

Wie sich das urd. D aus urgr. *ϑ* durch Ablegen des Nachhalls entwickelte, so aus urgr. *X* das urd. g. Beispiele:

Urgr.	Urd.
χέω, χυτός	g. giutan
χολή	altn. gall
χόρτος	g. gards
scr. g̀ôra (schrecklich)	g. gaurs (traurig)
χαίνω	altn. gîna
ἔχειν	g. aigan
τρέχειν	g. thragjan
λέχος	g. ligrs.

§. 53. Dass demnach für das Urgr. unsre Bestimmung der guttur. Aspirate richtig sei, ergibt schon die Vergleichung mit den Dentalen. Es fragt sich nur 1) ob das *χ* des uns zugänglichen Griechischen wie ch (ma*ch*en) klang, oder ob es einen stummlautenden Theil hatte. Die Gründe für das Letztere sind fast dieselben wie die §. 44. für *Θ* beigebrachten.

1) Die Grammatiker rechnen *χ* zu den *ἀφώνοις.***)

2) Die alte Schreibung von *K* + Spiritus asper (ⴺ). So auf der Columna Naniana aus Melos bei B. C. I. Nr. 3. *ΕΠΕΥΚΗΟΜΕΝΟΣ* = *ἐπευχόμενος*. Dazu vergl. die oben citierte Stelle des Dion. Thrax, in Bekk. Anecdd. p. 780, 781.

3) Dürfen wir als überzähligen Beweis anführen, dass die gleichstufigen Aspiraten des Sks. noch heute in der indischen Tradition mit Stummlaut gesprochen werden.

---

*) In allen diesen Gleichungen sind unsre phonetischen Zeichen so zu lesen, wie §. 22 ff. angegeben. Wer sich dessen erinnert, wird auch nicht bei g̀ħhh über Häufung von h klagen.

**) Ueber die abweichende Meinung Einzelner eine merkwürdige Stelle Prisc. p. 543. Ueber diese s. unten Anhang 2.

II) Eine zweite Frage ist, ob dem griech. χ eine Spirans nachtönte. Dass dies der Fall war, beweist das Neugriech., dem das alte χ ganz zu ch wurde.

Wie behandelte das Urd. die urgr. k? §. 54.

Um uns den Weg zur Beantwortung dieser Frage zu bahnen, werfen wir einen Blick auf die Art, wie das Lat. die urgr. Asp. χ beseitigte. Denn dass auch das Lat. in ältester Zeit die gutturale Aspirate besafs, dürfen wir aus dem Vorhandensein derselben in zwei seit der Urzeit getrennten Sprachen schliefsen. Das Skr. und das Griech. haben sie aber gleichmäfsig. Was ist nun in der uns zugänglichen Periode des Lateins aus der alten gutt. Aspirate geworden? Wir finden an ihrer Stelle

1) gutturalen Stummlaut ohne Aspiration.

a) Anl.

Urgr.	Lat.
χύω	gutta
χαίρω	gestire (Dd. 5, 59.)
χάζομαι	cedo (ib. 70.)
χάλιξ	calx (ib. 191.).

b) Inl.

ονυχ—*)	unguis
λείχω	lingo
ὀμιχέω	mingo
ἐνδελεχεῖν	indulgere (Dd. 5, 170.)
διαμάχεσθαι	dimicare (ib. 187.)
skr. sakʿi	socius
κάχληξ (Dd. 5, 191.)	coclacae
κυλίχνη	culigna
βρέχω	rigo.

2) H.

a) Anl.

Urgr.	Lat.
χελ-ιδών	hirundo
χαίνω	hio
χάσκω	hiscere

---

*) Skr. nakʿa.

Urgr.	Lat.
skr. r. gʿas, 1.	hos-pes (Bp.)
χόρτος	hortus
χῆρος	heres
χυμ-ός	humor
χειμών	hiems
χαμαί	humus.
Mit Abfall des h:	
χείρ	ir*)
χήρ	er
χήν	anser.
b) Inl.	
ὀχέω	veho.
Mit Ausfall des h:	
λάχνη	lana
ἀράχνη	aranea.

Mag auch das eine oder andere dieser Beispiele nicht ganz sicher sein, so bleibt doch durch die Mehrzahl der Satz gesichert: Das Lateinische hat sich der urgr. Asp. so entledigt, dass es theils den Nachhall aufgab und nur reinen Stummlaut übrig behielt, theils aber die Muta in der Asp. abwarf und nur den Hauchlaut aufbewahrte. Im ersteren Falle ist der Process des Lat. ein ganz ähnlicher wie der §. 52. beschriebene des Urdeutschen, so dass nun auch lat. und goth. Formen zusammenfallen.

Z. B. χύω — gutta — giutan.
λείχω — lingo — laigôn.

Nur dass Alles etwas rascher und tumultuarischer hergegangen zu sein scheint, so dass nicht überall die rechte Blüthe der Aspirate abgewartet wurde. Denn während wir im Urd. standhaft griech. χ durch g ersetzt finden, zeigt das Lat. bisweilen statt dessen c.

Wie der Stummlaut sich vorzugsweise inl. behauptet hat, so der Hauchl. besonders anl. Dass diese anl. h von Anfang an nur Zeichen des Spiritus asper gewesen seien, scheint mir nach der Analogie der andern Lautreihen (s. u.) höchst unwahrscheinlich. Ich halte sie für den letzten Rest der gutturalen Spirans hh oder gar ch. Beweisen aber kann ich es auf römischem Gebiet nicht.

---

*) Eine Form hir kennt Probus nicht. Denn p. 114 Lind. sagt er, dass ihm kein Wort auf hir bekannt sei.

Alle Stellen der röm. Gramm. über h bezeugen, dass man, so weit die Erinnerung reichte, immer das lat. h dem griech. Spiritus asper an die Seite stellte. Vgl. z. B. Quint. inst. or. I, 4, 9.: „An rursus aliae (i. e. literae) redundent, praeter illam aspirationis notam, quae si necessaria est, etiam contrariam sibi poscit.“

Prob. inst. gramm. I. segm. 3. p. 44 Lind.: h litteram vero scire debemus consonantis loco poni non posse, quia nota est aspirationis quam (non Asc.) solida littera, quam Graeci non tam figura aliqua litterae, quam titulo pronunciationis ostendunt. — Wenn sich ein Gramm. wie z. B. Max. Vict. gramm. p. 277 Lind. dagegen, oder ein anderer wie Asper Junior p. 309 Lind. zweideutig ausspricht, so ist es mir doch nicht gelungen, irgend eine triftige Notiz darüber zu finden, ob an der Stelle des h in früherer Zeit etwa ein hh gesprochen wurde. Die Sache bleibt mithin einstweilen Vermuthung.

§. 55. Nachdem wir gesehen haben, wie das Lat. die urgr. Aspirate in g und h zerlegte, werden wir uns auch zu erklären wissen, warum in den urd. Dialekten an der Stelle des urgr. k bald g und bald h erscheint. Das urgr. k ist nämlich ebenso wie das urgr. t im Urd. zur Aspirate geworden. Diese Aspirate ist aber von den urd. Dialekten schon aufgegeben, wie sie uns zugänglich werden, und zwar zeigt sich hier eine merkwürdige Uebereinstimmung mit der Art, wie das Lat. die urgr. Aspirate χ ersetzte. Wie wir diese im Lat. theils zu g, theils zu h geworden vorfinden, so gewährt das Goth. und Alts. dieselbe Zersprengung der alten aus dem ganzen Wesen der Lautverwandlung vorauszusetzenden Aspirate gћhh. An der Stelle des urgr. k bieten die urd. Dialekte bald g und bald h.

1) Beispiele von urgr. k = urd. g.

oc-ulus, *ὄκος*	g. augô.
lacus	alts. lagu
skr. kr, creare	alts. garu (paratus).
skr. krand (flere) 1.	g. grêtan, plorare.

2) Beispiele von urgr. k = urd. h.

κεφαλὴ	g. haubith
καρδία	g. hairtô *)
canis	g. hunds

*) Dies Beispiel ist *keineswegs* verwerflich.

celare	g. hilan *)
κάλαμος	g. halam **)
cornu	g. haurn
κλέπτης	g. hliftus
rectus	g. raihts.

Im Goth. lässt sich das oben beim Lat. nur als Vermuthung Hingestellte schon wahrscheinlicher machen, dass nämlich diese goth. h früher, vielleicht noch zu Ulfilas Zeit gutturale Spiranten (hh) waren. Während man dafür, dass das lat. h nur Spiritus asper war, einen Beweis daraus entnehmen kann, dass sich h nie im Ausl. findet ***), lässt die umgekehrte Erscheinung des Goth., welches ausl. h in Menge bietet, hier auf das Gegentheil schliefsen. Die goth. nauh, thauh u. s. f. wurden sicher gesprochen: nauhh (oder gar nauch), thauhh. Ja diese gutturale Spirans hat sogar einen Einfluss auf den ihr vorausgehenden Vocal; u wird vor ihr zu aú und i zu ai. †) Obschon also die goth. Bibel den griech. Spiritus asper der Eigennamen durch h ausdrückt, dürfen wir doch für einen Theil der goth. h den Laut hh annehmen.

§. 56. Die urd. h. sind nun sofort keiner Lautverschiebung mehr fähig. Denn das Grimmsche Gesetz erstreckt sich blofs auf die Mutae. h aber, auch als hh oder ch aufgefasst, ist keine Muta. Folglich kann ihm die neue ahd. Lautverschiebung nichts anhaben. Deshalb bleibt es stehen.

Wenn sich in einigen Fällen an der Stelle des goth. h ein hd. g findet, so muss man nicht an einen Uebergang des goth. h in hd. g denken. Vielmehr hat das Hd. auf urdeutscher Stufe hier seine guttur. Aspirate auf die entgegengesetzte Art beseitigt wie das Goth. Z. B. goth. thahan (= tacēre), ist mhd. dagen. Ich setze für beide Formen ein urd. tha`gћhan als Grundform. Das Goth. gab die Muta auf und behielt die Spirans, daher thahan. Das Hd. auf urd. Stufe warf die Spirans ab und bewahrte

---

[*) Vielmehr alts. helan. (1863.)]

[**) Vielmehr altnord. halmr. (1863.)]

***) Aufser in den Interj. vah und ah. Diese sind aber nur abgekürzt aus vaha, aha. Prisc. 548. 549.

†) Die Gewalt, mit welcher ch einem vorhergehenden i a beimischt, ist das Gegenstück zu der Macht, durch welche i nachfolgendes ch in jj umwandelt. ch (sache) und i vertragen sich einmal durchaus nicht. Eher noch e und ch.

die Muta, also thagan. Der Beweis liegt neben der theoretischen Wahrscheinlichkeit in folgenden Beobachtungen:

1) Neben dem goth. thahan hat auch ein urd. Dialekt, der dem Hd. fast noch näher verwandt ist, als das Goth., eine g form. Das Alts. bietet thagon.

2) Die weitere Lautverschiebung, die in diesem Fall dem Strengahd. eigenthümlich ist, hat auch jenes von uns geforderte g des Urd. ergriffen. gr. I, 879. gibt als ahd. Form von alts. thagon da*k*ên. Dies k des Strengahd. setzt aber ein urd. g (nicht h) voraus.

Dass übrigens bei dem Aufgeben einer Aspirate mannigfaches Schwanken Statt findet, dass sich doppelte Formen nach beiden Seiten hin entwickeln können, versteht sich von selbst.

Wir beschliefsen die Bemerkungen über die gutturale Reihe mit einigen Beobachtungen über die nicht durchgedrungene Verwandlung des urd. g in hd. k. Nur das Strengahd. bietet Beispiele für diese Lautverschiebung. Die übrigen hd. Dialekte haben sie nicht angenommen.

Urd.	Strengahd.	Hd.
g. gôds	kuot	mhd. guot, nhd. gût
g. gaggan	kân	gehen.

Der Hauptgrund, aus dem diese Lautverschiebung im Hd. nicht durchdrang, liegt in der Verwirrung, welche durch den Verlust der Aspirate schon im Urd. einriss. Indem nämlich auch die urd. Asp. in g übergieng (oc-ulus — aug^c^o (angenommen) — augo), fielen schon hier Formen, die im Griech. k haben, mit solchen, die im Griech. χ haben, zusammen.

Wenn nun die weitere Lautverschiebung alte urd. g formen zu k verhärtete, so blieb der deutschen Sprache gar keine gutturale media. Denn die urd. gutt. Aspiraten, die nicht schon im Urd. zu g wurden, verwandelten sich in h, und auch von dieser Seite war also kein Nachwuchs an g mehr zu erwarten.

Weitere Gründe werden sich nach dem Durchgehen aller Lautreihen besser herausstellen.

Labiale Reihe.

I. Was wird im Hd. aus urd. p? §. 57.

Anl. urd. p sind selten. Wir müssen also die Art zu Hülfe

nehmen, auf welche das Hd. den Anl. p in fremden Wörtern umgestaltet. Vergleichen wir die dentale und gutturale Reihe, so müssen wir den Satz wiederholen: Gesteigertes p wird eine Spirans gleicher Reihe erzeugen. Und zwar kann diese Spirans sich neben p entwickeln, oder sie kann p überwältigen. Sehen wir uns auf der §. 22. gegebenen Lauttafel nach labialen Spiranten um, so finden wir f und w; als einen Mittellaut zwischen beiden, den wir mit `w bezeichnen könnten, nehmen wir den Buchstaben v an. Vergleichen wir nun das Nhd. mit den alten pformen, so finden wir an der Stelle des p

1) pf
2) f, ff.

Das pf (z. B. Pferd) darf nicht nach norddeutscher Weise wie reines f gesprochen werden. Wenigstens ist diese Aussprache nicht hochdeutsch, so lange die nhd. Schrift pf festhält. Man spreche vielmehr nach Art der Süddeutschen ein deutliches p und darauf folgendes f.

§. 58. Die hd. Labialen zeigen ganz dieselbe Entwickelung wie die Dentalen (§. 34.) und Gutturalen (§. 50.). Wie nämlich bei den Dentalen t + sz (z) vorzugsweise dem Anl., dagegen reine Spirans sz mehr dem Inl. angehörte: so finden wir unter den hd. Labialen an der Stelle des alten anl. p durchgreifend p + f (pf), dagegen inl. meist ff. Die Schreibung ff entspricht der mhd. zz (nhd. oft durch ss ausgedrückt). Sie ist keineswegs so ganz verwerflich; denn die aus p erzeugte Spirans f hat sich die alte Muta assimiliert, so entsteht ff. Die Einwendung f sei kein einfacher, oder nur ein „gleichsam einfacher" Laut, ist unstatthaft. Denn f ist ein einfacher Laut, so gut wie sz und dies wieder so gut wie s. Wer anders denkt, der theile unser nhd. f und weise mir die Analyse nach.

Belege:

1) Anl. p wird hd. pf.

ags. pädh*)	=	hd. pfad
ags. pluccjan	=	hd. pflücken
alts. plegan	=	hd. pflegen

Entlehnte Wörter:

papa	=	pfaffe

*) Die beiden ags. Beispiele aus gr. I, 227.

pipa	=	pfeife
pondus	=	pfund
planta	=	pflanze.

2) Inl. p wird hd. f (ff).*)

g. vêpna (pl.)	hd. waffen pl.
g. hilpan	helfen
g. slêpan	schlafen
g. skapan	schaffen
g. hlaupan	laufen
g. vairpan	werfen
g. kaupôn	kaufen
alts. scarpumu	scharfem.

Ausnahmen, die inl. pf zeigen, entsprechen den inl. t + s (z). Vgl. über sie gr. I, 398. (Z. B. apfel, tropfen, schöpfen u. s. f.)

§. 59. Dass das Ahd. an der Stelle des urd. p bald ph, bald pf, bald pph, bald f oder ff zeigt, bedarf nach dem §. 50. 51. über das k, ch, hh etc. Bemerkten kaum mehr der Erläuterung. Die Fälle sind durchgehend analog, bis auf wenige Ausnahmen. Man wird nämlich, wenn man S. 54. über das lat. ch u. S. 80. über die lat. th, ch und ph vergleicht, bemerken, dass ph schon mit dem Laut f überliefert war, während th sicher nicht den Laut sz, und ch schwerlich den des jetzigen ch (sa*ch*e) aus dem Lateinischen mitbrachte. Daher erklärt sich, warum sich kein dem pph entsprechendes anl. tth und cch findet. Deshalb aber darf man dem ahd. ph dennoch nicht überall den überlieferten Laut f beilegen. Sondern wie wir S. 56. im Mhd. ein doppeltes ch nachwiesen, so entwickelt sich neben dem als f überlieferten ph ein neues. Dies ph bezeichnet den Grad des p, in welchem eine Spirans zu entstehen beginnt, ohne sich doch schon fest constituiert zu haben. Die Laute `p (höchste Steigerung des p), phw bis gegen pv. So ist die ursprüngliche Geltung von ph. Nun tritt der gewöhnliche Verlauf ein. Die Laute entwickeln sich weiter, entweder zu pf oder zu f. Nichtsdestoweniger wird das alte Schriftzeichen noch beibehalten, bis es endlich in den meisten Fällen durch die jetzt besser passenden pf, f, ff verdrängt wird.

2) Die entlehnten Wörter betreffend, darf man jetzt nicht mehr

*) f und ff unterscheiden sich nur in der Dauer.

mit gr. I, 128. annehmen, dass die Entlehnung solcher, die p behalten (z. B. pilgrim), in einer frühen Zeit geschehen sein müsse, wo die Aspiration noch nicht eingeführt war. Wir betrachten die Steigerung des p zu p' (verhärtet pf) als etwas ununterbrochen Fortwirkendes, so lange diese Lebensrichtung der Sprache dauert. Mithin hätten gerade Wörter, die schon im Urd. einbürgerten, von ihrer römischen Mutter abgetrennt, ganz dieselben Veränderungen erfahren müssen, wie die zur Zeit ihrer Einführung vorhandenen einheimischen p. Wir sehen vielmehr die Sache so an: Während des ganzen Mittelalters läuft neben der volksthümlichen Entwicklung eine lateinische Bildung her. Die Berührungen zwischen den lateinisch Gelehrten und den nur deutsch Verstehenden sind unzählig. So oft nun aus dieser lateinischen Quelle ein Wort unter das deutschredende Volk floss, wurde es in den Strom der deutschen Lautveränderungen gezogen. So wurde aus planta pflanze u. s. f. Wo dagegen ein Wort mit seinem lat. Ursprung im Zusammenhang blieb, da behielt es die echtrömische Form bei.

§. 60. II. Die griechische Asp. *φ*.

Dem griech. *φ* entspricht urd. b.

Belege.

φέρω — g. baira (nhd. bahre)
φρατήρ — g. brôthar (nhd. brûder)
ὀ-φρύς — alts. brâ*) (nhd. braue)
κεφαλή — g. haubith
φυ (skr. b'û) — alts. biun (sum) nhd. bin
φηγός — altn. beyki (nhd. bûche)
φύλλον — alts. blad (nhd. blatt)
ἐλέφας — g. ulbandus (camelus)
γράφειν — g. graban (nhd. graben).

Auf dieselbe Art entsprach urd. d dem griech. *ϑ*, urd. g dem gr. *χ*. Das urgr. 'b' muss demnach ein Laut gewesen sein, der dem 'd' entsprach. Nun haben wir für das altgriech. *ϑ* den Laut 'dħs gefunden, d. h. dentale Muta mit daraus sich entwickelnder Spirans *gleicher Lautreihe*. Der entsprechende labiale Laut würde sein 'b + ħv.

[*) brâha; dat. brâhon Hêl. 51, 18. (1863.)]

Gleichungen zur Feststellung dieses Lauts:

p : `bħv = t : `dħs.
pf : `bħv = tsz (z) : `dħs.
f : `bħv — sz : `dħs.

Nach diesen Zusammenstellungen wird man sich den gemeinten Laut denken können. Wem es nicht gelingt, der spreche das griech. *φέρω* etwa pverô; so wird er dem `bħv am nächsten kommen.

Einen solchen Laut erwarten wir im Griech. an der Stelle des urd. b. Prüfen wir nun die uns zu Gebote stehenden Zeugnisse der alten Grammatik, ob ein solcher Laut im Griechischen auch wirklich da war.

1) Das römische f hat im it. Anl. seine Stelle behauptet. Da nun die Bestimmungen der römischen Grammatiker über ihr f mit dem Laut des it. f stimmen, so haben wir keinen Grund, anzunehmen, dass sich der Laut dieses Buchstaben wesentlich verändert habe. Höchstens mag der zum lat. f aufgewendete Hauch etwas stärker gewesen sein als im Italienischen. Vgl. Quintil. inst. or. XII, 10, 27 ff.

2) Das griechische *φ* hatte einen andern Klang als das lat. f. Nam contra Graeci aspirare solent, ut pro Fundanio Cicero testem, qui primam ejus litteram dicere non posset, irridet. Quint. inst. or. I, 4, 14. Cf. Quint. l. l. XII, 10, 27 ff.

Dies würde man schon daraus schliefsen können, dass das griech. *φ* zu den *ἀφώνοις* gehörte, während f von den röm. Grammatikern eine Semivocalis genannt wird. Vgl. Bekk. Anecd. p. 631. mit Donat. p. 5. Lind. Diom. p. 427. Prob. p. 44. Lind. Max. Vict. p. 277. Lind. u. s. w. Was Priscian p. 542. über f als muta sagt, widerlegt sich selbst durch seine näheren Bestimmungen. Da *φ* zu den *ἀφώνοις* gehörte, wird es auch einen stummlautenden Bestandtheil gehabt haben. Dies wird bestätigt durch die alte Schrift. Auf der Columna Naniana bei B. C. J. Nr. 3. finden wir:

ΕΚΠΗΑΝΤΟΙ = *Ἐκφάντῳ*
ἀμεμΠΗες = *ἀμεμφές*
γϱαΠΗον = *γϱάφων.*

Vgl. dazu Anecd. Bekk. p. 780. 781. und Prisc. p. 542.

Φ wurde also sicher einmal ausgesprochen wie p mit einem Nachhauch. Es kann sich nur fragen, ob dieser Nachhauch sich labial entwickelte. Dies aber wird durch die Aussprache des *φ* im

Neugriech. (= f) sehr wahrscheinlich; durch einen andern Umstand gewiss. Dieses φ muss ja die gröfste Aehnlichkeit mit dem röm. f gehabt haben; sonst konnten die Griechen nicht die röm. f der Eigennamen durch φ ersetzen (z. B. Fabius = Φάβιος). Dennoch aber war der Klang des griech. φ von dem des röm. f wesentlich verschieden. Denn der griechische Zeuge beim Quintil. konnte nicht Fundanius sagen.

Ferner berichtet Quint. XII, 10, 27 ff.: In Hinsicht des Wohlklangs sei das Latein. mit dem Griechischen nicht zu vergleichen. Namque est ipsis statim sonis durior: quando et jucundissimas ex graecis literas non habemus, vocalem alteram, alteram consonantem, quibus nullae apud eos dulcius spirant: quas mutuari solemus, quoties illorum nominibus utimur. Quod cum contingit, nescio quomodo hilarior protinus renidet oratio, ut in *Ephyris* et *Zephyris*. Quae si nostris literis scribantur, surdum quiddam et barbarum efficient, et velut in locum earum succedent tristes et horridae, quibus Graecia caret. Nam et illa, quae est sexta nostrarum, paene non humana voce, vel omnino non voce potius, inter discrimina dentium efflanda est. Einstweilen abgesehen von dem Wohlklang des griech. φ, erkennen wir aus diesen Stellen Quintilians, dass das φ dem f ähnlich klang — denn man konnte allenfalls das eine statt des andern setzen; dass aber dennoch ein wesentlicher Unterschied stattfand — denn warum lachte man sonst über den griechischen Zeugen? — Halten wir nun hiemit zusammen, dass φ einen stummlautenden Bestandtheil haben musste (s. o.), f dagegen reine Spirans war, so gelangen wir zu dem doppelten Ergebnis: 1) dies eben ist der von Quintilian und Andern bemerkte Unterschied; 2) aber dem geschlossenen Theile des φ-Lautes musste labiale Spirans nachtönen, sonst lässt sich schlechterdings nicht begreifen, wie Jemand in dem Bestreben, f hervorzubringen, φ sagen sollte. Denn p mit nachtönenden reinen h wird kein vernünftiger Mensch mit f verwechseln. Auf jeden Fall bestand also φ aus labialer Muta + labialer Spirans. Dass aber diese Spirans in der Regel nicht völlig entwickelt war, schliefsen wir daraus, dass 1) den Griechen φ für einen einfachen Buchstaben galt, 2) aber Quintilian wohl gemerkt haben würde, dass in einem vollständigen Diphthongen pf das röm. f wiederum enthalten sei. Es bleibt uns also nichts übrig, als dass wir φ erklären für labialen Stummlaut mit daraus hervorwachsender labialer Spirans, `bhv. Vergleichen wir die Art,

wie wir 'bh̄v vorbringen, mit der, auf welche f erzeugt wird, so werden wir auch eine Stelle Priscians (p. 543.) verstehen: Hoc tamen scire debemus, quod non tam fixis labris est pronuncianda *f* quomodo *ph:* atque hoc solum interest inter f et ph.*)

Aber sollte denn dies 'bh̄v (*φ*) sich niemals zu vollkommener Doppelconsonanz entwickelt haben? Allerdings ist dies bisweilen geschehen, und so erklärt sich die Länge der ersten Sylbe von *ὄφις* Il. 12, 208.**) In solchen Fällen hat man dann geradezu ò bvis zu sprechen, während da, wo *ὄφις* kurze Penultima zeigt, eigentliche Aspirate angenommen werden muss. Denn diese gilt nicht als Diphthong, weil sie nicht = 2, sondern = 1½ innigst verwachsenen Lauten ist.

Als einen weiteren Beweis, dass sich in den alten Sprachen der Laut 'bh̄v gefunden habe, knüpfen wir hier die Untersuchung über die Frage an, wie sich die alte Labialaspirate im Römischen gestaltete. §. 61.

Wir sahen §. 54., dass die gutturale Asp. im Lat. theils als h, theils als g erscheint. Auf dieselbe Weise hat die labiale Asp. 'bh̄v bald ihre Spirans so überhand nehmen lassen, dass sie die Muta verschlang, mithin statt *φ* nur f (oder das schwächere v) übrig blieb; bald aber hat die Aspirate ihren Nachhauch aufgegeben und so ist aus ihr b (oder auch p) geworden.

Lat. f.	Aspirierende Sprachen.
fero	*φέρω*
fui	*φύω*
frater	*φρατήρ*
fari	*φάναι*
fama	*φήμη*
fagus	*φηγός*
fugio	*φεύγω*
fulgeo	*φλέγω*
findo	skr. bʿid 7.
falx	skr. W. pʿal, 1. (dissecari) Dz. 34.
fen-estra	*φαίνω* Dz. 113.
valgus	*φολκός* Dd. 5, 133.

*) Das Genauere zur Erläuterung dieser Stelle s. im Anhang 2.

**) Eine Menge Citate hierüber bei Pass. s. v. Dieser vermuthet schon, dass der Grund dieser Production „wohl in der Natur und Aussprache des *φ* zu suchen ist.“

Lat. f.	Aspirierende Sprachen.
vieo	φιμός Dd. l. l.
verna	φέρω Dd. l. l.
Lat. b.	**Aspirate.**
ambo	ἄμφω
nebula	νεφέλη
nubes	νέφος
umbilicus	ὀμφαλός
orbus	ὀρφανός
scribo	γράφω
rabies	rab^{c} 1, skr. gaudere. Bp.
lubet	lub^{c} 4, skr. cupere.

---

caput	κεφαλή
scalpo	γλάφω
sculpo	γλύφω
sapiens	σοφός
supparum, siparium	φάρος Dd. 5, 212. φᾶρος
ops, opus, opera	ὄφελος ὠφελέω.

Ueberblicken wir diese Beispiele, so finden wir die Spir. im Anl., die Muta im Inl. vorwaltend. Wie bei den Gutturalen, so fallen auch hier die lat. b (für φ) mit den goth. b zusammen. Z. B. νεφέλη — nebula — nebel hd. (hd. b = g. b, s. §. 63.), lub^{c} — lubet — lieben.

§. 62. Wie behandeln die urd. Dialekte das urgr. p?

Im vorigen Abschnitt haben wir uns den Weg gebahnt zur Erläuterung dieser Frage. Wir erinnern uns aus §. 55., dass das Goth. und Alts. dieselben Laute hatten an der Stelle des griech. k, die das Latein dem griech. χ entsprechen lässt. Auf eben die Art finden wir im Gothischen das griech. π durch eben die Laute vertreten, wie im Lat. das griech. φ. In der Regel nämlich entspricht dem urgr. p ein goth. f, in manchen Fällen dagegen finden wir für griech. p urd. b.

Urd. f.	Urg. p.
g. fisks	piscis
g. faran	πόρος

Urd. f.	Urgr. p.
g. faihu	pecus
g. fôtus	πούς
g. fimf	πέμπε (aeol.)
g. fulls	πλέος
g. fadrs*)	πατήρ
g. brûd-faths**)	skr. patis (gr. πόσις)
alts. fiur	πῦρ
g. filu	πολύ
g. fill	pellis
g. fula	pullus
g. favai	pauci
g. frumists	primus
g. fana	pannus.

Urd. b.	Urgr. p.
g. leiƀan (manêre) } g. laiƀos, reliquiae }	λείπω
alts. oƀar	ὑπέρ, super, upari.
alts. uulƀos (acc. pl.) (lupos)	vulpes
g. siƀun	sep-tem.

Diese Trennung des gesteigerten urgr. p in f und b setzt eine urd. Aspirate 'bʿ (bħv) voraus. Wie auf urgr. Stufe diese Aspir. im Griech. vorhanden ist, während sie sich im Lat. zerschlagen hat: so ist sie auch in den urd. Dialekten keineswegs ganz verloren. Das anl. goth. und alts. f ist zwar nicht die Aspirate, sondern entspricht der lat. Spirans f; allein das Alts. besitzt im Inl. noch das Zeichen der labialen Asp. ƀ. Wie sich das inl. alts. ð zum hd. d derselben Wörter verhielt, so alts. ƀ zum hd. b. Den Uebergang von urgr. p zu *hd.* b durch Vermittelung des urd. ƀ (bʿ) zeigen folgende Beispiele:

Urgr.	Alts. 1.	Alts. 2.	Hd.
ὑπέρ	oƀer c. 2, 17.	obar m. 10, 20.	über
septem	siƀun c. 15, 16.	sibun m. 15, 16.	sieben
λείπω	beliƀit c. 60, 1.	belibit m. 60, 1.	bleiben
sopor (skr. svap cl. 2.)	sueƀan	ansuebjan	entsueben, mhd. Nib. 1773, 4.

[*) Vielmehr fadar. (1863.)]

[**) Vielmehr bruthfaths, bruthfads. (1863.)]

Wie diese eigentliche Asp. ƀ, die das Alts. noch im Erlöschen aufbewahrt hat, im Hd. zu b werden musste, gerade wie alts. ð zu hd. d, so konnte das goth., alts. und ein ihm entsprechend anzunehmendes urd. hd. f *nicht* zu b werden. Denn gerade der stummlautende Theil, der sich im hd. d als Rest von ð zeigt, ist im goth. f schon untergegangen. Deshalb blieb dies f seinem Wesen nach im Ahd. unverändert. Theils entspricht ihm ahd. f, theils v, *niemals* b.*) f und v aber sind nur quantitativ verschieden. Daher der häufige Wechsel. Deshalb zeigt auch die nhd. Aussprache bis auf den heutigen Tag die goth. f in ihrem alten Besitz, nie hat sie ihre Stelle durch *b* ersetzt; während das goth. th, welches mit f in eine Lautclasse gehören soll, im Nhd. *nie* beibehalten ist, sondern immer durch d ersetzt wird.

Beispiele.

Urd. f.	nhd. f (v).
g. fulls	voll
alts. fiur	feuer
g. fill	fell
g. fadrs**)	vater
u. s. w.	u. s. w.

§. 63. Wir kommen zum Uebergang von *b* in *p*. Das Strengahd. verhärtet die urd. b zu p.

g. brikan	ahd. prëchan
brûkôn	prûchôn
brôthar	pruoder

u. s. f.

Diese Verhärtung konnte im übrigen Hd. nicht durchdringen, und zwar aus denselben Gründen, aus denen die goth. g stehen bleiben mussten. Die Möglichkeit derjenigen Lautverschiebung, welche das Grimmsche Gesetz umfasst, beruht auf dem Vorhandensein von Aspiraten. Denn nur diese vermitteln den Uebergang der Tenuis in die Media. Da aber die labiale Aspirate schon im Urd. zersetzt wurde, konnte die Lautverschiebung nicht ungestört fortwirken. Und weil nun die durch das Anwachsen des Nachhalls aus bħv entstandenen f nicht in hd. b übergehen konnten, wurden

*) Die wenigen Fälle, in denen ahd. b dem inl. g f. *scheinbar* entspricht, setzen ein hd. ƀ auf urd. Stufe voraus, das sich im goth. ufar, hd. über, durch das alts. oƀer belegen lässt.

[**) Vielmehr fadar. (1863.)]

auch die urd. b von weiterem Fortschreiten zurückgedrängt, und blieben somit stehen. Doch haben keineswegs alle Dialekte auf demselben Punkte Halt gemacht; im Gegentheil sind viele Dialekte auf halbem Wege stehen geblieben. Sie haben kein b mehr, sondern nur ein `b (§. 23.).

§. 64. Sehr viel Schwierigkeiten hat die Behandlung der urgr. b in den urd. Dialekten. Graff*) nimmt an, dass die labiale Media im Urd. stehen blieb. Einen Grund dieser im höchsten Grade auffallenden Ausnahme gibt Graff nicht an. Wir bemerken darüber:

1) Ganz ohne Beispiel ist der Uebergang eines alten b in urd. p keineswegs. Grimm bringt Gramm. I, 585. bei: κάνναβ̣ις altn. hanpr.

Dann p. 1075. litth. obolys, russ. jabloko, altn. epili (pomum), russ. obezjana (simia), altn. api.

Dazu füge man:

labium, engl. li*p*.
skr. brû alts. s*p*riku (?).

2) Die Beispiele, die Graff p. IX, 2, a. beibringt für urgr. b = urd. b haben nicht alle Beweiskraft.

a) skr. band' = bindan
skr. bud' = biudan

bezeugen nichts. Denn da das Skr. nie zwei Sylben hintereinander aspiriert, so kann man als ursprüngliche Form von bud' ebensogut b'ud' annehmen.**) Dann aber wäre biudan nur der gewöhnliche Uebergang von b' in b.

b) *βρέμειν* — briman.

Hier ist es höchst zweifelhaft, ob *βρέμειν* eine ursprüngliche Form ist. Das lat. fremere, mit *βρέμειν* verglichen, macht ein beiden zu Grunde liegendes *φρέμω* wahrscheinlich. Dass das Griechische bisweilen die Aspir. aufgegeben hat, beweist *βάρος*, verglichen mit b'r̥, *φέρω*.

3) Nichtsdestoweniger bleibt das unleugbare Stehenbleiben mancher Formen auffallend. Vielleicht liegt ein Grund in der nahen Verwandtschaft von b und w.

---

*) Ahd. Sprachsch. p. VIII.

**) Daher fut. *b*'ôtsjê. Von band' gibt Rosen s. v. das fut. bantsjâmi, gegen Bp. Kürzere Gramm. r. 83 und 566; Bp's (vgl. gramm.) Annahme über die W. mit 2 Aspir. hat sehr viel gegen sich.

Die Aspiration der urgr. Stufe.

---

§. 65. Durch eine Reihe vergleichender Beobachtungen sind wir darauf geführt worden, den Laut der gr. Aspiraten als

`dħs (δ)
`bħv (φ)
`għhh (χ)

anzunehmen. Wir sahen, wie sich in den hd. Dialekten durch Steigerung des t, p, k ganz ähnliche. nur verhärtete, vollkommen diphthonge Laute entwickelten, nämlich

ts (z)
pf (pferd)
kch (kchorn Dial.)

Ich glaube, dass für die Masse der griech. Aspiraten die Richtigkeit obiger Bestimmungen hinlänglich erwiesen worden ist. Noch kann man fragen, ob der Laut in ϑ ein harter oder weicher war u. s. f. Doch wer auf die bisher geführte Untersuchung eingegangen ist, wird seine Frage nicht so in Bausch und Bogen stellen. Vielmehr wird er einsehen, dass jene Erörterung je nach Unterschied der Zeiten und Dialekte, ja der einzelnen Wörter ein sehr verschiedenes Ergebnis liefern muss. Da aber die ganze Untersuchung *für das Griechische* mehr ein phonetisches als ein etymologisches Interesse hat, so begnügen wir uns mit einigen Bemerkungen.

1) Zu der Zeit, als sich die Wohllautsgesetze des jonischen Dialekts feststellten, galten die Aspiraten im Ganzen für hart (kh, th, ph). Dies geht hervor:

a) Aus der Schreibung *KH, TH, ΠH* (s. o.)

b) Wenn die Anl. χ, ϑ, φ redupliciert werden, so geben sie κεχ—, τεϑ—, πεφ—.

c) Man schreibt κχ (*Βάκχος*)
τϑ (*Ἀτϑίς*)
πφ (*Σαπφώ*).

Auch statt des spätern φϑ findet sich auf der Crissaea (B. C. J. 1.) πϑ, ἄπϑιτος = ἄφϑιτος.

Doch fehlt es nicht an einzelnen Beispielen, in denen φ zu

β wird. Z. B. φέ—βομαι ist eine Redupl. der W. bʿi (praes. bibʿêmi). Φιδάκνη, verglichen mit πιθάκνη*), zeigt δ aus ϑ. Ebenso zeigen βάρος aus φέρω, βρέμω verglichen mit fremo, βενϑος mit fundus ein β als Rest eines alten φ.**)

2) In welcher Zeit und in welchen Abstufungen sich diese griechischen Aspiraten zu den neugriech. Spiranten (φ zu f, χ zu ch (sa*ch*e), ϑ zu sz)***) vereinfachten, darüber s. den Anhang 2.

So viel erkennen wir aus der neugriech. Aussprache unbestreitbar, dass sich im Ganzen φ zu labialer, χ zu gutturaler, ϑ zu dentaler Spirans hin entwickelte. Wir sahen etwas sehr Aehnliches in den nhd. f, ch, sz. Der Ueberschuss an Hauch zur Hervorbringung der Muta constituierte sich zur Spirans derselben Reihe.

Nun liefse sich aber der Fall gar wohl denken, dass der nachstürzende Athem sich nicht in derselben Gegend der Lautorgane, welche die vorausgehende Muta erzeugte, sondern in irgend einer andern Reihe bräche. Wir haben die nahe Verwandtschaft des reinen Spiritus asper mit den Anfängen der gutturalen Spirans hh kennen gelernt. So könnte sich z. B. der Nachhauch einer dentalen Aspirate statt an den Zähnen schon in der Kehle brechen und sich auf die Art nach und nach zur gutturalen Spirans festsetzen. Wir erhielten dann statt des englischen ˋdh̄s ein ˋdh̄hh, d. h. ˋd + derjenigen im Entstehen begriffenen Spirans, die wir im Griech. χ (= gˋh̄hh) fanden. Solche Aspiraten aber hatte das Sanskrit.†) Daher geht das skr. dʿ, wenn es seine Muta abwirft, nicht in s über, wie das engl. th (loveth, loves), sondern in hh. Daher die Imperativendung hi (lies: hhi) statt der ursprünglichen dʿi; während dieselbe Termination im Griech. zu ς geworden ist. Man vergleiche στῆϑι mit jungdʿi, dann aber bibʿṛhi (lies bibrĭhhi) mit δός.

---

*) Lob. ad Phrynich. p. 113. Zugleich zeigen diese Beispiele, dass das Griech. nicht immer die erste von zwei Aspiraten aufgab.

**) Das δ in δεοί, δεά, welches der gramm. Vatic. (am Gregor. Cor. p. 692. ed. Schaefer) als dorisch bezeichnet, mag auch hieher gehören.

***) Oder einen ähnlichen Laut. Ob die jetzigen Griechen im ϑ noch etwas vom t-Laut übrig haben, kann ich nach den Angaben der neugriech. Grammatik nicht beurtheilen. Jedenfalls war ϑ schon einmal ganz geöffnet.

[†) Vgl. aber auch unten die Abhandlung: Die sprachgeschichtliche Umwandlung und die naturgesch. Bestimmung der Laute IV, 1. (1863.)]

Ebenso geht das alte d^{c}a, im classischen Skr. in ha lies (hha) über. So haben die Vêd. noch sa-d^{c}a statt des späteren sa-ha (l. sahha).*) Es ist dies das griech. ϑα in ἔν-ϑα und wenn wir mit Bp.**) in dem σε des griech. *πανταχό-σε* eine Verstümmelung desselben Suffixes erkennen, so haben wir einen zweiten Fall, in welchem sich ein und dasselbe griech. ϑ zu σ und skr. d^c zu hh entwickelt. Die einzige Frage könnte etwa noch aufgeworfen werden, ob skr. h mehr als ein blofser Spiritus asper oder ein nhd. h, ob es ein wirklicher gutturaler Buchstab war. Dass skr. h eine gutturale Spirans (hh, wir verlangen nicht einmal ch) war, ist aus folgenden Gründen evident:

1) Während das römische h, sowie der griech. Spiritus asper in der Metrik nicht gerechnet werden: gilt im ind. Versmafs h für einen vollen Consonanten. Stofsen z. B. im Lat. Schluss- und Anfangsvocal zusammen, so schützt ein dazwischenstehendes h den ersteren nicht vor der Apostrophe. Anders im Skr., wo z. B. ēvă hĭ einen Daktylus, durchaus keinen Trochäus (ēv'hĭ) nach lateinischer oder Spondeus (êvê) nach indischer Weise bildet. Noch viel weniger macht das lat. h Position, das indische h dagegen regelmäfsig. Z. B. parigṛhja vai ist ◡ ◡ – ◡ –, obschon das ṛ an sich kurz.

2) Dazu kommt die Tradition der Brahmanen, die nicht untrüglich, aber als überzähliger Beweis immerhin beachtenswerth ist. Sie sprechen das skr. h wie unser ch (sa*ch*e).

Wir haben demnach einige skr. d^c, die sich vollkommen zu hh umgebildet haben. Daraus dürfen wir, wo keine Gegenbeweise vorliegen, schliefsen, dass die andern d^c auf dem Wege dahin waren, wo d^{c}i und d^{c}a anlangten; dass sie nämlich eine gutturale beginnende Spirans sich nachtönen liefsen. Vollständige Doppelconsonanz dhh widerspräche dem Begriff der Aspirate und wird auch durch die ind. Metrik durchaus nicht geduldet. Denn die Aspiraten machen nicht Position. Wie wir aber im Skr. Dentalen guttural aspiriert finden, so fehlt es auch dem Uebergang von b^c in hh nicht an Belegen. So führt Bp. die Verwandlung von grab^c in grah an. Ebenso entsteht mahjam (lies mahhjam) aus ma-b^{c}jam

---

*) Bp. Vgl. gr. p. 399.

**) Ib. p. 401.

(cf. tubʿjam). Wie ein dentales dħhh ergibt sich uns nun ein labial-gutturales bħhh.

In der gutturalen Reihe fällt diese indische Art zu aspirieren mit der griechischen zusammen. Wenn wir griech. χ = g̀ħhh erklärten, so können wir auch dem altindischen gʿ keinen andern Laut geben. Da nun in gutturaler Reihe die sich bildende Spirans ihrer vorausgehenden Muta am nächsten verwandt ist, so wird man erwarten müssen, dass sie sich dieselbe hier am leichtesten assimilieren konnte. D. h. gʿ gieng noch leichter in hh über als dʿ oder bʿ. So finden wir es auch. Ein Beispiel, wo sich beide Formen im Skr. erhalten haben, ist argʿ, dignum esse, verglichen mit der gleichbedeutenden W. arh (l. arhh).*) Aus diesem Beispiel dürfen wir auf einen verlornen Stummlaut schliefsen, wo sich dem skr. h ein deutsches g und ein griech. χ gegenüber findet.

Vgl. skr. hansa — gr. χήν — hd. gans
skr. hṛsʿjâmi — gr. χαίρω — lat. gestire Dd. 5.
skr. hjas — griech. χθές — hd. gestern
skr. lih — gr. λείχω — lat. lig-urio — goth. laigôn
skr. vah — gr. ὄχος — hd. Wagen
skr. hima — gr. χειμών
skr. mah — gr. μηχανή — g. magan, Pt. I, 282.
skr. mih — gr. ὀ-μιχέω — lat. mingo.

Skr. mêgʿa beweist, dass auch das Skr. eine Form mit Aspirate kannte.

Wer das über die gutturale Lautverschiebung, namentlich über χ im Lateinischen, Bemerkte erwägt, wird gewiss zugeben, dass das griech. χ (= g̀ħhh) in diesen Fällen die Form, welche diesen Wörtern auf der aspirierten Stufe zukommt, reiner und ursprünglicher erhalten habe, als das Skr.

---

*) Ueber Bp. Kleinere Gramm. §. 324. s. u.

Die Behandlung des urgr. ϑ im Latein.

§. 66. Wer die unleugbar gutturale*) Aspiration des Skr. begriffen hat, dem wird es nicht schwer fallen, sich eine labial aspirierte Dentale zu denken. Haben wir doch etwas sehr nahe daran Grenzendes in einer europ. Sprache. Das englische th wurde oben bestimmt als d + ħs. So wird man diese Aspirate in ihrem ursprünglichen Laut auch am besten umschreiben. Wer aber den Laut des englischen th kennt, weifs, dass das ħs nicht rein, sondern gelispelt ist. Zum Begriff der dentalen Aspirate ist dies Lispeln nicht wesentlich. Man kann sich auch d + rein ħs denken. Allein hier kann es zur Veranschaulichung dienen. Man denke sich dies Lispeln noch mehr hervortretend, so entsteht der Laut, den starke Lispler statt s sprechen, und den wir besser durch v als durch s bezeichnen. Z. B. dav ivt vehr fön = das ist sehr schön. Mit diesem Lispeln oder auch mit reinem v denke man sich d aspiriert, so erhält man `dħv, oder ein stark gelispeltes `dħs (ϑῆτα). Setzen wir diesen Laut als die Form der einst vorhandenen dentalen Aspirate der Lateiner, so erklären sich eine Anzahl Lautverwandlungen auf das allereinfachste, die sonst nur äufserst schwierig oder mit Hülfe etymologischer Monstra gedacht werden können.

Wir sahen, wie das Lat. die urgr. Aspir. `għh, in `g und h (hh?) zerlegt, wir sahen, wie die urgr. `bħv bald `b, bald f (v) wurde. Genau auf dieselbe Weise zersprengt das Latein seine alte Aspirate `dħv in `d (d oder t) einerseits, und in f andrerseits, je nachdem die Aspiration schwindet oder anwächst.

Beispiele von lat. f = urgr. `dʿ.

Lat.	Urgr.
fera	ϑήϱ
fer-vor	ϑεϱ-μός
fores	ϑύϱα

*) In manchen Fällen wenigstens unleugbar.

Lat.	Urgr.
fellare	ϑηλᾶν (ϑηλάζειν)
fumus / favilla	dʿûmas. Bp. / W. dʿû Dz. 49.
follis	ϑύλαξ
for-tis*)	ϑάρσος, ϑρασύς.
Lat. d.	Urgr. ʿdʿ.
fido	πείϑομαι.
ador	ἀϑήρ Dd. 5, 219.
vidua	vidʿavâ skr.
gaudeo	γηϑέω
medius	madʿja skr.
arduus	ὄρϑιος, ὀρϑός
fundus	βένϑος
perdo	πέρϑω (Dz. 143. beweist nichts)
radix	W. vṛdʿ skr. (crescere)
crudelis / crudus	W. krudʿ skr. (furere, irasci) 4.
fodio	βόϑρυς.
Lat. t	Urgr. ʿdʿ.
rota	ratʿa, skr.; ῥοϑ-έω
pati	παϑεῖν
tango, tetigi	ϑιγγάνω, ϑιγεῖν
transtrum	ϑρῆνος, ϑρόνος, ϑρᾶνος
pons, pont-is	pantʿâs, skr. via. Bp.
puteo	πύϑω Dd. 5, 33.
intus / sub-tus	Suff. skr. dʿas, z. B. a-dʿas, unten Bp.

Gegen einzelne dieser vielen Beispiele, die sich leicht noch vermehren lassen, kann man Einwendungen machen. Nicht leicht gegen ihre etymologische Richtigkeit, sondern von einer ganz andern Seite. Dennoch wird die Regel durch hinlängliche Belege gesichert bleiben, dass an der Stelle der alten ʿdʿ im Latein. bald f und bald d erscheint, und zwar, gerade wie bei den Labialen die Spirans im Anl., die Muta im Inl. Dadurch, dass ʿdħv und ʿbħv

---

*) Vielleicht thut Fest. forctis Einspruch. Stellt man mit Dd. 1, 19. firmus u. fretus zu fortis, so möchten sich auch ταρφύς, τάρφος (statt ϑάρφος) zu diesem Stamm finden.

nur ihre Spiranten nähren, dafür aber ihren charakteristischen Stummlaut absterben lassen, fallen mit der Zeit beide in dem lat. f zusammen, während die vom Nachhauch entblöfsten Mutae d und b sich um so ferner treten.

Wenn wir die Aspiration, in welcher sich die Muta eine Spirans ihrer eignen Lautreihe zugesellt, die gerade nennen, so können wir derjenigen, welche Mutas und Spiranten verschiedener Lautreihen vereinigt, den Namen der schrägen Aspiration geben. Den Auseinanderfall der Theile haben, wie gezeigt, die gerade und die schräge Aspiration gemeinsam. Wie sich das f von `bᶜ, so löste sich derselbe Spirant von `dħv ab. Allein eine andere Erscheinung ist der schrägen Aspiration eigenthümlich. Es kann nämlich der Fall vorkommen, dass die nachklingende Spirans sich die vorgeschlagene Muta verähnlicht, d. h. dass sie dieselbe in ihre Lautreihe zieht. Nachzuweisen ist dieser Uebergang beim Wechsel *eigentlicher* Aspiraten. Das lat. f an der Stelle des griech. ϑ gehört, wie wir sahen, an sich *nicht* hieher. Es kann ein Uebergang des `dħv in `bħv dem lat. f (für ϑ) vorausgegangen sein; aber wir können ihn nicht nachweisen, und da er auch phonetisch nichts weniger als nothwendig ist, so bleiben wir bei der §. 66 gegebenen Erklärungsweise. Wohl aber müssen wir einen solchen Erklärungswechsel gelten lassen, wo wir an der Stelle eines griech. ϑ ein lat. *b* finden. Z. B.

ἐρυϑρός — ruber. Daneben rufus, rutilus.
οὖϑαρ — ûber.
ϑερμός — *b*er-ber (= fervere im Carm. fr. Arv.).

Hier ist eine Assimilation von ϑ (= `dħv) zu `bħv anzunehmen, deren stummlautender Rest dann b ist. Das lat. rutilus ist ein Ueberbleibsel der alten t-Form. Der Uebergang von `dħv in `bħv lässt sich zwar kaum anders als durch einen Sprung denken. Doch war dieser plötzliche Uebergang durch die nachhallende labiale Spirans so verhüllt, dass man der Sprache einen solchen Gewaltstreich wohl zutrauen darf.

Einen noch viel deutlicheren Uebergang der dentalen in die labiale Aspirate würde das äol. φήρ = ϑήρ u. s. f. gewähren, wenn wir nur unsrer Sache ganz sicher wären, dass das griech. φ niemals einen andern Laut bezeichnete als den der griech. Labialaspirate (`bħv). Ich rede nicht davon, ob φ auch in einzelnen altgriech. Wörtern schon zu dem Laut des neugr. φ (= f) herab-

gesunken war: sondern es zeigen sich einige φ, bei denen es zweifelhaft erscheint, ob sie *jemals* etwas Anderes bezeichneten als die labiale *Spirans* (f, v). Ein directes grammatisches Zeugnis über eine doppelte Geltung des φ ist mir nicht vorgekommen*) und ich lasse deshalb den Streit sub judice, zufrieden, was mir bisher von den Acten zugänglich wurde, vorzulegen.**)

1) Dass man zwei so nah verwandte Laute wie f und `bħv mit einem und demselben Zeichen ausgedrückt hätte, wäre durchaus nicht ohne Analogie. Das römische v, dessen conson. Geltung Metrik und Gramm.***) bezeugen, ist dem vocalischen u nicht näher verwandt, als `bħv dem f.

2) Gibt man dem φ überall die ihm als Aspirate §. 60. vindicierte Aussprache, so muss man in σφέ, verglichen mit skr. svas, goth. svês, lat. suus, fast nothgedrungen *Consonantenzuwachs* annehmen. Dieser ist aber im Griech. etc. eine so seltene Erscheinung, dass man zu seiner Annahme sich nur ungern entschliefst. †)

3) Die oben aus Quintil. beigebrachten Stellen beweisen, dass das Griechische kein anl. φ = f kannte. Wollen wir mithin dem Quintil. nicht einen theilweisen Irrthum Schuld geben, so müssen wir auch den Aeolern alle anl. *f* absprechen.

Wir nehmen deshalb in den äolischen φήρ, φλᾶν, οὖφαρ (Greg. Cor. p. 614.) einen wirklichen Aspiratentausch an, `dʿ geht über in `bʿ. Zugleich aber schliefsen wir daraus, dass auch die äol. Dial., welche aus ϑήρ φήρ machten, sich zur labialen Aspiration der Dentalen neigten, und also `dħvanatos etc. sagten, so weit man von einem Fall auf die andern schliefsen darf. Denn es ist noch keineswegs erwiesen, dass in einem und demselben Dialekt sich die Aspiraten einer Lautreihe in allen Wörtern zur

---

*) Eine Stelle des Prisc. p. 542. gehört wohl nur scheinbar hieher. Wir müssen sie mit C. Schneider für corrupt halten.

**) Vgl. den Anhang 2.

***) Quintil. I, 4, 8.; ib. I, 4, 10.; ib. XII, 10, 29.; Donat. p. 5. Lind.; Diomed. p. 416.; Charis. p. 1 etc.

†) Freilich bliebe auch noch der Ausweg, das griech σφέ für die Urform, die verwandten svas etc. als verstümmelt anzusehen. Allein es fällt mir kein Beispiel ein, in welchem labiale Aspir. im Skr. zu v, w würde. Auch ist Consonantenzuwachs in den indogerman. Sprachen zwar etwas Seltenes, doch nichts ganz Unerhörtes. (Vergl. z. B. die italien. gu = deutsch w.)

gleichen Spirans hin entwickeln müssen. Die Wahrscheinlichkeit ist allerdings dafür, dass die grofse Masse der Wörter immer einem und demselben Zuge folgen wird. Wenn wir z. B. als den gewöhnlichen Laut des ϑ im Jonischen `dħs annehmen, im Aeol. `dħv*): so ist damit nicht erwiesen, dass nicht in einzelnen Wörtern ein `dħhh gesprochen wurde. Wer phonetische Untersuchungen um ihrer selbst willen pflegt, damit er die Aussprache z. B. des Sophokles seinem Ohr möglichst vergegenwärtige, der bekommt durch unsere Annahme eine schlimme Stellung. Denn alle jene nachhallenden Spiranten sind noch zu sehr im Keim, um von gleichzeitigen Grammatikern genau aufgefasst zu werden. Erst der weitere Verlauf der Lautentwickelung lässt uns auf das Vorhandensein des einen oder des andern schliefsen. Eben deshalb aber kann die etymologische Lautforschung nicht leicht in Verlegenheit gerathen. Wo sich ein Laut so weit gleich geblieben ist, dass man dasselbe Schriftzeichen beibehalten hat, da wird die Lautforschung dem Etymologen ohnehin minder nothwendig; wo aber ein Laut sich so sehr änderte, dass auch die Schrift ihm folgte, da zeigt eben die neuere Schreibung, welchen Weg der alte Laut einschlug. Nur das macht bisweilen Schwierigkeiten, zu bestimmen, welcher Laut der ursprüngliche, welcher der jüngere sei.

Nach diesen Vorbemerkungen erklären wir den bekannten Wechsel von ϑ und χ bei den Doriern (Greg. Cor. p. 218—). Wir nehmen z. B. *ὄρνιϑ-ος* als Grundform. Die dentale Asp. entwickelte sich in diesem Wort bei den Doriern nach skr. Weise guttural; sie sprachen orni`dħhhos, und dies hh zog die Muta in seine Lautreihe; so wurde *ὄρνιχος*, d. i. orni`għhhos. Ob man den Laut des χ in solchen Fällen etwa als reine Spirans hh oder ch annehmen dürfe, steht und fällt mit der Entscheidung der Frage über das zwiefache φ. Doch gibt es Beispiele eines entschiedenen Uebergangs von `dᶜ in gᶜ. So möchte ich den Zusammenhang von *ϑερμός* mit dem skr. gᶜarma erklären. Das Skr. aspirierte (s. §. 65.) dħhharma, daraus wurde għhharma. Auf dieselbe Weise vereinigt sich das skr. han mit dem griech. *ϑαν* — denn dass hier Assimilation des t-Lauts, nicht blofser Wegfall anzunehmen ist, beweisen die mit gᶜ anlautenden Formen von han (g´ag´âna, g´agᶜnus etc.).

---

*) Beide Laute nähern sich sehr, wenn man sich das s der Jas gelispelt und ebenso das Labiale des äol. `dħv nicht vollständig entwickelt d nkt.

An der Wurzel ϑεϱ-(ος etc.) lassen sich die verschiedenen Arten der Aspiration am anschaulichsten machen. Während wir gemäfs dem neugriech. Zischlaut des ϑ für die Hauptmasse der altgriech. Dialekte ein ʽdħser annehmen, verlangt das Latein. nach seiner Art dentale Labiale zu aspirieren ʽdħver (daher dann fer-veo), das Skr. dagegen dħhher, und daher gʽarma.

Die reine Aspiration.

---

§. 68. Alle Aspiraten, die wir bisher betrachteten, bestanden aus Stummlauten mit Spiranten, die sich aus ihnen entwickelten. Bei alle den Aspiraten, die sich später als reine Spiranten nachweisen lassen (z. B. φ im Neugr. = f), kann diese Ansicht kaum Widerspruch finden. Wie aber steht es mit den Aspiraten, die sich nirgends zu Spiranten fortbildeten? Liefse sich für diese nicht etwa Muta mit ganz farblosem h annehmen? Wir bemerken darüber:

1) Das h solcher Aspiraten müsste wirklich nur dem darauffolgenden Vocal angehören, dürfte aber durchaus nicht in der Muta gebunden sein. Denn z. B. g mit darin gebundenem h (Spirit. asper) ist ein Unding. Die Masse des Hauches, die der Spir. asper bezeichnet, dem g wirklich beigemischt, gibt eben k, so wie wir auch wirklich sprechen kaʽlt. Dieser Spiritus asper müsste demnach von der Muta völlig getrennt werden. Man müsste z. B. sprechen gʼaʽrma; d. h. das h würde erst hervorgestofsen, nachdem das g schon fertig wäre. Eine solche Lautverbindung ist zwar nicht unmöglich, aber doch sehr mühsam. Die einheimischen Gelehrten der Inder sollen jetzt die skr. Aspiraten so aussprechen. Allein bei einigen skr. Aspiraten wenigstens haben wir den Nachhall der Muta als guttural nachgewiesen. Jedenfalls darf man vollkommen reine Aspiration nur in den Wörtern annehmen, wo sich kein Uebergang in die Spirans zeigt.

Solche Fälle haben aber für die Etymologie nur dann Interesse, wenn die Aspiration abgelegt worden und dadurch ein Buchstabenwechsel eingetreten ist. Dann ist jedoch die Aspiration geschwunden und die Etymologie fragt nicht weiter danach, ob der

jetzt dastehenden Muta früher ein werdender Spirant oder ein reines h verbunden war. Denn die §. 31. angenommenen Wirkungen des erst wachsenden, dann wieder schwindenden Spiranten lassen sich ebenso gut einem erst nachtönenden, dann schwindenden reinen Spiritus asper zuschreiben. Die Entscheidung dieser Frage bleibt mithin füglich der rein phonetischen Forschung überlassen: auf die Etymologie hat sie wenig Einfluss. Aber auch die Phonetik braucht sich, wenigstens für das Griechische, nicht damit zu quälen, ob die griech. χ, ϑ, φ etwa nur = k + h, t + h, p + h gewesen seinen. Denn abgesehen von den oben für jede einzelne griech. Aspirate geführten Untersuchungen besitzen wir ein allgemeines Zeugnis, aus welchem unwidersprechlich erhellt, dass keine griech. Aspir., wenigstens der spätern Zeit, nur = Muta + h gewesen sei.

Wenn man den Vocalen ihre Aspiration (h) nimmt, sagt Priscian p. 548., so geht die vis significationis doch nicht verloren, ut si dicam Erennius absque aspiratione, quamvis vitium videar facere, intellectus tamen integer permanet. Consonantibus autem sic cohaeret, *ut ejusdem penitus substantiae sit*, ut si auferatur, significationis vim minuat prorsus, ut si dicam Cremes pro Chremes. Unde hac considerata ratione, Graecorum doctissimi singulas fecerunt eas quoque litteras, quippe pro th ϑ, pro ph φ, pro ch χ scribentes. —

Dass aber die Grammatiker kein directes Zeugnis über die Natur der sich entfaltenden nachhallenden Spirans geben, kommt daher, dass sich diese eben erst aus dem reinen Spiritus asper entwickelte, und mit der sie erzeugenden Muta so innig verwachsen war, ut ejusdem penitus substantiae esset, und sich mithin ohne umfassendere Kenntnis der Sprachgeschichte schwer einzeln auffassen liefs.

Wir bleiben somit, wenn wir solche Aspiraten suchen, wie sie nach dem Zeugnis der Engländer von den heutigen Brahmanen im Skr. gesprochen werden, auf die Fälle beschränkt, in denen sich kein Uebergang der Aspirate in eine charakteristische Spirans nachweisen lässt. Dahin gehören aber vor allem die Asp., welche in medias übergegangen sind. Also z. B. die Aspiraten der *deutschen* Dialekte auf *urgriech.* Stufe. Da von diesen keine Spur mehr vorhanden ist, so würde ein Streit über ihren Klang ein Zank um des Kaisers Bart sein. Durch theoretische Construction gelangt man

eben so leicht auf `dħs als auf reines `dh. Will aber Jemand für diese Aspiraten den Laut `dh, `gh, `bh annehmen, so ändert dies an allem bisher Entwickelten nichts. Man hat dann nur bei dem §. 38. dargestellten Uebergang des t in th und dieses th in d*) statt einer sich entwickelnden und wieder schwindenden Spirans einen erst wachsenden, dann wiederum abnehmenden Spiritus asper zu setzen. Alles was dort über die werdende Spirans gesagt ist, dass sie der Muta einen Theil ihrer Kraft entzieht u. s. w., passt auch auf einen reinen von der Muta abgesonderten Spiritus asper. Wir könnten uns dann passend so ausdrücken: Der Spiritus asper, welcher früher in der tenuis gebunden war, beginnt nun über deren Rand überzufliefsen und sucht sich hinter ihr zu constituieren. — Auf die physische Erklärung der Lautverschiebung hat diese zweite Ansicht keinen Einfluss. Denn dass ebensogut wie der Spiritus asper auch charakteristische Spiranten schwinden können, beweisen die griechischen Anlaute j, w, s hinlänglich.

S c h l u s s.

§. 69. Ueberblicken wir noch einmal die Ergebnisse unserer Untersuchung, so fassen sie sich in folgende Hauptpunkte zusammen:

1) Alle wahren Aspiraten des Sanskrit, Griech. (Latein.) und Deutschen**) haben einen stummlautenden Bestandtheil, und dadurch unterscheiden sie sich von den Spiranten.

2) Hinter dem stummlautenden Theil der Aspirate wird ein vernehmbarer Hauch gehört, und dadurch unterscheiden sich die Asp. von den tenuibus. Dieser Hauch kann zwar der Theorie nach auch ein reiner, der Muta abgesondert nachklingender, Spiritus asper sein, ist aber in der Regel der Anfang einer charakteristischen Spirans gewesen.

3) Hieraus folgt, dass weder das lat. und deutsche f, noch das nhd. ch (sa*ch*e) und ϳ ϳ (si*ch*el) den Namen von Aspiraten verdienen.

---

*) Auch für das urd. t̕ den Laut t̕h angenommen.

[**) d. h. Germanischen. (1863.)]

Sie sind nichts als scharfe Spiranten. Mithin haben das Lateinische und Hochdeutsche alle Aspiraten eingebüfst.

4) Die Grimmsche Lautverschiebung beruht auf dem Vorhandensein wirklicher Aspiraten. Wo diese fehlen, hat sie ein Ende, daher kein Uebergang von goth. f in hd. b.

5) Als Uebergangsstufe aus der dunklen Aspirate (kʿ, tʿ, pʿ) in die Media (g, d, b) haben wir die helle Aspirate (gʿ, dʿ, bʿ) nachgewiesen, wenn sie auch nicht immer graphisch unterschieden wird.

6) Beiläufig haben wir gefunden, dass tsch und dsch *keine palatalen* Laute, sondern vielmehr aus alten Palatalen hervorgegangene linguale (oder gar dental-linguale) Diphthonge sind, während die eigentlichen Palatalen eine ganz andere Stelle unter den Lauten einnehmen.

Das sind die, wie mir scheint, sichergestellten Ergebnisse unserer Untersuchung. Auf weitere Folgerungen aus diesen Resultaten will ich noch nicht eingehen. Ich glaube aber, dass sich über das relative Alter der lat., griech. und skr. Mutae ziemlich sichere Combinationen machen lassen, wenn man die hier gewonnenen Resultate zu Hülfe nimmt. Es wird sich dann zeigen, ob man recht thut, die indischen Laute in der Weise an die Spitze zu stellen, dass man z. B. sagt: das skr. bʿ ist im Griech. zu φ (= ph) *verhärtet*.

Doch alle diese Fragen wird erst „eine Vergleichung alles Vergleichbaren“ mit Evidenz entscheiden. Gewiss aber wird man die Spuren des Grimmschen Gesetzes auch in den verwandten Sprachen nicht übersehen, wenn man nur klar vor Augen hat, dass dasselbe durch zwei sich zwar ergänzende, jedoch wohl zu unterscheidende Erscheinungen in den deutschen*) Dialekten so harmonisch durchgeführt ist. Die erste derselben ist das Steigern der einfachen Stummlaute, die zweite das Absterben nachhallender Hauchlaute. Wo beide sich wechselseitig bedingen, da bleiben die Wörter geschieden, nie kann ein Laut den andern einholen. Die Laute sind wie drei Wagen, die hintereinander her um einen Kreis fahren. Nach wenigen Minuten ist der zweite da, wo eben noch der erste war. Dennoch stöfst er nicht auf diesen, weil ja auch der erste Wagen ein eben so grofses Stück vorwärts gefahren ist, wie der zweite.

[*) d. i. germanischen. (1863.)]

Zeigt sich dagegen die eine der beiden Hälften des Grimmschen Gesetzes vereinzelt, so tritt Lautzusammenfall und Verwirrung ein. So haben die neuniederdeutschen Dentalen bekanntlich nur die zweite Hälfte des Grimmschen Gesetzes befolgt. Noch umfassendere Erscheinungen von abgelegter Aspiration bieten verwandte Sprachen, und zwar wird man überall scheiden müssen zwischen solchen Fällen, in denen der Nachhall den Kern der Aspirate anfrafs, bevor die Aspiration schwand, wie im Hd. (th, dh, d), und solchen, in denen der Nachhall abstarb, bevor er den Stummlaut angriff, so dass z. B. aus th mit der Zeit t (nicht d) wurde. Auch solche Erscheinungen wird man ohne Anstand hieher ziehen, welche durch den gesteigerten Druck eine Tenuis sogleich zur scharfen Spirans öffnen (vgl. t — sz), ohne dass die Sprache noch hinlängliche Energie besitzt, eine ächte Aspirate zu zeugen.

Sind die Fragen über den Lautwuchs*) erst alle mit der erforderlichen Gründlichkeit untersucht, so werden sich über die Urgeschichte der indogermanischen Völker Ergebnisse herausstellen, so sicher, wie man sie vor wenigen Jahrzehnten noch nicht ahnen konnte.

[*) Georg Curtius (Grundzüge der griech. Etymologie II, 5 fg.) erklärt sich gegen die „falsche Theorie vom Wachsen und Spriefsen" der Laute und will stattdessen, dass man von der „Verwitterung der Laute" spreche. Ich gebe gern zu, dass in vielen Fällen (nicht in allen) das Bild von der Verwitterung besser passt als das vom Wachsen. Die Hauptsache aber wird sein, dass wir uns erinnern, dass sowohl das Eine, als das Andere nur ein Bild ist, und dass wir uns die wirklichen Vorgänge in der Weise vergegenwärtigen, wie es in den weiter unten folgenden Abhandlungen geschieht. (1863.)]

Anhang 1.

Ueber die palatalen Laute der lateinischen Sprache.

Anhang 1. Nur einige Bemerkungen zu dem, was Andere, namentlich Diez Gramm. der rom. Sprachen S. 191 ff., über diese viel besprochene Frage gesagt haben.

1) Im Italienischen wird c vor e und i wie tsche gesprochen, dagegen vor a, o, u wie k.

2) Die Römer setzten sowohl in den Wörtern, die jetzt tsche anlauten, als in den ca, co, cu Formen dasselbe Schriftzeichen c. Man kann nicht daran denken, dass die Römer für so grundverschiedene Laute ein und dasselbe Zeichen gewählt haben sollten. Eine so gänzliche Differenz in der Aussprache des altrömischen c, je nachdem es vor a oder vor i steht, ist um so weniger anzunehmen, da die römischen Grammatiker von einer doppelten Aussprache des C nichts erwähnen. Wozu noch die Beweise treten, die Diez l. l. S. 197 ff. für römische Ce = ke beibringt.

3) Demnach ist dem c vor i in der ältesten Zeit derselbe oder ein sehr ähnlicher Laut beizulegen, wie vor a. Die Frage ist dann, wie entwickelt sich aus einem Laut, den man am besten durch ke, ki ausdrückt, das italienische tsche, tschi?

4) Dass wir Deutschen einen andern Consonanten im Anlaute von kind aussprechen als im Anl. von kalb, wird nur ein sehr geübtes Ohr bemerken. Leichter wird man sich davon überzeugen, wenn man auf seine eigne Aussprache Acht hat. Da wir die Laute nicht wie körperliche Dinge durch Vergröfserung deutlicher machen können, so müssen wir sie durch möglichst langsames Hervorbringen genauer zu erfassen suchen. Man sammle die Luft hinter dem gutturalen Verschluss der Zunge, um k-alb zu sagen, und beobachte die hinterste Stelle des abschliefsenden Zungenbogens. Darauf versuche man Dasselbe mit kind, und man wird finden, dass das k

von kalb ein gut Theil weiter hinten gesprochen wird, als das von kind. Dasselbe aber, was sich bei kind zeigt, gilt auch von ke in kerl etc. Rückt der Verschluss von ki, ke noch etwa ebensoviel weiter nach vorn, wie ka weiter hinten gesprochen wird als ki, so erhalten wir eine ächte palatale Muta, wie wir sie §. 47. beschrieben haben.*) Die palatale Muta paart sich, wie gezeigt, gern mit den Anfängen eines halbvocalischen Nachhalls. Dieser Nachhauch ist anfänglich eine Art Mittelding zwischen palataler und lingualer Spirans. Rückt er zu eigener Verdeutlichung etwas weiter nach vorn, so entsteht vollkommen linguale Spirans sch, ebenso wie die palatale Muta ein wenig mehr vorgleitend zur lingualen wird. So entsteht aus ć endlich t + sch, wie es die heutigen Italiener und nach dem Zeugnis der Engländer die jetzigen Brahmanen sprechen.

Dies scheint der Vorgang bei der Verwandlung des ke in tsche. Ganz das Gleiche zeigt der Uebergang von g in dsche durch Vermittelung eines g′. Ich glaube, dass Diez l. l. S. 200. im Grunde dieselbe Ansicht hat; nur dass ihm das Wesen eigentlicher Palatallaute unklar ist. Doch lässt seine lebendige Beobachtung ihn wohl erkennen, dass Das, was die moderne Sanskritgrammatik als Palatallaut bietet, sich von den Lingualen nicht unterscheidet.**)

5) Noch bleibt die Frage zu erledigen, wie weit sich schon vor der Ueberschwemmung des weströmischen Reiches durch deutsche Völker das c vor e und i von dem c vor a, o, u absonderte. Was frühere Grammatiker über kikero und zizero durchgestritten haben, kommt hier nicht in Betracht. Gegen die Zizeronianer ist das von Scheller ausführl. Sprachl. S. 6. und Schneider Lat. Gramm. S. 244. Vorgebrachte hinreichend. Beide unterstützt noch von einer andern Seite her Diez l. l. S. 196. Damit aber, dass c vor i nicht = z war, ist noch keineswegs bewiesen, dass

---

*) Soll die gutturale Muta vor i ganz an derselben Stelle gesprochen werden wie vor a, so wird sich ganz unwillkürlich ein bindender Vocal oder Halbvocal einstellen. Aus diesem dunkeln Bindelaut erklärt sich eine grofse Zahl der lateinischen qu.

) p. 191. heifst es: „C hat ein besonderes Schicksal gehabt, es theilt sich im Romanischen in *zwei*, nicht einmal organenverwandte, durch den folgenden Buchstaben bedingte Laute, den ursprünglich gutturalen und den *lingualen oder palatalen*.“ p. 199. heifst das ital. ce (tsche) ein ***Doppelbuchstabe*.

c vor i gerade so ausgesprochen wurde, wie vor a. Ganz ebenso ist es wohl zu keiner Zeit vor i gesprochen worden wie vor a. Denn diese Ekphonese ohne den leisesten Anfang eines Bindelautes gehört beinah zu den unmöglichen. Allein ich glaube beweisen zu können, dass c schon in altrömischer Zeit bisweilen eigentliche Palatale war.

a) Schon in ziemlich früher Zeit findet sich in dem Suffix ic-ius ein Wechsel zwischen c und t. Der ursprünglich gutturale Laut dieses Suffixes ist durch das entsprechende skr. îk-a gesichert. Nun ist die Aussprache des c wie z in so alter Zeit auf keine Art zu beweisen. Ebensowenig lässt sich ein neben icius herlaufendes Suffix itius annehmen. Die neueren Grammatiker haben deshalb die Schreibung itius kurzweg für falsch erklärt. Allein die Inschriften (schon aus Claudius Zeit)*) sichern die Schreibung itius (z. B. Patritius) als wirklich vorhanden. Wie soll man aber darauf gekommen sein, i*k*ius zu sprechen und dabei i*t*ius zu schreiben? Der einfachste Ausweg scheint mir der zu sein: Man sprach zur römischen Kaiserzeit weder i*k*ius, noch itius: man brachte vielmehr einen Laut hervor, der zwischen k und t in der Mitte lag. Dies ist aber wiederum die eigentliche Palatale c′. Wer diese gehörig vorzubringen weiſs, wird einen Schreiber, der sich des lat. Alphabets bedient, in Verlegenheit setzen. Denn dieser wird nicht wissen, ob er ein c (= k) oder ein t machen soll. Diese echte Palatale kann aber ebensogut einen spitzen, wie einen breiten Zischlaut aus sich entwickeln: sie kann nicht bloſs zu t + sch, sie kann bisweilen auch zu t + s (z) werden.

b) Wenn auf ci noch ein Vocal folgt, hat, wie wir sahen, das i schon sehr früh das c in seine palatale Reihe gezogen. Aber auch in allen andern lateinischen ce und ci muss das c schon vor der Völkerwanderung einen andern Laut gehabt haben als vor a, o, u. Zum Beweise brauche ich nur eine Beobachtung von Diez**) herzusetzen: „Die Behandlung des deutschen und lateinischen k-Lautes ist sehr verschieden; bekanntlich verwandelt sich letzterer vor den feinen Vocalen e und i in einen Zisch- und Sauselaut.“ — Dagegen ist für die aus dem Deutschen stammen-

---

*) Nr. 723. bei Orelli; andere Belege bei Düntzer S. 41.

**) Gramm. der rom. Sprachen S. 297 ff.

den Wörter Hauptregel, „dass k vor allen Vocalen und an jeder Stelle des Wortes als Tenuis fortbesteht.“

„Schema:

latein. c — rom. ca, co, cu, ce, ci.*)

deutsch k — rom. ca, co, cu, che, chi**) (que, qui).“

Nun sind bei weitem die meisten deutschen Wörter, und die hier in Betracht kommenden (z. B. lucchetto, Schloss, vergl. goth. ga-lûkan) sicherlich schon in den Jahrhunderten der Völkerwanderung eingeführt.***) Hätte aber damals das römische ce, ci noch ganz denselben Laut gehabt wie das deutsche ke, ki, so wäre nicht abzusehen, aus welchem inneren Grunde die römischen ce, ci (also = ke, ki) in tsche, tschi übergegangen, die *ganz gleich lautenden* deutschen ke, ki aber unangetastet geblieben wären. Alles erklärt sich vollkommen, wenn wir annehmen, dass die lateinischen ce, ci zur Zeit der Mischung deutscher und römischer Elemente palatal gesprochen wurden. Diese damaligen c′e, c′i rückten dann allmählich zu lingualem tsch vor: dagegen blieben die noch unangegriffenen deutschen gutturalen ke, ki auch fernerhin in ihrer Reihe. Wir erhalten demnach für die Lautgeschichte folgende chronologische Bestimmungen:

Der Uebergang des gutturalen ci in palatales c′i fällt in die Zeit vor der Völkerwanderung. Dagegen beweisen die Gründe, welche man gegen *lateinisch* c = tsch oder z vorbringt, dass die Verwandlung des palatalen c′ in tsch und ts (z) erst in den Jahrhunderten der Völkerwanderung beginnt. Auf diese Art sind auch alle die Beweise, die bezeugen sollen, dass c vor e und i bis in die spätesten Zeiten des römischen Reiches als k gesprochen worden sei, beseitigt. Die beiden scheinbarsten darunter sind:

α) Bis um das Jahr 600 geben ravennatische Urkunden, die lateinische Formeln mit griechischen Buchstaben schreiben, die römischen ce, ci durch *κε*, *κι* (*φεκιτ*, *δεκιμ* etc.). Ebenso gibt Ulphilas das lat. c durch k (akeits, aurkeis etc.).†)

Allein lassen wir, durch die eben entwickelten Gründe gezwungen, ce, ci in der spätern Kaiserzeit auch als c′e, c′i spre-

---

*) Sprich italienisch: ka, ko, ku, tsche, tschi.

**) Ka, ko, ku, ke, ki.

***) Diez S. 50 ff.

†) Diez S. 497.

chen, durch welchen andern Buchstaben sollten die Griechen und Gothen diesen Laut wiedergeben als durch k?

β) Die römischen Grammatiker, auch die der spätesten Zeit (Priscian 500 p. Ch. n.) erwähnen nichts von einer doppelten Aussprache des c. Dagegen bemerke ich:

a) Die Laute c und c′ liegen sich sehr nahe.

b) Die römischen Grammatiker der spätern Zeit bauen auf der Grundlage einer viel früheren. Aber auch zugegeben, dass Priscian*) seine Lautlehre auf eigene Beobachtung gründete, so ist doch zu bedenken, dass die römischen Grammatiker der etymologischen Schreibweise anhängen.**) Die historische Schreibung aber verführt auch einen sorgfältigen Beobachter leicht, da *ähnliche* Laute zu *indentificieren*, wo die Schrift gleiche Buchstaben setzt. Klang also das Präsens von capere *k*apio, so durfte gewissermafsen das Perfectum cepi mit keinem andern Buchstaben anlauten, als das Präsens.

c) Merkwürdiger Weise findet sich ganz auf demselben Gebiet eine ähnliche Ungenauigkeit der modernen Grammatik. Palatale Spirans j j (sijjel, falx) und gutturale ch (sache) unterscheiden sich ebenso wie palatale Muta c und gutturale k. Nichtsdestoweniger haben auch genaue Beobachter diesen Unterschied nicht bemerkt oder wenigstens nicht angegeben. In einem sehr tüchtigen dialektologischen Werke wird der Auslaut des hd. dich und Bach nicht unterschieden. Wer dies in späteren Jahrhunderten liest, schliefst daraus, dass die schweizerische Aussprache von dijj (te) als dich (*ch* in sa*ch*e) im 19ten Jahrhunderte die im Hochdeutschen gewöhnliche war. Warum könnte nicht dem alten Priscian und seinen Genossen Dasselbe begegnet sein, wie einigen unserer tüchtigsten Grammatiker?

Schliefslich bemerke ich, dass das palatale c′ sich nicht blofs der Zeit, sondern auch dem Raume nach in dem weiten römischen Westreiche sehr verschiedenartig weiter entwickelte. Unsre jetzt schulgerechte Aussprache als z hatte es bei den deutschen Gelehrten schon in sehr früher Zeit. So steht z. B. Tat. Ev.

*) Wie dies allerdings der Fall ist. Vgl. z. B. p. 543. über f und ph.
**) Vgl. Quint. I, 7, 7.

Matth. (9tes Jhdt.) 6, 30; 8, 21. luciles (parvi). Kero (bald nach 700) p. 17. cit (zît, tempus). Wenn aber Diez S. 199. *alle* italienischen tsche aus früherem *tse* vergröbert werden lässt, so bedarf dies wenigstens noch anderer Beweise, als die er dort beibringt. *)

[*) Vgl. jetzt die gründlichen Untersuchungen von Corssen, Ueber Aussprache, Vocalismus und Betonung der lateinischen Sprache, Bd. I, (Leipzig 1858), S. 16—30, c, und dazu die nachträgliche Bemerkung zu Bd. I, S. 30, c, die sich im zweiten Band des genannten Werkes S. 472 findet: „Dieses Endergebnis stimmt im Wesentlichen mit R. von Raumers Auffassung, die Asp. und Lautverschiebung p. 92: Man sprach zur römischen Kaiserzeit weder — ikius noch itius, man brachte vielmehr einen Laut hervor, der zwischen k und t in der Mitte lag. Andere Aufstellungen R.s modificieren sich nach den oben zusammengestellten handschriftlichen und inschriftlichen Thatsachen, vergl. a. a. O. p. 94.“ (1863.)]

Anhang 2.

Die griechischen Aspiraten.

Anhang 2.

„φ und χ liegen in Absicht der genauern Aussprache noch sehr im Dunkeln", bemerkt Buttmann*), — — „Wir sprechen entweder das lat. f oder das griech. φ nicht genau aus; und im letztern Falle gilt dasselbe vom χ." Bis auf die neueste Zeit hat man auch immer φ wie f, χ wie nhd. ch ausgesprochen. Jetzt aber hat sich von Seite des Sanskrit her eine durchaus verschiedene Ansicht geltend gemacht. Pott**) sagt: „Das — φ ist sicherlich nicht f, sondern ein mehr getrennt gesprochenes ph, wie χ nicht ch, sondern kh; Σαπφώ lautete also nicht Saffo, sondern Sapp' ho, wie im Englischen shepherd." Soviel sieht Jeder, diese beiden Ansichten schliefsen sich einander aus. Fragt man nur nach Zeugnissen von aufsen, so kann sich die erstere auf das Neugriechische berufen, während die zweite auf das Skr. provociert. Sucht man aber unmittelbare Bestimmungen über das altgriechische φ, so hat φ = f gegen sich das Zeugnis des Quintilian (1, 4, 14.): dagegen wird φ = p + h***) durch eben jenes Zeugnis Quintilians nichts weniger als unterstützt. Denn auch zugegeben, dass die Griechen in Ermangelung eines passenderen Buchstaben allenfalls P'habios (she*ph*erd) geschrieben haben könnten für das Römische Fabius: sollte der von Cicero verlachte Zeuge wirklich P'hundanius gesagt haben, wie er Fundanius sagen wollte? Zudem käme es immer noch darauf an, zu zeigen, wie denn die Neugriechen aus einem ehemaligen reinen p + reinem h zu einem f gekommen sind. Ich glaube §. 60. das Richtige getroffen zu

---

*) Gr. Gr. Gr. I, 17.

**) Etymolog. Forschg. I, 80.

***) Man fasse nur scharf, wie p + h eigentlich klingt. Der Ausl. und Anl. in trupp-hunde als ein zusammenhängender Laut betrachtet, hat doch wirklich keine grofse Aehnlichkeit mit f.

haben, indem ich die Versetzung des dem p nachtönenden Hauches mit labialer Spirans annahm. Um dies zu erweisen, mussten die wichtigsten alten Zeugnisse zusammengenommen werden. Jetzt, nachdem wir den Laut `bħv als einen im Griechischen wirklich einmal vorhandenen kennen gelernt haben, können wir der Geschichte dieses Lautes, sowie des entsprechenden `dħs und għh mehr ins Einzelne folgen. Dabei wird sich dann zeigen, in wiefern sowohl die alte Ansicht wie die neuaufgestellte ihr Wahres haben, obschon sie beide ungenügend sind. Wir schicken zuerst einige allgemeine Bemerkungen über die Oeffnung der Aspiraten voraus.

Will man nämlich eine bestimmte Grenze festsetzen, an welcher sich Aspiraten und Spiranten scheiden, so kann man nicht wohl ein anderes Kennzeichen dazu wählen als die vollkommene Schliefsung der Lautwerkzeuge und deren Oeffnung. So lange die Organe noch vollkommen geschlossen werden, entsteht jederzeit ein Stummlaut, mag derselbe auch noch so weich sein, mag ihn die ihm nachfolgende Spirans auch noch so sehr übertönen. Sobald aber die Organe gleich von vorn herein nicht ganz geschlossen, sondern einander nur genähert werden, entsteht keine Muta. Natürlich werden in der Wirklichkeit, wenn eine eigentliche Aspirate aufgegeben werden soll, diese beiden Lautarten trotz ihrer Scheidung vielfach ineinander verlaufen, wie wir dies §. 27. am neuengl. th sahen. Indes die Theorie wird schwerlich einen Punkt finden, der einen schicklicheren Grenzstein zwischen Aspiraten und Spiranten bildete. Gleichwohl zeigt die Geschichte der griechischen Aspiraten — und die der deutschen bietet anziehende Analogien —, dass auch nach vollkommener Oeffnung der Lautwerkzeuge nicht immer sogleich ein Uebergang in reine Spirans erfolgt ist. Diese ihrer Natur nach nur vage Mittelstufe zwischen aufgegebener aspirierter Muta und vollkommener Spirans lässt sich am deutlichsten erkennen in der labialen Reihe. Denken wir uns die labiale Tenuis als einen Punkt, so wird uns dagegen die labiale Spirans f als eine Linie, oder als ein sich überall gleichbleibender Cylinder erscheinen. Wollen wir nun ein entsprechendes Bild für den Laut bħv, so können wir uns denselben denken als einen Kegel, der von einem Punkte (der Muta) beginnend sich immer mehr erweitert und insofern an sich gleichfalls ins Unendliche geht: nur dass der Laut in der Wirklichkeit darin seine Grenze findet, dass man bei allzuweiter Oeffnung der Organe keinen Labiallaut mehr vernimmt. Denkt

man sich nun die Spitze dieses Kegels abgebrochen, so vergleicht sich dieser oben enge, dann immer weiter werdende Körper dem Laute, welcher gesprochen wurde, als man zu Byzanz den stummen Theil des φ öffnete, ohne doch alsbald einen dem römischen Semivocal f vollkommen gleichen Laut vorzubringen.

Nur durch die Annahme eines solchen Zwitterlautes weifs ich mir die wichtigsten Zeugnisse der Grammatiker über den Laut des φ in Einklang zu bringen. Indessen da dieser Laut nach beiden Seiten hin, sowohl gegen die Aspirate b̄h̄v, als gegen das neugriech. φ = f nur sehr fliefsende Grenzen hat, so kann er schwer durch Schriftzeichen ausgedrückt werden. Man mag ihn sich denken als den harten Laut, der dem englischen w (was) entsprechen würde, so dass sich verhielte:

ital. v : engl. w = f : byz. φ.

Während f durch die obere Reihe der Zähne und die Unterlippe hervorgebracht wird, nahm der von uns geforderte Laut auch die Oberlippe in Anspruch. Diese wurde der Unterlippe soweit genähert, dass das plötzliche Erweitern der Lippenöffnung ein geschnelltes f erzeugte. Wir schreiben diesen Laut *fv*.

Sehen wir nun zu, in wieweit sich die Geschichte des griechischen φ-Lautes urkundlich belegen lässt. 1) Wir müssen von einem Laute ausgehen, der sowohl dem skr. b' als dem griech. φ zu Grunde gelegt werden kann. Denn diese beiden Buchstaben entsprechen sich etymologisch. Nun war aber der Nachhall der skr. Aspirate b' keineswegs labial, sondern nach der jetzigen Aussprache der indischen Gelehrten reiner Spiritus asper, und nach etymologischen Uebergängen zu schliefsen (§. 65.) in vielen Fällen guttural: demnach dürfen wir dem φ und dem b' keinenfalls einen Laut mit charakteristischer Spirans zu Grunde legen, sondern nur reines ph (p').*) Diesen Laut oder einen ihm sehr ähnlichen scheint auch in ältester Zeit die griechische Labialaspirate gehabt zu haben. Darauf deutet die uralte Schreibung *ΠΗ* (s. o.). Dagegen scheint mir gerade die Einführung eines besonderen Zeichens für die Aspirate mit einer innigeren Verwachsung des p und des h zusammenzuhängen. Das p assimilierte sich gewissermafsen den reinen Hauch, indem es ihm eine labiale Färbung mittheilte, und für diese eigenthümliche Lautverschwisterung passte das alte *ΠΗ* ebenso-

*) Oder wenn Jemand lieber will, reines p.

wenig, wie genau genommen das englische th nicht seinem jetzigen Laut entspricht. Nur wenn man kein neues Zeichen für den Laut `bhv einführen wollte, musste man auch diesen noch mit der Zeichenverbindung ph ausdrücken. Nun fragt es sich nur, ob die Spirans in φ nicht alsbald die Muta verschlang, ob φ sich nicht schon zur Blüthezeit des Attischen in f öffnete. Allein noch eine geraume Zeit lässt sich der p-Laut im φ nachweisen. Die alte Eintheilung der griechischen Buchstaben in *γράμματα φωνήεντα, ἡμίφωνα* und *ἄφωνα* beruht offenbar auf dem physischen Grunde, der sich für den Sprechenden so aufstellt: Alle Buchstaben, die mit weiter Oeffnung der Organe hervorgebracht werden, sind *φωνήεντα;* alle, die einer vollkommenen Schliefsung bedürfen, sind *ἄφωνα;* alle, die durch Halbverschluss erzeugt werden, sind *ἡμίφωνα.**) Für den Hörenden lautet dasselbe Eintheilungsprincip so: Alle Buchstaben, die vollkommen vernehmlich als Träger der Bruststimme eine beliebige Zeit lang forttönen, sind *φωνήεντα.* Alle Buchstaben, die, nur die Ufer bildend, zwischen denen die Vocale fliefsen, einzig durch die Vermittelung der *φωνήεντα* mit der Bruststimme in Verbindung gesetzt und dadurch laut vernehmbar werden, sind *ἄφωνα.* In der Mitte zwischen diesen zeitlosen *ἀφώνοις* und den hellklingenden, sangbaren Vocalen liegen die *ἡμίφωνα,* welche zwar im Gegensatz zu den *ἀφώνοις* dehnbar sind, allein ohne Zuthun der stets vocalischen (*φωνήεσσα φωνή*) Bruststimme nur dadurch, dass sich der Luftstrom bei den verengten Lautwerkzeugen (nicht Stimmorganen) bricht, halbvernehmbar werden.

Will Jemand nicht zugeben, dass dieser Grundsatz der altgriechischen Buchstabeneintheilung zur Basis diente, und sich lieber an die vagen Bestimmungen, welche manche neuere Grammatiker geben, halten, den bitten wir, hinsichtlich der stummlautenden Natur der ursprünglichen Aspiraten Folgendes zu bedenken. Wenn zu der Zeit, als jene Eintheilung der griechischen Buchstaben entstand, *ϑῆτα* durch blofse Annäherung der Organe hervorgebracht wurde, wie kam man dazu, *ϑ* mit *τ* und nicht vielmehr mit *σῖγμα* in eine Classe zu stellen? Denn schliefst man in dentaler Reihe

*) Die Nasalen (*γγ*, n, m) scheinen auf den ersten Anblick vollkommener Schliefsung zu bedürfen. Doch dies ist nur Täuschung. Die Oeffnung, welche *σ, λ* und (mit Unterbrechung, s. o.) *ϱ* bei den Mundorganen ungeschlossen lassen, ist bei den Nasalen in der Nase. Wer sich davon überzeugen will, der lasse n forttönen, während er die Nase zuhält.

die Organe nicht ganz, so lässt sich schlechterdings nur ein Zischlaut hervorbringen. Allein unsre obige Ansicht über die Buchstabeneintheilung der ältesten griechischen Grammatiker wird durch ein Zeugnis des Platon ziemlich klar ausgesprochen. Kratyl. 424, C. heiſst es: *Ἆρ' οὖν καὶ ἡμᾶς οὕτω δεῖ πρῶτον μὲν τὰ φωνήεντα διελέσθαι, ἔπειτα τῶν ἑτέρων κατὰ εἴδη τά τε ἄφωνα καὶ ἄφθογγα· οὑτωσὶ γάρ που λέγουσιν οἱ δεινοὶ περὶ τούτων· καὶ τὰ αὖ φωνήεντα μὲν οὔ, οὐ μέντοι γε ἄφθογγα.*

Plato unterscheidet hier 1) *φωνήεντα*, d. h. *φωνῆς μετέχοντα,* Träger der *φωνή*, d. h. der Bruststimme.

2) *φωνήεντα μὲν οὔ, οὐ μέντοι γε ἄφθογγα*, d. h. *φθόγγον μὲν ποιοῦντα, φωνῆς δ' οὐ μετέχοντα*, die zwar durch die Verengung der Lautwerkzeuge ein dauerndes, vernehmbares Geräusch machen, auf denen sich aber kein Sington halten lässt, ohne dass man den Ton und den Laut als ein Verschiedenes hört. (Man singe z. B. mit dem Laut ssss.)

3) *ἄφθογγα*, mutae, die eines *γράμματος φωνήεντος* bedürfen, um als seine Begrenzung deutlich vernehmbar zu werden, an der *φωνή* Theil zu erhalten.

Unser 2 und 3 sind beide *ἄφωνα*. Platon scheidet also:

1) *φωνήεντα.*
2) *ἄφωνα.*
   a) *ἄφθογγα.*
   b) *φωνήεντα μὲν οὔ, οὐ μέντοι γε ἄφθογγα.* *)

Nur die vorletzte Classe (2, a) heiſst bei den griech. Grammatikern gewöhnlich die der *ἄφωνα* und umfasst die *ψιλά* (tenues), *μέσα* (mediae), *δασέα* (aspiratae). Im Gegensatz zu diesen *ἀφώνοις κατ' ἐξοχήν* erhalten dann die *φωνήεντα μὲν οὔ, οὐ μέντοι γε ἄφθογγα* den Namen *ἡμίφωνα.*

Müssen wir demnach die Aspiraten zu den *ἀφώνοις* rechnen, in den *ἀφώνοις* aber Laute erkennen, die im wesentlichen Theil mit unsern durch vollkommene Organschlieſsung hervorgebrachten Stummlauten (§. 20.) zusammenfallen: so fragt sich weiter: in welcher Zeit entstand jene Dreitheilung der Buchstaben? Dionys. Thrax. p. 651. führt sie an und zählt die einzelnen Buchstaben auf, die zu jeder Classe gehören. Platon an der angeführten Stelle

---

[*) Vgl. unten: Ueber deutsche Rechtschreibung, Zweite Abhandlung, Zweiter Abschnitt, II. (1863.)]

des Kratylos setzt sie auch schon als etwas Bekanntes voraus. Doch ergibt sich aus seinem Zusatz: *οὑτωσὶ γάρ που λέγουσιν οἱ δεινοὶ περὶ τούτων,* dass man zu Platons Zeit noch ein besonderes Studium aus diesen Dingen machte, während wir sie späterhin an der Spitze aller Schulgrammatiken finden. Die Sophisten legten sich auf die Lehre vom Klang und der *δύναμις τῶν στοιχείων* zum Behuf der Metrik. So heifst es von Hippias: *ἐκεῖνα, ἃ σὺ ἀκριβέστατα ἐπίστασαι ἀνθρώπων διαιρεῖν περί τε γραμμάτων δυνάμεως καὶ συλλαβῶν καὶ ῥυθμῶν καὶ ἁρμονιῶν.**)

Eine Spur führt uns noch einige Jahrzehnte über die Blüthe der Sophistik zu Athen hinaus. Diog. Laërt. IX, c. 13, 48. (II, p. 153. ed. Tauchn.) berichtet von Demokritos, dem Abderiten, dass er geschrieben habe: *περὶ εὐφώνων καὶ δυςφώνων γραμμάτων.***) Nun erklärt Dion. Thrax p. 651. *γράμματα ἄφωνα = κακόφωνα,* was die Scholien zu dieser Stelle p. 808. in den Anecd. Bekk. noch weiter ausführen. Mithin dürfen wir annehmen, dass des Demokritos Buch *περὶ εὐφώνων καὶ δυςφώνων γραμμάτων* von der besprochenen Eintheilung der griechischen Buchstaben handelte. Können wir demnach auch nicht mit Sicherheit bestimmen, was jedem einzelnen Gründer der griechischen Grammatik von der späterhin allgemein angenommenen Buchstabenlehre gehört, so ist doch so viel ausgemacht, dass ihre Festsetzung etwa in die Zeiten zwischen den Perserkriegen und dem Tode des Sokrates fällt. Einen Stummlaut also enthielten in dieser Zeit die griechischen Aspiraten sicherlich. Wie weit die Färbung des mit der Muta verbundenen Hauches damals ging, lässt sich nicht genau bestimmen. Nur eins scheint aus einer Stelle des Platon hervorzugehen, dass nämlich *φ* hierin dem *ϑ* vorausgeeilt war. Kratyl. p. 427. heifst es: Der, welcher den Dingen ihren Namen gab, scheint mit dem Klang der Buchstaben die Dinge nachgeahmt zu haben. Das *ι* verwendet er für das Feine, Durchdringende. *Διὰ ταῦτα τὸ ἰέναι καὶ τὸ ἵεσθαι διὰ τοῦ ι ἀπομιμεῖται, ὥςπερ γε διὰ τοῦ φ καὶ τοῦ ψ καὶ τοῦ σῖγμα καὶ τοῦ ζῆτα, ὅτι πνευματώδη τὰ γράμματα, πάντα τὰ τοιαῦτα μεμίμηται αὐτοῖς ὀνομάζων* etc.

---

*) Hipp. maj. 285 B. Vgl. damit über die Verbindung metrischer und phonetischer Studien im allgemeinen Kratyl. 424.

**) Ueber die grammatischen Studien des Demokrit vergl. Classen, de gramm. graecae primordiis p. 16.

Das *πνευματῶδες* passte zwar allenfalls auf alle Aspiraten, allein die Zusammenstellung des *φ* mit *ψ*, *σ* und *ζ*, lauter Zischlauten, deutet darauf hin, dass auch *φ* schon damals eine entschiednere Spirans zu entwickeln begann als die andern Aspiraten. Dieses Vorauseilen des *φ* bestätigt sich durch die Behandlung, welche entlehnte Wörter mit Aspiraten im Lateinischen erfahren. Während die in der Zeit der römischgriechischen Bildung herübergenommenen *χ* und *ϑ* allmählich zu c (= k) und t wurden, ist *φ* in die Spirans f übergegangen. Vgl. z. B. Tale (*Θαλῆς*), coro (*χορός*) mit Filosofia (*φιλοσοφία*).

Dass aber auch das griechische *φ* noch lange Zeit seinen vom semivocalen f unterschiedenen Ton beibehielt, beweisen die oben aus Quintilian beigebrachten Stellen.*) Ja noch zu Priscians Zeit (520) fallen das römische f und das griechische *φ* keineswegs zusammen. p. 543. sagt er: Hoc tamen scire debemus, quod non tam fixis labris est pronuncianda f quomodo ph: atque hoc solum interest inter f et ph. Diese Stelle wurde §. 60. angeführt zum Beweis, dass *φ* einmal `bħv klang, und allerdings, mit dem übrigen dort Beigebrachten zusammengenommen, bezeugt sie dies auch. Sehen wir sie indes genauer an, so führt sie uns auf den Laut des *φ* = `bħv nur mittelbar, indem sie uns die Uebergangsstufe von bħv zu f, nämlich den Laut fv (s. o.) angibt. Denn in dem non tam fixis labris liegt eingeschlossen, dass ph (*φ*) „*magis* fixis labris pronunciabatur quam f" — *magis* fixis labris ist aber etwas Anderes als „*fixis* labris" schlechtweg. Hätte Priscian dem *φ* seiner Zeit einen Laut beilegen wollen, der mit `b beginnt, folglich vollkommenen Lippenschluss fordert, so hätte er schreiben müssen: hoc tamen scire debemus, quod f non est pronuncianda fixis labris, quomodo ph (*φ*). Indes man könnte dies vielleicht für ein unzweckmäfsiges Urgieren der Worte halten, zumal Priscian erst in der Periode der gesunkenen Latinität schrieb; allein ein Scholion zum Dionys. Thrax, das schwerlich viel jünger ist als Priscian, bezeugt die damalige Oeffnung der Aspiraten unwiderleglich. Da dies Scholion eine genaue, nicht miszuverstehende Beschreibung der damaligen Aspiraten gibt, so füge ich es hier bei**): *Φωνητικὰ ὄργανα τρία εἰσὶν, ἡ γλῶσσα, οἱ ὀδόντες, τὰ χείλη. Τοῖς μὲν*

*) Inst. or. I, 4, 14. und XII, 10, 27.

**) Es findet sich Anecd. Bekk. p. 810 ff.

οὖν ἄκροις χείλεσι πιλουμένοις ἐκφωνεῖται [τὸ π], ὥστε σχεδὸν μηδὲ ὀλίγον τι πνεῦμα παρεκβαίνειν· ἀνοιγομένων δὲ τῶν χειλέων πάνυ, καὶ πνεύματος πολλοῦ ἐξιόντος, ἐκφωνεῖται τὸ φ. τὸ δὲ β, ἐκφωνούμενον ὁμοίως τοῖς ἄκροις τῶν χειλέων, τουτέστι περὶ τὸν αὐτὸν τόπον τοῖς προλεχθεῖσι τῶν φωνητικῶν ὀργάνων, οὔτε πάνυ ἀνώγει τὰ χείλη ὡς τὸ φ, οὔτε πάνυ πιλεῖ ὡς τὸ π, ἀλλὰ μέσην τινὰ διέξοδον τῷ πνεύματι πεφεισμένως δίδωσιν. ἐξ ἀνάγκης οὖν τὸ β μέσον ἐστὶ τοῦ φ καὶ π καὶ οὐχ ἑτέρων, ὡς περὶ τὸν αὐτὸν ἐκείνοις, λέγω δὲ τῷ π καὶ φ, ἐκφωνούμενον τόπον. Ὁμοίως δὲ καὶ τὸ γ μέσον ἐστὶ τοῦ κ καὶ χ, διότι καὶ αὐτὸ περὶ τὸν αὐτὸν ἐκείνοις, ὧν ἐστι μέσον, ἐκφωνεῖται. τὸ μὲν κ, τῆς γλώσσης [ἐν] τῇ ἐκφωνήσει προςπιλουμένης τῷ οὐρανίσκῳ, καὶ κυρτουμένης, καὶ μὴ συγχωρούσης σχεδὸν μηδ᾽ ὅλως τὸ τυχὸν πνεῦμα ἐξελθεῖν, ἐκφωνεῖται· τὸ δὲ χ τῇ αὐτῇ ἐκφωνήσει, τῆς γλώττης μὴ προςπιλουμένης μηδ᾽ ὅλως συναπτομένης τῷ οὐρανίσκῳ, ἀλλὰ συγχωρούσης πολὺ πνεῦμα ἐξελθεῖν, ἐκφωνεῖται. ὁμοίως τῇ αὐτῇ ἐκφωνήσει τῆς γλώττης τὸ γ ἐκφωνεῖται, μήτε πάνυ προςπιλουμένης τῷ οὐρανίσκῳ ὡς ἐπὶ τοῦ κ, μήτε πάνυ ἀνοιγομένης, ὡς ἐπὶ τοῦ χ, ἀλλὰ μέσην τινὰ διέξοδον τῷ πνεύματι παρεχούσης. Ὁμοίως δὲ καὶ τὸ δ μέσον ἐστὶ τοῦ ϑ καὶ τοῦ τ καὶ οὐχ ἑτέρων, ὡς καὶ αὐτὸ περὶ τὸν αὐτὸν τόπον, ὃν μέλλω σοι λέγειν, ἐκείνοις ἐκφωνούμενον. τὸ γὰρ τ τῆς ἄκρας τῆς γλώττης προςπιλουμένης τοῖς ὀδοῦσι, καὶ μὴ συγχωρούσης σχεδὸν μηδὲ τὸ τυχὸν πνεῦμα ἐξελθεῖν, ἐκφωνεῖται· τὸ δὲ ϑ, ἀποχωρούσης τῆς γλώσσης τῶν ὀδόντων, καὶ παρεχούσης ἔξοδον τῷ πολλῷ πνεύματι, ἐκφωνεῖται. τὸ δὲ δ μήτε πάνυ προςπιλουμένης τῆς ἄκρας τῆς γλώσσης τοῖς ὀδοῦσι, μήτε πολὺ ἀποχωρούσης, ἀλλ᾽ ὡς εἴποι τις καὶ ἐφαπτομένης, οὕτως ἐκφωνεῖται. Διὰ ταύτας οὖν τὰς φυσικὰς αἰτίας οὐ τὰ τυχόντα τῶν [τυχόντων] μέσα, ἀλλὰ διακεκριμένα.

Diese Stelle beweist, dass *χ, ϑ, φ* schon vor dem Jahre 730*) (denn jünger als die Verbrennung des Oktagons durch Leo den Isaurier wird man das Scholion auf keinen Fall machen wollen) im Wesentlichen denselben Laut hatten, wie heutzutage im Neugriechischen, d. h., dass sie nur durch halben Verschluss der Organe hervorgebracht wurden, mithin Spiranten oder Semispiranten (s. o.) waren.

*) Cf. Göttling, praef. ad Theodos. p. VI.

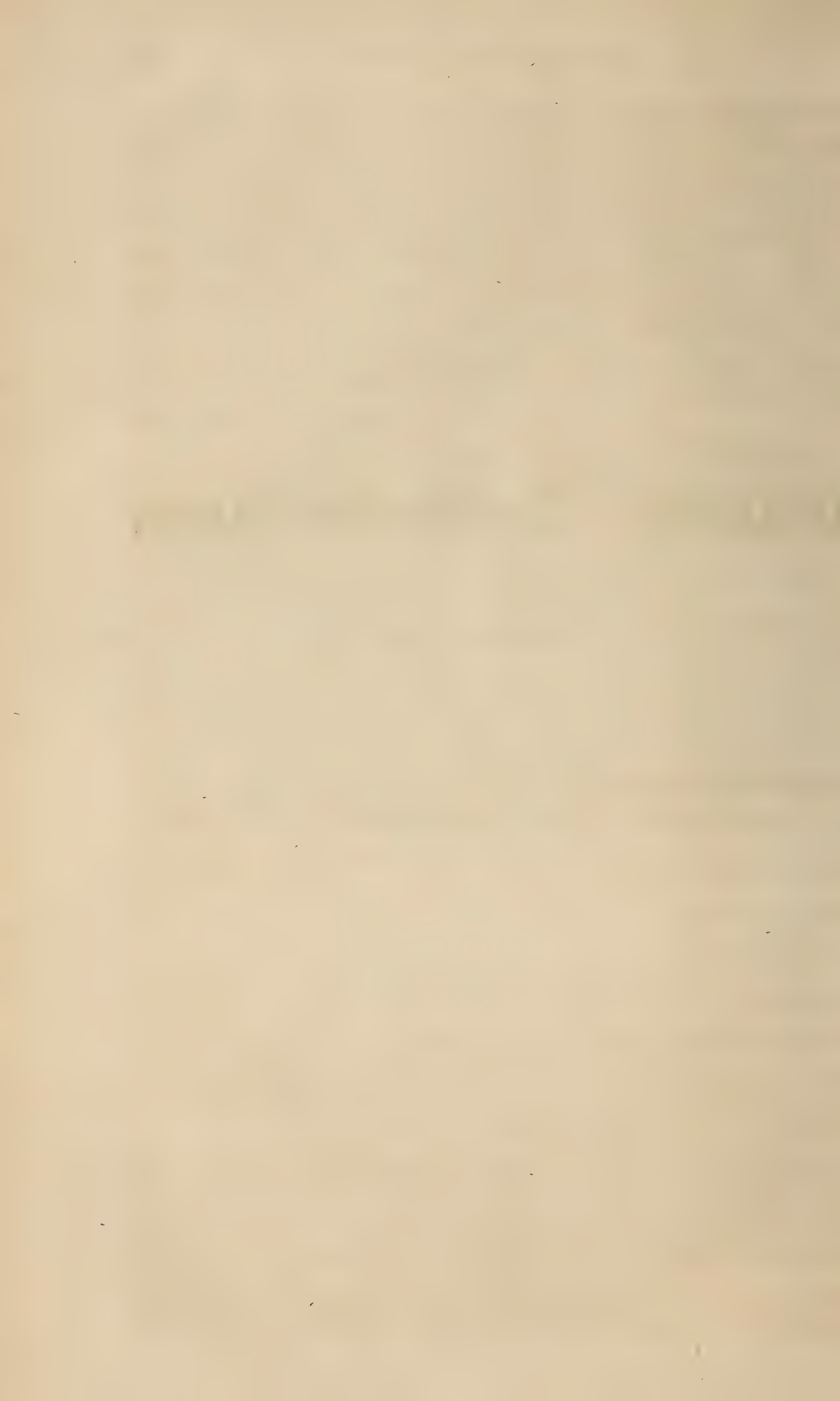
Zugleich aber zeigt uns dies Scholion, wie die moderne Grammatik dazu gekommen ist, so heterogene Laute wie f und p in eine und dieselbe Classe (die der Stummlaute) zu setzen, dagegen w (ital. v) und f, — Laute, die sich nur quantitativ unterscheiden, zu trennen, indem man ersteres als Spirans mit s zusammenbrachte. Consequent muss man dann auch das nhd. sz (schieszen) die dentale Aspirate nennen. Denn dies entspricht, wie gezeigt wurde, physisch wie historisch dem f der Labialreihe. Allein der Laut des nhd. sz kommt wieder ziemlich dem des griech. Sigma gleich. Daran aber hat noch Niemand gedacht, das griechische *σῖγμα* eine Mutä aspirata zu nennen.

Kurz, wir sehen, es ist hier einem ganzen grammatischen System so ergangen, wie nach §. 9. den Schriftzeichen bei der historischen Schreibweise. Wie dort nach einigen Jahrhunderten die Schriftzeichen nicht mehr zu den Lauten passten, so wollen sich die Klänge des *χ*, *ϑ*, *φ* in der byzantinischen Zeit nicht mehr einem Systeme fügen, das ihnen ein Jahrtausend früher angemessen war. Die Schriftzeichen sind geblieben, an ihnen haften die alten Buchstabennamen *χῖ*, *ϑῆτα*, *φῖ*, an diese wiederum knüpft sich die grammatische Tradition. Aber unmerklich verwandeln sich die alten unter den bekannten Namen cursierenden Laute, und das Fachwerk, in das sie die Grammatik einordnet, muss mit ihnen verändert werden.

Ueber

deutsche Rechtschreibung.

(Besonders abgedruckt aus der Zeitschrift für die österr. Gymnasien 1855. Heft I, S. 1—37; Heft VII, S. 533—580. Nebst einigen Zugaben. Wien 1855.)



Vorwort.

Die beiden Abhandlungen über die deutsche Rechtschreibung, die hier in besonderem Abdruck erscheinen, wurden zuerst in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien veröffentlicht. Der nächste Zweck derselben war ein praktischer. Bei der grofsen Verwirrung der Meinungen aber, die auf diesem Gebiete herrscht, war es unumgänglich nöthig, zuvörderst die Fundamente einer richtigen Grundansicht zu legen. Auf eine richtige Grundansicht kommt es gegenwärtig am meisten an, wenn nicht zum gröfsten Schaden der Sprache und der Schule eine heillose Verwirrung einreifsen soll. Ist man nur über den Weg, den man einzuschlagen hat, in Uebereinstimmung, so ist einiger Zwiespalt in einzelnen Fragen leichter zu ertragen. Denn bei der Entscheidung dieser einzelnen Fragen sprechen so viele besondere Umstände mit, praktische sowohl als theoretische, dass auch die redlichsten und einsichtigsten Männer nach gewissenhafter Abwägung des Für und Wider zu einem verschiedenen Ergebnis gelangen können.

Wie sehr es an der Zeit ist, eine richtige Lösung für die Grundfragen unsrer Rechtschreibung zu suchen, beweist die Menge von Abhandlungen, die sich in neuerer Zeit mit denselben beschäftigen. Ich hebe unter ihnen nur die eingehenden Arbeiten von Ruprecht, Michaelis und Andresen hervor, deren nähere Besprechung ich einer anderen Gelegenheit vorbehalte.

Obwohl ich nun bei der Grundlegung des Ganzen vor allem die Principien zu erörtern hatte, so musste ich mich doch bei der Ausführung des Einzelnen möglichst auf dem Boden des wirklich Praktischen halten. Ich durfte hier aus der grammatischen Theorie nur das Allernothwendigste herbeiziehen. Man wird diese absichtliche Selbstbeschränkung an mehr als einer Stelle gewahr werden.

Die beiden kleineren Abhandlungen, die ich den bisher besprochenen beifüge, stehen in nächster Beziehung zum Hauptgegenstand dieser Schrift. Ich habe das Princip unsrer Rechtschreibung dadurch zu finden und zu begründen gesucht, dass ich unsre Rechtschreibung in Verbindung setzte einerseits mit der Geschichte unsrer Schriftsprache und andrerseits mit dem gesammten Unterricht in der Muttersprache. Wie eng diese beiden Gegenstände unter sich zusammenhängen, dafür gibt uns ein tieferes Eindringen in das Wesen der Rechtschreibung einen neuen Beleg. Ich würde es deshalb als ein Zeichen ansehen, dass es mir gelungen ist, mich über das Wesen der Rechtschreibung klar zu machen, wenn dem Leser der Aufsatz über die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache als Einleitung, der über den Unterricht in der Muttersprache als Schluss der beiden Abhandlungen über die Rechtschreibung erschiene.

Erlangen, den 1. Juni 1855.

Rudolf v. Raumer.

Erste Abhandlung.

Das Princip der deutschen Rechtschreibung.

Wer sich irgend um den gegenwärtigen Zustand unseres Schulunterrichts bekümmert, der weifs auch, welche Noth in den verschiedenartigsten Schulen die deutsche Rechtschreibung nicht nur dem Schüler, sondern auch dem Lehrer bereitet. Die Noth des Schülers besteht in der Schwierigkeit unserer Rechtschreibung überhaupt, die Noth des Lehrers in dem Schwanken, das auf diesem Gebiet theils schon eingerissen ist, theils immer mehr einzureifsen droht. Mancher, der die Lage der Dinge nicht näher kennt und den das Streiten über diese scheinbaren Kleinigkeiten verdriefst, glaubt wohl die ganze Sache mit dem Ausspruch abzuthun: „Wozu all das Gerede über Rechtschreibung? Man bleibe beim bewährten Alten, wie wirs in unserer Jugend gelernt haben. Dann sind wir

alle einig und brauchen die Zeit nicht mit Streiten über diese gleichgültigen Kleinigkeiten zu verderben.“ Aber obwohl der Stimmung, aus der solche Aussprüche hervorgehen, etwas Wahres zu Grunde liegt, so stehen die Sachen doch nicht so einfach, wie die sich vorstellen, die so reden. Denn erstens handelt sichs gar nicht blofs um Neuerungen, die erst eingeführt werden sollen, sondern auch um Verschiedenheiten in der Rechtschreibung, die bereits vorhanden sind; und zweitens werden denkende Männer sich bald überzeugen, dass die Frage gegenwärtig in ein Stadium getreten ist, wo sie aufhört, ein Schulgezänk der Grammatiker zu sein, und möglicherweise von ernsten Folgen für unser Volk werden könnte. Eben deswegen aber ist es Pflicht, sie nach allen Seiten reiflich und besonnen zu erwägen, sich nicht durch vorgefasste Neigungen oder Abneigungen bestimmen zu lassen, sondern lediglich die Sache selbst in Betracht zu ziehen.

I.

Jede Erörterung über die Rechtschreibung muss ausgehen von dem Verhältnis der gesprochenen und der geschriebenen Sprache, des Lautes und des Schriftzeichens. Die gesprochene Sprache ist geschichtlich das Frühere. Sie ist längst vorhanden, wenn man beginnt ihre Laute in Schrift zu fassen. Die Lautschrift thut dies, indem sie die Worte der gesprochenen Sprache in ihre phonetischen Grundbestandtheile, die Laute, zerlegt und jeden einzelnen Laut durch ein Schriftzeichen wiedergibt. Der Lesende ist dadurch in den Stand gesetzt, den Klang der Worte, die er geschrieben vor sich sieht, auch für das Ohr wieder aufleben zu lassen, indem er die ihm bekannten geschriebenen Zeichen in die entsprechenden Laute zurückübersetzt.

Das ist der Anfang der in Lautschrift gefassten Schriftsprache. Man schreibt keine Laute, die man nicht hört. Es gilt der Grundsatz: Schreib wie du sprichst. Darüber sind Alle einig. Denn dass die Ausführung bald mehr, bald weniger hinter dem gesteckten Ziele zurückblieb, lag theils in der Unmöglichkeit, alle Schattierungen der gesprochenen Laute durch besondere Schriftzeichen auszudrücken, theils in dem Umstand, dass unsere europäischen Sprachen durch Schriftzeichen wiedergegeben werden mussten, die aus der Fremde eingeführt und nicht für diese Sprachen geschaffen waren. Am Grundsatz wird durch dies alles nichts geändert.

Ist eine Sprache in Schrift gefasst, so wirkt dies zwar auch auf die gesprochene Sprache zurück, aber nicht in dem Mafs, dass diese nun streng bei den einmal durch die Schrift befestigten Lauten stehen bliebe. Vielmehr fährt die gesprochene Sprache fort, ihre Laute umzuwandeln, und entfernt sich dadurch mehr und mehr von der geschriebenen Sprache. Diesem Zwiespalt gegenüber kann nun die Schreibweise einen doppelten Weg einschlagen. Entweder sie kümmert sich gar nicht um die veränderte Aussprache und bleibt unverrückt auf ihrem Platze stehen: oder sie sucht der veränderten Aussprache gerecht zu werden, indem sie die Schriftzeichen der neuen Aussprache anzupassen sucht. Die erste Art kann man die historische Schreibweise nennen, die zweite die im strengen Sinn des Wortes phonetische. In der Wirklichkeit lässt sich weder die eine, noch die andere Art auf die Dauer ohne alle Einschränkung durchführen. Die historische nicht, weil der Abstand im Lauf der Jahrhunderte unerträglich wird; die phonetische nicht, weil die gesprochene Sprache sich nach deren Feststellung doch wieder ändert, und nun ein Unterschied zwischen geschriebener und gesprochener Sprache wenigstens in so lange eintritt, bis man ihn durch eine neue phonetische Feststellung hinweggeräumt hat. Obwohl wir also eine ganz strenge Durchführung nicht erwarten dürfen, haben sich doch die verschiedenen Sprachen bald der einen, bald der andern Schreibweise überwiegend zugewandt. So kann man das gegenwärtige Französische und Englische als Beispiele der historischen, das Italienische am Ende des 16. Jahrhunderts als Beispiel der phonetischen Schreibweise anführen. Der Franzose schreibt *eaux* und spricht dies *ō*. Der Engländer schreibt *light* und spricht dies *leit*. Und so beide Völker in unzähligen Fällen. Man würde den beständigen Zwiespalt zwischen Schrift und gesprochener Sprache, wie ihn das Englische und Französische darbieten, unbegreiflich finden, wüsste man nicht, wie derselbe entstanden ist. Die jetzt nur noch geschriebenen Buchstaben haben nämlich vor Jahrhunderten gleichfalls lautliche Geltung gehabt und sind dann trotz der veränderten Aussprache stehen geblieben. Sie haben also jetzt nur noch historische Bedeutung, das heifst, sie zeigen an, wie das Wort vor Jahrhunderten gelautet hat, und geben keineswegs das jetzt gesprochene Wort in seine Laute zerlegt durch Schriftzeichen wieder.

II.

Seit dem 7. Jahrhundert hat man angefangen, die hochdeutsche Sprache in Schrift zu fassen, und aus den folgenden Jahrhunderten, vom 8. bis zum 11., liegt eine grofse Menge geschriebener Denkmale dieser althochdeutschen Sprache vor uns. Hier begegnen wir nun gleich am Eingang einer Erscheinung, die wir bei unserer allgemeinen Darstellung des Verhältnisses von Schrift und Sprache der Klarheit wegen noch aufser Betracht lassen mussten. Die althochdeutschen Sprachquellen zeigen nämlich keineswegs ganz ein und dieselbe Sprache, sie weichen vielmehr nicht selten mundartlich von einander ab. Das liefse sich sehr leicht dadurch erklären, dass man in verschiedenen Gegenden unabhängig von einander angefangen habe, die gesprochene hochdeutsche Sprache in Schrift zu bringen, und für manche althochdeutsche Quellen könnte auch diese Erklärungsart ausreichend scheinen. Bei andern aber genügt sie nicht. Bei diesen sehen wir uns vielmehr genöthigt, einen doppelten Einfluss auf den Schreibenden anzunehmen, erstens von Seite seiner Mundart und zweitens von Seite schon vorhandener Schriftwerke. Hier haben wir die Anfänge einer sich von den einzelnen Mundarten abhebenden hochdeutschen Schriftsprache vor uns.

Das Mittelhochdeutsche des 13. Jahrhunderts hängt auf das engste mit dem Althochdeutschen zusammen. Man kann es als dessen geraden Nachkömmling betrachten. Aber trotz des engen Zusammenhangs hat sich das Mittelhochdeutsche doch in vielen Punkten vom Althochdeutschen entfernt. Wie hält es nun die Schrift bei der Wiedergabe der mittelhochdeutschen Laute? Bedient man sich bei der Aufzeichnung mittelhochdeutscher Werke einer historischen Schreibweise? Erinnern wir uns vom Französischen und Englischen her, was dies heifst. Man hätte nichts danach zu fragen, welche Laute das Mittelhochdeutsche wirklich vernehmen liefs, sondern ohne Rücksicht hierauf die althochdeutsche Schreibung beizubehalten. Wie der Franzose *eaux* schreibt und trotzdem *ō* spricht, wie der Engländer *light* schreibt und *leit* spricht, so hätte man im Mittelhochdeutschen *suâri* zu schreiben und dies dann *swaere* auszusprechen. Das wäre eine historische Schreibweise im Sinn des Englischen und Französischen. Eine solche Schreibweise dem Mittelhochdeutschen aufzudrängen, daran denkt bekanntlich Niemand. Vielmehr schreibt man das Mittelhochdeutsche in einer streng phonetischen Weise, wie sie Grimm und Lach-

mann „nach dem Vorgange der besten Handschriften, nur mit etwas mehr Strenge“ *), festgestellt haben. „Denn diese Orthographie leistet, was man von ihr verlangen kann: sie ist überall der Aussprache gemäfs, obwohl sie nicht alle Feinheiten derselben gleich gut zu bezeichnen weifs.“ *)

Das Neuhochdeutsche steht als Schriftsprache allerdings mit dem Mittelhochdeutschen in historischem Zusammenhang. Aber Niemand wird behaupten wollen, dass dieser Zusammenhang ein engerer sei, als der zwischen dem Mittelhochdeutschen und dem Althochdeutschen. Man wird im Gegentheil, zumal was die Substanz der Wörter betrifft, eine viel gröfsere Kluft zwischen dem Neuhochdeutschen und Mittelhochdeutschen zugestehen müssen als zwischen diesem und dem Althochdeutschen. Es war deshalb auch ganz natürlich, dass das Neuhochdeutsche sich eben so von der Schreibweise des Mittelhochdeutschen trennte, wie dieses die Schreibweise des Althochdeutschen abgeworfen hatte. Hätte man die mittelhochdeutsche Schreibung als eine historische festgehalten, so würde man geschrieben haben *mîne brût* und trotzdem gesprochen haben *meine braut*. Das that man nicht, sondern man suchte die neuen Laute auch möglichst durch die Schrift wiederzugeben und schrieb somit: *meine braut*.

Wäre der Vorgang bei der Festsetzung des Neuhochdeutschen, wie man bisweilen gemeint hat, der gewesen, dass Luther einen Volksdialekt zur Schriftsprache erhoben hätte, so würde auch das Verfahren bei dessen schriftlicher Auffassung ein sehr einfaches gewesen sein. Es hätte dann wie bei jeder Sprache, wenn sie zum erstenmal in Schrift gefasst wird, nur gegolten, die gesprochenen Wörter in ihre Laute zu zerlegen und diese Laute durch Schriftzeichen auszudrücken. Der Grundsatz: „Schreib wie du sprichst“, wäre in sein volles Recht eingetreten. Der Vorgang aber war ein ganz anderer. Die Sprache, deren sich Luther bediente, war keine Volksmundart, sondern eine schon vor ihm entstandene Schriftsprache, die sich über den verschiedenen Volksmundarten gebildet hatte. **) Diese Sprache wurde deshalb auch nirgends vom Volke

---

*) Worte Lachmanns in der Vorrede zum Wolfram von Eschenbach (Berlin 1833), S. VII.

**) Der Verf. hat einen Beitrag zur Lösung dieser schwierigen Frage in seiner Recension von Pfeiffers Ausg. des Jeroschin und Zarnckes Ausg. des Narrenschiffs in den Münchner Gel. Anz. 1854 zu geben versucht. S. Anhang 1.

rein gesprochen, sondern alle Volksmundarten wichen von ihr ab, die einen mehr, die anderen weniger. Da nun auch die Schreibweise noch keineswegs ganz festgestellt war, so entsprangen hieraus die grofsen Schwierigkeiten, deren Lösung schon das Kreuz der ältesten neuhochdeutschen Orthographen bildet. Der bedeutendste unter ihnen, Fabian Frangk, spricht sich in seiner Orthographie, die im Jahre 1531 zu Frankfurt am Main erschien, sehr klar hierüber aus. „Die recht Teutsche Sprach, sagt er, helt sechs schlechte, drei duplirte vnnd drei halb duplirte Stimmer (Vocale). Es ist aber kein Land noch Nation die sie allenthalbenn durch aufs reẙn hielte, das sie nicht etliche verwechselt oder versetzte.“ „Wie wol diese sprach, sagt er an einer andern Stelle, an jr selbs rechtfertig vnd klar, so ist sie doch inn vil Puncten vnnd stucken, auch bei den Hochteuschen nicht einhellig. Denn sie in keiner gegne oder lande, so gantz lauter vnnd reyn gefuert, noch gehaltenn wirt, das nicht weilands etwas straffwirdigs, oder missbreuchiges mitlieff vnd gespürt würde.“ Wer „rechtförmig Teutsch schreiben, odder reden“ wolle, der dürfe nicht seines Landes Art und Brauch nachfolgen, sondern müsse überall herumhören, um die Missbräuche zu meiden, vor allem aber sich an gute Schriftstücke und Druckwerke halten, in welcher Hinsicht Frangk Kaiser Maximilians Kanzlei und Dr. Luthers Schreiben am meisten empfiehlt.

Hier sehen wir also schon den Anfang gemacht zu dem Grundsatz: „Sprich wie du schreibst.“ Denn die Richtigkeit der einzelnen landschaftlichen Aussprachen wird an den Schreiben Kaiser Maximilians und Luthers gemessen. Man könnte versucht sein, in der Anweisung: „Sprich wie du schreibst“, den wesentlichsten Gegensatz zu der Regel: „Schreib wie du sprichst“, zu sehen. Man würde aber irren. Beide Grundsätze sind gar nicht so schwer auf ein gemeinsames Princip zurückzuführen, welches lautet. „Bring deine Schrift und deine Aussprache in Uebereinstimmung.“ So heifst das Princip der phonetischen Schreibweise für alle Zeiträume einer Schriftsprache. Bei ihrem Beginn richtet sich die Schrift ganz nach der Aussprache. Ist die Schrift erst festgestellt, so wirkt sie regelnd auf die Aussprache zurück. Geht dann die Aussprache dennoch von der Schrift ab, so kann sie auf doppeltem Wege zur Uebereinstimmung mit der Schrift zurückgeführt werden. Entweder man behandelt sie als regelwidrige Abweichung von der Schrift und sucht sie der Schrift gemäfs zu verbessern, oder man betrach-

tet die veränderte Aussprache als allgemein und zu Recht bestehend, und ändert nun auch die Schreibung so, dass sie die neue Aussprache wiedergibt. In beiden Fällen wird das Gesetz der phonetischen Schreibweise gewahrt. Lässt man dagegen die alten Schriftzeichen stehen, die Aussprache mag sich ändern wie sie will, und erklärt die Aussprache für gar nicht verbunden, die geschriebenen Zeichen wiederzugeben, so ist die phonetische Schreibweise aufgegeben und mit der historischen vertauscht. Schreibung und Aussprache gehen dann ihre verschiedenen Wege, und wir sehen die Kluft entstehen, die das gesprochene Englisch von dem geschriebenen trennt.

Die deutschen Grammatiker des 16. bis 19. Jahrhunderts, denen wir die Ausbildung unserer bisher gültigen Rechtschreibung verdanken, haben den Weg der phonetischen Schreibweise eingeschlagen. Denn drängen sich auch jederzeit einzelne Spuren einer historischen Schreibweise ein, wie das nach unsern obigen Bemerkungen gar nicht anders sein kann, so sind unsere Grammatiker doch immer bestrebt, ihre Rechtschreibung und ihre Aussprache in Einklang zu bringen. Namentlich ist dies der Fall bei den bedeutendsten Grammatikern des 17. und 18. Jahrhunderts, auf deren Bestimmungen die bisher gültige Rechtschreibung vorzugsweise beruht. Der angesehenste unter den deutschen Grammatikern des 17. Jahrhunderts, Georg Schottel, sagt in dem Abschnitt über den ersten allgemeinen Lehrsatz der Rechtschreibung: „Hieraus folget nun erstlich, weil der Buchstaben Amt und Eigenschaft eigentlich diese ist, den Laut und Tohn der wol ausgesprochenen Wörter, deutlichst und vernemlichst zu bilden und auszuwirken; dass in Teutschen Wörtern, alle diejenige Buchstabe, welche der Rede keine Hülfe tuhn, und also überflüssig sein, sollen und müssen ausgelassen und nicht geschrieben werden“.*) Ebenso stellt Gottsched in seiner deutschen Sprachkunst als erste Regel der Orthographie auf: „Man schreibe jede Sylbe mit solchen Buchstaben, die man in der guten Aussprache deutlich höret“.**)

---

*) Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache. Ausgefertiget von *Justo-Georgio Schottelio.* Braunschweig 1663. S. 188.

**) Deutsche Sprachkunst von Joh. Christoph Gottscheden. 4. Auflage. Leipzig 1757. S. 64.

Wenn also Adelung*) die Regel: „Schreib wie du sprichst“, für das höchste und vornehmste Grundgesetz der Rechtschreibung erklärt, so bringt er damit keineswegs eine Neuerung auf die Bahn, sondern er wiederholt nur, was seine einflussreichsten Vorgänger gleichfalls gesagt hatten. Wie sehr Adelung mit seinem Grundsatz: „Schreib wie du sprichst“, nur die allgemeine Ueberzeugung ausspricht, ersieht man schon daraus, dass Adelungs berühmte Gegner, Klopstock und Voss, diesen Satz nicht nur unangefochten lassen, sondern namentlich der erstere seine ganze orthographische Ansicht auf jenen Satz als auf ein unumstöfsliches Axiom baut. „Der Zweck der Rechtschreibung, sagt Klopstock, ist: Das Gehörte der guten Aussprache nach der Regel der Sparsamkeit zu schreiben. Den Zweck, denk ich, wollen wir Alle“.**) So sicher war Klopstock, in Bezug auf diesen Grundsatz keinen irgend beachtenswerthen Widerspruch zu erfahren. In den grammatischen Gesprächen (1794) wiederholt Klopstock diese Ansicht in schärfster Fassung***), und Voss, Adelungs erbitterter Gegner, spricht darüber ausführlich in der Jenaer Litteraturzeitung, ohne den Grundsatz selbst im mindesten in Zweifel zu ziehen. Was Klopstock und Voss so heftig bekämpfen, war keineswegs der Grundsatz, dass man schreiben solle, wie man spricht, sondern Adelungs Behauptung, dass die mafsgebende richtige Aussprache in Obersachsen zu Hause sei. Das „*reene Hochteitsch*“ der Kursachsen bis zum „*kohrschamen*“ Diener hinab war es, was Voss so bitter verhöhnte.

Das Angeführte wird genügen, um zu beweisen, dass sich unsere Orthographie im Laufe der letzten drei Jahrhunderte unter dem Einfluss des phonetischen Grundsatzes gebildet hat: Bring deine Schrift und deine Aussprache in Uebereinstimmung. Jedermann weifs, dass die Ausführung, die dieser Grundsatz in unserer Orthographie gefunden hat, nichts weniger als tadelfrei ist, vielmehr leidet sie an sehr beträchtlichen Unvollkommenheiten. Namentlich

*) Vollständige Anweisung zur deutschen Orthographie von Joh Chph Adelung. Frankf. u. Leipz. 1788. S. 28.

**) Ueber Sprache und Dichtkunst. Fragmente von Klopstock. Hamburg 1779. S. 198. Ich habe die angeführte Stelle in unserer gewöhnlichen Orthographie gegeben.

***) Klopstocks sämmtliche sprachwissenschaftliche und ästhetische Schriften. Bd. I. Leipz. 1830. S. 38 fg.

fehlt es unserer Rechtschreibung in einigen der wichtigsten Fälle an aller Gleichförmigkeit der Durchführung. Ich brauche zum Beleg nur an die verschiedenen Arten zu erinnern, wie wir den langen Vocal bezeichnen. Einen Vorwurf aber müssen wir zurückweisen, der unserer hergebrachten Orthographie in neuester Zeit gemacht wird und der allerdings auch die gewagtesten und Alles wieder zersplitternden Neuerungsversuche entschuldigen würde, wenn er begründet wäre. Man thut nämlich bisweilen, als wäre die hergebrachte Orthographie durchweg so schwankend und unsicher, dass man von einer feststehenden, allgemein gültigen deutschen Orthographie kaum reden könne. Jeder folge ja ohnehin seinem Belieben. Zum Beweis beruft man sich auf die Abweichungen, in denen selbst so weit verbreitete Schulgrammatiken wie die von Adelung und Heyse auseinandergehen, auf die verschiedene Rechtschreibung in den älteren und neueren Ausgaben unserer Classiker und Anderes der Art. Näher betrachtet aber schwindet dieser Vorwurf so zusammen, dass er durchaus nicht im Stande ist, das zu beweisen, was er beweisen soll. Hebt man allein die Verschiedenheiten hervor, so kann man freilich den Schein erwecken, als sei unsere bisherige Orthographie noch zu gar keiner anerkannten Feststellung gekommen. Vergleicht man aber die Fälle, in denen die einflussreichsten Orthographen der Jahre 1780 bis 1820 nicht übereinstimmen, mit der Masse derer, in denen sie einig sind, so findet man leicht, dass das streitige Gebiet nur ein schmaler Grenzsaum ist verglichen mit der grofsen Masse des Uebereinstimmenden. Ich müsste eine vergleichende Orthographie schreiben, wollte ich diesen Satz im Einzelnen durchführen, und auch dann würde vielleicht vielen Lesern das Hauptergebnis sich aus der Menge der Einzelheiten nicht klar vor Augen stellen. Aber man richte nur einmal seine Aufmerksamkeit auf die Masse des Uebereinstimmenden und man wird die Wahrheit des Gesagten leicht erkennen. Man vergleiche z. B. die Rechtschreibung in der Ausgabe von Goethes Werken, Tübingen 1806, mit der Rechtschreibung in der bei Göschen in Leipzig 1823 herausgekommenen Ausgabe von Klopstocks Werken, und man wird sich bald überzeugen, wie geringfügig die Abweichungen sind, wenn man sie mit der Masse des Uebereinstimmenden zusammenhält. Wer sich einbildet, dass eine solche Uebereinstimmung ohne eine in der Hauptsache anerkannte und festgestellte Orthographie möglich sei, der vergleiche nur die

Drucke aus dem 16. Jahrhundert untereinander, und doch waren auch damals schon nicht unbedeutende Versuche gemacht worden, die Orthographie festzustellen. Ja, weil es immer noch Leute gibt, die meinen, Adelung habe unsere jetzige Orthographie gemacht, will ich über die oben angenommene Zeitgrenze noch ein bedeutendes Stück hinausgehen, zum Beweis, dass unsere heutige Rechtschreibung nicht nur im Wesentlichen, sondern auch in den meisten Zufälligkeiten schon vor Adelungs Auftreten festgestellt war. Man nehme Gellerts Briefe, wie er sie im Jahre 1758 zu Leipzig herausgegeben hat, und vergleiche sie mit dem neusten Blatt der Augsburger Allgemeinen Zeitung, und man wird, vielleicht mit Verwunderung, sehen, wie wenig die Orthographie des alten Gellert von unserer heutigen abweicht. Ja, wer nicht an philologisch-grammatisches Lesen gewöhnt ist, der wird seine ganze Aufmerksamkeit zusammennehmen müssen, um nur überhaupt einen Unterschied gewahr zu werden. Oder man vergleiche die erste Ausgabe von Lessings Laokoon (Berlin 1766) und Klopstocks Messias (Halle 1760) unter sich und mit unserer heutigen Orthographie, und man wird wieder die Verschiedenheiten nur sehr untergeordnet finden, wenn man sie mit den feststehenden Uebereinstimmungen zusammenhält.

Mag man also über den Werth oder Unwerth unserer bisherigen Orthographie urtheilen wie man will, so wird man doch zwei Dinge nicht leugnen können, erstlich dass wir eine wirklich zu Recht bestehende Orthographie haben, und zweitens, dass diese Orthographie bei weitem in den meisten Punkten bereits festgestellt war, als unsere Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ihren neuen grofsartigen Aufschwung nahm.

III.

Haben wir im Bisherigen gesehen, dass unsere Orthographie sich unter dem Einflusse des phonetischen Grundsatzes: „Bring deine Schrift und deine Aussprache in Uebereinstimmung“ festgestellt hat, so fragt sichs nun weiter: Wie verhält sichs mit dieser Aussprache? Im Eifer des Kampfes gegen den vermeintlich von Adelung aufgebrachten Grundsatz: „Schreib wie du sprichst“, hat man sich zu der Behauptung hinreifsen lassen, dass es überhaupt gar keine gemeingültige Aussprache des Deutschen gebe. Jedes Dorf, sagt ein geehrter Mitarbeiter dieser Blätter, dürfe nach jenem

Grundsatz mit vollem Rechte auf eine besondere Schreibweise Anspruch machen. Nach ihm dürfe der Oesterreicher *åhnkrirt* statt *angerührt* schreiben; „nach ihm schreibt man *gut* (bonus) in Oberdeutschland *guot* oder *guet*, in Obersachsen *kud*, in Schlesien *gutt*, in der Mark *jud*, in Westfalen *chud*."*) Danach gäbe es also gar keine andere Aussprache des Deutschen als die der Volksmundarten. Ein Gegner dieser Ansicht, Hr. Professor Ressel, lässt sich in seiner aus der Erfahrung gewonnenen Ueberzeugung nicht irre machen und erwidert: „Es gibt eine Hochdeutsche Aussprache, was auch die Gegner sagen mögen". Die Begründung dieser Behauptung möge man in dem unten angeführten Heft dieser Zeitschrift**) selbst nachlesen. Weil aber Hr. Prof. Ressel sich am Schlusse seiner Beweisführung auch auf die Aussprache im Wiener Hofburgtheater beruft, so bietet er einem sehr achtbaren Gegner, Hrn. Professor Tomaschek in Wien, die Handhabe zu einer gleichfalls aus der Erfahrung geschöpften Entgegnung.***)

Wo sich die Ansichten so schroff gegenüberstehen, wird es vor allem gut sein, die Fragen recht klar zu stellen, die man beantwortet wünscht. Wir halten deshalb zwei Fragen streng auseinander. Erstens nämlich fragen wir: Gibt es eine in ganz Deutschland Geltung fordernde, von sämmtlichen deutschen Volksmundarten verschiedene Aussprache der gebildeten deutschen Gesammtsprache? Dann erst fragen wir weiter: Worauf gründet sich jene gemeinsame, von den Volksmundarten unterschiedene Aussprache?

Bei Beantwortung der ersten Frage muss man sich nur vor allen Dingen klar machen, was man eigentlich will. Davon kann natürlich nicht die Rede sein, dass alle gebildeten Deutschen ununterscheidbar gleich sprechen oder sich auch nur bestreben, dies zu thun. Denn erstens gibt es eine Seite der Sprache, die unsere Schrift überhaupt unbezeichnet lässt, nämlich den Ton der Sprache, der bekanntlich vom Laut genau zu unterscheiden ist. An diesem Ton würde man z. B. einen Rheinpfälzer von einem Altbayern sehr leicht unterscheiden, wenn sie auch wirklich die Laute, welche

---

*) K. Weinhold, Ueber deutsche Rechtschreibung. Wien 1852. S. 2 des Separatabdruckes (Jahrg. 1852 der Ztschr. f. d. öst. Gymn. S. 94).

**) Prof. Ressel im dritten Heft des Jahrgangs 1853 der Zeitschr. f. d. öst. Gymn. S. 242.

***) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1853, Hft. VII, S. 548.

allein wir durch unsere Buchstaben bezeichnen, vollkommen gleichmäſsig ausspräche n. Zweitens aber darf man auch nicht einmal eine unbedingte Gleichmäſsigkeit in der Hervorbringung der Laute erwarten. Denn ein feineres Ohr vernimmt so viele kleine Unterschiede und Schattierungen der Laute, dass keine Schrift in der Welt sie alle zu bezeichnen vermag. Also auch von einer solchen unbedingten Gleichmäſsigkeit der Laute kann die Rede nicht sein. Wer diese im Sinne hätte, der könnte sich wenigstens alle weitere Untersuchung sparen; da sich der Beweis von vorn herein führen lässt, dass eine solche Gleichheit unmöglich ist. Denn jeder Mensch hat seine eigenen Lautwerkzeuge so gut wie seine eigene Gesichtsbildung. So wenig jemals eine Gesichtsbildung der anderen unbedingt gleich ist, so wenig sind die inneren Theile zweier Menschen unbedingt gleich gestaltet. Da aber die Hervorbringung der Laute von der Gestaltung der Lautwerkzeuge bedingt ist, so folgt aus unserm ersten Satz, dass auch die Hervorbringung der Laute niemals bei zwei Menschen eine unbedingt gleiche sein kann. Wie nun der einzelne Mensch seine besondere Art zu sprechen hat, so können auch ganze Gruppen von Menschen eine verwandte Art haben, gewisse Laute auf eigenthümliche Weise vorzubringen, ohne dass diese Eigenthümlichkeit so bedeutend wäre, um selbst in einer feineren Lautschrift bezeichnet zu werden. Betrachten wir das Gesagte nicht von Seite der sprechenden Menschen, sondern von Seite der Laute, so würde es so heiſsen: Jeder Laut hat eine unerschöpfliche Fülle von Spielarten. Aber alle diese Spielarten rechnet man zu einem und demselben Laut, so lange sie nicht eine gewisse Grenze überschreiten und dadurch in den Bereich des benachbarten Hauptlautes gerathen, in welchem Falle sie dann diesem zugezählt werden müssen.

Wollen wir nun untersuchen, ob es eine gemeinsam anerkannte gebildete deutsche Aussprache gibt, so dürfen wir nicht eine Gleichmäſsigkeit erwarten, die auch jene feineren Spielarten der Hauptlaute ausschlieſst. Die Ungleichartigkeit tritt vielmehr erst ein mit der Verwechslung der Hauptlaute. Wollten wir dies leugnen, so würden wir völlig aus den Augen verlieren, weswegen wir diese ganze Untersuchung anstellen. Unser Ziel ist, zu erforschen, in welchem Verhältnis die als richtig anerkannte Aussprache, wenn es eine solche gibt, zur Schrift steht. Demnach muss das, was so fein ist, dass die Schrift es überhaupt unbeach-

tet lässt, auch bei unserer jetzigen Untersuchung aufser Betracht bleiben.

Schliefsen wir nun die Frage nach einer als richtig anerkannten, von der Volksmundart verschiedenen gebildeten deutschen Aussprache in die angegebenen Grenzen ein, so kann es auch keinem Zweifel unterliegen, dass es allerdings eine solche Aussprache gibt. Denn darauf kommt es natürlich nicht an, wie Viele oder wie Wenige sich einer solchen Aussprache befleifsigen und ob es bei derselben noch streitige oder offen gelassene Punkte gibt, sondern eben die Thatsache, dass man sich einer solchen Aussprache befleifsigt, beweist deren Vorhandensein. Denn wollte man das Dasein einer solchen Aussprache davon abhängig machen, ob es Allen gelingt, sich ihrer vollkommen zu bemächtigen, so könnte man mit demselben Recht das Dasein einer grammatisch geregelten deutschen Schriftsprache bestreiten. Denn es gibt bekanntlich auch hier Menschen genug, die gegen deren Regeln verstofsen. An streitigen Punkten fehlt es in der Grammatik dieser Schriftsprache auch nicht.

Wären es nicht blofs einzelne Punkte, in denen die gebildete Rede eine wirklich verschiedene Aussprache gestattet, wäre die zu Recht bestehende Verschiedenheit eine so durchgreifende, dass von einer Gemeinsamkeit gar keine Rede sein könnte, wie wäre es dann möglich, einem Ausländer Anweisung über die Aussprache der deutschen Buchstaben zu geben? Wie könnte in Deutschland selbst von Orthoëpie die Rede sein? Wie könnte man auch nur streiten über die Reinheit oder Unreinheit der Aussprache eines Redners oder Schauspielers, wenn von vorn herein schon feststünde, dass jedesmal der eine so gut Recht hat wie der andere?

Auf die Frage, wessen Aussprache mafsgebend sei, antwortet schon Klopstock: „Die Aussprache des guten Vorlesers, Redners und Schauspielers, wenn der Inhalt ernsthaft ist.“*) Auch Hr. Prof. Ressel beruft sich in diesen Blättern auf die Aussprache im Wiener Burgtheater. Darauf erwidert Hr. Prof. Tomaschek: „Wir haben Gelegenheit, den Vorstellungen der Wiener Hofbühne in allen classischen Stücken anzuwohnen, und können versichern, selbst hinsichtlich der einzelnen Schauspielerkoryphäen recht interessante Bemerkungen über mundartliche Besonderheiten gemacht zu ha-

*) Fragm. Zweite Forts. Hamb. 1780. S. 54.

ben."*) Die Thatsache selbst wollen wir natürlich durchaus nicht in Zweifel ziehen, auch annehmen, dass es sich dabei um solche mundartliche Verschiedenheiten handelte, wie sie in der oben angeführten Stelle Hr. Prof. Weinhold geltend macht. Aber eine Frage wollen wir uns erlauben: Hat unser verehrter Herr Gegner sich blofs gesagt: „Dieser Berliner spricht nicht wie wir hier in Wien", oder hat er nicht vielmehr gesagt: „Dieser Berliner bringt seinen Dialekt auf die Bühne, indem er sagt „„Jute Jaben"" statt wie er sagen sollte „„Gute Gaben""? Ist das Letztere der Fall, woran nicht zu zweifeln, so ist damit auch zugestanden, dass es eine Aussprache gibt, die als anerkannter Mafsstab an die mundartlichen Abweichungen gelegt wird. Hätte sich jener (übrigens nur vorausgesetzte) Berliner Schauspieler in Berlin selbst an den Berliner Ludwig Tieck gewendet, so würde ihm dieser, so gut wie irgend ein Wiener, gesagt haben: „Sie müssen nicht sagen Jute Jaben, sondern Gute Gaben". Und ebenso bin ich überzeugt, dass ein Wiener als tragischer Schauspieler nicht erst nach Berlin zu gehen brauchte, um sich belehren zu lassen, dass er in edler gebildeter Sprache nicht sagen dürfe *åhnkrirt* statt *angerührt*. Diese Belehrung würde ihm vielmehr sicherlich in Wien selbst zu Theil werden, sobald er sich nur an die rechten Leute wendete. Ist dies nicht Beweis genug, dass die Dinge keineswegs so stehen, wie die oben angeführte Stelle über *jud* und *åhnkrirt* annimmt? Aber auch Hr. Prof. Weinhold selbst kann sich der Thatsache nicht entziehen, dass es eine gemeingültige gebildete deutsche Aussprache gibt. „Daß mundartliche Außsprache der in gebildeter deutscher Rede weich anlautenden Worte in der Schrift kein Recht hat", sagt er S. 20 (112) seiner Abhandlung, „daß also nicht tumm. tunkel. tauern. terb zu schreiben ist, darf nicht erst bemerkt werden." Und S. 18 (110) derselben Abhandlung sagt Hr. Prof. Weinhold: „Man kann diese Regel gelten laßen, da die Aufhebung der Verdoppelung nicht möglich ist, muß aber dabei eine genaue Bekanntschaft mit der gebildeten Gesammtsprache voraußsetzen, da man sonst durch landschaftliche Außsprache eine Menge nicht zu duldender Verdoppelungen erhält (z. B. das hier zu Lande beliebte tretten). Mir liegt es an dieser Stelle nicht ob anzugeben wo der gebildete rein sprechende Deutsche, der leider zu den

*) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1853, Hft. VII, S. 548.

grösten Seltenheiten auf deutscher Erde gehört, dent und wo er kürzt, wo also eine Verdoppelung zu schreiben ist und wo nicht.“ Ich wüsste nicht, wie man sich unzweideutiger über das wirkliche Vorhandensein einer gesprochenen gebildeten Gesammtsprache ausdrücken könnte. *)

Ist also eine solche reine und gebildete Aussprache wirklich vorhanden, so fragt sich weiter: Worauf gründet sie sich? Diese Frage führt uns in die verwickelte Entstehungsgeschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache zurück. Obwohl unsere neuhochdeutsche Schriftsprache nicht aus einer einzigen Mundart entstanden ist, sondern aus einem Ineinanderwirken verschiedener Mundarten, müssen wir doch davon ausgehen, dass jedes geschriebene Wort irgendwo und irgendwann die Aussprache hatte, die seine Schriftzeichen ausdrücken. **) Denn hier wie überall galt für die erste Aufzeichnung der phonetische Grundsatz: Schreib wie du sprichst. Nun aber verbreitete sich das geschriebene und vollends das gedruckte Wort viel weiter und schneller als es die mündliche Aussprache seines Urhebers konnte. So kam Unzähligen das gedruckte neuhochdeutsche Wort zunächst durch das Auge zu. Da sie aber die lautliche Geltung der gelesenen Buchstaben in der Regel recht wohl kannten, so konnten sie, wenn sie wollten, die gelesenen Zeichen in die entsprechenden Laute umsetzen und sich so eine

---

*) Ich wiederhole noch einmal, was auch schon im Texte gesagt ist, dass die Anerkennung einer solchen gebildeten Gesammtsprache, die sich von allen Volksmundarten unterscheidet, keineswegs ausschliefst, dass einzelne Punkte streitig oder offen bleiben. Wollte man unsere Orthographie der Aussprache gemäfs vereinfachen, so würde in solchen Fällen das historische Recht den jedesmaligen orthographischen Besitzstand zu schützen haben. *Stehen*, *sprechen* u. s. f. müssten bleiben und dürften nicht nach der Analogie von *schwer* und der Aussprache der Süddeutschen in *schtehen* und *schprechen* verwandelt werden, so lange ein grofser Theil der norddeutschen Gebildeten an der ursprünglichen Aussprache *stehen* und *sprechen* festhält. Andrerseits dürften *Pferd, Pfarrer* u. s. w. trotz der norddeutschen Aussprache nicht in *Ferd* und *Farrer* verwandelt werden, so lange die gebildeten Süddeutschen die Aussprache festhalten, die der bisherigen Schreibung entspricht.

[**) Der obige Satz erhält im Lauf der Jahrhunderte bisweilen dadurch eine Ausnahme, dass ganze Buchstabengruppen mit der Zeit eine andere lautliche Geltung erhalten, als die ihnen nach ihren einzelnen Bestandtheilen ursprünglich zukam. So bezeichnete im Deutschen ie ursprünglich einen Diphthong (mhd. bĭëten). Nachdem aber dieser Diphthong in ī übergieng, konnte ie = î verwendet werden. (1863.)]

von ihrer Mundart sehr verschiedene Sprache bilden, die ihre Bewährung in den gedruckten Büchern hatte. Je mehr sich das Gebiet der neuhochdeutschen Schriftsprache erweiterte und je mehr sie sich von ihrem ersten Ursprung entfernte, um so überwiegender wurde diese Rückwirkung der Schrift auf die Aussprache. Wäre sie zu unumschränkter Herrschaft gelangt, so hätte die Aussprache, an die einmal gegebene Schreibweise gefesselt, eigentlich keine Veränderung mehr eingehen können. Aber neben der ohnedies noch nicht ganz festgestellten Schreibung erhielt sich die ebenfalls noch vielfach schwankende lebendige mündliche Ueberlieferung der gebildeten Gesammtsprache. Diese mündliche Ueberlieferung war nach der Natur der Sache wandelbarer als das in der Schrift festgehaltene Wort und war überdies in die Mitte gestellt zwischen die Sprache der Bücher und die landschaftliche Mundart. So sehr daher auch diese mündliche Ueberlieferung unter dem Einfluss der Schrift stand, so fanden doch in der gesprochenen Sprache allmählich Umwandlungen statt, denen dann wieder die Schreibweise nach ihrem vorherrschend phonetischen Charakter nachzukommen suchte.

Für die Rückwirkung der Schreibung auf die Aussprache liefert die Geschichte der hochdeutschen Sprache unter den Niederdeutschen einen merkwürdigen Beleg. Weit mehr als andere deutsche Stämme mussten die Niederdeutschen die hochdeutsche Schriftsprache erst erlernen, weil diese gar zu weit abstand von ihrer angestammten Mundart. Eben deswegen aber hatte die Volksmundart um so weniger Einfluss auf die hochdeutsche Aussprache des gebildeten Niederdeutschen. Daher konnte Klopstock mit Recht behaupten, was vor ihm schon Bödiker bemerkt hatte, dass man nirgends buchgerechter das Hochdeutsch sprechen hört, als in manchen Theilen Niedersachsens.

Aber nicht blofs in Niederdeutschland, wo man die hochdeutsche Schriftsprache hauptsächlich aus Büchern gelernt hatte, sondern auch im übrigen Deutschland galt die seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Hauptpunkten festgestellte Schreibweise für den Mafsstab der richtigen gebildeten Aussprache. Die Fälle, in denen man ein Abgehen von der Schrift gestattete, waren Ausnahmen von der Regel. Dass man aber als Regel die richtige Aussprache nach der angenommenen Schreibweise beurtheilte, war eine nothwendige Folge von dem Grundsatz der deutschen Grammatiker, durch die Schriftzeichen die richtige Aussprache wiedergeben zu

wollen. Man hatte also in der Schreibung das vor sich, was die Grammatiker für die richtige Aussprache erklärten.

IV.

Sind in einer Sprache Schreibweise und Aussprache erst einmal in solcher Art verwachsen, wie wir dies bei der neuhochdeutschen Rechtschreibung des 18. Jahrhunderts gesehen haben, so ist es um jede durchgreifende Aenderung der Orthographie eine missliche Sache. Das haben bisher noch alle Neuerer, die es auf eine völlige Umgestaltung unserer Orthographie abgesehen hatten, erfahren.

Alle Aenderungen der Schreibweise zerfallen aber in zwei scharf geschiedene Classen. Sie ersetzen nämlich entweder nur Schriftzeichen durch andere Schriftzeichen, ohne dass die neuen Schriftzeichen einen andern Laut ausdrücken als die früheren; oder sie verdrängen die bisher geschriebenen Schriftzeichen durch andere, die ausgesprochen einen andern Laut geben als die bisher geschriebenen. Ein Beispiel wird dies klar machen. Unsere Neuhochdeutschen anlautenden *F* und *V* drücken denselben Laut aus. *Vor* und *für*, *voll* und *füllen*, *Vater* und *fahren* haben denselben Anlaut. Mithin ändert sich in der Aussprache nichts, wenn wir das eine der beiden Schriftzeichen, die wir hier für denselben Laut verwenden, aufgeben, und es durch das andere ersetzen. Die Schreibung *for*, *foll*, *Fater* würde an der Aussprache dieser Wörter nicht das Mindeste ändern, wenn wir auch unsere Aussprache streng nach den Buchstaben der geschriebenen Sprache regeln. Denn anlautendes neuhochdeutsches *F* und *V* drücken denselben Laut aus. Schreiben wir dagegen *Eräugnis* statt *Ereignis*, so drücken unsere Schriftzeichen, nämlich *äu*, einen anderen Laut aus als die bisher geschriebenen, nämlich *ei*.

Die bemerkenswerthesten früheren Versuche, unsere Orthographie zu verbessern, hatten es vorzugsweise mit der ersteren Art zu thun. Klopstock fasst sein Bestreben in dieser Beziehung in die Worte zusammen: „Kein Laut darf mehr als Ein Zeichen, und kein Zeichen mehr als Einen Laut haben.“ *) Die principielle Richtigkeit dieses Satzes, zumal seiner ersten Hälfte, ist so einleuchtend,

*) Fragmente (1779) S. 198.

dass man schwerlich etwas Gegründetes dagegen einwenden wird.*) Auf die Durchführung desselben und besonders seiner ersten Hälfte legt deshalb auch Klopstock das gröſste Gewicht. Die Qual, die man sich macht, um einen und denselben Laut bald durch dieses, bald durch jenes Zeichen auszudrücken, scheint ihm ein besonderer Schandfleck an unserer Rechtschreibung. In dem oben angeführten Fall dringt er daher nachdrücklichst darauf, entweder *V* oder *F* zu verbannen und sich mit dem einen der beiden Zeichen zu begnügen. „Denn wie mühsam erlernt man nicht, sagt er, ob ein Wort *f* oder *v* haben müsse, weil gar kein Grund da ist, das eine oder das andere zu setzen. Zu wissen, wo *f* oder *v* hingehöre, ist allein viel schwerer, als die ganze Rechtschreibung, die ich vorschlage.“**)

V.

Aus einem ganz anderen Gesichtspunkt fassen die neuesten Versuche einer Umgestaltung unserer Rechtschreibung die Sache auf. Grimms Deutsche Grammatik hat ein neues, früher kaum geahntes Licht über die geschichtliche Entwickelung unsrer Sprache verbreitet. Sie hat die merkwürdigsten Aufschlüsse über den Zusammenhang und die Verwandtschaft aller germanischen Sprachen gegeben, indem sie ihren gemeinsamen Grundbau in den Lauten und Flexionen und die Gesetze nachwies, nach denen sich beide im Laufe der Zeit umgewandelt haben. Begreiflicherweise mussten diese groſsartigen Entdeckungen auch eine bedeutende Rückwirkung auf die Betrachtung und Behandlung unserer gegenwärtigen Sprache üben. Aber ohne das Recht einer solchen Rückwirkung im allgemeinen bestreiten zu wollen, müssen wir doch gleich von vorn herein eine streng zu beobachtende Grenze ziehen zwischen Grimms wissenschaftlichen historischen Forschungen und der praktischen Anwendung, die man davon auf unsre gegenwärtige Sprache macht. Wir dürfen es durchaus nicht dulden, dass man die wissenschaftliche Bedeutung der Grimmschen Forschungen und die Richtigkeit dieser Anwendung zusammenwirft; dass man gewissermaſsen ein Glaubens-

---

*) Der Grundsatz findet sich deshalb auch bei sehr verschiedenen Gelehrten als Axiom ausgesprochen: *„Mr. Halhed, having justly remarked, that the two greatest defects in the orthography of any language are the application of the same letter to several different sounds, and of different letters to the same sound“*, heiſst es bei *William Jones*, *Works* III, 261.

**) Fragmente (1779) S. 201.

bekenntnis für jeden wissenschaftlichen Sprachforscher aus der Annahme irgend einer neuen Orthographie macht.

Nachdem wir dies vorausgeschickt, können wir mit aller Unbefangenheit die neuen Vorschläge prüfen und nach unsrem Vermögen Richtiges und Falsches zu scheiden suchen. Um aber ganz sicher zu gehen, dass wir den Sinn des neuen Systems nicht entstellen, wollen wir die Grundlage desselben mit den eigenen Worten eines seiner bedeutendsten Vertreter wiedergeben:

„Die einzige Möglichkeit zur Abhilfe, sagt Hr. Prof. Weinhold,*) ligt in der Beobachtung der geschichtlichen Entwickelung unserer Sprache; Außsprache und Schreibart schwanken nach Ort und Zeit. Die Engländer halten ganz bewuſt und berechtigt an ihrer geschichtlichen Schreibung fest und haben die thörichten Einfälle, dieselbe durch eine der gegenwärtigen Außsprache entsprechende zu ersetzen, niemals beachtet. Jene Forderung richtet sich nicht darauf, das althochdeutsche oder mittelhochdeutsche widerherzustellen oder überhaupt die Schreibweise einer bestimmten Zeit aufleben zu laßen (wie Hr. Vernaleken im Schulboten 1851, Nr. 4 außlegt); das Streben der geschichtlichen Schule geht dahin, eine Rechtschreibung aufzustellen, welche auf den alten Grundgesetzen unserer Sprache ruht und zugleich die Fortentwickelung derselben treu berücksichtigt. Dabei können wir manche Erscheinungen rechtfertigen, die in älterer Zeit nicht fußen, die aber in der neuhochdeutschen Lautbildung begründet sind. Das Grundgesetz, das ich aufstelle, heißt: Schreib wie es die geschichtliche Fortentwickelung des Neuhochdeutschen verlangt."

So weit Hr. Weinhold. Wir werden später sehen, ob nicht in der Aufgabe, die hier der neuen Rechtschreibung gestellt wird, zwei ganz verschiedene Dinge vermengt sind. Für jetzt halten wir uns an die klarere Seite. Hr. Weinhold will also eine historische Schreibweise einführen, eine Schreibweise, die feststeht und sich nichts kümmert um die Aussprache, die „nach Ort und Zeit schwankt." Er lobt die Engländer wegen ihres Festhaltens an ihrer „geschichtlichen Schreibung", und wir müssen also nothwendig annehmen, dass das, was Hr. Weinhold einführen will, etwas dem Aehnliches ist, was die Engländer schon haben. Wir wissen bereits, worin das Eigenthümliche einer solchen historischen

*) S. 2 (94) seiner Abhandlung.

Schreibweise besteht, wie sie die Engländer besitzen. Die Schriftzeichen bleiben stehen, mag sich auch die als richtig anerkannte Aussprache noch so sehr ändern. Dadurch ist eine solche Kluft zwischen der Schreibung und der Aussprache entstanden, dass die Schriftzeichen in unzähligen Fällen schon längst aufgehört haben, der sichtbare Ausdruck der gesprochenen Sprache zu sein. Ob die Engländer nicht trotzdem Recht haben, ihre Orthographie, da sie nun einmal so ist wie sie ist, festzuhalten, können wir hier ununtersucht lassen. Wenn man aber glaubt, die Engländer thäten dies, weil sie ihre Schreibweise für ganz besonders musterhaft und nachahmungswürdig hielten, so tritt man den Einsichtsvolleren unter dieser tüchtigen Nation zu nahe. Wir wollen darüber einen der gröfsten Linguisten Englands, den Stifter der *Asiatic Society* und Gründer des Sanskritstudiums in Europa, Sir William Jones hören: „Unser englisches Alphabet und unsre englische Orthographie, sagt dieser, sind abscheulich und fast lächerlich unvollkommen“.*) Es scheint demnach, die einsichtsvolleren Engländer halten nicht deshalb an ihrer hergebrachten Orthographie fest, weil sie von ihrer Vortrefflichkeit überzeugt sind, sondern weil sie der Meinung sind, man müsse eine einmal feststehende und vom ganzen Volke anerkannte Orthographie nicht durch Neuerungen wieder in Verwirrung und Schwanken bringen.

Und ist denn diese historische, von der Aussprache sich unterscheidende Orthographie überhaupt jemals in England eingeführt worden? Nimmermehr. Sondern wo wir eine derartige historische Schreibweise finden, da ist dieselbe nicht eingeführt, sondern historisch geworden. Die Schriftzeichen sind stehen geblieben, während die Sprache sich änderte. Also gerade die Kenntnis der Geschichte spricht gegen die Einführung einer solchen historischen Schreibweise. Wo man an der bestehenden Orthographie ändert, da kann der Zweck dieser Aenderungen nur der sein, die Schreibung der anerkannten Aussprache der Gegenwart anzunähern, nicht aber, sie davon zu entfernen.

Ein Theil der Vorschläge, die Hr. Weinhold vertritt, fällt nun wirklich unter den Begriff einer solchen historischen Schreibung, wie wir sie bisher besprochen haben. Namentlich gehört dahin

*) *„Our English alphabet and orthography are disgracefully and almost ridiculously imperfect.“ W. Jones, Works* (London 1807.) III, 269.

die neue Vertheilung der *ss* und *sz*. Dass man hier von der jetzt gültigen Aussprache abgehen und etwas längst nicht mehr Gesprochenes in der Schrift ausdrücken will, zeigt sich besonders klar im Inlaut zwischen Vocalen. Man war hier endlich dahin gekommen, die geltende gebildete Aussprache durch die Schrift wiederzugeben, indem man nach langen Vocalen *sz*, nach kurzen *ss* schreibt. Gegen beide Zeichen hätte sich Manches einwenden lassen, gegen *sz* nicht weniger als gegen *ss*. Denn bei beiden Zeichen muss erst ausdrücklich bemerkt werden, dass sie den harten dentalen Zischlaut ausdrücken sollen und dass mithin *ss* phonetisch statt *szsz* steht. Aber war dies einmal angenommen, so war die Vertheilung ganz zweckmäfsig, indem sie dem fast überall wiederkehrenden Grundsatz unsrer Orthographie entsprach, nach welchem zwischen Vocalen der Consonant einfach gesetzt wird, wenn der vorangehende Vocal lang ist; doppelt, wenn er kurz ist. Wir unterscheiden also *sie saszen* und *sie fassen* ganz so wie in der Labialreihe *schlafen* und *schaffen*. Jeder Leser erkennt sofort, dass er *saszen* mit langem, *fassen* mit kurzem *a* zu sprechen hat. Diese Regel soll nun umgestofsen und statt dessen *sz* nur da geschrieben werden, wo die germanischen Sprachen gothischer Lautstufe ein *t*; *ss* nur da, wo sie ein *ss* haben. Demnach werden also *sie saszen* und *sie faszen* nicht mehr unterschieden, weil sie beide auf gothischer Lautstufe ein *t* haben (goth. *sêtun*, ags. *fatan*, *fatjan*). Dagegen werden die *Genoszen* (*socii*) durch ihr *sz* getrennt von den *Rossen*, weil das erstere auf gothischer Lautstufe ein *t* hat (altn. *nautr*), während das zweite auch dort schon *ss* zeigt (alts. *hros*, gen. plur. *hrosso*). Dafür aber werden die *Genoszen* (*socii*) durch die Schreibung zusammengeworfen mit *den groszen* (*magnis*), weil beide auf ein *t* zurückführen. *Wiszen* (*scire*) wird von *missen* getrennt, weil das eine auf gothischer Stufe *vitan*, das andere *missjan* (ags.) heifst. Dieser Unterschied zwischen dem Laut der Wörter, denen die neue Schreibweise *sz* gibt, und dem Laut derer, welchen sie *ss* zugesteht, war für das Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche begründet. Hier muss der Zischlaut in *wizzan*, *wizzen* ein anderer gewesen sein als der in *missan*, da die mittelhochdeutschen Dichter beide Laute auseinanderhalten. Im Neuhochdeutschen aber ist dieser Unterschied längst verloren. Schon Luther weifs nichts mehr davon, und gegenwärtig mögen sich die Vertheidiger der neuen Rechtschreibung drehen und wenden wie sie wollen, die unbefangene

gebildete Aussprache weifs nichts von einer Verschiedenheit des Zischlauts in *wissen* und *missen*. Diese Wörter bilden vielmehr einen vollkommen reinen Reim, für welchen wir zum Ueberfluss den strengsten Reimer unter unsern neueren Dichtern anführen wollen. Platen reimt *Wissen* und *missen*, z. B. in dem Sonett an Liebig.*) Wer also *wissen* und *missen*, *Rossen* (*equis*) und *Genossen***) (*socii*) durch die Schreibung trennt und andrerseits *groszen* (*magnis*) und *Genossen***), *Füsze* und *Flüsse* vereinigt, der schreibt einen Unterschied, der schon seit mehr als drei Jahrhunderten aus der neuhochdeutschen gebildeten Aussprache verschwunden ist, und lässt einen Unterschied unbezeichnet, den eben diese Aussprache macht. Dergleichen mag man sich gefallen lassen, wo es durch Stehenbleiben der Schriftzeichen historisch geworden ist. Aber so etwas erst einführen, heifst die Grundsätze einer naturgemäfsen Rechtschreibung auf den Kopf stellen.

VI.

Wir haben bisher angenommen, Hr. Prof. Weinhold wolle eine historische Schreibweise nach Art der englischen einführen, eine Schreibweise, die ihren eigenen Weg geht und nichts danach fragt, ob die Aussprache mit ihr übereinstimmt oder nicht. Wir mussten von dieser Annahme ausgehen, weil Hr. Weinhold sich ausdrücklich auf die englische Schreibweise beruft und an mehr als einer Stelle seiner Abhandlung die Aussprache als etwas Schwankendes und für die Schreibweise sehr Gleichgültiges bezeichnet. Nichtsdestoweniger scheint in den Vorschlägen des Hrn. Weinhold noch eine zweite, von der ersten sehr verschiedene Absicht zu liegen, nämlich die Absicht, nicht blofs die Rechtschreibung zu ändern, sondern dann auch die Aussprache dieser geänderten Rechtschreibung entsprechend umzugestalten. Wir schreiben jetzt seit mehr als hundert Jahren *die Hölle* (*infernus, orcus*), und wer sich überhaupt einer reinen Aussprache befleifsigt, der spricht das Wort auch so aus wie es geschrieben wird, nämlich mit dem Umlaut des kurzen *o*. Hr. Weinhold schreibt dies Wort: *Helle*. Es fragt sich nun: Soll

*) Wke (1847) Bd. II, S. 119.

**) Bei dem Wort *Genossen* (*socii*) nehme ich natürlich an, dass Hr. Weinhold die bisher gültige Aussprache der Gebildeten, welche diesem Worte ein kurzes *o* gibt, bestehen lässt. Wollte er die Aussprache in *Genôszen* umändern, so würde dies Beispiel erst in den folgenden Abschnitt gehören.

dies nur die Schreibung betreffen und sollen wir nichtsdestoweniger fortfahren *Hölle* auszusprechen, oder sollen wir der Schreibung *Helle* gemäfs in Zukunft das Wort auch mit dem Laut des *e* sprechen? Ein Dichter, der auf Reinheit des Reimes hält, würde bisher auf *Hölle* gereimt haben *Gerölle;* die Reime *Hölle*, *Geselle* würde er als unreine verworfen haben. Soll dies nun so bleiben, trotzdem dass wir *Helle* schreiben? Oder soll von jetzt an der Reim *Helle* (*infernus*), *Gerölle* ein unreiner, dagegen der Reim *Helle* (*infernus*), *Geselle* ein reiner sein? Man wird geneigt sein, das Zweite für die eigentliche Meinung Hrn. Weinholds zu halten. Dann aber handelt sichs hier auch um ganz etwas Anderes als um eine Verbesserung unserer Rechtschreibung. Das wird in die Augen springen, sobald wir einige der wichtigsten hieher gehörigen Aenderungen, die Hr. Weinhold durchsetzen möchte, zusammenstellen.

„Mit dem Aufweis der von unserem Standpunkte auß einzig richtigen Schreibung," sagt Hr. Weinhold, „werde ich in Fällen, wo dieselbe vorläufig die Merzal zu gewaltsam dünken mag, Vorschläge verbinden um wenigstens eine Annäherung zu bewirken." *) Uns kommt natürlich hier auf diese „vorläufige" Anbequemung gar nichts an, sondern wir fragen lediglich nach dem endlichen Ziel, das als „einzig richtige Schreibung" hingestellt wird.

Hr. Weinhold schreibt: *ber* (*ursus*), *geberen* (*parere*), *geren* (statt *gähren*), *kefer* (st. *Käfer*), *verschemt* (st. *verschämt*), *geweren* (st. *gewähren*), *weren* (st. *währen*) **); *dierne* (st. *Dirne*), *liecht* (st. *Licht*) ***); *wirde* (st. *Würde*), *wirdig* (st. *würdig*) ***); *derren* (st. *dörren*), *helle* (st. *Hölle*), *lewe* (st. *Löwe*), *leffel* (st. *Löffel*), *scheffe* (st. *Schöffe*), *schepfen* (st. *schöpfen*), *geschepf* (st. *Geschöpf*), *schweren* (st. *schwören*), *zwelf* (st. *zwölf*) †); *der kreisz, die kreisze* (*circuli*), *verweisze* (Vorwürfe). ††)

Sind wir nun in solchen Fällen zu der Annahme gezwungen, dass die Aussprache dieser Wörter sammt ihrer Schreibung in der angegebenen Weise verändert werden soll, so handelt sichs gar nicht mehr um eine Verbesserung der Rechtschreibung, sondern

---

*) S. 3 (95).

**) S. 10 (102). Ich setze hier und im Folgenden nur die auffallendsten Beispiele her.

***) S. 11 (103).

†) S. 12 (104).

††) S. 25 (117).

um eine fundamentale Umgestaltung unserer seit mehr als hundert Jahren gültigen Schriftsprache. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob es die Sache der Schule sein kann, eine solche Umgestaltung der gebildeten Sprache unter dem Titel einer verbesserten Rechtschreibung durchzuführen. Wir wollen nur fragen, wo diese Umgestaltung eigentlich ihre Grenze finden soll. Eine Menge von Fällen, die nach Hrn. Weinholds Grundsätzen ebenfalls eine Umänderung erheischen, sind von ihm nicht berührt worden. Oder ist nicht das *e* und *ee* in unserem *schwer* (mhd. *swaere,* ahd. *suâri*), *leer* (mhd. *laere,* ahd. *lâri*) gleichfalls fehlerhaft? Statt des längst eingebürgerten *Kreise* (*circuli*) will Hr. Weinhold das alte *Kreisze* wiederherstellen. Warum aber lässt er *Hirsch* (*cervus*), *Hirsche* (*cervi*) unangetastet? Ist in *Kreise* das *s* eine Entstellung des älteren *z*, so ist in *Hirsch* nicht minder das *sch* nur eine Entstellung des älteren *z* (mhd. *hirz,* pl. *hirze*). Ueberdies lesen wir noch bei Luther die Form *Hirs* (*cervus*) 5 Mos. 14, 5 der Bibelausgabe letzter Hand von 1545. Was schützt das *o* in unserem *argwohn*, in *ohne*? Ist das *o* in unserem *Mohn* (*papaver*) weniger mundartliche Anmafsung als das *ö* in *zwölf*? Und so könnten wir noch lange fortfragen, wollen es aber nicht thun, weil Jeder, der sich mit den älteren germanischen Sprachen bekannt gemacht hat, dies selbst thun kann.

Wir wollen vielmehr zu einer anderen Frage übergehen. Warum soll denn blofs unsere Lautlehre in dieser Weise auf die alten richtigen Formen zurückgeführt werden? Warum nicht mit demselben Recht unsere Flexionen? Ist *der Bogen* als Nominativ im mindesten weniger falsch als die Form *dörren*? Was berechtigt uns einen Plural *die Betten, die Hirten,* einen Genitiv Sing. *des Auges* zu bilden? Geht das nicht Alles eben so sehr aus Rand und Band, wie unsere theilweise allerdings aus den Fugen gewichene Lautlehre? Wer gibt uns die Freiheit, die Form *sich,* einen unbestrittenen Accusativ, auch für den Dativ zu gebrauchen? U. s. w. u. s. w.

Man sieht, das Aendern würde kein Ziel finden, wenn wir uns einmal darauf einlassen wollten, alle in unsere Sprache eingedrungenen so genannten Unrichtigkeiten wieder auszumerzen.

Wer Hrn. Prof. Weinholds Abhandlung aufmerksam liest, dem werden die Stellen nicht entgehen, in denen er selbst nicht hinreichend entschieden ist. Schon das beständige Wiederkehren des

„vorläufig“ und ähnlicher Wendungen *) könnte uns muthmaſsen lassen, wie verschiebbar die Grenze dieser Neuerungen sei. Aber man könnte uns mit Recht antworten, dass dies nur Vorsichtsmaſsregeln seien, welche durch die eingerosteten Missbräuche geboten würden. Heben wir also einmal alle hindernden Schranken auf und lassen dem aufgestellten Grundsatz seine ungeschmälerte Wirksamkeit, treffen wir dann wirklich überall die zweifellose Sicherheit, die man der neuen Rechtschreibung nachrühmt? Von unseren neuhochdeutschen *ie* lässt Weinhold natürlich die ursprünglich diphthongischen (*lieben*, *fiel* u. s. w.) stehen, über die anderen aber gibt er die Regel: „Das *ie* wird in den Worten, wo es als Brechung aus kurzem *i* auftritt und wo nicht die ältere Schreibung mit *i* daneben gilt, wie in *gibt, ligt, wider,* beibehalten; wo es Denungszeichen ist, wird es getilgt.“ **) Demgemäſs schreibt Hr. Weinhold den Sing. des Prät. von *bleiben: blib*, den Plural aber *blieben* und ebenso das Part. Prät. *geblieben.* Wer die Geschichte der historischen Grammatik kennt, der weiſs auch, dass diese Regel vor zwanzig Jahren noch ganz anders ausgefallen sein würde. Damals hatte Grimm seine umfassenden Untersuchungen über die Brechung der Vocale noch nicht angestellt und erklärte deshalb alle jene neuhochdeutschen *ie*, die nicht dem alten Diphthong entsprechen, für unorganisch. ***) Man würde also nach dem damaligen Stand der historischen Grammatik mit demselben Recht alle jene *ie* getilgt haben, mit dem man sie jetzt beibehält. Die Sache wird in unserem Fall noch übler, weil Hr. Weinhold wieder auf eigene Hand von Grimm abgeht. Denn Grimm nimmt an †), dass der Sing. Prät. *blieb* (sprich *blîb*) nach dem Plural *blieben* (sprich *blîben*) gebildet ist. Weinhold dagegen setzt im Singular einen Uebergang von *ei* in *î* voraus, gegen den nicht weniger als Alles spricht. — Ueber die Verdoppelung in Wörtern wie *Mutter* sagt Weinhold ††): „Als sich der neuhochdeutsche Lautstand festsetzte, wurde durch die zur Herrschaft gelangende Mundart manche Kürze in die Schriftsprache eingebracht, welche in einigen Ländern die echte Länge bewahrte, so daß die Verdoppelung mit Recht in diesen

*) S. 3; 9; 14; 16; 21; 23; 25; (95; 101; 106; 108; 113; 115; 117).

**) S. 9 (101).

***) Vgl. Grimms Gramm. I, 523 der 2ten Ausgabe mit I, 223 der 3ten.

†) Gramm. I, (2. Aufl.) 986.

††) S. 17 (109).

Fällen bekämpft würde. Sie muß indessen beibehalten werden (vgl. *Mutter muoter. müszen müezen. Jammer iâmer. immer iemer).*" Die unterstrichenen Worte enthalten einen offenbaren Widerspruch in sich selbst. — S. 16 (108) oben erklärt sich Hr. Weinhold „wenigstens vorläufig" gegen die Abschaffung der auslautenden Media und stimmt Uhlands Gründen bei. Die Beibehaltung der auslautenden Media ist also hier auch Hrn. Weinhold keineswegs eine blofse Anbequemung an einen herrschenden Missbrauch, sondern sie stützt sich auf Gründe, die in der Natur der Sache liegen. Dennoch soll (auf derselben Seite unten) „die Tenuis in Zukunft in ihr Recht überall wider eingesetzt" werden. Ja selbst die Cardinalfrage unserer ganzen neuhochdeutschen Lautlehre wird nicht rund und klar entschieden, sondern durch ein zweideutiges „scheint" in der Schwebe gehalten. „In dem neuhochdeutschen Vokalstande", heifst es S. 3, „ist die bedeutendste Erscheinung daß die Kürzen im Verhältnisse zu der älteren Zeit bedeutend verringert worden sind. Wir müßen dieses umsichgreifen der Denung eine Verderbnifs nennen, können uns aber ihm nicht entziehen, denn es scheint durch die Fortentwickelung unserer Sprache gefordert."

Diese Unsicherheiten bezeichnen uns sehr deutlich die Stelle, wo den scheinbar so sicheren Grundsatz der neuen Rechtschreibung der Schuh drückt. „Schreib wie es die geschichtliche Fortentwickelung des Neuhochdeutschen verlangt." Aber woher erfahren wir denn, wie sie es verlangt? „Mögen sie", sagt Hr. Weinhold von den Anhängern des Grundsatzes Schreib wie du sprichst, „ihre Schreibweise nach jedem Jare und jedem Hause ändern. Ich aber glaube noch an eine Geschichte und ein inneres fest und fein gegliedertes Leben der Sprache und habe Ehrfurcht vor ihr als der Schöpfung des ewigen Geistes, an der nicht jeder nach seinem zufälligen Belieben und nach der Biegung seiner Zunge ändern darf".*) Ganz gewiss darf nicht „jeder nach seinem zufälligen Belieben" an der Sprache ändern. Aber wie bringen wir das in Erfahrung, wie erkennen wir das, woran er nicht ändern darf? Wir brauchen nur die eben angeführte Stelle weiter zu lesen, um zu sehen, worauf die Theorie des Hrn. Verfassers eigentlich hinauslaufen würde, wenn ihr nicht die Wirklichkeit überall hindernd in den Weg träte. „Mir und allen gleichgesinten sind *sz* und *ss*

*) S. 24 (116).

zwar änlich klingende aber in ihrem Wesen ganz verschiedene Laute: *ss* ist Doppelung des Sauselautes, *sz* ist aspirata der Zungenlaute. Die Erkennungsgründe für *sz* sind in seiner Berürung mit *z* und *t* deutlich genug gegeben." Das heifst mit anderen Worten: Die neuhochdeutsche Sprache macht zwar keinen Unterschied zwischen altem *sz* und altem *ss**), *wiszen* lautet wie *missen*, sie sollte aber einen Unterschied machen. Denn *sz* und *ss* sind „in ihrem Wesen ganz verschiedene Laute." Und warum sind sie denn das? Weil das Gesetz der Lautverschiebung für alle germanischen Sprachen gilt, und wir nach diesem Gesetz an der Stelle des gothischen *t* eine Aspirata erwarten. Da wir nun etymologisch an der Stelle des gothischen *t* ein neuhochdeutsches *sz* finden, so ist dies kein Sauselaut, sondern eine Aspirata, sein wirklicher Laut mag klingen wie er will.**)

Untersuchen wir nun näher, wie man dazu kommt, die Wirklichkeit, die doch Jedermanns Prüfung offen liegt, in solcher Weise nach subjectiven Meinungen zu meistern.

Die Laute der verschiedenen germanischen Sprachen stehen in einem bestimmten gesetzlichen Verhältnisse. Die Aufdeckung der Gesetze, nach denen die Laute der einen Sprache die der anderen vertreten, ist eins unter Jakob Grimms unsterblichen Verdiensten. Die deutsche Grammatik hat klar vor Augen gestellt, dass im grofsen und ganzen dieselbe Vertheilung der Laute durch alle germanischen Sprachen hindurchgeht, das heifst: Nicht dieselben Laute finden sich in allen germanischen Sprachen an derselben Stelle wieder: sondern dieselben Lautgebiete, aber meistens in der einen Sprache von anderen Lauten eingenommen als in der anderen. Man kann sich diese durchgreifenden Lautgebiete auch als das allen germanischen Sprachen gemeinsame Fachwerk denken, dessen Fächer aber die verschiedenen Sprachen mit verschiedenen Lauten füllen. Nehmen wir z. B. die beiden gothischen Diphthonge *ai* und *ei*, so finden wir im Althochdeutschen dasselbe Gebiet, das im Gothischen *ai* einnimmt, durch *ei* und *ê* besetzt, das Gebiet des gothischen *ei* durch *î*. Weil dieses Fachwerk ein den verschiedenen germanischen

---

*) Den Euphemismus „änlich klingende" haben wir schon beseitigt.

**) Denn man merke wohl: nicht die blofse Weichheit der dentalen Spirans in *missen* u. s. w. der harten dentalen Spirans in *wiszen* gegenüber wird behauptet oder gefordert, sondern neuhochdeutsches *sz* soll einer ganz anderen Lautclasse angehören als neuhochdeutsches *ss*.

Sprachen gemeinsames ist, können wir auch voraussetzen, dasselbe in jeder derselben wiederzufinden. Wollen wir aber erfahren, mit welchen Lauten eine einzelne Sprache die Fächer ausgefüllt hat, so können wir dies natürlich nur durch Untersuchung dieser Sprache. Ja selbst das muss sich erst aus der Untersuchung der einzelnen Sprache ergeben, ob sie wirklich das Fachwerk der übrigen unverändert beibehalten hat, ob sie nicht hin und wieder ein Fach ausgebrochen, ein anderes in zwei geschieden, ob sie nicht bisweilen einen Theil von dem Inhalt des einen Fachs in ein anderes hinübergeschüttet hat.

So weit nun das Gemeinsame der germanischen Sprachen reicht, können wir von der einen Sprache auf die andere schliefsen. Wo aber dies Gemeinsame aufhört, da hat es auch mit dem Schliefsen ein Ende.

Wenden wir jetzt das eben Dargelegte auf den von Hrn. Prof. Weinhold aufgestellten obersten Grundsatz der Rechtschreibung an. Er heifst: „Schreib wie es die geschichtliche Fortentwickelung des Neuhochdeutschen verlangt." Und nun wiederholen wir die Frage: Woher kennen wir die geschichtliche Fortentwickelung des Neuhochdeutschen? Aus der älteren Sprache können wir das Fachwerk entnehmen, innerhalb dessen sich die Fortentwicklung der neuhochdeutschen Sprache wahrscheinlich halten wird. Aber in welcher Weise sie dies Fachwerk ausfüllen, ja ob sie es überhaupt unverändert beibehalten und nicht vielmehr an mehr als einer Stelle durchbrechen und umgestalten wird, das können wir schlechterdings nicht aus der älteren Sprache erschliefsen. Kein menschlicher Scharfsinn würde dies im Stande sein. Man denke sich einen Zeitgenossen des Wolfram von Eschenbach mit den Sprachkenntnissen Jacob Grimms, so weit sie die älteren germanischen Sprachen betreffen, und mit dem Scharfsinn des Aristoteles ausgerüstet und frage sich, ob er wohl im Stande gewesen sein würde, die Sprache Luthers oder Lessings aus dem ihm Bekannten durch Schlüsse zu construieren?

Wenn wir also die wirkliche Fortentwicklung des Neuhochdeutschen aus der älteren Sprache nicht erkennen können, so bleibt uns zu ihrer Erkenntnis nur die Beobachtung dieser Fortentwicklung selbst und ihrer Ergebnisse übrig. Welche Mittel aber stehen der Beobachtung dieser Fortentwicklung zu Gebote? Die Literatur und die lebendige Rede,

das ist: das geschriebene und das gesprochene Wort, oder in besonderer Beziehung auf die Rechtschreibung die vorgefundene Schreibung und die vorgefundene Aussprache. Denn dass man aus der vorgefundenen schriftlichen Aufzeichnung Schlüsse zieht auf die Aussprache des Schreibenden, ergibt keine neue Quelle der Beobachtung, sondern erweitert nur das Gebiet der beobachteten Aussprache.

So sind wir also mit unserer Erkenntnis der geschichtlichen Fortentwickelung des Neuhochdeutschen auf eben denselben „schwankenden" Boden der Aussprache und der Schreibart zurückversetzt, dem wir uns entziehen zu können wähnten, und die Sache verhält sich in Wahrheit so: Alles, was der neuhochdeutschen Sprache eigenthümlich ist, lernen wir entweder aus der geschriebenen oder aus der gesprochenen neuhochdeutschen Sprache kennen. Dann vergleichen wir es mit der älteren Sprache und suchen zu erforschen, in welchem Verhältnis die neuhochdeutschen Laute und Formen zu den älteren stehen und in wie weit wir die aus den übrigen germanischen Sprachen schon bekannten Lautgesetze auch im Neuhochdeutschen wiederfinden. Sehen wir dann eine Erscheinung in einer Reihe von Fällen wiederholt, so schliefsen wir auf ein Sprachgesetz, das diese Fälle beherrscht, und sind zu der Voraussetzung geneigt, dass alle analogen Fälle sich nach unserem Sprachgesetz richten werden. Sehr häufig aber finden wir uns in dieser Voraussetzung getäuscht. Wir stofsen auf ganze Reihen von Wörtern, die sich unserem Sprachgesetz nicht gefügt haben, sondern ihre eigenen, oft seltsamen Wege gegangen sind. Ganz besonders muss dies der Fall sein bei einer Schriftsprache, die wie die neuhochdeutsche Zuflüsse aus sehr verschiedenen Mundarten erhalten hat. Hier kann nun auf keine Weise dem Grammatiker das Recht zustehen, seine Gesetze auf Biegen oder Brechen durchzuführen, sondern er hat sich auf die Untersuchung des Vorgefundenen zu beschränken und nur in wirklich streitigen Fällen wird er sich für die Seite entscheiden, für welche die Analogie spricht. Will er sich aber von dem, was er in seiner Zeit als anerkannt vorfindet, entfernen, so muss er sich auf etwas ganz bestimmtes früherhin wirklich Vorhandenes zurückziehen, nicht blofs auf allgemeine Annahmen über die geschichtliche Fortentwickelung des Neuhochdeutschen, von der er ohne die Beobachtung des Vorgefundenen gar nichts wissen würde. Er

kann z. B. erklären: Alles, was von Luther bis auf die Gegenwart in hochdeutscher Schriftsprache geschrieben worden ist, gehört zum Neuhochdeutschen. Auf diesem gemeinsamen Gebiet hat die ältere Autorität so viel Gewicht wie die neuere. Wo sich ein Zwiespalt zwischen den Sprachformen des sechzehnten und neunzehnten Jahrhunderts findet, tritt daher ein wirklich streitiger Fall ein, in welchem der Grammatiker nach der Analogie entscheidet. Nun sind aber nicht wenige von den Formen, deren sich Lessing, Goethe, Schiller u. s. w. bedient haben, erst im 17. und 18. Jahrhundert in unsere Schriftsprache eingedrungen. Es sind bisweilen ganz mittelmäfsige Schriftsteller, bisweilen auch blofse Sprachmeister gewesen, die diese Formen eingeführt haben. Da nun diesen Formen des 18. und 19. Jahrhunderts die des 16. als gleichberechtigt gegenüberstehen, so hat sich der Grammatiker in all den Fällen für die ältere Form zu entscheiden, in denen diese Form der Analogie der übrigen Lautumwandlungen entspricht. Dass man das Zufällige in der alten Orthographie nicht mit in Kauf zu nehmen brauchte, versteht sich für den, der Lachmanns Grundsätze bei Behandlung des Mittelhochdeutschen kennt, von selbst."

Träte einmal ein Grammatiker so auf, so wüsste man doch, wie man daran wäre. Man könnte das Anziehende und das Abstofsende, das Grofsartige und das Gefährliche des Unternehmens gegeneinander abwägen und sich entscheiden, ob man seine Muttersprache einer Kur unterwerfen will, die ihr möglicherweise das Leben kosten könnte.

VII.

Aus dem bisher Entwickelten ergeben sich zwar schon die Grundsätze, nach denen wir unsere Rechtschreibung behandeln würden. Wir wollen aber unsere Resultate noch einmal kurz zusammenstellen.

1. Wir haben eine in den meisten Punkten übereinstimmende Rechtschreibung und an diese Rechtschreibung haben wir uns zunächst zu halten.

2. Die deutsche Rechtschreibung hat sich bestrebt, die Aussprache der Gebildeten durch Schriftzeichen wiederzugeben. Eben dadurch ist sie der Mafsstab geworden für die Beurtheilung dessen, was für richtige gebildete Aussprache gilt. So sagt uns z. B. das *h* in *nehmen*, dass das Wort mit langem *e*, das *mm* in *nimmt*, dass das Wort mit kurzem *i* zu sprechen ist.

3. Obwohl in den meisten Punkten übereinstimmend und im Princip richtig, ist die neuhochdeutsche Rechtschreibung doch weder zu einem vollständigen Abschluss gelangt, noch hat sie ihr Princip folgerichtig und mit glücklicher Verwendung ihrer Mittel durchgeführt. Der erste Umstand macht weitere Feststellungen nothwendig, der zweite erweckt den Wunsch nach zweckmäfsigen Aenderungen unserer Rechtschreibung.

4. Der bei allen neuen Festsetzungen und Aenderungen unsrer Rechtschreibung zuerst in Betracht kommende Gesichtspunkt ist, dass die in der Hauptsache vorhandene Uebereinstimmung der deutschen Rechtschreibung nicht wieder zerrissen werde. Auch eine minder gute Orthographie, wofern nur ganz Deutschland darin übereinstimmt, ist einer vollkommeneren vorzuziehen, wenn diese vollkommenere auf einen Theil Deutschlands beschränkt bleibt und dadurch eine neue und keineswegs gleichgültige Spaltung hervorruft.

5. Daraus ergibt sich schon, dass alle neuen Festsetzungen sich möglichst dem Vorhandenen anschliefsen, alle Aenderungen mafsvoll und behutsam vorgenommen werden müssen. Denn nur so wird man in der Hauptmasse einig bleiben, das Zwiespältige nur einen verhältnismäfsig kleinen Theil des Ganzen ausmachen.

6. Festsetzungen und Aenderungen müssen sich dem Grundcharakter unsrer bisherigen Orthographie anschliefsen. Dieser ist aber ein überwiegend phonetischer, ausgesprochen in dem Grundsatz: Bring deine Schrift und deine Aussprache möglichst in Uebereinstimmung.

7. Die Einführung historischer Unterscheidungen, die in gebildeter Rede nicht mehr gesprochen werden, ist zurückzuweisen; die Bezeichnung unsrer jetzt gültigen Aussprache durch die Schrift festzuhalten. Daher ist die neue Vertheilung der *sz* und *ss* zu verwerfen. Unter den verschiedenen Arten, auf welche man die jetzt gültige Aussprache zu bezeichnen gesucht hat, gibt die Heyses (Schulgr. 12. Aufl. S. 71—73) den Laut am genauesten wieder.*)

8. Aenderungen der herkömmlichen Schreibweise zerfallen in zwei wesentlich verschiedene Classen, nämlich erstens in solche, die den Laut der bisherigen Zeichen nicht verändern, sondern nur

*) Einige Fälle hat jedoch Heyse missverstanden. So sollte er nach seiner eigenen Regel schreiben deshalb und weswegen.

durch andere Zeichen ausdrücken, und zweitens in solche, die ausgesprochen den bisher gegebenen Laut verändern.

9. In die erste Classe gehört phonetisch die Frage über die grofsen Anfangsbuchstaben der Substantiva. Für den Laut ist die Frage gleichgültig. Dafür dass die Schulen die grofsen Anfangsbuchstaben der Substantiva jetzt nicht beseitigen können, sprechen sich auch eifrige Anhänger des Kleinschreibens aus.*) Substantiva sind also grofs zu schreiben. Adverbia (anfangs, theils u. s. w.) sind jedenfalls klein zu schreiben. Ebenso die Pronomina (jemand, niemand u. s. f.).**) In Betreff der übrigen Wörter würde ich der Schreibweise den Vorzug geben, deren Erlernung am wenigsten Zeit und Mühe kostet.

10. Die neuhochdeutsche Rechtschreibung hat gestrebt, die langen und kurzen Vocale zu unterscheiden. Eine solche Unterscheidung ist ein offenbarer Vorzug einer Schrift. Niemand wird es für eine Unvollkommenheit oder „Pedanterie" der griechischen Schrift erklären, dass sie η und ε, ω und ο unterscheidet; niemand die *Dêvanâgarî* des Sanskrit darum tadeln, dass sie kurze und lange Vocale überall genau bezeichnet. Auch ist neben dem wissenschaftlichen Vorzug der praktische Nutzen einer solchen Unterscheidung augenfällig. Die Schrift gibt ein Anhalten für die richtige gebildete Aussprache. So zeigt das *h* in *nehmen* sofort, dass man nicht sagen darf, *nemmen*, das *mm* in *kommen*, dass man nicht sagen darf *kohmen*. Dies ist nicht nur für Fremde, welche die deutsche Sprache erlernen, sondern auch für Deutsche der verschiedenen Mundarten von grofser Wichtigkeit. Die Unterscheidung der langen und kurzen Vocale ist also beizubehalten. Aber nicht zu leugnen ist, dass unsere bisherige Rechtschreibung in der Art, wie sie diesen Unterschied bezeichnet, sehr unbeholfen ist. Denn erstens bezeichnet sie sowohl die Länge als die Kürze, während doch eins von beiden genügte, und zweitens bedient sie sich für die Länge der verschiedenartigsten Bezeichnungen. Den kurzen Vocal bezeichnet sie durch Verdoppelung des darauf folgenden Consonanten (*kommen, schaffen* u. s. f.), den langen auf vier Arten, nämlich 1) durch Verdoppelung des Vocals (*Saal, Beere*),

---

*) Weinhold S. 34.

[**) S. dagegen die Anm. zur folgenden Abhandlung, II, diesen Gegenstand betreffend. (1863.)]

2) durch *h (Wahl, entbehren)*, 3) durch *e* (*Ziel, viel*), 4) nur dadurch, dass sie den darauf folgenden Consonanten einfach setzt (vgl. *schlafen* mit *schaffen*, *sie waren* mit *Silberbarren*, andererseits *geben* mit *nehmen*, *dir* mit *ihr* u. s. f.). Hier hat sich nun das Bedürfnis nach Vereinfachung dieser Schreibweise so dringend geltend gemacht, dass die Schreibung vieler Wörter wirklich schwankend geworden ist (vgl. *Maasz* und *Masz*, *die Soole, Sohle* oder *Sole* des Salzes, *Saame* und *Same* (*semen*) u. s. f.). Den Schulen irgend eines deutschen Staates eine durchgreifende Aenderung der ganzen Vocalbezeichnung zu sofortiger Einführung zu empfehlen, kann uns nicht in den Sinn kommen. Wir würden dadurch unsere obersten, unter 1) und 4) aufgestellten Grundsätze umstofsen. Wohl aber ist sehr zu wünschen, dass schwankende Schreibweisen nach einem und demselben Princip festgestellt werden. Dazu ist aber nöthig, dass man sich verständige, welcher von den verschiedenen Bezeichnungen der Länge und Kürze man den Vorzug geben will. Nur zu diesem Zwecke, nicht um sofort eine allgemeine Aenderung einzuführen, wollen wir einige Worte darüber sagen. Vor allem aber müssen wir bemerken, dass wir hier nur von solchen Aenderungen reden, welche die bisher geschriebenen Laute durch andere Zeichen ausdrücken, nicht von solchen, welche diese Laute selbst verändern wollen. Dass man in der Wahl der Bezeichnungen anders verfahren würde, als unsere jetzige Rechtschreibung, wenn man von vorn anfangen dürfte, unterliegt keinem Zweifel. Man würde sich entscheiden, ob man die kurzen oder die langen Vocale bezeichnen wolle und sich mit einem von beiden begnügen. An sich betrachtet ist das Eine so gut wie das Andere. In unserer jetzigen Orthographie aber ist die Bezeichnung der Kürzen einfacher als die der Längen. Sollte man deshalb eine neue Orthographie auf der Grundlage der hergebrachten errichten, so würde man besser thun, die Bezeichnung des kurzen Vocals betonter Sylben durch Verdoppelung des darauf folgenden Consonanten beizubehalten und durchzuführen*), für den langen Vocal aber nur die Regel zu geben: „Nach langen Vocalen wird der Consonant einfach geschrieben“.**) Unsere jetzige Ortho-

---

*) Das Nähere siehe in der folgenden Abhandlung.

[**) Die Einschränkungen, die diese schon öfters in Vorschlag gebrachte Regel zu erfahren hat, s. u. in der Abhandlung: Weitere Beiträge zur deutschen Rechtschreibung. (1863.)]

graphie befolgt diesen Grundsatz in unzähligen Fällen (*schlafen, sagen, hegen, geben, treten* u. s. f.), und man wird deshalb in schwankenden Fällen am besten thun, wenn man sich für diese einfachste Weise, die Länge zu bezeichnen, entscheidet.

11. Das unter 10 Gesagte ist selbstverständlich auch auf den Gebrauch des *th* anzuwenden. Nur dass bei diesem missverstandenen Zeichen noch einige besondere Umstände eintreten, die seine Beseitigung in gewissen Fällen wünschenswerth machen. Obwohl im Neuhochdeutschen nur Zeichen der Vocaldehnung, hat sich das *th* doch in einigen Wörtern eingenistet, denen die gebildete Aussprache kurzen Vocal zuerkennt, nämlich in *Wirth* und *Thurm*. In diesen ist das *h* zu tilgen, weil es seinem eigenen Zweck widerspricht. Aber auch in anderen Fällen wird man bei Beseitigung dieser seltsamen Schreibweise etwas unbedenklicher verfahren dürfen als bei den übrigen Dehnzeichen. Man schreibe also nicht blofs *Gebet*, *Gebot*, *Geburt*, *Abenteuer*, *der* und *die Hut*, *behüten*, sondern auch *Heimat* und *Armut*. Auch gegen die Schreibung *Mut*, *Wut*, *Glut*, *Flut*, *Blüte*, *Not*, *nötig*, *rot* würde man nur das einwenden können, dass die gröfsere Masse der Literatur hier allerdings noch am *th* festhält. Eine Verdunkelung des langen Vocals ist nicht zu befürchten, wenn wir nur unverbrüchlich an der Verdoppelung nach kurzem Vocal inlautend und auslautend festhalten. (Also *Mut*, aber *Schutt*; *Not*, aber *Gott*.)

12. Wir haben bisher von solchen Festsetzungen und Aenderungen der Schreibweise gesprochen, bei denen es sich nicht um einen zwiespältigen Laut, sondern nur um eine verschiedene Bezeichnung desselben Lautes handelt. Wir kommen nun zu der zweiten Classe von Schwankungen und Aenderungen, bei denen die verschiedene Schreibung nicht der verschiedene Ausdruck eines und desselben Lautes ist, sondern bei denen die eine Schreibung einen anderen Laut bezeichnet als die andere. So ist es z. B. bei *betriegen* und *betrügen*, bei *Gebirge* und *Gebürge* u. s. f. Ziehen wir es hier nicht vor, Doppelformen bestehen zu lassen, so hat die Sprachgeschichte zu entscheiden. Diese Entscheidung ist meist sehr leicht, wenn wir nur die alte Sprache befragen. Danach würde z. B. die Form *betriegen* ohne Widerspruch feststehen. Fragen wir dagegen auch nach den analogen Wörtern der neuhochdeutschen Sprache, so wird die Beantwortung bisweilen sehr schwierig, wenn sich nämlich beide Formen durch anerkannte Analogien schützen

lassen. So spricht z. B. die Analogie fast einstimmig für *betriegen* (vergl. *schieszen, schlieszen, biegen* u. s. f.), aber das gleichfalls analoge *lügen* spricht für *betrügen*. *Gebirge* ist der alten Sprache nach entschieden das Richtige, aber *Gebürge* ist nicht fehlerhafter als *die Würde*. Das Uebergewicht der einen Analogie wird jedoch schwankende Fälle gewöhnlich auf seine Seite hinüberziehen, und dies wird um so eher geschehen, wenn die überwiegende Analogie zugleich entweder den alten Laut selbst oder doch den ihm verwandteren neuen Laut behauptet hat. Das Erste ist bei *Gebirge*, das Zweite sicher bei den meisten und vielleicht bei allen Flexionen von *betriegen* der Fall.

Wer sich nicht damit begnügt, wirklich schwankende Fälle auf die angegebene Weise festzustellen, sondern auch allgemein anerkannte Formen angreift, der sagt sich los von der Schriftsprache der letzten hundert Jahre. Dies zu thun steht natürlich jedem Schriftsteller frei, ebenso wie die Annahme einer durchgreifend neuen Rechtschreibung. Von einer Einführung solcher Neuerungen in die Schulen könnte aber jedenfalls erst dann die Rede sein, wenn die Sachkundigen ganz Deutschlands sich über Ziel und Mittel derselben verständigt haben.

Zweite Abhandlung.

Die Verbesserung der deutschen Rechtschreibung und die Feststellung streitiger Schreibweisen.

In einer früheren Abhandlung*) habe ich das Princip der deutschen Rechtschreibung festzustellen gesucht. Dies musste vor allen Dingen geschehen, wenn nicht alle weiteren Erörterungen den Charakter eines unfruchtbaren Hinundherredens an sich tragen sollten.

*) Ueber deutsche Rechtschreibung, in der Zeitschrift für die österr. Gymn. 1855. Heft I. [d. i. die voranstehende Abhandlung. (1863.)]

Ein verdienter Schulmann*) hat in Bezug auf unseren Gegenstand die Meinung ausgesprochen: „Die Volksschule hat rücksichtlich der Rechtschreibung den richtigsten Takt bewiesen: sie hat das nothwendigste berichtigt, und lässt den Streit Streit sein.“ Was den richtigen Takt der Volksschule betrifft, so stimme ich dem Herrn Verfasser bei. Die Volksschule steht überhaupt dem praktischen Leben zu nahe, um sich eine Theorie aufdrängen zu lassen, die gerade das Gegentheil von dem anstrebt, was das Leben verlangt. Insbesondere aber verdient der gesunde Takt alle Anerkennung, womit das ‚Erste Sprach- und Lesebuch für die katholischen Volksschulen im Kaiserthum Oesterreich‘ mäfsige Verbesserungen der Rechtschreibung mit dem wohlbegründeten Festhalten am Alten zu verbinden gewusst hat. Wenn aber Herr Schulrath Wilhelm meint, der Streit um die deutsche Rechtschreibung lasse die Volksschule unberührt, so widerspricht dem der Augenschein. Die Schüler in den Volksschulen müssen freilich mit allem Streiten über die Rechtschreibung verschont bleiben. Aber die Lehrer, und wenn diese nicht unmittelbar, so doch ihre vorgesetzten Behörden und die Seminare, in denen die Volksschullehrer ihre Bildung erhalten, werden von dem Streit um die deutsche Rechtschreibung reichlich in demselben Mafse berührt, wie nur irgend die gelehrten Schulen. Setzen wir z. B. den Fall, die Theorie, die wir in unsrer ersten Abhandlung bekämpft haben, sei richtig, dann wird sie auch über kurz oder lang Eingang ins Leben finden müssen, und eine verständige Behörde wird sich für verpflichtet halten, ihr diesen Eingang zu erleichtern. Dann aber wird in einiger Zeit der Volksschullehrer eine völlig andere Orthographie, ja zum Theil sogar eine andere Sprache zu lehren haben als bisher, und das ist doch wahrlich keine gleichgültige Sache für die Volksschule. Der Schein der Geringfügigkeit täuscht nur so lange man in den ersten Anfängen steht; je weiter man vorrückt, um so mehr tritt der principielle Zwiespalt auch praktisch vor Augen. Es ist wie wenn bei einer Eisenbahn zwei divergierende Curven aus demselben Bahnhof auslaufen. Man hält sie im Anfang beinah für parallel, so geringfügig ist ihre Abweichung. Je weiter man aber kommt, um so mehr entfernen sie sich von einander, und wer im Vertrauen auf die scheinbar gleiche

*) Hr. Schulrath Wilhelm zu Troppau, in der Zeitschr. für die österr. Gymnas. 1855. Heft III, S. 272.

Richtung beider Geleise sich dem falschen Bahnzug anvertraut hätte, der würde in einiger Zeit mit Schrecken gewahr werden, dass er nach Norden statt nach Süden fährt.

In der Zeit, die seit der Abfassung meiner ersten Abhandlung verflossen ist, hat das königliche Ober-Schulcollegium zu Hannover Regeln für Deutsche Rechtschreibung veröffentlicht.*) Die Ausarbeitung ist nach Angabe des Vorworts zum gröfsten Theil ein Werk des Hrn. Director Hoffmann in Lüneburg. In der Conferenz aber, deren Ergebnisse Hr. Dir. Hoffmann auszuarbeiten hatte, haben sich zwei wesentlich verschiedene Grundansichten geltend gemacht. Das ersieht man erstens aus der angeführten Druckschrift selbst, in welcher an einer der wesentlichsten Stellen beide Ansichten neben einander gestellt sind. Zweitens aber erkennt man es auch, wenn man die Ergebnisse der Conferenz mit den Principien vergleicht, die Hr. Director Hoffmann in seinen eigenen grammatischen Schriften aufgestellt hat. Die Conferenz schliefst sich fast überall eng an das Bestehende an. Nur an einzelnen Stellen wird einer Veränderung der Rechtschreibung im Sinne der sogenannten historischen Schreibweise der Zutritt gestattet und auch hier an der wichtigsten Stelle nur mit Gegenüberstellung der hergebrachten Schreibweise zu beliebiger Wahl.**) Man verdankt dies Ergebnis einerseits der praktischen Einsicht der Hannoverischen Schulbehörde, andererseits der anerkennenswerthen Mäfsigung des Hrn. Director Hoffmann, wie wir sie aus seiner Neuhochdeutschen Schulgrammatik***) bereits kannten. Ich freue mich, dass auf diese Weise ein Resultat zu Stande gekommen ist, dem ich für die gegenwärtige Orthographie bei weitem in den meisten Punkten beipflichten kann. Denn wird auch die Folgezeit noch mehrfache Verbesserungen unserer Rechtschreibung auf dem richtigen Wege bringen, so war doch für jetzt die Hauptsache, sich nicht auf einen falschen Weg zu verirren. In rein theoretischer Hinsicht wäre es übrigens nicht unerwünscht gewesen, einmal die Principien streng durchgeführt zu sehen, durch welche Hr. Director Hoffmann auch in der officiellen Ausarbeitung zu der neuen Schreibung der Zisch-

---

*) Clausthal 1855.

**) Das „für jetzt" S. 17 ist wohl nur eine Concession, die man der Nachgiebigkeit der s. g. Historischen in anderen Punkten schuldig zu sein glaubte.

***) Zweite Aufl. Clausthal 1853.

laute gelangt. Da eine begründende Denkschrift der Hannoverischen Ausarbeitung nicht beigegeben ist, so will ich in der folgenden Abhandlung den Ansichten, die Hr. Director Hoffmann in seiner Neuhochdeutschen Schulgrammatik entwickelt, eine besondere Berücksichtigung schenken. Wenn ich aber genöthigt bin, Hrn. Hoffmanns Ansichten entgegenzutreten, so hindert mich dies doch nicht die sonstigen Verdienste seiner Arbeiten anzuerkennen. Ebenso wie ich die Gelegenheit gern ergreife, um mich über mein Verhältnis zu Herrn Prof. Weinhold näher auszusprechen. Seine Abhandlung über deutsche Rechtschreibung vertritt eine Ansicht, die sich in den letzten Jahren viele sehr achtbare Anhänger verschafft hat, mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit. Wäre diese Ansicht überhaupt zu halten, so würde sie durch Vertreter von solcher Begabung gewiss gehalten werden. Ich glaube aber nachgewiesen zu haben, dass sie nicht zu halten ist.

Erster Abschnitt.

Die überlieferte Gestalt der deutschen Rechtschreibung bildet die Grundlage aller weiteren Verbesserungen.

1.

Wir knüpfen unsere ferneren Erörterungen an die Ergebnisse unsrer ersten Abhandlung an. Als Ausgangspunkt für alles Weitere haben wir unsere bisherige, in den meisten Punkten übereinstimmende Rechtschreibung erwiesen. Diese Rechtschreibung hat sich bestrebt, die Aussprache der Gebildeten durch Schriftzeichen wiederzugeben und ist eben dadurch der Mafsstab für die Beurtheilung dessen geworden, was für richtige gebildete Aussprache gilt. Obwohl aber in den meisten Punkten übereinstimmend und im Princip richtig, ist die neuhochdeutsche Rechtschreibung doch weder zu einem vollständigen Abschluss gelangt, noch hat sie ihr Princip überall folgerichtig und mit glücklicher Verwendung ihrer Mittel durchgeführt. Der erste Umstand macht weitere Feststellungen nothwendig, der zweite erweckt den Wunsch nach zweckmäfsigen Aenderungen unsrer Rechtschreibung.*) Auch wer sich streng auf

*) Siehe die erste Abhandl. S. 138.

Feststellung des Schwankenden beschränken und sich aller Aenderungen unserer bisherigen Rechtschreibung enthalten will, wird sich doch genöthigt sehen, die Grundsätze darzulegen, nach denen er seine Feststellungen vornimmt. Diese Grundsätze aber werden zugleich die Ansichten enthalten, nach denen er unsere Rechtschreibung an den Stellen regeln würde, an denen sie noch nicht folgerichtig durchgeführt ist. In diesem Sinne zunächst bitte ich das aufzunehmen, was im Folgenden von einer möglichen Verbesserung unserer Orthographie gesagt werden wird.

2.

Ehe wir weiter gehen, wollen wir einen Blick auf die Rechtschreibung einiger anderen europäischen Hauptvölker werfen. Nicht als wollten wir dies weitschichtige Thema hier einer erschöpfenden Erörterung unterwerfen, sondern nur um einige Punkte hervorzuheben, die uns im weitern Verfolg unserer Untersuchung dienlich sein können. Unter den bedeutendsten romanischen Völkern besitzen die Italiener schon seit lange eine (mit geringfügigen Ausnahmen) streng durchgeführte phonetische Schreibweise. Die Spanier, schon seit den Anfängen ihrer Grammatik einer phonetischen Schreibweise zustrebend, haben dieselbe in neuerer Zeit fast mit der Strenge der Italiener durchgeführt. Endlich die Franzosen sind einer vielfach historischen Schreibweise verfallen, aber nicht ohne das Bestreben, wenigstens in einzelnen Punkten ihre historische Schreibweise phonetisch zu verbessern.

Es ist nun höchst lehrreich, zu beobachten, wie die beiden südlichen grofsen Völker sich zu einer wahrhaft phonetischen Schreibweise hindurchgearbeitet haben. Denn man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, die Italiener seien vom Beginn ihrer Literatur an im Besitz ihrer trefflichen phonetischen Schreibweise gewesen. Zur Zeit der ersten grofsen Literaturblüte Italiens war die Schreibung überhaupt noch nicht fest geregelt und man schleppte sich von daher bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein mit einer Menge historischer Buchstaben, die mit der Aussprache nichts mehr zu thun hatten. Man schrieb *apto* (statt *atto*, aus Lateinisch *aptum*), *decto* (statt *detto*, aus Lateinisch *dictum*) u. s. f. Erst die Grammatiker des sechzehnten Jahrhunderts regelten die Schreibung der Aussprache gemäfs und schufen den Italienern die nahezu musterhafte phonetische Schreibweise, um die sie manches andere Volk

beneidet. Einer der scharfsinnigsten unter diesen Grammatikern war Lionardo Salviati, von dem Lachmann sagt: „Der vortreffliche Lionardo Salviati, der mir immer in Vielem als ein Vorbild erschienen ist, und dessen Arbeiten jeder genau kennen muss, der über meine Versuche, die mittelhochdeutsche Orthographie zu bestimmen, urtheilen will.“ *) Die Grundsätze, nach denen er verfuhr, fasst Salviati am gedrungensten zusammen in der fünften Particella des dritten Buchs seiner sprachlichen Bemerkungen über den Decameron. Sie führt die Ueberschrift: „Dass die Schrift der Aussprache folge, wahres, erstes und allgemeines Fundament des Richtigschreibens,“ **) und Salviati beginnt sie mit den Worten: „Aber das wahre und erste und allgemeine Fundament des Richtigschreibens ist, wenn ich nicht im Irrthum bin, dass die Schrift der Aussprache folge, da etwas Anderes als diese auszudrücken und sie dem und dort darzustellen, wohin ihr Klang nicht kommt, nicht die Absicht und mithin auch nicht die Pflicht der Schrift ist.“ ***)

In Spanien erklärte schon der älteste Grammatiker Antonio de Nebrija (um 1492) die vollkommene Uebereinstimmung der Schriftzeichen mit den Sprachtönen für die Hauptbedingung einer guten Rechtschreibung. †) Diesem Ziel suchte sich die spanische Rechtschreibung seit jener Zeit mehr und mehr zu nähern. Seit dem Jahr 1741 übernahm die von Philipp V. gestiftete Akademie die Sorge für diese Regelung. Dennoch waren im Anfang unseres Jahrhunderts noch eine Anzahl von Unklarheiten und Zweideutigkeiten in der spanischen Orthographie vorhanden. Diese zu beseitigen, unternahm die spanische Akademie durch die so genannte neue

---

*) Vorrede zum Wolfram von Eschenbach (Berlin 1833) S. VIII.

**) „*Che la scrittura seguiti la pronunzia, vero, primo, e general fondamento dello scriuer correttamente.*“ *Autori del ben parlare. Venetia* 1643. *Della favella nobile d'Italia. Tomo quarto. Della grammatica. Degli avvertimenti della lingua sopra 'l Decamerone. Volume primo del Cavalier Lionardo Salviati, p.* 155.

***) „*Ma il vero, e primiero, e general fondamento dello scriuer correttamente, è, se io non sono errato, che la scrittura seguiti la pronunzia, posciachè altro, che d'esprimerla, e di rappresentarla a chi, e doue non ne peruenga il suono, non è lo 'ntendimento, ne per conseguente l' vficio suo.*“ Ibid. Die sonstigen Schwächen und Sonderbarkeiten des Salviati gehen uns natürlich hier nichts an.

†) C. F. Franceson, Grammatik der spanischen Sprache. 4. Aufl. Leipz. 1855. S. 26.

Orthographie, die sie im Jahr 1815 an die Stelle der früheren setzte. Ohne uns auf das Materielle der Sache einzulassen, wollen wir nur bemerken, dass diese neue, dem phonetischen Princip noch mehr entsprechende Orthographie in Spanien schnellen und allgemeinen Eingang fand.*)

Das Französische hat seine Orthographie in unzähligen Fällen historisch werden lassen. Es führt eine Menge von Buchstaben mit fort, die schon seit lange nicht mehr gesprochen werden, drückt öfters denselben Laut in verschiedenen Wörtern durch ganz verschiedene Zeichen aus und gibt andererseits einem und demselben Zeichen in verschiedenen Wörtern einen ganz verschiedenen Laut. Dabei aber ist die Art, wie das Französische nichtsdestoweniger in einer Reihe von Fällen dem phonetischen Princip gerecht zu werden gesucht hat, nicht minder lehrreich als der fast völlige Sieg des phonetischen Princips bei den Italienern und Spaniern. Noch unter Ludwig XIII., in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts, schrieb man *traicts* (jetzt *traits*), *cognoissance* (jetzt *connaissance*), *esté* (jetzt *été*), u. s. w. Am interessantesten aber ist die Art, wie nach langen Kämpfen endlich im Jahr 1835 die Ausgleichung des Lauts und der Schriftzeichen in Bezug auf die Buchstabenverbindungen *oi* und *ai* durchgesetzt worden ist. Das Schriftzeichen *oi* hatte früherhin in vielen Wörtern den Laut des deutschen *ä*, in vielen anderen den des deutschen *oa*. Während so das Schriftzeichen *oi* zwei ganz verschiedene Laute darstellte, wurde andererseits der Laut des deutschen *ä* durch zwei verschiedene Zeichen gegeben, nämlich bald durch *ai*, bald durch *oi*. Wer bei uns die Anfänge des Französischen noch vor dem Jahr 1835 und aus Büchern gelernt hat, die der alten Orthographie anhiengen, der erinnert sich, welche Mühe und Zeit es gekostet hat, bis er die *oi* an jeder Stelle richtig aussprechen, die *oi* und *ai* für den Laut des deutschen *ä* richtig setzen lernte. Die erstere Schwierigkeit ist nun zwar für den Franzosen grofsentheils nur gering, die zweite aber macht ihm ebensoviel Mühe wie uns; und alle diese Mühe konnte man sparen, sobald man beschloss, das Zeichen *oi* nur noch für den Laut *oa* zu gebrauchen und es überall, wo es bisher den Laut *ä* gehabt hatte, durch das Zeichen *ai* zu ersetzen,

---

*) Franceson a. a. O S. 29. Diez, Grammatik der romanischen Sprachen, Thl. I, S. 97.

das diesen Laut ohnehin schon in unzähligen Wörtern ausdrückte. Schon im Jahr 1675 machte der Advocat Bérain zu Rouen den Vorschlag zu dieser Aenderung, aber er fand keinen Anklang. Im 18. Jahrhundert verfocht Voltaire die Aenderung so lebhaft, dass man seitdem die neue Vertheilung der *oi* und *ai* l'orthographe de Voltaire zu nennen pflegt. Aber auch er drang nicht durch. Die Akademie erklärte sich dagegen. Endlich im Jahr 1835 hat die Akademie ihren Widerstand aufgegeben und die neue, dem phonetischen Princip angenäherte Schreibweise angenommen.*) Man sieht hieraus, dass auch die Franzosen die Vorzüge einer phonetischen Orthographie wohl zu schätzen wissen. Lehrreich ist nebenbei, wie man nicht sofort nach den Forderungen der strengsten Theorie auf ein einfaches Zeichen für den einfachen Laut *ä* gedrungen, sondern sich begnügt hat, die Buchstabencombination *ai*, die den Laut *ä* in einer Unzahl von Wörtern bereits hatte, an die Stelle des *oi* treten zu lassen, wo dies bisher denselben Laut *ä* ausgedrückt hatte. Das war das praktisch zunächst Geforderte.

Wie die romanischen Sprachen, so haben auch die germanischen sich getheilt in solche, die das phonetische und solche, die das historische Princip an die Spitze ihrer Rechtschreibung stellen. Wie das Deutsche immer das phonetische Princip obenan gestellt hat, so hat sich das Englische eine dermafsen historische Schreibweise über den Kopf wachsen lassen, dass, verglichen mit ihm, selbst das Französische eine überwiegende Menge phonetischer Elemente zeigt. Namentlich haben die englischen Vocale jetzt beinahe durchaus eine andere Aussprache als die ihr Schriftzeichen ursprünglich ausgedrückt hat. So wenn *i* den Laut des deutschen *ei*, *ee* den des deutschen *î* bezeichnet u. s. w. Ich habe in meiner ersten Abhandlung das Urtheil eines der gröfsten englischen Linguisten über die „abscheuliche und fast lächerliche Unvollkommenheit der englischen Orthographie" angeführt.**) Hier will ich nur noch auf einen anderen sehr erheblichen Uebelstand hinweisen, den diese Orthographie mit sich bringt. Der Ausländer weifs, welche unsägliche Schwierigkeit es macht, das Englische durchweg richtig lesen zu lernen. Ich meine hier nicht die Noth, die dem Fremden die

---

*) Vgl. *Grammaire des Grammaires — par Girault-Duvivier.* 11. *ed. Bruxelles* 1842. *p.* 11 *sq.*

**) S. 127.

Hervorbringung mancher eigenthümlichen englischen Laute verursacht, sondern die Mühe, die es kostet, bis man sich eingeprägt hat, welcher Laut in verschiedenen Wörtern einem und demselben Schriftzeichen zukommt, wo *ea* den Laut von *î*, wo den von *ê* hat, wo *a* = *ä*, wo = *å*, wo = *a* ist, u. s. w. Der Engländer selbst befindet sich nun zwar seiner Schrift gegenüber in einer anderen Lage als der Ausländer. Ist er in einer gebildeten Familie aufgewachsen, so kennt er beim Lesen in den meisten Fällen den Laut, den die gebildete Aussprache dem Wort ertheilt. Ist er dies aber nicht, kommt er von einer Provinzialmundart her, so gibt ihm die verworrene englische Schrift nur einen sehr schwachen Anhalt für die richtige Aussprache. Vollends aber beim Schreibenlernen hat der gebildete wie der ungebildete Engländer beinahe dieselbe Mühe, die wir haben, wenn wir geschriebenes oder gedrucktes Englisch richtig lesen lernen wollen. Aus diesem Gesichtspunkt, aus dem Gesichtspunkt der Volksschule, wünschen viele Engländer eine gröfsere Uebereinstimmung der Schrift und der Aussprache herzustellen. So berechtigt aber ein solches Verlangen auch ist, so ist das Unternehmen doch ein aufserordentlich schwieriges und könnte unrichtig angegriffen zu einer heillosen Verwirrung führen. Der Zwiespalt der Orthoepisten an nicht wenigen Stellen wäre vielleicht noch das geringste Hindernis. Denn man könnte sich in solchen Fällen bald für den einen derselben entscheiden, bald auch geschriebene Doppelformen gestatten, wie sie ja sogar dem Italienischen nicht ganz fremd sind. Aber der übergrofse Abstand der bisherigen Schrift von der Aussprache und die eigenthümliche Trübung der Vocale in der letzteren erschweren die Einführung einer naturgemäfseren Schreibweise ganz aufserordentlich. Scheint es doch, als wolle man an einzelnen Stellen zuvörderst die Aussprache wieder mehr der Schrift anpassen. So wenn man *southwark* nicht mehr wie früher *söddrick* ausspricht, sondern seinen Buchstaben gemäfs. Dass aber auf diesem Wege nur an vereinzelten Stellen zu helfen ist, versteht sich von selbst, weil man sonst zu einer ganz anderen Sprache gelangen würde als sie Lord Chatham und Lord Byron, ja als sie Shakespeare und Bacon gesprochen haben.

3.

Kehren wir nach diesem Ausblick auf einige andere Hauptsprachen zu unserer deutschen Rechtschreibung und deren etwaiger Vervollkommnung zurück, so müssen wir zuvörderst den Satz wie-

derholen, dass die Aenderungen der herkömmlichen Schreibweise, die man in Vorschlag gebracht hat, in zwei wesentlich verschiedene Classen zerfallen; nämlich erstens in solche, die den Laut der bisherigen Zeichen nicht verändern, sondern nur durch andere Zeichen ausdrücken, und zweitens in solche, die ausgesprochen den bisher geschriebenen Laut verändern.*) Das Zweite würde z. B. der Fall sein, wenn man statt *Hölle* (*tartarus*) schreiben wollte *Helle* oder statt *Würde* (*dignitas*) *Wirde.* Das Erstere dagegen können wir uns recht deutlich machen, wenn wir uns die verschiedenen Arten, wie wir die langen Vocale bezeichnen, vergegenwärtigen. Das Dehnungs-*h* in dem Wort *Jahr* hat keine andere Bestimmung, als das verdoppelte *a* in dem Wort *Haar.* Beide Schreibweisen dienen nur dazu, ein und dasselbe lange *a* auszudrücken. Ebenso ist es in *sehr* und *Meer* (*mare*) u. s. w. Wenn man nun beschlösse, diese Verschiedenheiten in der Bezeichnung eines und desselben Lautes abzuschaffen und durch eine einzige gleichmäſsige zu ersetzen, so würde dadurch an der Sprache selbst gar nichts geändert, sondern nur an der Art, ihre Laute durch Schriftzeichen wiederzugeben. Man nehme z. B. an, alle Dehnungs-*h* wären durch Verdoppelung des Vocalzeichens ersetzt, so würde dies auf die Aussprache eines guten Vorlesers, der sich der genauesten Wiedergabe der geschriebenen Laute befleiſsigte, doch nicht den mindesten Einfluss haben. Denn *Jaar* würde völlig den Laut von *Jahr*, *seer* den von *sehr* behalten. Der Zuhörer würde die Aenderung gar nicht gewahr werden, weil eben nicht die Sprache, sondern nur die Schriftzeichen geändert sind. Man mache aber den Versuch mit den oben angeführten Aenderungen der zweiten Art, schreibe *Helle* statt *Hölle*, *Wirde* statt *Würde,* und man wird gleich sehen, dass die Sache sich hier ganz anders verhält.

Diese Unterscheidung ist aber für unsern Zweck deshalb so wichtig, weil sich der Grammatiker den beiden Arten von Aenderungen gegenüber in einer ganz verschiedenen Lage befindet. In Bezug auf die erste Art — Aenderungen der Schriftzeichen ohne Eingriff in die Sprache — reicht seine Competenz sehr weit; in Bezug auf die zweite Art, die eine Abänderung der anerkannten Sprache in sich schlieſst, hat er eigentlich gar keine.**) Dass der

*) Erste Abhandl. S. 138 f.

**) Von Aenderungen, die der Grammatiker auf seine eigene Autorität

Grammatik das Recht zusteht, festzusetzen, wie ein bestimmter Laut durch Schriftzeichen wiedergegeben werden soll, unterliegt keinem Zweifel. Es ist dies recht eigentlich die Aufgabe der *γραμματική*. Wir finden deshalb dies Recht bei allen Culturvölkern alter und neuer Zeit von den Grammatikern ausgeübt, bald in gröſserem, bald in geringerem Umfang. Wie ausgedehnt dasselbe sein kann, haben wir oben an der Geschichte der italienischen und der spanischen Rechtschreibung gesehen. Die Grenzen, die der Ausübung dieses Rechtes bei den verschiedenen Völkern gezogen werden, rühren nicht von dem Wesen der Sprache her, sondern von anderen durch das praktische Leben gestellten Forderungen. An sich betrachtet würde es durchaus nicht gegen das Wesen der Sprache sein, wenn die Grammatiker bei fortgeschrittener Einsicht in deren Lautsystem die ganze bisherige Lautbezeichnung abänderten, neue Schriftzeichen einführten und die beibehaltenen ganz oder theilweise in ihrer Anwendung umwandelten. Wem dies Alles unerhört scheinen sollte, weil er sich den Unterschied zwischen der Sprache und deren graphischer Bezeichnung noch nicht recht klar gemacht hat, den erinnern wir nur an die Geschichte des griechischen Alphabets. Dass man mit der Zeit das Koppa und Sampi fallen lieſs, das Phi und das Chi hinzu erfand, war kein Eingriff in die Sprache, sondern nur eine Vervollkommnung ihrer graphischen Bezeichnung. Ganz in derselben Weise würde es auch heute an der deutschen Sprache selbst gar nichts ändern, wenn wir den Buchstaben *c* über Bord würfen und ihn da, wo er den k-Laut hat, durch *k*, wo er den andern Laut hat, durch *ts* ersetzten; wenn wir für die einfachen Laute unseres *ch* und unseres *sch* auch einfache Zeichen einführten u. s. w. Nun wird zwar nicht leicht jemand in unserer Zeit noch dem deutschen Alphabet neuerfundene Zeichen hinzufügen wollen. Aber selbst solche Aenderungen würden an sich betrachtet durchaus nicht auſserhalb des Gebietes liegen, das der Competenz der Grammatik anheimfällt. Um wie viel mehr also ist sie berechtigt, nach dem Schluss vom Gröſseren auf das Kleinere, an einzelnen Stellen in die Verwendung der vorhandenen Schriftzeichen ordnend einzugreifen. Wenn aber nichtsdestoweniger auch

vornimmt, ist hier die Rede, ohne dass sich vorher die Sprache selbst geändert hat. Hat sich die Sprache selbst geändert, so folgt ihr der Grammatiker mit seiner Aufzeichnung bloſs nach, nicht Er ist der Aendernde. Das Weitere siehe unter Nr. 4.

Aenderungen dieser Art nur mit grofser Behutsamkeit vorzunehmen sind, so liegt der Grund davon bei allen seit lange schon schriftgeübten Völkern theils in der alten, fast schon zur zweiten Natur gewordenen Eingewöhnung, theils in der weiten Verbreitung der mangelhaften Schreibweisen über viele Tausende von Menschen, die man nur mit grofser Mühe wieder unter Eine Regel bringt, wenn man sie erst einmal des bisher herrschenden Gewohnheitszwanges entbunden hat.

Alle diese Bedenken auch gegen die an sich berechtigte Art von Aenderungen an der hergebrachten Schreibweise machen sich nun mit besonderem Gewicht bei der deutschen Sprache geltend. Bei der Theilung des deutschen Volkes in viele selbständige Staatsgebiete würde man die gröfste Gefahr laufen, dass der eine Theil Aenderungen vornähme, denen der andere den Zutritt versagte. Auf diese Art aber könnte es leicht dahin kommen, dass man Bücher, die in dem einen deutschen Lande herauskämen, in dem anderen nur mit Mühe oder doch mit Widerwillen läse, und so auf einem wichtigen Gebiet die glücklich hergestellte Einigung wieder zerrissen würde.

Gleichwohl ist es gut, sich einmal klar zu machen, worauf sich, abgesehen von jenen Bedenken, die Verbesserungen unserer Rechtschreibung zu richten hätten, in welche Grenzen aber auch unter den günstigsten äufseren Umständen die Machtvollkommenheit der Grammatiker durch das Wesen der Sprache eingeschlossen sein würde. Von Aenderungen, die ganz aufserhalb seiner Competenz liegen, wird der Grammatiker dann ein für allemal abstehen. Solche Verbesserungen aber, bei denen ihm die Entscheidung zusteht, wird er um so schärfer durchdenken und sich darüber zu belehren suchen, in welchem Umfang und auf welchen Wegen sie wohl ohne Störung der deutschen Gemeinsamkeit in die Praxis eingeführt werden könnten.

4.

Die zweite Art von Aenderungen der vorgefundenen Schreibweise setzt nicht blofs andere Schriftzeichen an die Stelle der bisherigen, um denselben Laut zweckmäfsiger in Schrift zu fassen, sondern sie ändert mit der Schreibung auch die bisher zu Recht bestehenden Laute des Worts. Hier müssen wir nun vor allem zwei Dinge streng unterscheiden. Wir sprechen nämlich nicht von dem Fall, dass die Aussprache der Gebildeten in allen Theilen

Deutschlands übereinstimmend von dem Laut der bisher geschriebenen Schriftzeichen abgienge, und deshalb der Grammatiker eine Aenderung der Schreibweise vorschlüge. In diesem Fall würde die Aenderung nicht vom Grammatiker ausgehen, sondern von der Sprache selbst, und der Grammatiker würde der schon vorgefundenen Aenderung nur die geschriebenen Zeichen anpassen.

Der Fall, von dem wir hier sprechen, ist vielmehr der, dass der Grammatiker erklärt, die bisherige Schreibweise sammt der ihr entsprechenden gebildeten Aussprache sei falsch und müsse daher geändert werden. Ich habe in meiner ersten Abhandlung das Unzulässige eines solchen Verfahrens nachzuweisen gesucht. Wir haben gesehen, dass die blofse Construction, wie sich die Sprache hätte entwickeln sollen, kein Recht hat gegen die Wirklichkeit, wie sie sich thatsächlich entwickelt hat. Die Sache ist aber von so aufserordentlicher Wichtigkeit für die ganze Auffassung der Schriftsprache überhaupt, dass wir auch noch einer scheinbar mehr berechtigten Abart der dort bekämpften Ansicht etwas näher nachgehen wollen.

Die Ansicht des Hrn. Prof. Weinhold sprach sich in dem Satz aus: „Schreib wie es die geschichtliche Fortentwickelung des Neuhochdeutschen verlangt.“ Ob sich etwas dieser geforderten geschichtlichen Fortentwickelung Entsprechendes wirklich irgendwo vorfinde, blieb dabei ganz aufser Betracht. Hr. Director Hoffmann zu Lüneburg, dessen Neuhochdeutsche Schulgrammatik unter den Versuchen, Grimms Ansichten auf das Neuhochdeutsche anzuwenden, eine ehrenwerthe Stelle einnimmt, stellt eine Ansicht auf, die bei aller Verschiedenheit doch auf einer ähnlichen Verkennung unserer Schriftsprache ruht wie die Weinholdsche. Hrn. Hoffmanns Ansicht ist nämlich diese: Fragt man, welche Grundsätze sollen wir gegenwärtig in unserer Schriftsprache befolgen, so ist auch jetzt noch die natürlichste Antwort: wir sollen wieder der Aussprache gemäfs schreiben. Allein diesem Princip stellt sich vorzüglich ein wesentliches Bedenken entgegen. Da nämlich Deutschland keine literarische Hauptstadt hat, so haben wir auch keine herrschende Aussprache. Da dies nicht der Fall ist, so hat jeder Dialekt gleiches Recht auf Berücksichtigung. Schriebe aber jeder Einzelne seinem Dialekte gemäfs, so hätten wir keine Schriftsprache mehr und alle Dialekte ständen noch heute wie im Jahr 1500 unvermittelt neben einander. Wie ist nun da zu helfen? Durch die Vermittelung des historischen

Princips. „Das historische Princip verlangt eine Berücksichtigung der älteren Sprachperioden: natürlich weniger derjenigen Perioden, in denen die Reinheit der Sprache entschieden sich zu verlieren begann (die Folgen dieser Periode wollen wir jetzt ja gerade entfernen)*), als vielmehr der ältesten und reinsten, also im Deutschen besonders des Mittelhochdeutschen und Althochdeutschen. Vermittels dieses Princips ist also, sobald die Aussprache der verschiedenen Hauptdialekte abweicht, diejenige vorzuziehen und in die Schriftsprache aufzunehmen*), welche den älteren reinen Formen am nächsten kommt.“ **)

So weit Hr. Hoffmann. Die Ansicht erscheint vielleicht manchem, der nicht näher darüber nachdenkt, ganz unverfänglich. Wer sie aber genauer aufs Korn nimmt, dem wird nicht entgehen, dass sie einen völligen Umsturz nicht etwa unserer Rechtschreibung, sondern unsrer ganzen jetzt gültigen Schriftsprache in sich birgt. Zunächst drängt sich auch hier wieder die Frage auf: Warum soll denn blofs die Lautlehre aus den Dialekten restauriert werden, warum nicht mit demselben Recht die ganze Formenlehre? Denn eine „gereinigte“, dem Altdeutschen genäherte Lautlehre neben einer modern verwilderten Formenlehre würde sich doch so ziemlich ausnehmen, wie der neue Lappen auf dem alten Kleide im Evangelium. Auf die Formenlehre angewandt lautet aber der obige Satz: Sobald die Formen der verschiedenen Hauptdialekte von einander abweichen, ist diejenige vorzuziehen und in die Schriftsprache aufzunehmen, welche den älteren reinen Formen am nächsten kommt.

Gestatten wir aber dem Grammatiker nach solchen Principien zu verfahren, so ist auch klar, dass er uns eine Sprache zurechtzimmert, die eine von unsrer jetzigen Schriftsprache wesentlich verschiedene ist. Einige wenige Beispiele, unter Tausenden herausgegriffen, werden dies deutlich machen. Die bisherige Schriftsprache gibt dem Wort *Mutter* ein kurzes *u*. Ursprünglich hatte es langen Vocal, ahd. und mhd. diphthongisch *uo*. Da nun eine ganze Reihe süddeutscher Dialekte diesen langen Vocal in der Form *Mueter* bewahrt hat, und dies diphthongische *ue* „den älteren reinen Formen

---

*) N. B.

**) Neuhochdeutsche Schulgrammatik von K. A. J. Hoffmann. 2. Aufl. Clausthal 1853. S. 253.

des Mittelhochdeutschen am nächsten kommt," so wäre unsre bisher gültige Form *Mutter* zu verwerfen und an ihre Stelle die Form *Mueter* in Aussprache und Schrift aufzunehmen. Ein anderes Beispiel: das Verbum *stehlen* (*furari*) hat jetzt schriftdeutsch langen Vocal. Ursprünglich kommt ihm kurzer zu (ahd. *stëlan*, mhd. *stëln*). Im altbayerischen Dialekt hat es diesen kurzen Vocal bewahrt, und folglich wäre die Form *steln* mit kurzem *e* statt des bisherigen *stehlen* in die Schriftsprache aufzunehmen. Und so in unzähligen Fällen. Herr Hoffmann führt natürlich diesen Grundsatz in einer Schulgrammatik nicht durch, sondern stellt ihn nur als eigentliches Ziel hin. Wir werden aber sehen, wie er ihn in einer der strittigsten Fragen unsrer Rechtschreibung zu Hülfe ruft. Wenden wir denselben Grundsatz, wie es die Consequenz mit Nothwendigkeit erfordert, auch auf die Formenlehre an, so finden wir auch hier in sehr vielen Fällen die älteren „reineren" Formen, welche die Schriftsprache aufgegeben hat, in den Dialekten bewahrt. So bildet die Schriftsprache jetzt den Dativ Sing. des schwachen Feminins sehr verwilderter Weise stark, z. B. *der Zunge* (*γλώσσῃ*). Mittelhochdeutsch heifst dieser Dativ *zungen*, und diese ihm zukommende schwache Form hat z. B. der Nürnberger Dialekt bis heute bewahrt. Es wäre also die Form *der Zunge* aus unsrer Schriftsprache zu verbannen und künftighin zu schreiben: *Es hat mir auf der Zungen gelegen.* Man glaube aber ja nicht, dass ich hier von blofsen Möglichkeiten rede. Hr. Hoffmann, der im ganzen aufserordentlich vorsichtig und bemessen ist, lässt sich doch bisweilen hinreifsen, von diesen im Hintergrund stehenden Principien schon jetzt selbst in einer Schulgrammatik Gebrauch zu machen. Man vergleiche z. B. S. 58 der Schulgrammatik. Da heifst es: die Plurale *wir sunken* (statt *sanken*), *sprungen* (statt *sprangen*) seien „historisch richtig und deshalb nicht zu verwerfen, obgleich sie jetzt weniger im Gebrauche sind."

Hier sind wir nun bei einer der wichtigsten Fragen angelangt, die es im ganzen Bereich der deutschen Grammatik gibt, bei der Frage nämlich: Welche Stellung nimmt überhaupt der Grammatiker gegenüber der deutschen Schriftsprache ein? Hat er sie erst zu machen, oder hat er sich vielmehr auf die Untersuchung der schon vorgefundenen Schriftsprache zu beschränken und seine Regeln aus der Beobachtung zu ziehen? So sonderbar der erste Theil dieser Doppelfrage lauten mag, so gehen doch die von uns

in diesem und dem vorigen Artikel bekämpften Irrthümer wirklich von der Annahme aus, der Grammatiker habe eine weit reichende Gewalt über die Schriftsprache. Hr. Weinhold will ihr vorschreiben, wie sich ihre Laute hätten entwickeln sollen; Hr. Hoffmann will „die Folgen der Periode entfernen, in der die Reinheit der Sprache entschieden sich zu verlieren begann". Und damit man dies letztere nicht missverstehe, wollen wir bemerken, dass hier nicht etwa von den jüngsten Decennien die Rede ist, sondern von dem Zeitraum, der die mehr als fünf Jahrhunderte vom Jahr 1300 bis 1850 umfasst. Alle diese Ansprüche des Grammatikers, die Schriftsprache seine Macht fühlen zu lassen, gehen von einer ganz falschen Auffassung unsrer Schriftsprache aus. Man thut, als müsste der Grammatiker uns erst eine Schriftsprache zurecht machen, indem er seine Kenntnisse alter und neuer Sprachen und Mundarten zu Hülfe nimmt und aus ihnen auswählt, was ihm das Angemessenste dünkt. So ist die Sache aber gar nicht. Unsere Schriftsprache ist vielmehr längst vorhanden und fast in allen Punkten festgestellt. Die Auswahl, zu der man sich anschickt, ist längst getroffen, und der Grammatiker hat lediglich die Aufgabe, zu untersuchen, welche Formen die Schriftsprache aus den mannigfachen, die ihr zu Gebote standen, ausgewählt und sich angeeignet hat.

Die Stellung, die der Grammatiker gegenwärtig unsrer Schriftsprache gegenüber einnimmt, ergibt sich ganz klar, wenn wir die Geschichte zu Rathe ziehen. Wir finden dann, dass das Gebiet, auf welchem der Grammatiker wenigstens einen Antheil an der Entscheidung hat, sich in demselben Mafse verengt, als die Literatur sich erweitert. In den Grundzügen festgestellt trat die neuhochdeutsche Schriftsprache schon aus dem fünfzehnten Jahrhundert in das sechzehnte hinüber. So empfieng sie aus der kaiserlichen und der ihr nahe verwandten sächsischen Kanzlei Martin Luther, der ihr auch innerlich die Vollendung gab, die sie über alle andern Mundarten erhob. Zur Zeit Kaiser Karls V. hatte nun zwar diese neuhochdeutsche Schriftsprache schon weitaus das Uebergewicht; durchgedrungen in ganz Deutschland war sie aber noch keineswegs. Vielmehr schrieb man im nördlichsten Deutschland noch niederdeutsch, während man im südwestlichsten noch an Lauten festhielt, die den mittelhochdeutschen vielfach näher stehen als den neuhochdeutschen. Hier war nun dem Grammatiker ein weites Gebiet noch offen. Principiell stand nichts entgegen, dass

er sich gegen die kaiserliche Kanzlei und Luther erklärte und für die Laute der schweizerischen Schriftsteller, die den mittelhochdeutschen treu geblieben das historische Recht auf ihrer Seite hatten. Wirklich finden wir um das Jahr 1530 die Grammatiker hierüber noch im Zwiespalt. M. Fabian Frangk, der im J. 1531 zu Frankfurt am Main eine deutsche Orthographie herausgab, erklärt mit sicherem Blick die Schriftstücke aus Kaiser Maximilians („hoch loblicher gedechtnufs") Kanzlei und Dr. Luthers Schreiben für mustergültig. Auf der andern Seite aber spricht sich der deutsche Lehrmeister zu Basel Johann Kolrofs noch um das Jahr 1530 dahin aus: „Es wirdt aber auch ynn Schwaben, vnd sonst an vilen orten das *au* gebraucht, da an ettlichen andern allein das *u* geschryben wirdt. Exemplum: haufs, maufs, laufs, aufs, straufs, haut, braut, kraut, maur, saur, laur, paur. Dise vnd der gleichen schreyben ettlich, vnd der mehrer teyl mit dem *u* allain, also hufs, mufs, lufs, ufs, strufs, hut, brut, krut, mur, sur, lur, pur." *) Damals stand also dem Grammatiker noch die Wahl offen **) zwischen den früherhin herrschenden alemannischen Lauten und den erst aufgekommenen der neuhochdeutschen Schriftsprache. Aber die Versuche, das Alte zu behaupten, waren vergeblich. Die neuhochdeutsche Schriftsprache drang siegreich vor und am Ende des 16. Jahrhunderts war sie die einzige Büchersprache für ganz Deutschland. An eine Erneuerung des Versuchs, die schweizerischen Laute durchzusetzen, war von nun an nicht mehr zu denken. Wohl aber war innerhalb der neuhochdeutschen Laute selbst noch Vieles schwankend und unsicher. Besonders was die Quantität der Sylben betraf, war eine grofse Verwirrung eingetreten. Aus diesem Zustand befreite Martin Opitz die deutsche Sprache, indem er in seinen Gedichten die accentuierende Sylbenmessung befolgte, deren Grundsätze er in dem „Buch von der deutschen Poeterey" (1624) darlegte. Auf den Sprachgebrauch des Opitz und seiner

*) Ich entnehme die Stelle aus Uhland, „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" (Stuttg. 1844) I, S. 987. Uhland giebt sie nach der Nürnberger Ausgabe vom J. 1534. Aus dem Berliner Exemplar einer Ausgabe o J., aber vielleicht schon von 1529, habe ich die Stelle leider nicht wörtlich ausgezogen.

**) Principiell nämlich. Geholfen hätte ihr Widerstand gegen die neuhochdeutschen Laute den Grammatikern natürlich nichts. Denn auch wo dem Grammatiker das Recht des Mitsprechens allerdings zusteht, sind doch noch ganz andere Mächte thätig, als die grammatische Theorie.

Nachfolger gründen sich nun die deutschen Grammatiker im Lauf des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Namentlich seit den grofsen Arbeiten des Schottelius († 1676) mehren sich die Bemühungen, alles noch Schwankende grammatisch festzustellen und das so Gesicherte in die Schulen Deutschlands einzuführen. Eine wichtige Stelle besonders in letzterer Beziehung nehmen die Unterrichtsanstalten ein, die August Hermann Francke zu Halle gründete, weil von ihnen aus in alle Schichten des Volkes, die höchsten sowohl als die untersten, die Formen der Schriftsprache eindrangen, für welche die Lehrbücher des Hallischen Waisenhauses sich entschieden. Den Abschluss der grammatischen Thätigkeit, die sich an Opitz anschloss, bildet Gottscheds seiner Zeit so einflussreiche deutsche Sprachkunst, zuerst erschienen im J. 1748. Auch er beruft sich noch ausdrücklich auf Opitz als den Stammvater der Sprache, deren Grammatik er schreibt.*) Aber dennoch sind in den fünfundachtzig Jahren, die zwischen dem Hauptwerk des Schottelius (1663) und Gottscheds Grammatik (1748) liegen, wieder bedeutende Veränderungen innerhalb der deutschen Schriftsprache vorgegangen. Namentlich hat man in dieser Zeit den Ablaut des Pluralis und des Singularis im Präteritum der starken Verba fast durchweg gleich gemacht. Die Grammatiker folgen dem Sprachgebrauch. Selbst Gottsched, den man sich gern in dem Selbstgefühl des sprachlichen Dictators denkt, sagt von seiner Aufgabe als Grammatiker: „Ich bin so keck nicht, wider den Strom zu schwimmen; glaube auch nicht, dass die Gewalt eines Sprachlehrers so weit geht, alles was in einer Landessprache einigermafsen unrichtig ist, abzuschaffen. Seneca saget ganz wohlbedächtig, Ep. 95: *Grammatici custodes latini sermonis*; nicht *Auctores* oder *Dictatores*.“**)

Um dieselbe Zeit nun, in welcher die grammatischen Feststellungen durch Gottsched einen gewissen Abschluss finden, beginnt der neue grofsartige Aufschwung der deutschen Literatur durch Klopstock und Lessing, denen dann einige Jahrzehnte später Goethe und Schiller folgen. Es fragt sich nun: Wie verhält sich in grammatischer Beziehung die Sprache dieser geistigen Heroen zu der neuhochdeutschen Schriftsprache, wie sie um die Jahre

*) S. 18 der 4. Aufl. Leipz. 1757.

**) Gottsched, Deutsche Sprachkunst, 4. Aufl. (1757.) S. 10.

1730—1750 als grammatisch festgestellt galt? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Die Sprache unserer grofsen Classiker ist, was die Laut- und Formenlehre betrifft, mit geringen Ausnahmen dieselbe, wie sie schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts grammatisch festgestellt war. Man wird dies auch gar nicht anders erwarten, wenn man sich klar macht, in welchem Verhältnis die einzelnen grofsen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts zu der neuhochdeutschen Schriftsprache standen, in der sie ihre unsterblichen Werke geschrieben haben. Die Zeit war längst vorüber, in der man sich zum Bücherschreiben seiner heimatlichen Mundart bediente, wie man sie mit der Muttermilch eingesogen hatte. Unsere gröfsten Heroen haben vielmehr so gut wie ihre unbedeutendsten Genossen die Sprache, in der sie ihre Werke verfassten, einem wesentlichen Theile nach in der Schule oder doch aus Büchern gelernt. Was Schriftdeutsch sei, sagt ihnen die Grammatik, die das Facit aus dem Sprachgebrauch der Früheren zieht. An diesen Sprachgebrauch hat sich auch der Schriftsteller zunächst zu halten. Aber wenn er auch zunächst und hauptsächlich auf den Sprachgebrauch seiner Vorgänger angewiesen ist, so gehen doch seine Freiheiten weit über das hinaus, was dem Grammatiker obliegt.

Der Grammatiker hat der Sprache nachzugehen, sie zu beobachten und ihre Formen zu sammeln. Und das gilt von der Schriftsprache so gut wie von jeder nicht geschriebenen Mundart. Der Grammatiker darf nur das als Schriftsprache ausbieten, was er wirklich bei den Schriftstellern vorgefunden hat. Bei zwiespältigem Sprachgebrauch mag er sich auf die eine oder die andere Seite stellen, aber dem übereinstimmenden Sprachgebrauch der classischen Schriftsteller hat er sich zu unterwerfen, er mag ihm nun gefallen oder nicht. Es steht dem Grammatiker, der sich dafür ausgibt, die deutsche Schriftsprache zu lehren, durchaus nicht zu, Formen, deren sich Lessing, Goethe und alle unsere Classiker übereinstimmend bedienen, für falsch zu erklären und dafür alte, längst aufser Gebrauch gekommene oder nur in Volksmundarten bewahrte als die richtigen aufzunehmen, obwohl man sie in den Werken unserer Classiker vergeblich sucht. Wer das thut, der lehrt sein eigenes Gemächte, aber nicht die deutsche Schriftsprache.

Während also der Grammatiker sich streng an die Untersuchung und Darstellung der gegebenen Schriftsprache zu

halten hat, steht es dem Schriftsteller frei, über das Gegebene hinauszugehen, Provinzialismen durch die Aufnahme in seinen Text zu adeln, vergessene Redeweisen neu zu beleben. Ist nun auch der Schriftsteller vor jedem Missbrauch dieses seines Rechts zu warnen, so steht ihm doch in einer lebenden Schriftsprache dies Recht unzweifelhaft zu, freilich nur innerhalb der einem Jeden gezogenen Schranken. Setzen sich dann solche neuaufgebrachte Formen fest, so entstehen Doppelformen, die der Grammatiker verzeichnet und deren einer er auch den Vorzug vor der anderen geben mag. Wie verschieden aber dies Recht des Schriftstellers von dem Anspruch des Grammatikers ist, den gegebenen Sprachgebrauch durch Regeln, die man auf die frühere Sprache stützt, zu meistern, das ist durch sich selbst klar. Ich begnüge mich deshalb, es an einem einzigen Beispiel darzulegen. Das historische *h* in unsern Wörtern wie *geschieht*, *sieht* u. dgl. war früherhin nicht so dünn und unhörbar wie in unserer jetzigen gebildeten Sprache. Es hatte vielmehr einen ähnlichen Laut wie unser *ch*. Daher reimen die mittelhochdeutschen Dichter z. B. *geschiht* (*accidit*) auf *niht* (*nihil*, unser *nicht*). Da nun die Form *geschicht* (*accidit*, für schriftdeutsch *geschieht*) in manchen Mundarten, z. B. der Nürnberger, noch übrig ist, so würde der sprachconstruierende Grammatiker sich zu der Regel berechtigt glauben: „Die abgeschwächte Form *geschieht* ist zu verwerfen und ist durch die der reineren alten entsprechende *geschicht* zu ersetzen“. Das wäre dann ein für allemal festgestellt und unter allen Umständen zu befolgen. In der trockensten Relation hätten wir zu schreiben: „Es *geschicht* bisweilen, dass Parteien ihre Termine nicht einhalten“ u. dgl. Im Gegensatz dazu wollen wir sehen, wie es unser gröfster Dichter mit dieser archaistischen Form gehalten hat. Goethe bedient sich derselben in dem reizenden Liede: „Es rauschet das Wasser“. Dort heifst es: „So auch mit der Liebe Der Treuen *geschicht*; Sie wegt sich, sie regt sich, Und ändert sich nicht“. Es würde eine ganz unbefugte Pedanterei sein, dem Dichter diesen Griff in die alte oder auch in die mundartliche Sprache wehren zu wollen. Andererseits aber denkt der Dichter nicht daran, die Form *geschicht* zur Regel erheben und die Form *geschieht* dadurch verdrängen zu wollen. Vielmehr ist er selbst weit davon entfernt, die Form *geschicht* in allen und jeden Verbindungen, etwa gar in Prosa anzuwenden.

In welcher Art aber der Schriftsteller mit feinem Gefühl eine archaistische Form in der einen Verbindung hegt, während er sie in der anderen von sich weist, das lernt der Grammatiker, indem er dem Sprachgebrauch des Schriftstellers mit Sorgfalt nachgeht. Im voraus kann er es nicht wissen.

Was nun von den grammatischen Formen überhaupt gilt, das gilt insbesondere auch von den Lauten, deren sich die Schriftsprache unserer grofsen Classiker bedient. Sie schliefst sich mit geringen Ausnahmen den Lauten an, wie sie dieselben um die Mitte des 18. Jahrhunderts als festgestellt vorfand. Diese Wortformen mögen in unsere Schriftsprache gekommen sein, wie sie wollen, seitdem Lessing, Goethe, Schiller u. s. w. sich ihrer als der schriftgemäfsen bedient haben, bilden sie unsere zu Recht bestehende Schriftsprache, die der Grammatiker darzustellen, aber nicht zu meistern hat. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn Schottelius und Andere damals, als noch die Wahl frei stand, hin und wieder anders gewählt hätten. Aber seitdem die damals bevorzugten Formen Gemeingut unserer classischen Schriftsteller geworden sind, steht dem Grammatiker, der unsere Schriftsprache darstellen will, die Wahl nicht mehr offen. Denn wohin sollte das führen? Es wird nicht an grammatischen Grüblern fehlen, die noch einen Schritt weiter gehen und erklären, man hätte sich im 16. Jahrhundert auf die Seite der Schweizer schlagen und den mittelhochdeutschen Vocalismus festhalten sollen. Und sind wir denn damit schon am Ende? Ich habe einen hervorragenden Gelehrten gekannt, der meinte, die ganze hochdeutsche Lautverschiebung sei doch eigentlich eine Sprachverderbnis und Rechtdeutsch sei nur das Gothische, Altsächsische u. s. w. Dieselbe Betrachtung würde aber ein ähnlich gesinnter altgriechischer oder indischer Grammatiker mit demselben Recht wieder über das Gothische und Altsächsische anstellen.

5.

Fassen wir unsere bisherigen Ergebnisse noch einmal kurz zusammen! Die überlieferte Schreibweise gibt uns die Laute an, die der neuhochdeutschen Schriftsprache zukommen. Die Grammatik ist nicht genöthigt, an denselben Schriftzeichen festzuhalten, deren sich die überlieferte Schreibweise zur Bezeichnung ihrer Laute bedient; vielmehr steht es der Grammatik zu, dieselben durch zweckmäfsigere Zeichen zu ersetzen. An den überlieferten Lauten selbst

aber, welche die hergebrachte Schreibweise ausdrücken will, auf eigene Hand zu ändern, das steht der Grammatik nicht zu. Denn das ist keine Aenderung der Rechtschreibung, sondern eine Aenderung der Sprache. *)

Zweiter Abschnitt.

Die Laute der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Die Schriftzeichen haben die Bestimmung, die gesprochenen Laute wiederzugeben. Um sich über die Richtigkeit einer Schreibweise zu verständigen, ist es deshalb nöthig, sich vor allem über die Laute ins Klare zu setzen, die man durch Schriftzeichen ausdrücken will. Hier ist also noch nicht die Rede von Richtigkeit oder Unrichtigkeit irgend eines Lautes in einem bestimmten Wort, sondern nur von den Lauten überhaupt, die sich in der neuhochdeutschen Schriftsprache vorfinden.

---

*) Das ist die Grundregel, an der wir festhalten müssen, wenn wir nicht der bodenlosen Willkür verfallen und unsere glücklich gewonnene einheitliche Schriftsprache der Zerstörung preisgeben wollen. Man hat versucht, an vereinzelten selteneren Wörtern, denen unsre hergebrachte Schreibweise einen etymologisch falschen Laut ertheilt, den Beweis zu führen, dass allerdings auch eine Abänderung der überlieferten Laute in der Befugnis der Grammatik liege. Aber wollen wir auch bei solchen vereinzelten seltenen Wörtern dem Grammatiker das begehrte Recht zugestehen, so müssen wir uns doch ernstlich dagegen verwahren, dass er nicht daraus nach dem Trugschluss *a minori ad majus* das Recht ableite, nun auch an die grofse Masse der allgemein gebrauchten und für diesen Gebrauch festgestellten Wörter Hand zu legen. Die Sache verhält sich vielmehr im Grunde so, dass man jene seltenen Wörter noch nicht als festgestellt behandelt und deshalb dem Grammatiker an ihrer Regelung ein Recht einräumt, das er vor Jahrhunderten auch noch an vielen anderen Wörtern hatte, die jetzt seinem Bereich längst entrückt sind. Bei allgemein gebräuchlichen Wörtern aber gibt auch die falscheste Etymologie, wenn sie sich einmal in der Sprache festgesetzt hat, dem Grammatiker kein Recht, das Ueberlieferte umzustofsen. Oder will man wirklich das Wort *bethätigen*, das aus einem missverstandenen *teidingen* (*tagadingôn*) hervorgegangen ist und mit *That* und *thätig* nichts zu thun hat, wieder aus der Sprache ausmerzen, obwohl es Goethe unzähligemal gebraucht? Will man den Jedermann bekannten *Maulwurf* verbannen und an seiner Stelle einen etymologisch richtigen, aber Niemand bekannten *Moltwurf* wieder einführen? u. s. w. u. s. w.

Ich werde meine Darstellung auf die Laute der neuhochdeutschen Schriftsprache beschränken und von den Lauten anderer Sprachen nur so viel herbeiziehen, als zur näheren Abgrenzung und Bestimmung der neuhochdeutschen Laute dienlich scheint. Ganz entziehen können wir uns einem etwas weiteren Umblick schon deswegen nicht, weil die Eintheilung und Bestimmung der neuhochdeutschen Laute dem grammatischen System einer anderen Sprache, nämlich dem der griechischen entnommen worden ist. Wir werden aber sehen, wie einerseits der Scharfsinn der Griechen in Bestimmung und Eintheilung ihrer Laute die höchste Bewunderung verdient, wie aber andererseits die Art, in der man diese Bestimmungen der Griechen auf die deutschen Laute übergetragen hat, wesentlicher Berichtigungen bedarf. Feinere Untersuchungen der Sprachlaute erfordern allemal auch von Seite des Lesers einige Anstrengung. Ich werde ihm die Sache dadurch zu erleichtern suchen, dass ich überall von dem ihm schon Bekannten ausgehe.

I. Die neuhochdeutschen Vocale.

Die Vocale zerfallen in einfache und doppelte (Diphthonge). Die Diphthonge unterscheiden sich von den einfachen Vocalen dadurch, dass während ihrer Hervorbringung die Stellung der Lautwerkzeuge sich ändert, was bei den einfachen Vocalen nicht der Fall ist. Man kann den längsten Sington auf *a* oder *o* halten, ohne dass die Stellung der Lautwerkzeuge verändert wird, aber man versuche dasselbe mit *au* oder *ei*, und man wird leicht gewahr werden, dass während ihrer Hervorbringung die Stellung der Lautwerkzeuge sich ändert. Man darf sich nur durch die Schreibweise einiger Sprachen nicht irre machen lassen, welche auch manche einfache Laute durch zwei neben einander gestellte Buchstaben ausdrücken. So ist z. B. in dem Namen *Goethe* das *oe* durchaus kein Diphthong, sondern ein einfacher Laut, wovon man sich sehr leicht überzeugen kann, wenn man das oben angegebene Unterscheidungszeichen darauf anwendet.

1. Die einfachen Vocale.

Man pflegt die einfachen Vocale in kurze und lange einzutheilen und die langen als die Dehnung der kurzen zu bezeichnen. Die langen Vocale würden sich darnach von den kurzen nur da-

durch unterscheiden, dass sie eine längere Zeitdauer in Anspruch nehmen, qualitativ wären sie identisch. Wenn man auf dem *a* des Wortes *Bande* etwas länger verweilte, so erhielte man das *a* von *klare* oder *schlafen*, und ebenso würde aus dem *i* von *binden* oder *wirken* das von *Bienen* oder *Stiere*; aus dem *e* von *lernen* das von *Ehre*. Diese Ansicht ist unrichtig. Die Vocale der zweiten Art sind nicht blofs quantitativ durch die Zeitdauer von denen der ersten unterschieden, sondern auch qualitativ durch die Art ihrer Hervorbringung und ihren Klang. Man überzeugt sich davon sofort, wenn man die kurzen Vocale wirklich unverändert längere Zeit forttönen lässt. Man halte z. B. eine halbe Note auf dem Vocal der ersten Sylbe von *binden* und man wird leicht gewahr werden, dass der Vocal trotz seiner Zeitdauer ein anderer bleibt als der von *Bienen*. Und will man beobachten, inwiefern die Stellung der Lautwerkzeuge bei dem zweiten Vocal eine andere ist als bei dem ersten, so halte man einen halben Takt auf dem *i* von *binden* und gehe in der zweiten Hälfte des Taktes auf das *i* von *Bienen* über. Am deutlichsten wird man sowohl die Verschiedenheit der beiden Laute als die Veränderung in der Stellung der Lautwerkzeuge beobachten, wenn man den Versuch in leiser Sprache (*Vox clandestina*) macht. Aehnlich aber verhält es sich mit dem kurzen und langen *a*, *e* u. s. w. Wir finden bei genauerer Beobachtung überall nicht blofs einen quantitativen Unterschied in der Zeitdauer, sondern auch einen qualitativen im Klang und in der Art der Hervorbringung.

Dass man diesen qualitativen Unterschied nur selten hervorgehoben hat, findet seine Erklärung darin, dass in der gesprochenen Sprache die zweite Art der Vocale in der Regel wirklich eine längere Zeitdauer in Anspruch nimmt als die erste.*) Man hatte also fast immer an der reinen Quantität, an dem Unterschied von Länge und Kürze ein hinreichendes Unterscheidungszeichen beider Arten von Vocalen.**) Auch wir wollen uns deswegen von der hergebrachten Benennung beider Arten, da sie praktisch genügt, nicht lossagen, und nur von kurzen und langen Vocalen sprechen.

---

*) Vergl. Theodor Jacobi, Beiträge zur deutschen Grammatik S. 38.

**) Eine ganz genaue Bezeichnung der Vocale würde vier Zeichen für jeden einfachen Vocal verlangen, indem theoretisch jeder der beiden qualitativ verschiedenen Vocale lang oder kurz sein kann.

Die für die neuhochdeutsche Schriftsprache in Betracht zu ziehenden einfachen Vocale sind nun folgende:

A) kurze:

a (z. B. *Bande*), *e* (*lernen, sprechen*), *i* (*Stiche, bilden*), *o* (*genommen, geworden*), *u* (*Zunge, Burgen*).

Dazu die Umlaute: *ä* (*Schwäche, Stärke*)*), *ö* (*Köche, könnte*), *ü* (*Würfe, Wünsche*).

B) lange:

*â***) (*Gnade, Sprache*), *ê* (*Klee, ewig*), *î* (*Biene, viel*), *ô* (*Lohn, schonen*), *û* (*klug, Ruhm*).

Dazu die Umlaute: *ä̂* (*ich wä̂re, ich kä̂me*), *ö̂* (*hö̂ren, schö̂ne*), *ü̂* (*klü̂ger, rü̂hmen*).

2. Die Diphthonge.

Der Diphthong unterscheidet sich von einem einfachen Vocal dadurch, dass sich während der Hervorbringung des Diphthongs die Stellung der Lautwerkzeuge ändert. Von zwei aufeinanderfolgenden Vocalen unterscheidet sich der Diphthong dadurch, dass er nur eine Sylbe bildet. Bewirkt wird diese Vereinigung zweier Vocale in eine Sylbe zunächst dadurch, dass man bei dem zweiten Vocal den Ansatz der Stimme weglässt, mit dem wir den Vocal im Anfang eines Wortes zu beginnen pflegen. So unterscheidet sich das *eu* in dem italienischen *Europa* von dem *eu* in dem deutschen *beunruhigen*. Neben dieser ersten Art von Diphthongen, die vom rein ausgesprochenen ersten Vocal unmittelbar auf den rein ausgesprochenen zweiten übergeht, gibt es eine zweite Art, die den lautbildenden Luftstrom während der Bewegung der Lautwerkzeuge durch dieselben hindurchstreichen lässt. Dadurch entsteht zwischen dem ersten und dem zweiten Vocal des Diphthongs eine unendliche Reihe ineinander übergehender Zwischenvocale. So kann zuletzt der Anfang und das Ende des Diphthonges selbst getrübt werden,

---

*) Der Umlaut des *a* hat sich mit *e* dermafsen gemischt, dass man fragen kann, ob die deutsche Schriftsprache deren Unterschied wirklich noch kennt. Dasselbe gilt von *äu* und *eu*. Sind *Särge* und *Berge*, *Häute* und *Leute* unreine Reime?

**) Wir bedienen uns des Circumflexes zur grammatischen Bezeichnung des langen Vocals, ohne damit den späteren orthographischen Erörterungen vorzugreifen.

und es bleibt dann eigentlich nur noch der Uebergang von einem Vocal zum andern übrig.*) Man kann sich von dieser zweiten Art der Diphthonge leicht eine Vorstellung machen, wenn man die deutschen Wörter *klein* oder *laut* u. dgl. langsam ausspricht.

Unter den Diphthongen der neuhochdeutschen Schriftsprache treten drei als unbestritten verschieden hervor, nämlich *au* (z. B. *Haus*), *ei* (z. B. *weit, breit*) und *eu* (z. B. *heute*, *Leute*). Dazu kommen dann noch *ai* und *äu*. Die Diphthonge *ui* und *oi* finden sich nur in ganz wenigen Wörtern.

II. Die neuhochdeutschen Consonanten.

Die Consonanten zerfallen in Stummlaute (*mutae, ἄφωνα*) und Halbvocale (*semivocales, ἡμίφωνα*). Die Stummlaute lassen sich nicht dehnen, die Halbvocale kann man unbegrenzt forttönen lassen. Das hat seinen Grund darin, dass die Stummlaute einen vollkommenen Schluss der Lautwerkzeuge verlangen, während die Halbvocale durch blofse Annäherung der Lautwerkzeuge hervorgebracht werden. So kann man den Laut *ssss* forttönen lassen, so lange man will. Man versuche dasselbe mit *t*, und man wird gleich finden, dass es hier nicht geht.

Ihre Stummlaute theilten die Griechen in *ψιλά* (*tenues*), *μέσα* (*mediae*) und *δασέα* (*aspiratae*). Das Neuhochdeutsche besitzt nur die beiden ersten Classen. Aspiraten haben wir nicht. Nach den Organen zerfallen unsere Stummlaute in

	harte (*tenues*)	weiche (*mediae*)
Gutturale	*k*	*g*
Dentale	*t*	*d*
Labiale	*p*	*b*.

Die Halbvocale (*ἡμίφωνα*) zerfallen in die *liquidae* und die Spiranten.

Liquidas hat das Neuhochdeutsche fünf, nämlich *l, r, m, n* und das gutturale *n* (z. B. in *Klang, fangen*).

Die Spiranten werden nach den Organen eingetheilt und können innerhalb desselben Organes entweder hart oder weich sein. Die neuhochdeutsche Sprache besitzt sie aber nicht alle.

---

*) Vergl. Jacobi, Beiträge S. 42.

Neuhochdeutsche Spiranten.

	harte	weiche
Gutturale	*ch* (*Sache*)	
Palatale	*ch* (*Sichel*)	*j* (*Jahr*)
Lingual	*sch* (*scharf*)	
Dental	*ſz* (*gieſzen*)	*ſ* (*ſenden*)
Labial	*f* (*fallen*)	*w* (*werden*).

Bemerkungen. 1. Wir haben in der vorstehenden Uebersicht die neuhochdeutschen Consonanten nicht mit den angemessensten Zeichen ausgedrückt, sondern unserem Zwecke gemäſs mit den Zeichen, die sie in der neuhochdeutschen Schrift schon haben. Daher sind einfache Laute, wie der linguale Zischlaut (hebräisch שׁ, Sanskrit श) durch die hergebrachten Buchstabengruppen bezeichnet. Von den deutschen Buchstaben dagegen, die keinen einfachen Laut bezeichnen, brauchten wir keine Notiz zu nehmen, weil wir von Lauten und nicht von Buchstaben handeln. Dahin gehört z. B. *z*, das den Laut von *t* + *ſz* ausdrückt.

2. Das Neuhochdeutsche hat keine Aspiraten. Der Beweis für diesen Satz ist anderswo geführt worden.*) Hier kann ich nur einige Anhaltspunkte wiederholen. Der lateinische Ausdruck *aspiratae* gibt das δασέα der griechischen Grammatiker wieder. Wollen wir also den richtigen Begriff mit dem Worte Aspiraten verbinden, so müssen wir die Natur der griechischen δασέα, d. i. χ, ϑ, φ, untersuchen. Diese Untersuchung führt zu dem Ergebnis, dass χ und φ so gut wie ϑ einer ganz anderen Classe von Lauten angehören als unsere neuhochdeutschen *ch* und *f*. Die griechischen χ, ϑ, φ waren nämlich Stummlaute (ἄφωνα) mit einem unentwickelten Nachhall. Die verschiedensten Wege der Beweisführung treffen in diesem Punkt zusammen. Erstens nämlich die Eintheilung der griechischen Laute durch die altgriechischen Grammatiker, welche χ, ϑ, φ unter die ἄφωνα rechnen, also in eine und dieselbe Classe mit κ, τ, π, nicht aber mit σ, das sie ganz mit Recht den ἡμιφώνοις beizählen. Zweitens das Zeugnis der römischen Grammatiker, dem zufolge das griechische φ einen ganz anderen Laut hatte als das lateinische *f*, dem unser *f* entspricht.

---

*) Die Aspiration und die Lautverschiebung, von R. v. Raumer. Leipz. 1837. Manches würde ich jetzt anders fassen. Die wesentlichen Ergebnisse der Untersuchung aber stehen fest.

Drittens die Analogie der Sanskritaspiraten. Endlich viertens das etymologische Verhalten der Aspiraten bei der Lautverschiebung. Aspiraten nämlich zeigen hier durchgreifend den Uebergang in die Media. Also griechisch *φ* wird gothisch *b*. Spiranten aber bleiben stehen. Daher geht das gothische anlautende *f* nicht in althochdeutsches *b* über. Die nahe Verwandtschaft der Aspiraten mit den Mediis zeigt noch heute die englische Aspirate *th*, obwohl die Aussprache dieses Zeichens nur noch theilweise den Charakter einer wirklichen Aspirate bewahrt. Jedermann weiſs, wie nahe sich in manchen Fällen englisches *th* und *d* berühren. Bei dem neuhochdeutschen *ſz*, das keine Aspirate, sondern eine reine harte Spirans ist, findet sich von einer solchen Berührung mit *d* keine Spur.

Solche Untersuchungen haben natürlich nicht den Zweck, eine neue Aussprache der griechischen Aspiraten in die Schulen einzuführen. Wie wichtig aber die richtige Erkenntnis dieser Dinge für die wissenschaftliche Bestimmung der Laute und dadurch dann auch für die praktische Behandlung der lebenden Sprachen ist, das will ich an einem Beispiel nachweisen. Hr. Hoffmann sagt in seiner Schulgrammatik S. 5 ganz richtig: die Spiranten entstünden „durch einfache Verengung des Durchgangs“, „die *mutae* durch Schluss des Mundes“. Da er nun aber unsre neuhochdeutschen *f, sz, ch* für Aspiraten hält, so rechnet er sie zu den *mutis* und lässt sie (S. 6) durch Schluss der Lautwerkzeuge entstehen. Dadurch geräth er aber in handgreiflichen Widerspruch mit den einfachsten Beobachtungen der Physiologie, von deren Richtigkeit sich jeder Mensch bei einiger Aufmerksamkeit selbst überzeugen kann. Zu welchen Widersinnigkeiten man gelangt, wenn man dann auf dem von Hrn. Hoffmann eingeschlagenen Weg weiter geht, das zeigt sich S. 9 seiner Schulgrammatik. Dort heiſst es: „Die Aspiraten der Zungenreihe entstehen durch Verschmelzung des *d* oder *t* mit der Zungenspirans *s*, *ds* gibt *ſz*, *ts* gibt *z*.“ Also unser *ſz* (*gieſzen, flieſzen* u. s. f.) wäre demnach ein ebenso aus *d*+*s* zusammengesetzter Laut wie *z* (*zu, Zahn* u. s. f.) aus *t*+*s*! „Die Zusammensetzung der Zungen-*media* und Zungen-*tenuis* mit der Zungenspirans gibt die beiden Zungenaspiraten *ſz* und *z*“ sagt Hr. Hoffmann (S. 249) ausdrücklich. „Während das *s* eine *liquida* ist, sagt Hr. Hoffmann S. 17, ist das *ſz* eine *muta*.“ Nun entspricht aber der Laut unseres *ſz* dem des italienischen anlautenden *ſ*, und dieser wieder dem des griechischen *σ*. Folglich

müsste Hr. Hoffmann das griechische σ für eine *muta* (d. i. ein *στοιχεῖον ἄφωνον*) erklären, wodurch sich die altgriechischen Grammatiker nicht wenig überrascht finden würden.*)

Dritter Abschnitt.

Das Ziel der deutschen Rechtschreibung und die Feststellung streitiger Fälle.

Die Feststellung streitiger Fälle richtet sich nach dem Ziel, dem die ganze Rechtschreibung zustrebt. Wir haben dies Ziel im Bisherigen dargelegt. Das Ziel ist: Unzweideutige Darstellung der gebildeten Sprache mit den einfachsten Mitteln. Welche Laute einem Wort in der gebildeten Gesammtsprache zukommen, darüber entscheidet die bisherige Schreibung des Wortes. Nur wo die Gebildeten ganz Deutschlands auf gleiche Weise von den bisher geschriebenen Lauten abgehen, könnte davon die Rede sein, obigen Grundsatz zu verlassen. Historische Schreibweisen, die eine früher vor-

*) Man hüte sich vor dem Missgriff, Platos Theaetet 203 *B* gegen das oben Gesagte anführen zu wollen. Es heifst dort: *καὶ γὰρ δὴ — τό τε σῖγμα τῶν ἀφώνων ἐστί, ψόφος τις μόνον, οἷον συριττούσης τῆς γλώττης.* Wer den Sprachgebrauch des Plato nicht kennt, könnte glauben, er rechne hier das σ zu den *ἀφώνοις* im Sinne der griechischen Grammatiker. Die Sache ist aber vielmehr die, dass Plato die Terminologie der ausgebildeten griechischen Grammatik noch nicht hat, sondern eine davon etwas verschiedene. Man erkennt dies sogleich, wenn man die oben angeführte Stelle weiter liest. Plato fährt nämlich fort: *τοῦ δ' αὖ βῆτα οὔτε φωνὴ οὔτε ψόφος, οὐδὲ τῶν πλείστων στοιχείων.* Vergleicht man damit Kratyl. 424 C, so wird die Sache ganz klar. Dort heifst es: *Ἆρ' οὖν καὶ ἡμᾶς οὕτω δεῖ πρῶτον μὲν τὰ φωνήεντα διελέσθαι, ἔπειτα τῶν ἑτέρων κατὰ τὰ εἴδη τά τε ἄφωνα καὶ ἄφθογγα· οὑτωσὶ γάρ που λέγουσιν οἱ δεινοὶ περί τούτων· καὶ τὰ φωνήεντα μὲν οὔ, οὐ μέντοι γε ἄφθογγα;* Plato theilt also die Laute in 1) *φωνήεντα* (Vocale), 2) *φωνήεντα μὲν οὔ, οὐ μέντοι γε ἄφθογγα* (Halbvocale), 3) *ἄφθογγα* (Stummlaute). Die beiden letzten Classen sind dem Plato *ἄφωνα.* Der Sache nach hat also Plato schon dieselbe Eintheilung wie die ausgebildete griechische Grammatik, und blicken wir zurück auf die Stelle im Theaetet, so sehen wir, dass Plato dort das σ gerade nicht zu den Stummlauten rechnet, sondern zu der mittleren Classe, die einen *ψόφος,* aber keine *φωνή* hat. Also ganz wie Aristoteles, der Poet. 20 die bekannte Terminologie (*φωνῆεν, ἡμίφωνον, ἄφωνον*) gebraucht und dann σ ausdrücklich als Beispiel eines *ἡμίφωνον* anführt.

handene und jetzt erloschene Aussprache bezeichnen, können bisweilen aus praktischen Gründen geschont, dürfen aber nirgends neu eingeführt werden.*)

I. Schreibung der langen und der kurzen Vocale.

Die Länge und Kürze der Sylben wird im Neuhochdeutschen durch den Accent bestimmt. Wir haben drei Stufen des Tons: den Hochton, den Tiefton und die Tonlosigkeit. Z. B. in dem Wort *máfzgèbend* hat *máfz* den Hochton, *gè* den Tiefton, *bend* ist tonlos. Ebenso ist es in *Bérggìpfel*, *Kírchtùrme*, *Eísbrècher* u. s. w. Nach einem Gesetz, das jetzt die ganze deutsche Schriftsprache beherrscht, sind alle hochtonigen Sylben lang. Angebahnt war dies Gesetz in der deutschen Sprache schon seit lange, und eben deshalb schlug die nur scheinbare Neuerung so rasch durch, der gemäfs Opitz hochtonige Sylben an die Stelle der antiken Längen setzte. Tieftonige Sylben sind zwar um etwas kürzer als hochtonige. Sie scheiden sich aber in noch gröfserem Mafs von den tonlosen Sylben ab, so dass unsre Dichter sie in antiken Metris gleich den hochtonigen Sylben als Längen behandeln. *Kírchtùrm*, *Eísgàng*, *Méerflùt* gelten für Spondeen.

Man hat nun zwar mit Recht bemerkt, dass zwischen den Längen der griechischen Metrik und unsern hochtonigen Sylben ein bedeutender Unterschied ist, und dass deshalb deutsche Verse in antiken Metris sich von griechischen wesentlich unterscheiden. Wollte man aber so weit gehen, den auch quantitativen oder in der Zeitdauer begründeten Unterschied der hochtonigen und der tonlosen Sylbe

---

*) Aehnlich verhält es sich mit den Fällen, in denen der Grundsatz, nach der nächsten Abstammung zu schreiben, eine verschiedene Schreibung eines und desselben Lautes fest eingebürgert hat. Man hat geglaubt, der von uns als überwiegend phonetisch bezeichnete Charakter unsrer neuhochdeutschen Schreibweise habe durch jenen Grundsatz eine wesentliche Einschränkung erfahren. Das ist aber in der That nicht der Fall. Der Grundsatz wurde nicht so aufgefasst, dass man eine abgeleitete Form trotz ihres anderen Lautes mit dem Schriftzeichen der Grundform zu schreiben habe. Vielmehr diente jener Grundsatz nur dazu, um unter den verschiedenen Aussprachen einer abgeleiteten Form die richtige herauszufinden. Diese als richtig anerkannte Form wurde aber dann mit den Schriftzeichen geschrieben, die ihren Lauten zukamen, nach dem Grundsatz: Schreib wie du sprichst. Daher schreibt man: *ich kam* von *kommen*, *er nimmt* von *nehmen* u. s. w. Das war wenigstens die Absicht jenes Grundsatzes.

im Deutschen zu leugnen, so würde man im Irrthum sein. Man kann bei genauerer Beobachtuug sehr leicht gewahr werden, dass wir beim Lesen deutscher Hexameter die Längen von den Kürzen keineswegs blofs durch Heben und Senken der Stimme unterscheiden, dass wir vielmehr wirklich auf den langen Sylben etwas länger verweilen als auf den kurzen. Und dies hat seinen Grund in der deutschen Aussprache überhaupt und ist der deutschen Sprache keineswegs blofs aufgedrungen wie manches Andere, was uns antikisierende deutsche Metriker einreden möchten. Wenn wir sagen *Blüte*, *schlafen*, *brausen*, so geben wir der ersten Sylbe dieser Wörter wirklich eine längere Zeitdauer als der letzten. Bei langen Vocalen wird dies wohl auch zugegeben. Aber wie ist es mit den kurzvocaligen hochtonigen Sylben? Ganz unzweifelhaft wiegt im Vers die erste Sylbe von *Stumme* so schwer wie die von *Blume*, die von *Hütte* so schwer wie die von *Blüte*, die von *können* wie die von *krönen*. Man sagt hier wohl, der Vocal sei durch Position lang. Aber die deutsche Sprache kennt die antike Position nicht. *Theuerste*, *donnernde* u. s. f. sind Daktylen trotz des *rst* und *rnd*, welche die zweite Sylbe im Griechischen und Lateinischen *positione* lang machen würden. Die Sache ist die: Wie das Deutsche zwar die antike Sylbenquantität nicht kennt, wohl aber ein Analogon derselben, so weifs es allerdings auch nichts von der griechischen und römischen Consonantenposition, wohl aber zeigt es in bestimmten Fällen etwas derselben Verwandtes. Wir beobachten dies am besten bei gleichartigen Consonanten zwischen zwei Vocalen und hier wiederum am leichtesten, wenn der Consonant ein Halbvocal ist. Der Halbvocal ist, wie wir gesehen haben, in der Zeit dehnbar wie der Vocal. Um nun der hochtonigen Sylbe mit kurzem Vocal dieselbe Zeitdauer zu geben wie der mit langem Vocal, wird auf dem Halbvocal, der dem kurzen Vocal folgt, um so viel länger gehalten, als jener kurze Vocal weniger Zeit in Anspruch nimmt als der lange eines andern Wortes. Man bemerkt dies sofort, wenn man darauf Acht hat, wie man die Worte *stumme* oder *können*, zumal beim Vortrag von Versen, ausspricht. Noch deutlicher aber wird die Sache, wenn man einen besonderen Nachdruck auf ein solches Wort legt und Acht gibt, auf welchem Theil des Wortes man anhält. Sagt man z. B.: „*Blumen sehe ich wohl, aber keine Früchte*,“ so bemerkt man, dass man etwas länger auf dem Vocal *u* in *Blume* anhält.

Sagt man dagegen mit Nachdruck: „*Stumme wirst du doch nicht zum Reden auffordern*,“ so gewahrt man ebenso deutlich, dass die Stimme nicht auf dem *u*, sondern auf dem *m* verweilt. Hat dies nun bei Halbvocalen keine Schwierigkeit, so fragt sichs: Wie fängt es die Sprache an, um auch bei folgendem Stummlaut kurzvocaligen hochtonigen Sylben dieselbe Zeitdauer zu geben wie langvocaligen? Die Beobachtung lässt uns auch hier nicht ohne Antwort. Man sage mit Nachdruck: „*Blüten, aber keine Früchte*,“ und man wird bemerken, dass man auf dem Vocal *ü* etwas länger verweilt. Man sage dagegen: „*Hütten, aber keine Paläste*,“ und man wird leicht gewahr, dass hier nicht auf dem Vocal *ü* gehalten wird, sondern auf *tt*. Wie ist dies nun möglich, da doch Stummlaute nicht dehnbar sind? Das wird dadurch möglich, dass man nach dem ersten *t*, das durch Schliefsung der Lautwerkzeuge hervorgebracht wird, eine kleine Pause eintreten lässt, bevor man durch Oeffnung der Organe das zweite *t* erzeugt. Was aber in dem angeführten Beispiel durch den Nachdruck, den man auf das Wort *Hütten* legt, besonders deutlich hervortritt, das geschieht, nur minder auffallend, auch bei der Hervorbringung solcher Wörter in gewöhnlicher Rede.

So ist es im Inlaut. Wie steht es nun aber mit den Consonanten, die im Auslaut auf hochtonige kurzvocalige Sylben folgen? Im wesentlichen gar nicht anders. Freilich kann sich hier der zweite Consonant nicht an einen folgenden Vocal anschliefsen. Aber die längere Dauer des Consonanten, welche durch die Verdoppelung desselben angezeigt wird, tritt im Auslaut so gut ein wie im Inlaut. Wir wollen zur Verdeutlichung gleich wieder mit Nachdruck gesprochene Beispiele nehmen: „*Der Kahn zerschellte, aber die Menschen wurden gerettet*.“ Anhalten auf dem *â* des Wortes *Kahn*. Dagegen: „*Er kann wohl, aber er will nicht*“. Ebenso deutliches Anhalten auf dem *nn* von *kann*. „*Die That gilt mehr als das Wort*“. Anhalten auf dem *â* von *That*. Dagegen: „*Matt ist er wohl, aber nicht besiegt*“. Dieselbe Erscheinung bei dem *tt* von *matt*, die wir oben bei dem Worte *Hütten* beobachtet haben.

Aus dem Entwickelten ergibt sich nun ein Hauptgesetz der neuhochdeutschen Rechtschreibung. Hochtonige Sylben sind lang. Ist der Vocal in solchen Sylben kurz, so trifft die längere Dauer den auf den Vocal folgenden Consonanten, und diese längere

Dauer wird in der Schrift ausgedrückt dadurch, dass man den Consonanten doppelt setzt. Wo auf den kurzen Vocal hochtoniger Sylben nur ein consonantischer Laut folgt, hat unsre hergebrachte Schreibweise das Princip der Verdoppelung streng durchgeführt.*) Wie es sich verhält, wenn mehrere verschiedene Consonanten folgen, werden wir weiter unten sehen.

Tieftonige Sylben sind zwar etwas kürzer als hochtonige, da sie aber doch den hochtonigen Sylben bedeutend näher stehen als den tonlosen und in der Metrik als lang gerechnet werden, so werden sie auch in der Schreibung wie die hochtonigen behandelt. Auch für sie gilt also die Regel, dass sie entweder einen langen Vocal haben oder den kurzen Vocal durch Verdoppelung des folgenden Consonanten zu einer langen Sylbe ergänzen. So z. B. von der ersten Art: *Bóhnenblüte, Schmálzblùme, aússchlàfen*; von der zweiten: *Taúbstùmme, Laúbhùtten.* Im Auslaut: *Wóhlthàt, tódmàtt.*

Tonlose Sylben sind kurz. Es kann also bei ihnen weder von einer Dehnung des Vocals, noch von einer Verlängerung der Sylbe durch Consonanzverdoppelung die Rede sein. Z. B. in den Wörtern *Blüten, schállen, wénige, gröſsere* sind die nicht accentuierten Sylben tonlos und demnach kurz.**)

Manche tieftonige Sylben nähern sich den tonlosen, und daher tritt ein Schwanken in ihrer Behandlung ein. Dahin gehört die Ableitungssylbe *in (inn?)*, durch welche man aus männlichen Substantivis weibliche bildet. Diese Ableitungssylbe hat ein verschiedenes Gewicht, je nachdem sie auf eine lange (hoch- oder

---

*) Die einzige Ausnahme, die sich unsere Rechtschreibung gestattet, hat zugestandnermaſsen keinen phonetischen, sondern nur einen graphischen Grund. Sie betrifft die Zeichen *ch* und *sch*, die auch nach kurzen Vocalen hochtoniger Sylben nicht doppelt geschrieben werden. Man unterlässt diese Verdoppelung nur, weil jene an sich schon ungeschickten zusammengesetzten Zeichen für einfache Laute sich gar zu unförmlich ausnehmen würden, wenn man sie doppelt schriebe. Wir wollen hier keine Vorschläge machen, wie diesem Uebelstande etwa abzuhelfen wäre, da solche Vorschläge für jetzt doch keinen praktischen Erfolg haben könnten. Wir begnügen uns vielmehr, auf jenen offenbaren Mangel unsrer Orthographie hinzuweisen, und bemerken zugleich, dass noch ein weiterer Uebelstand an derselben Stelle in der zweifachen qualitativen Geltung des *ch* (*Sache* und *Sichel*) besteht.

**) Inwiefern hier bei einer ganz streng bezeichnenden Schreibweise der im II. Abschnitt erläuterte qualitative Unterschied der Vocale in Betracht kommen könnte, wollen wir hier absichtlich unerörtert lassen.

tieftonige) Sylbe folgt oder auf eine kurze (tonlose). Folgt sie auf eine lange Sylbe, so ist sie tonlos und mithin kurz, folgt sie aber auf eine kurze, so kann sie tieftonig und mithin lang ausgesprochen werden. Man erkennt dies aus der Art, wie unsere Poesie diese beiden Arten von Wörtern im Reime behandelt. Auf *Königinn* reimt man *aus dem Sinn*, nicht aber läfst sich die Endsylbe *Löwin* als männlicher Reim verwenden. Es ist dieselbe Sache in der Mehrzahl. Auf *Königinnen* kann man reimen *nicht entrinnen*, auf *Löwinnen* pafst dies nicht. Man sollte also streng genommen schreiben *Königinn* und *Königinnen*, aber *Löwin* und *Löwinen*. Letzteres ist ein Daktylus so gut wie *ewigen*. Da nun aber diese Bildungen grammatisch einer und derselben Classe angehören, so zieht man es vor, sie auch in der Schreibung gleich zu behandeln. Man schreibt den Singular durchweg mit einem *n*, als wäre er unter allen Bedingungen tonlos, den Plural durchweg mit doppeltem *n*, als wäre er überall tieftonig. Man kann sich dieser Schreibweise anschliefsen, da sie mehr und mehr das Uebergewicht gewonnen hat und die von uns bezeichnete exactere für die Volksschule praktische Schwierigkeiten bieten dürfte.*)

Bei anderen sehr abgeschwächten tieftonigen Sylben tritt ein Schwanken ein, ob der Vocal lang und der Consonant einfach oder ob der Vocal kurz und der Consonant gedehnt ist. Dahin gehört z. B. das Wort *Bräutigam*, das man besser nur mit einem m schreibt, Plural *Bräutigame.* **) Dagegen schreibt man *Nachtigall* besser mit *ll*, Plur. *Nachtigallen.*

Folgen auf den Vocal betonter Sylben mehrere verschiedene Consonanten, so würde der Charakter des Vocals am klarsten zu erkennen sein, wenn man auch hier die Regel gelten liefse. „Nach kurzem***) Vocal wird der nächstfolgende Consonant verdoppelt, nach langem steht er einfach.“ Man sähe dann sofort, dass *Krafft* (*vis*) zu sprechen ist wie *ihr schafft* (*creatis*), nicht wie *ihr schlaft* (*dormitis*). Von phonetischer Seite liefse sich dafür sagen, dass das quantitative Hauptgewicht in solchen Sylben wirklich auf den

---

*) Bei dem Unterschied des *in* nach kurzen oder langen Sylben kommt die verschiedene alte Ableitung auf *in* (*în*) und *inna* nicht in Betracht (s. Grimm, Gramm. II, 319 u. III, 337). [Aus dem oben Gesagten ergibt sich, dass auch die Schreibung *-inn, -innen* sich vertheidigen lässt. (1863.)]

**) Vergl. S. 174, Anm. **.

***) „kurzem“ hier im Sinne des qualitativ unterschiedenen Vocals.

dem Vocal folgenden Consonanten fällt. Wir sehen dies wieder besonders deutlich bei nachdrucksvoller Rede. Sagen wir z. B.: „*Ihr schlaft und solltet wachen*“, so halten wir auf dem *a* von *schlaft* an. Sagen wir dagegen: „*Die Kraft hat er wohl, aber es fehlt ihm der Wille, sie zu gebrauchen*“, so halten wir nicht auf dem *a*, sondern auf dem *f* von *Kraft*.

Obwohl nun die angeführten Gründe für eine Durchführung der Consonantverdopplung auch im vorliegenden Fall zu sprechen scheinen, so lassen sich doch überwiegende Gründe sowohl theoretischer als praktischer Art für eine andere Behandlung der Sache anführen. Wir wollen hier nur die praktischen Gründe erörtern, welche gegen eine solche Durchführung der Consonantverdopplung sprechen, weil sie wohl am meisten dazu beigetragen haben, diesen Weg zu verwerfen. Wollte man nämlich in der Unmasse von Fällen, die dies Gesetz unter sich begreift, überall den Consonanten verdoppeln, so würde man eine überaus grofse Menge von Buchstaben mehr zu schreiben haben, als nach unserer jetzigen Rechtschreibung. Nun trachtet aber eine gute Rechtschreibung nicht blofs danach, die Laute überhaupt in irgend einer Weise möglichst streng wiederzugeben, sondern sie sucht dies auch mit den einfachsten und sparsamsten Mitteln zu thun. Dies ist ein Gebot, das ihr von ihrer ausgedehnten praktischen Bedeutung unverbrüchlich auferlegt wird. Es fragt sich also, ob sich nicht dasselbe Ziel, welches die durchgeführte Consonantverdopplung sich steckt, auch mit einem geringeren Kraftaufwand erreichen läfst. Betrachten wir die aufserordentlich grofse Anzahl der deutschen Wörter, in deren betonter Sylbe mehrere verschiedene Consonanten auf einen einfachen Vocal folgen, so finden wir, dass sie in zwei verschiedene Classen zerfallen. Die eine Classe bilden die Wörter, in welchen die dem Vocal folgenden Consonanten, wenigstens für unseren jetzigen Sprachzustand, einen unablösbaren Bestandtheil des Wortes ausmachen. In die zweite Classe dagegen gehören die Wörter, deren zweiter Bestandtheil sich entweder als blofse Flexion oder als Composition vom ersten ablöst. In phonetischer Hinsicht findet nun zwischen diesen beiden Classen ein sehr wesentlicher Unterschied statt. In der ersten Classe ist der Vocal, mit wenigen Ausnahmen, durchweg kurz.*) In der zweiten Classe

*) Unter den Tausenden von Wörtern, die in diese Classe gehören, fin-

ist er bald kurz, bald lang. Darauf gründet sich die verschiedene Behandlung, die diesen beiden Classen in der Rechtschreibung zu Theil wird. In der ersten Classe kann eine Verdopplung der Consonanten unterbleiben, weil man ohnehin schon weifs, dass der Vocal kurz ist. In der zweiten dagegen tritt dieselbe Behandlung ein wie bei den einartigen Consonanten nach betontem Vocal: Man schreibt den nächstfolgenden Consonanten doppelt, wenn der Vocal kurz ist; einfach, wenn er lang ist. Man schreibt demnach in der ersten Classe: *walten*, *binden*, *werfen*, *Kunst*, *Gunst*, *Gewinst*, *Gespinst* u. s. w., und spricht hier den Vocal überall kurz. Dagegen schreibt man in der zweiten Classe: *schafft (creat)*, *fällt*, *Irrlicht*, *Brennstoff* u. s. f. bei kurzem Vocal; dagegen *schlaft (dormite)*, *gebt*, *Strafpredigt*, *Trübsinn* bei langem.

Blicken wir nun zurück auf die Art, wie die deutsche Rechtschreibung den kurzen Vocal betonter Sylben durch Verdopplung der folgenden Consonanten kenntlich macht, so ergibt sich daraus, dass wir bei consequenter Durchführung dieser Regel eine besondere Bezeichnung des langen Vocals nicht nöthig haben. Denn die Länge des Vocals ergibt sich von selbst nach der Regel: „Vor einfach geschriebenen Consonanten ist der Vocal betonter Sylben lang.“ Wo nicht verschiedene Consonanten dem Vocal folgen, gibt schon unsere bisherige Orthographie, mit der einzigen oben erwähnten Ausnahme, ein sicheres Anhalten. Wo aber verschiedene Consonanten folgen, hat man sich die vorhin angegebene Unterscheidung einzuprägen, bis es etwa gelingen wird,

---

den sich verhältnismäfsig nur sehr wenige, die eine Ausnahme bilden, und selbst bei diesen schwankt bisweilen die Aussprache. Es gehören dahin die Wörter: *Art*, *Bart*, *zart*, *Harz* (?), *Magd* (?), *ahnden*, *Fahrt*, *Pabst*, *Krebs* (?), *werth*, *Schwert*, *Herd*, *Herde*, *Pferd*, *Obst*, *Probst*, *Vogt*, *Mond*, *Trost*, *Ostern*, *Kloster*, *Lotse*, *Geburt*, *Husten*, *wüst*, *düster* (?), *Rüster* (?). Bei einigen dieser Wörter könnte man überdies eine blofse Zusammenziehung in Anschlag bringen, so dass sie eigentlich gar nicht hieher gehörten, z. B. bei *Obst*, *Pabst*, *Vogt*. Man thut aber besser, die alte nicht mehr gefühlte Zusammenziehung aus dem Spiel zu lassen, obschon sie da, wo man sich ihrer noch erinnert, auf die hergebrachte Schreibung einwirkt, z. B. in *Sammt* (für *Sammet*), *Zimmt*. In Bezug auf die zweite Classe ist zu bemerken, dass Wörter mit den Bildungssilben *heit* (z. B. *Dummheit*), *nis* (*Verdammnis*), *ner* (*Glöckner*), *sal* (*Schicksal*), *schaft* (*Mannschaft*), *lich* (*schrecklich*), wie Composita behandelt werden. Auf die Entstehung dieser zum Theil nur scheinbar zusammengehörenden Sylben haben wir hier natürlich nicht einzugehen.

auch hier die Schreibung in noch einfacherer Weise mit der Aussprache in Uebereinstimmung zu bringen.

Auf die Beseitigung der schwerfälligen und überflüssigen Bezeichnung der langen Vocale, wie sie unsere bisherige Rechtschreibung in vielen Fällen zeigt, sind wir um so mehr angewiesen, als wir in unzähligen Fällen uns der einfacheren Schreibweise schon bedienen. Wir schreiben *schlafen*, *sagen*, *laben*, *geben*, *treten* u. s. w. und nehmen als selbstverständlich an, dass die betonte Sylbe dieser Wörter mit langem Vocal zu sprechen ist, weil aufserdem der dem Vocal folgende Consonant verdoppelt sein würde, wie in *Flagge*, *Egge*, *Ebbe*. Ganz ebenso würden wir *nemen*, *wänen*, *stelen* ansehen, sobald sich unser Auge an diese Schreibweise gewöhnt hätte. Eine so weitgreifende Aenderung der deutschen Rechtschreibung ist nun zwar den Schulen eines einzelnen deutschen Landes durchaus nicht anzurathen. Wohl aber folgt daraus auch für sie der Grundsatz: „In schwankenden Fällen ist die einfachste Schreibung des langen Vocals vorzuziehen.“ Man schreibe also; *Feme*, *Femgericht*, *verfemen*, *gären*, *gebären*, *sich gebaren*, *die Gebärde*, *malen (pingere)*, *Maler*, *Mal* (Wahrzeichen), *Denkmal*, *einmal* u. s. w., *Märe* (Erzählung), *Märchen*, *Willkür*, *Kran*, *Leikauf*, *Walplatz*, *Walstatt*, *Wergeld*, *Werwolf* *), *Same*, *Mafs*, *bar* (blofs,

---

*) S. die Hannoversche Schrift S. 11. Der dort vorgeschlagenen Schreibung *gewar, warnehmen, bewaren* u. s. w. beizutreten, trage ich nur deshalb Bedenken, weil dadurch ein phonetisch völlig unbegründeter Abstand von *wahr* (*verus*) und *gewahr*, *bewahren* u s. f. erst eingeführt wird. In der Erwartung, dass mit der Zeit *wahr* (*verus*) sein *h* gleichfalls auswerfen wird, könnte man immerhin die Schreibung *gewar*, *bewaren* u. s. w. gelten lassen. Aber solche Unterscheidungen sind grofsentheils nur eine unnütze Last, wo sie die hergebrachte Schreibweise uns aufnöthigt; neue einzuführen, scheint mir gar nicht gerathen. Man sollte vielmehr diese Quälerei auf einen möglichst engen Raum einzuschränken suchen. Im Grunde ärgert sich jeder, der nicht gerade Profession von diesen Dingen macht, wenn er sich jedesmal erst besinnen soll, ob und wie er *mahlen* (*molere*) anders schreiben soll als *malen* (*pingere*), *Sohle* (die Schuhsohle) anders als *Sole* (die Salzsole) u. s. w. Man sagt, die Deutlichkeit verlange diese Unterscheidungen Aber dagegen ist einzuwenden: 1) Die gesprochene Rede macht diese Unterscheidungen nicht, ohne deshalb unverständlich zu werden. 2) In den meisten Fällen muss man erst seinen ganzen Scharfsinn aufbieten, um irgend einen Satz ausfindig zu machen, in welchem eine Verwechslung der beiden Wörter auch nur möglich wäre. 3) Der Lesende soll durch diese verschiedene Schreibung sofort ins Klare gesetzt werden, welches von den beiden Wörtern er vor sich hat. Das würde

bares Geld), *drönen*, *Schar*, *schmal*, *Schofs (gremium)*, *stönen*, *die Wage.*

Dasselbe gilt von den Fällen, die zwischen *t* und *th* schwanken. Letzteres ist im Neuhochdeutschen nur eine Bezeichnung der Vocaldehnung. Wo diese jetzt gar nicht eintritt, ist das *th* unbedingt zu verwerfen. Man schreibe also *Turm*, *Wirt*. Wo die Schreibung schwankt, ist die mit *t* vorzuziehen, also *Abenteuer*, *Hut (der* und *die)*, *Maut*, *Miete*, *vermieten*, *Monat*, *Heimat*, *Zierat*, *Armut*, *Wermut*, *Wismut*, *Glut*, *Blüte.**) Wenn ich aber noch einen Schritt weiter gehe und vorschlage, das auslautende *th* noch mehr zu beschränken und es wo möglich ganz zu beseitigen, so berufe ich mich auf den Vorgang eines Dichters, der mehr als andere auf die Reinheit seiner Reime gehalten und ebendeshalb nicht gewollt hat, dass sie durch eine verworrene Rechtschreibung den Schein der Unreinheit erhielten. Platen schreibt *Mut*, *Wut*, *Not* statt des hergebrachten *Muth*, *Wuth*, *Noth*. Die herkömmliche Orthographie schneidet hier durch ihre willkürlich verschiedene Schreibung die reinsten Reime auseinander. Man schreibt *gut* (mhd. *guot*), *Blut* (mhd. *bluot)* und daneben *Muth* (mhd. *muot*), *Wuth* (mhd. *wuot*). Man schreibt *Schrot* und daneben *Noth*; *roth* (*ruber*), das den dritten reinen Reim dazu bildet, wird jetzt schon häufig *rot* geschrieben. Ich glaube nicht, dass man lange allein bleiben wird, wenn man *Mut*, *Wut*, *Not*, *rot* und die davon abgeleiteten Wörter mit blofsem *t* schreibt. Ob ihnen auch *Rat* (*consilium*), *Drat*, *Nat* und *Wert* hinzugefügt werden sollen, lasse ich dahingestellt, weil hier schwerer eine allgemeine Uebereinstimmung zu erzielen sein wird. Jedenfalls aber schreibt man besser *Draht* und *Naht* als *Drath* und *Nath*, ebenso wie *Fahrt* besser ist als *Farth.***)

---

aber nur dann der Fall sein, wenn der Lesende die fragliche Unterscheidung jederzeit klar und sicher vor Augen hätte. Nun ist aber ein grofser Theil dieser Unterscheidungen von der Art, dass die unermessliche Mehrzahl der Leser sich selbst erst besinnen oder wohl gar nachschlagen muss, wenn sie mit Sicherheit angeben soll, wie man jedes der beiden Wörter schulgerecht schreibt. Jeder aber, der sich in diesem Fall befindet, erkennt die Bedeutung des fraglichen Wortes nicht aus dessen unterschiedener Schreibung, sondern aus dem Zusammenhang des Satzes, und erst daraus schliefst er weiter: Also schreibt man das Wort in der hier vorliegenden Bedeutung so, wie ich es hier vor mir sehe. [Vgl. jedoch unten: Weitere Beiträge zur deutschen Rechtschreibung I, 2. (1863.)]

*) Hannoversche Schrift S. 11.

**) S. Hannov. Schrift S. 11.

II. Schreibung einzelner Buchstaben.

1. ſ, ß, ſſ, s.

Wir haben schon in der ersten Abhandlung nachgewiesen, dass die neue Vertheilung der in der Ueberschrift genannten Zeichen, die man sehr mit Unrecht eine historische nennt, unstatthaft ist. Wem damals etwa noch ein oder das andere dunkel geblieben sein sollte, dem hoffe ich in den beiden ersten Abschnitten dieser zweiten Abhandlung die nöthige Aufklärung gegeben zu haben.

Unsere Aufgabe bei der Bezeichnung der dentalen Zischlaute ist deshalb nicht ohne Schwierigkeit, weil wir einerseits die Laute unserer gebildeten Gesammtsprache möglichst treu wiedergeben sollen und andererseits uns eng an den hergebrachten Gebrauch der Buchstaben anschlieſsen müssen. Wäre das Letztere nicht der Fall und hätten wir vollkommen freie Hand, so lieſse sich unser ganzer Bedarf mit zwei von unsern hergebrachten Zeichen weit besser decken als es jetzt mit vier oder fünfen geschieht. Wir würden dann den weichen dentalen Zischlaut (in *sagen, suchen* u. s. w.) nach Art der Holländer durch *z* ausdrücken, den harten durch *ſ*, und mit diesen Zeichen könnten wir dann ganz so verfahren wie in der labialen Reihe mit *w* (= italien. *v*) und *f*.

Diese Freiheit haben wir natürlich, wo es sich um praktische Vorschläge für die Gegenwart handelt, nicht. Wir müssen uns vielmehr mit einer möglichst angemessenen Vertheilung der hergebrachten Bezeichnungen begnügen. Demnach bezeichnet ſ (in lateinischer Schrift sowohl *ſ* als *s*) den weichen, dentalen Zischlaut (den deutschen Anlaut in *sagen, singen* u. s. w.). Den harten dentalen Zischlaut drücken ß, ſſ und ſs aus (in latein. Schrift gebraucht man *ſs* entsprechend dem ß; *ss* entsprechend dem ſſ und ſs). Dazu kommt noch das nur im Auslaut stehende s. Diese Zeichen haben wir nun so zu vertheilen, dass sie möglichst den allgemeinen Regeln entsprechen, die wir im Vorangehenden über die Bezeichnung der neuhochdeutschen Sprache anerkannt haben.

Ueber ſ (latein. *s* und *ſ*) kann kein Streit sein. Es bezeichnet den weichen dentalen Zischlaut.

ſſ ist als die Verdoppelung des harten Zischlauts zu fassen, der einfach ß geschrieben wird. ß und ſſ sind also nach denselben Normen zu vertheilen, die wir oben über die Setzung einfacher und doppelter Consonanten aufgestellt haben. Dass wir ſſ in deutscher

Schrift auslautend durch ſs ausdrücken, ist nur eine graphische Eigenthümlichkeit und hat keine phonetische Bedeutung.

Danach haben wir also zu schreiben:

1. Wenn der harte Zischlaut im Inlaut zwischen Vocalen oder im Auslaut steht, nach langen Vocalen ß, nach kurzen ſſ (ausl. ſs). Also: reißen, Füße, Maße, Schweiß, Fuß, Maß (mit lateinischen Buchstaben *reifsen, Fufs* etc.). Aber wiſſen, miſſen, Flüſſe, haſſen, Fluſs, Haſs (lateinisch: *wissen, Fluss* etc.).

2. Wenn der harte Zischlaut vor Consonanten steht, bei der zweiten*) der S. 176 bezeichneten Classen nach langem Vocal ß, nach kurzem *ſſ*. Also: Er heißt, er stößt (latein. *heifst, stöfst*). Aber: Er haſſt, er faſſt (latein. *hasst, fasst*).

3. *s* hat sich für ursprünglich weichen und für ursprünglich harten Zischlaut eingedrängt. Für ursprünglich harten steht es in der Endung des Nom. und Acc. Sing. vom Neutrum des Pronomens und des starken Adjectivs und ebenso in den Wörtern aus, bis. Sonst vertritt *s* nur den weichen Zischlaut am Ende des Wortes.

Eine Frage bleibt ferner, wie man die Endsylbe nis (niß, niss?) schreiben soll. Hier zeigt sich recht die Mangelhaftigkeit unsrer Zeichen, man mag sie vertheilen wie man will. Die Sylbe nis hat nämlich eine verschiedene Betonung, je nachdem sie auf eine unbetonte oder betonte Sylbe folgt. Im ersteren Fall ist sie tieftonig oder kann dies doch sein. Daher reimt z. B. *gewiss* auf *Finsterniss*. Im zweiten Fall ist sie tonlos und ein solcher Reim ist unstatthaft; *gewiss* kann nicht reimen auf *Betrübnis*. Im zweiten Fall gehört nun die Endsylbe *nis* gar nicht unter unsere Regel. Denn unsere Regel bezieht sich nur auf betonte Sylben. Wir haben also hier einen ähnlichen Fall wie oben bei den Femininis auf *in*. Auch hier haben wir die Wahl, welche von den beiden Classen wir als mafsgebend betrachten oder ob wir sie etwa verschieden schreiben wollen. Gegen das Letztere sprechen praktische Bedenken. Wollen wir die Frage in demselben Sinn entscheiden wie die über die Feminina auf *in*, so lassen wir in der einsylbigen Form die Tonlosigkeit, in der mehrsylbigen den Tiefton vorwalten und schreiben demgemäfs *Hindernis* wie *Bedürfnis*, aber *Bedürfnisse* wie *Hindernisse*.**)

*) Die erste Classe kommt hier nicht in Betracht.

[**) Man sieht aus dem eben Gesagten, dass wir auch gegen die Schreibung *niss, nisse* nichts einwenden würden. (1863.)]

Die angegebenen Regeln bestimmen ganz sicher und unzweideutig, in welcher Weise die einzelnen Laute durch unsere gebräuchlichen Zeichen wiederzugeben sind. Aber natürlich wird dadurch nicht ausgeschlossen, dass in einzelnen Fällen der Laut selbst schwankend sein kann, den die Schrift wiedergeben soll. So wird sich darüber streiten lassen, ob müssen (*müssen*) mit kurzem *ü* oder müßen (*müfsen*) mit langem zu schreiben sei. Der norddeutsche Gebrauch entscheidet sich für müssen, der süddeutsche neigt sich zu müßen. Man wird also wohl für jetzt Doppelformen anzuerkennen haben.

2. *ph, f, v.*

ph ist nur in Fremdwörtern zu schreiben.

Das anlautende *v* hat in deutschen Wörtern denselben Laut wie *f*. Weder phonetisch noch historisch ist ein Unterschied begründet. *Fülle* hat denselben Laut wie *voll, für* wie *vor,* und so durchweg. Dies anlautende *v* ist also in deutschen Wörtern allerdings ein unnöthiger Buchstabe. In schwankenden Fällen ist demnach *f* zu schreiben, also *Festung.*

3. *dt.*

Die Buchstabenverbindung *dt* hat eigentlich zwei ganz verschiedene Aufgaben. Erstens nämlich drückt sie ein aneinandergerücktes *d* und *t* aus, zwischen denen ein Vocal ausgefallen ist. So in *gesandt*, *gewandt.* Zweitens aber soll sie eine Mittelstufe zwischen *d* und *t* ausdrücken. So in *Brodt, Schwerdt.* Die erstere Art ist zu schonen wie manches andere Historische in unsrer Rechtschreibung, dessen Beseitigung jedenfalls einzelnen deutschen Ländern nicht anzurathen ist. Dahin gehören die Formen: *sandte, gesandt, gewandt, beredt.* Die zweite Art ist weniger ein Erzeugnis eines besonders feinen Gehörs als vielmehr der Verlegenheit, die zwischen harter und weicher Schreibung schwankte. Wir dürfen somit diese Schreibweise als überflüssig betrachten und möglichst beseitigen. Man schreibe daher *Schwert, Ernte, Brot, die Brote, gescheit.* Wenn man diesen Wörtern das Wort *todt* (*mortuns*) noch nicht beifügt, so geschieht es nur aus Rücksickt auf den eingewurzelten Schreibgebrauch. Ich will aber doch anmerken, dass Platen bereits *tot* schreibt, was die phonetische Lautbezeichnung verlangt und die Geschichte bestätigt. Eine eigenthümliche Be-

wandtnis hat es mit *Stadt* (*urbs*). Hier soll nämlich das *dt* zugleich die Verkürzung des Vocals andeuten. Weil aber der Plural *Städte* langen Vocal hat, so sucht man durch die Verbindung *dt* eine gewisse Mitte zwischen *tt* und einfachem *t* zu treffen. Eigentlich sollte man im Sing. schreiben *Statt,* im Plur. *Stäte,* so gut man das Prät. *ich kam* vom Präs. *ich komme* unterscheidet. Ein so starkes Abgehen vom allgemeinen Gebrauch ist aber dem Einzelstaat zu widerrathen, und demnach die Schreibung *Stadt, Städte* beizubehalten. Etwas anders ist der Fall bei *Schmidt,* wo sowohl Aussprache als Schreibung schwanken. Adelung schreibt den Sing. *der Schmid, des Schmids,* den Plur. *die Schmiede.* *) Andere schreiben *Schmidt* **), noch andere Sing. *Schmid* und Plur. *Schmide.* ***) Die letzte Schreibung würde ich vorziehen, wenn man nicht wegen der verschiedenen Aussprache lieber Doppelformen gelten lassen will.

4. *ai.*

Siehe die Hannoversche Schrift S. 15.

Das *ai* ist zu schreiben in *aichen, Aichmafs, Baiern, Bai, Hai, Haifisch, Hain, Kai, Kaiser, Krain, Laib, Laich, Laie, Mai, Maid, Main, Mainz, Mais, maischen, die Maische, Rain, Raiter* (d. h. Rechner), *Saite*, *Waid, Waise, Zain.*"

5. *ä* und *e.*

Siehe die Hannoversche Schrift S. 15.

„1. Das *ä* ist der Umlaut von *a* (*äu* also Umlaut von *au*).

2. Das *e* hat einen weiteren Umfang. Es ist

a) Schwächung der Vocale *a, i, o, u;*

b) Schwächung des alten *ae* (Umlauts von *â*), z. B. in *Truchsess, bequem;*

c) Der alte Umlaut des kurzen *a*, z. B. *behende* (von *Hand*).

3. Im allgemeinen darf man also in zweifelhaften Fällen *ä* nur dann schreiben, wenn sich dieser Laut sicher auf eine Form mit *a* zurückführen läfst; z. B. *Stämme* von *Stamm.*

4. In folgenden Wörtern, in denen eigentlich *e* statt *ä* stehen sollte, hat sich das *ä* allgemein geltend gemacht und ist deshalb beizubehalten: *Bär* (vgl. *Berlin, Bernburg*), *dämmern, gäten* oder *jäten, gären, gebären, Käfer*, *schwären, die Schwäre*, *spähen*, *der Stär* (Widder), *erwägen* und

---

*) Vollständige Anweisung zur deutschen Orthographie. Frankfurt und Leipz. 1788. II, S. 378. Man bemerke beiläufig, dass sich die Schreibung des Plurals bei Adelung keineswegs immer nach dem Singular richtet.

**) Hannov. Schrift S. 12 neben *Schmied.*

***) Schäfer, Hochdeutsches Wörterbuch, Leipz. 1800. S. 232.

*wägen, erwähnen**), *währen* (*bewähren* und *gewähren*), *—wärts* (*auswärts, vorwärts* u. a.).

5. Vorzuziehen ist das *ä* dem *e* in folgenden Wörtern: *ansässig, amtsässig, aufsässig* und den ähnlich gebildeten; ferner in *Gebärde* (sich gebaren), *Häckerling* und *Häcksel* (hacken), *hoffährtig* (Hoffahrt), *Knäuel* (Knaul), *Kräpfel* (der Krapfen), *läutern* und *erläutern* (lauter), *Säule.*

6. Unterschieden werden durch *ä* und *e: die Blässe* und *die* (oder *der*) *Blesse* (vgl. *Blesshuhn*) — *die Aelteren* und *die Eltern* — *die Färse* (Kuh) und *die Ferse* — *gräulich* (von *grau*) und *greulich* (von *Greuel*) — *die Lärche* (*Lärchentanne*) und *die Lerche* — *die Stärke* und *die Sterke* (weibliches Rind).

7. In mehreren Wörtern, in denen Umlaut (ursprünglich bewirkt durch ein in der folgenden Silbe stehendes *i*) nachweisbar ist, schwankt die Schreibung zwischen *ä* und *e.*

Die Wörter *Aermel, krämpeln, nämlich* können deshalb mit *ä* geschrieben werden, weil die Ableitung derselben (von *Arm, Krampe, Name*) noch klar ist. Doch ist auch die Schreibung *Ermel, krempeln, nemlich* unverwerflich.

Dagegen wird in folgenden Wörtern, in denen die Ableitung durch veränderte Bedeutung verwischt ist (vgl. *Eltern, behende, Henne* neben *Hahn*), besser *e* geschrieben: *gebe* (in *gäng und gebe*); *gerben, der Gerber; abspenstig, widerspenstig; überschwenglich; Stengel; stets, stet, stetig, Stetigkeit, unstet.*

Leugnen und *läugnen* sind gleich richtig.

8. Vorzuziehen ist das *e* in *Esche, Estrich, Erker, Grenze, grenzen, Hering, Hermelin, welsch, Welschland.*

9. In folgenden Wörtern, in denen das *e* nicht aus Umlaut entstanden ist, ist *ä* falsch: *die Brezel, emsig, echt, Ernte, der Heher, Schemel, der Schweher* (Schwiegervater).

Vornehmlich kommt von *nehmen.*

Ferner werden die Wörter *durchbleuen, einbleuen, zerbleuen* richtiger mit *e* geschrieben. Sie kommen von mhd. *bliuwen*, schlagen, nicht von *blau.*

6. *g* und *ch.*

Siehe die Hannoversche Schrift S. 14.

1. *—ig* ist zu schreiben
   a) in den Substantiven *Pfennig* und *König* (mhd. *—inc*);
   b) in den Adjectiven, in denen das *—ig* unmittelbar an den Stamm tritt, *durst-ig, mächt-ig, mäfs-ig;* eben so in *hiesig* und *dasig;*
   c) in allen auf gleiche Weise abgeleiteten Verben: *vertheidigen, endigen, beeidigen.*

[*) *erwähnen* gehört nicht hieher. Vgl. ahd. *giwahinit,* Otfr. I, 9, 1; mhd. *gewähene* neben *gewehene,* Beispiele bei Müller, Mhd. Wb. III, 459. (1863.)]

2. —*ich* ist zu schreiben:
   a) in allen Adjectiven, welche durch Zusammensetzung von *lich* (d. h. *gleich*) gebildet sind: *könig-lich, ärm-lich, herz-lich.* Eben so in den von solchen Adjectiven abgeleiteten Verben: *entsittlichen* (von *sittlich*);
   b) in allen Adjectiven und Substantiven auf *icht: wurm-icht, thör-icht — Kehricht;*
   c) in den Substantiven: *Bottich, Fittich, Kranich, Lattich, Teppich, Rettich* (*Meerrettich*), *Sittich* (Papagei), *Zwillich, Drillich.*

3. *Billig* und *billigen* haben noch im Mhd. ein *ch* (*billich*), werden aber jetzt allgemein mit *g* geschrieben.

4. Neben *adlig* hat sich die alte Schreibung *adlich* (ursprünglich *adellich*) noch erhalten.

5. *Allmählich* ist richtigere Schreibung als *allmälig.*

6. *Mannigfach, mannigfaltig* werden besser mit *g* geschrieben; dagegen sind die zusammengezogenen Wörter *mancher, manchmal* u. a. mit *ch* zu schreiben.

7. In den Substantiven *Käfich, Werch* (Hede) schwankt seit alter Zeit die Schreibung zwischen *ch* (*h*) und *g* (*k, g* oder *j*) und *Käfig, Werg* sind deshalb unverwerflich.

8. In *Efsig* hat sich *g* statt des alten *ch* allgemein geltend gemacht.

9. *Teig* und *Teich, Zwerg* und *zwerch* sind zu unterscheiden.

10. Von *mögen* ist das Präteritum *mochte,* nicht *mogte,* zu schreiben.

Ich kann der lichtvollen Darstellung, welche die Hannoversche Schrift von der Schreibung dieser Laute gibt, nur einfach beitreten, da sie mir alles hier in Betracht Kommende genügend zu erwägen scheint. *)

Ebenso möchte ich die Bestimmungen derselben Schrift über die grofsen Anfangsbuchstaben, wie sie dort S. 7—9 mit Klarheit dargelegt werden, zur Annahme empfehlen.

Der grofse Anfangsbuchstabe kommt zu

1. dem Anfangsworte eines jeden Satzes; so auch dem Anfangsworte der directen Rede nach dem Kolon;

2. allen Substantiven;

[*) Sehr kurz fasst sich die Hannoversche Schrift über die Schreibung der Fremdwörter (S. 21). Ausführlich handelt darüber namentlich Andresen (Ueber deutsche Orthogr., Mainz 1855. S. 145 fg.). Ich selbst habe mich praktisch in dieser Sammlung meiner sprachwissenschaftlichen Abhandlungen durch das bestimmen lassen, was bis jetzt überwiegender Gebrauch zu sein scheint. Denn ich wollte die Augen nicht vom Wesentlichen ablenken durch irgend etwas principiell Untergeordnetes. Eben so wenig aber will ich durch die hier geübte Praxis irgend einer besseren vorgreifen. (1863.)]

3. allen zu Substantiven erhobenen Redetheilen oder Wörterverbindungen. — So

a) den mit oder ohne Artikel zu Substantiven erhobenen Adjectiven: z. B. *die Reichen, die Armen — die Rechte, die Linke — das Erhebende, das Erhabene — Gedrucktes und Geschriebenes;*

b) den Possessiven, welche, durch den Zusatz des Artikels zu Substantiven geworden, sich nicht auf ein vorhergegangenes Substantiv beziehen: z. B. *grüfse die Deinigen — gib jedem das Seine.*

Dagegen: *seine Worte sind verständig, die deinigen sind unverständig;*

c) den, gewöhnlich durch den Zusatz des Artikels, zu Substantiven erhobenen Infinitiven: z. B. *das Laufen — das Hin- und Herlaufen.*

Sind solche Infinitive mit anderen Wörtern umkleidet (Infinitivcomplexe), so erhält eine solche Wörterverbindung nur dann den grofsen Anfangsbuchstaben, wenn sie zusammengeschrieben oder durch Bindestriche als ein zusammengehörendes Ganzes bezeichnet ist: *das Insichgehn — das Zustandekommen — das Zu-Hause-bleiben;*

d) andern Wörtern, sobald sie durch das Neutrum des Artikels zu abstracten Substantiven gemacht sind: *das Ich — das Mein und Dein — das Rund der Erde — das Jenseits.*

4. Den von Eigennamen abgeleiteten Adjectiven in dem Falle, dass diese Abstammung besonders hervorgehoben werden soll. So in der Regel bei Personennamen. Also: *das französische (englische) Heer — ein strafsburger**) *Bürger.* Aber: *ein Goethesches (Schillersches) Gedicht.*

So unterscheidet man z. B. *die preufsische Geschichte* (d. h. die Geschichte von Preufsen) und die *Preufsische Geschichte* (die von Preufs geschriebene Geschichte) — *der englische Grufs* (der Grufs der Engel, das Ave Maria) und *ein Englischer Grufs* (Grufs in englischer Sprache) — *baiersches Bier* (nach baierscher Art gebraut) und *Baiersches Bier* (in Baiern gebraut);

5. denjenigen Adjectiven und Ordnungszahlen, welche mit dem Artikel einem Eigennamen als Appositionen nachgestellt sind: *Otto der Grofse — Heinrich der Vierte.*

6. Aufserdem werden nach allgemeinem Gebrauche der Höflichkeit in Briefen alle Pronomina, welche sich auf den Angeredeten beziehen, und nach einer hier und da angenommenen Sitte auch wohl andere Wörter (z. B. *das Königliche Amt*) mit grofsen Anfangsbuchstaben geschrieben.

Nicht mit grofsen Anfangsbuchstaben sind zu schreiben:

1. alle Pronomina (mit Ausnahme der oben unter 3 *b* und 6 angegebenen Fälle): z. B. *niemand, keiner, jemand, jedermann; der eine, der andere; nichts, etwas; manche, einige, etliche, viele.***)

[*) S. dagegen die Anm. am Schluss dieses Abschnitts. (1863.)]

[**) Consequenter ist es, diese Pronomina zu behandeln wie die Adjectiva nach 3 *a* und sie also grofs zu schreiben. (1863.)]

Also *kein anderer* (dagegen *kein Reicher*) — *niemand anders* — *etwas gutes; nichts schlechtes; was gibts neues* (*etwas, nichts, was* sind hier substantivisch; die Adjectiva sind prädicativ). [? R.] *)

2. Die Cardinalzahlen in den Verbindungen: *die beiden, die drei, alle beide, alle drei.* Ebenso in den Redensarten: *alle neun werfen — auf allen vieren kriechen — mit sechsen* (*vieren*) *fahren.*

3. Die Adjectiva in den formelhaften Verbindungen: *jung und alt — grofs und klein* (z. B. *missbilligt dieses Beginnen*) — *gleich und gleich gesellt sich gern — über kurz oder lang — den kürzeren ziehen,* obgleich diese Adjectiva hier sich dem Substantivbegriffe nähern.

4. Die substantivartigen Neutra der Adjectiva in den adverbialen Verbindungen, z. B. *am besten, am ersten — zum ersten, zum zweiten — fürs erste — im allgemeinen, im ganzen — aufs schönste, aufs beste, aufs äufserste* (*auf das schönste — jemand auf das äufserte kränken*). Ebenso *von neuem — vor kurzem, vor allem — in allem, in kurzem — bei weitem.*

Dagegen *er ist auf das Aeufserste gefasst,* d. h. er erwartet das Aeusserste mit Fassung. — *Er ist auf das Schönste gespannt,* d. h. er erwartet das Schönste mit Spannung.

Ebenso *im Freien, im Grünen, im Dunkeln.*

5. Viele Substantiva in gewissen Fällen oder Verbindungen, in denen sie ihre eigentliche Natur verloren haben und in die Bedeutung anderer Wortarten übergegangen sind. So

a) *ein bisschen* (= etwas) — *ein wenig* (= einigermafsen) — das indeclinable *ein paar* (einige);

b) *morgen* (lateinisch *cras*). Also *morgen früh, morgen Abend.* Aber *heute Morgen;*

c) *morgens, abends, nachts, vormittags, nachmittags* (aber des *Morgens, des Abends* u. s. w.), *anfangs, flugs.* — Dagegen *Sonntags, Montags* u. s. w.;

d) *theils, seitens, kraft, trotz,*

e) *um* (Gottes) *willen — von* (Rechts) *wegen.*

6. Die von Präpositionen abhängigen Adverbien: *von heute, von aufsen, nach innen.*

In gleicher Weise kommt der kleine Anfangsbuchstabe den Adverbien zu, welche durch Zusammensetzung mit Substantiven entstanden sind: *einestheils, anderntheils; dermafsen, gehörigermafsen; zeitlebens, allezeit; wechselsweise; meinerseits; einmal, ein andermal, zweimal, jedesmal, unzähligemal; kopfüber, bergauf, stromabwärts; zufolge, zurück.* Nur wenige von diesen können getrennt geschrieben werden und dann tritt entweder

---

[*) Auch hier wird man besser thun, das zweite Wort grofs zu schreiben, also *kein Anderer,* wie *kein Reicher; etwas Gutes, nichts Schlechtes.* Das Wort *etwas* ist in diesen Fällen zum unbestimmten Zahlwort geworden und *nichts* wird nach dessen Analogie behandelt. In *Niemand Anders* müssen eigentlich beide Wörter grofs geschrieben werden, weil *Anders* noch Genitiv ist. (1863.)]

andere Bedeutung ein oder die Substantiva treten in anderen Formen auf. Sie sind dann grofs zu schreiben. — *Der Art*, *seiner Art* u. s. w. wird getrennt geschrieben.

Die Ausdrücke: *stattfinden*, *statthaben*, *theilnehmen*, *überhandnehmen*, *haushalten*, lassen die Bedeutung der Substantiva nicht mehr hervortreten; diese sind also besser klein zu schreiben, auch wenn sie hinter das Verbum treten: *er hält haus*, *er nimmt theil.* Aber: *er nimmt grofsen Theil daran.*

In einem Punkte möchte ich jedoch eine abweichende Ansicht vortragen. Sollte die Bestimmung, die von Eigennamen abgeleiteten Adjectiva in dem Falle grofs zu schreiben, dass diese Abstammung besonders hervorgehoben werden soll, aufserdem aber klein, nicht zu künstlich sein? Ich würde vorschlagen, entweder nach Art der Engländer und Franzosen alle von Eigennamen abgeleiteten Adjectiva grofs zu schreiben, oder wofern dies dem bisher überwiegenden Schreibgebrauch zu sehr widerstreben sollte, doch nur die von Länder- und Völkernamen abgeleiteten Adjectiva davon auszunehmen.*)

Ich will übrigens zum Schluss noch ausdrücklich bemerken, dass bei diesem Beitritt zu den Bestimmungen der Hannoverschen Schrift nicht die Rede ist von der besten Orthographie, die sich ausdenken liefse, sondern nur von der besten, die wir gegenwärtig haben können.

---

*) Was die Städtenamen betrifft, so sind die Formen auf *er* (*Berliner Waaren*, *Kölner Bürger*) unbedingt grofs zu schreiben, da sie gar keine Adjectiva sind. Ebendeshalb aber dürfte es praktisch zweckmäfsiger sein, auch die Adjectiva der Städtenamen (*Berlinisch*, *Kölnisch*) grofs zu schreiben.

Anhang 1.

Ueber die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache.

(Aus einer Recension in den Münchner gelehrten Anzeigen, Jahrg. 1854.)

Beiträge zur geschichte der mitteldeutschen sprache und litteratur von Dr. Franz Pfeiffer. Nicolaus von Jeroschin. Stuttgart MDCCCLIV. (Zweiter Titel: Die deutschordenschronik des Nicolaus von Jeroschin. Ein beitrag u. s. w.

Sebastian Brants narrenschiff, herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig 1854.

Wenn wir die beiden in der Ueberschrift bezeichneten Werke in eine und dieselbe Anzeige zusammenfassen, so geschieht es natürlich nicht ihres Inhaltes wegen, durch den sie weit von einander abliegen. Was uns bestimmt, sie gemeinsam zu besprechen, ist vielmehr die Behandlung, die ihnen die beiden Hrn. Herausgeber in Bezug auf die Sprache haben angedeihen lassen. So fern sich nämlich auch die Sprache in Jeroschins Chronik und Brants Narrenschiff stehen, so gehören sie doch beide in die merkwürdige Periode, die den Uebergang von der mittelhochdeutschen Sprache zur neuhochdeutschen bildet. Dieser Theil der deutschen Sprachgeschichte ist bekanntlich einer der wichtigsten, aber auch einer der dunkelsten und schwierigsten. Es ist daher nicht zu verwundern, dass gerade ihm sich in neuerer Zeit mehrere der tüchtigsten deutschen Sprachforscher zugewandt haben. Auch die beiden Herausgeber der hier zu besprechenden Werke stellen sich vorzugsweise die Aufgabe, die Entstehung der neuhochdeutschen Sprache aufzuhellen, und das wird deshalb der Gesichtspunkt sein müssen, aus dem wir die vorliegenden Leistungen zu besprechen haben.*)

---

*) Was ich in den Münchner gel. Anz. 1854, III, Nr. 16 ff. zum Lobe der beiden angezeigten Bücher und zur Ergänzung und Berichtigung manches Einzelnen gesagt habe, muss ich hier als nicht zum Gegenstand dieser Schrift gehörig übergehen.

Jacob Grimm hat in seiner deutschen Grammatik seine Aufmerksamkeit mit Recht zuvörderst den ausgebildeten Schriftsprachen zugewendet, wie sie sich in den Glanzperioden der germanischen Literaturen festgestellt haben. Die Uebergänge der einen Periode in die andere hat er zwar keineswegs aufser Acht gelassen, ihre nähere Untersuchung aber mit vollem Bewusstsein nachfolgenden Forschern zugewiesen. Insbesondere ist dies der Fall bei dem Uebergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen und bei der innern Entwicklung des Neuhochdeutschen selbst (vgl. Grimm, gramm. Erster theil, II. ausgabe, vorr. S. X fg.). Die neuere Forschung hat sich deshalb mit Vorliebe gerade auf diese dunkele und dabei äufserst wichtige Periode geworfen.

Wie sehr die Meinungen über die Vorgeschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache noch auseinander gehen, dafür liefern gegerade die beiden Bücher, die wir hier besprechen, einen recht augenfälligen Beleg. Gehen wir nämlich davon aus, worüber alle Theile einig sein dürften, dass wir in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts eine in der Hauptsache festgestellte, vom Mittelhochdeutschen wesentlich verschiedene neuhochdeutsche Schriftsprache vor uns haben, so wird sich die Frage, wo wir die Spuren dieser Schriftsprache schon in den vorangehenden Jahrhunderten zu suchen haben, danach entscheiden, was wir für die wesentlichen Merkmale der neuhochdeutschen Schriftsprache halten. Diesen Merkmalen, durch welche sich das Neuhochdeutsche vom Mittelhochdeutschen unterscheidet, haben wir dann in den Aufzeichnungen früherer Jahrhunderte nachzugehen. Gerade darüber aber, worauf bei dem Verhältnis des Neuhochdeutschen zum Mittelhochdeutschen das Hauptgewicht zu legen sei, sind die Meinungen durchaus nicht einig. Bei einer so verwickelten Erscheinung wie die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache ist dies auch sehr erklärlich. Aber merkwürdig ist es, wie sich die Ansichten der gründlichsten Forscher in einem Hauptpunkt fast diametral entgegenstehen. Zarncke (Commentar zum Narrenschiff S. 273 fg.) macht aus dem Unterschied der neuhochdeutschen Vocale *ei*, *au*, *u* und *eu* von den mittelhochdeutschen *î*, *û*, *uo* und *iu* den eigentlichen Kanon für die Unterscheidung des Neuhochdeutschen vom Mittelhochdeutschen. Pfeiffer dagegen (Einleitung zum Jeroschin S. X) behandelt diesen Unterschied grofsentheils als etwas durchaus Nebensächliches und Untergeordnetes. „Einiger einfluss, sagt er, der

von der kaiserlichen canzlei, von Oesterreich her — aber ohne bewusste absicht — auf die bildung der s. g. hochdeutschen sprache ausgeübt wurde, soll nicht geläugnet werden. Die diphthonge *au*, *ei* und *eu* für *û*, *î* und *iu* z. b. sind nur von dorther zu leiten, und damit noch manches andere in der orthographie, das nicht besonders zu loben ist.“ Man könnte glauben, es komme nicht so gar viel darauf an, welche Unterschiede des Neuhochdeutschen vom Mittelhochdeutschen man als die wesentlichsten anerkennen will. Es kommt aber in der That deswegen sehr viel darauf an, weil der geschichtliche Antheil, den die einzelnen deutschen Stämme an der Entstehung der neuhochdeutschen Sprache gehabt haben, sich danach bemisst. Wir wollen deshalb auch gleich von vorn herein erklären, dass wir zwar den Untersuchungen Pfeiffers über feinere Abgrenzungen des „mitteldeutschen“ Vocalismus und Sprachgebrauchs vom Mittelhochdeutschen die gröfste Anerkennung zollen und dass wir in ihnen sehr wichtige Beiträge zur Vorgeschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache sehen, dass wir aber nichtsdestoweniger die wesentlichste Scheidewand zwischen Neuhochdeutsch und Mittelhochdeutsch in den neuhochdeutschen Diphthongeu *ei* und *au* erkennen. Dass diese Diphthonge wirklich das wesentlichste Kennzeichen des Neuhochdeutschen bilden, ergibt sich schon daraus, dass man eine Sprache, welche die mittelhochdeutschen *î* und *û* beibehält, nimmermehr für neuhochdeutsch wird gelten lassen. Will man also die verschiedenen Quellen untersuchen, aus denen die neuhochdeutsche Sprache im Gegensatz zur mittelhochdeutschen geflossen ist, so wird man vor allen Dingen den Spuren der Diphthonge *ei* und *au* für mhd. *î* und *û* nachgehen müssen. Dann aber werden die vielen Eigenthümlichkeiten zu untersuchen sein, durch die sich die s. g. „mitteldeutsche“ Sprache von der mittelhochdeutschen unterscheidet und worin sie sehr häufig als Vorgängerin des Neuhochdeutschen erscheint. Nur weil wir hier gerade mit dem Sprachforscher zu thun haben, dessen gründliche Untersuchungen den Namen und Begriff einer m i t t e l d e u t s c h e n Sprache in Umlauf gesetzt haben, wollen wir für diesmal den umgekehrten Weg einschlagen und zuerst den Stand dieser „mitteldeutschen“ Frage kurz auseinandersetzen. Wir werden uns dadurch zugleich überzeugen, wie leicht dieser Gang der Untersuchung auf unrichtige Meinungen über die Natur des Neuhochdeutschen führt.

Durch J. Grimms und Lachmanns Forschungen wurde festgestellt, dass die grofsen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts nicht etwa jeder die Volksmundart seiner Heimat, sondern eine gemeinsame über die einzelnen Volksmundarten sich erhebende Sprache redeten. Besonders hat Lachmann diese Seite des Grimmschen Werkes ausgebildet, und seine vortrefflichen Ausgaben mittelhochdeutscher Dichtungen ruhen auf dieser Grundlage. Mit gewohnter Schärfe spricht er schon 1820 in der Widmung an Benecke, die er seiner Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts vorausschickt, seine Ansicht in den Worten aus: „Denn wir sind doch eins, dass die Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, bis auf wenig mundartliche Einzelheiten, ein bestimmtes unwandelbares Hochdeutsch redeten, während ungebildete Schreiber sich andere Formen der gemeinen Sprache, theils ältere, theils verderbte erlaubten.“ In seinen Ausgaben der Nibelungen, des Iwein, des Wolfram suchte dann Lachmann aus der Masse der Handschriften und durch innere Gründe die Formen dieser mittelhochdeutschen Literatursprache mit feinstem kritischen Takt festzustellen. War man nun des strengen Mittelhochdeutschen, wie es die grofsen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts anwendeten, mächtig geworden, so verkannte man doch nicht, dass ein Theil der Dichtungen, die sich aus jenen Zeiten erhalten haben, nicht auf die streng mittelhochdeutsche Form zurückgeführt werden darf, indem ihre Verfasser sich einer Sprache bedienten, die von der eigentlich mittelhochdeutschen bedeutend abwich. So war es namentlich mit den niederrheinischen Dichtungen, die sowohl Lachmann (Philos.-hist. Abhandlungen der Akad. zu Berlin aus dem J. 1836 S. 159 fg.), als Wilhelm Grimm (Wernher vom Niederrhein, Göttingen 1839) in ihrer besonderen Mundart beliefsen.

Konnte nun aber bei diesen niederrheinischen Dichtern kein Zweifel sein, dass wir es mit einer besonderen Mundart zu thun haben, so gieng die Sache bei einer anderen Gruppe von deutschen Schriftwerken des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts mehr ins Feine, und ihre Beurtheilung konnte eben deswegen zu einer Streitfrage werden. Das sind die Schriften, deren Sprache Hr. Dr. Pfeiffer mit dem Namen Mitteldeutsch bezeichnet. Pfeiffer hat seine Ansicht zuerst in der Einleitung zu seinen Deutschen Mystikern des vierzehnten Jahrhunderts (Leipzig 1845) S. XX ausgesprochen. „Es bleibt mir nun noch übrig, sagt er dort, über die

sprache, wie sie in dem Heiligenleben erscheint, einiges zu bemerken. diese besteht, wie schon Hermanns heimat, Hessen, erwarten laesst, aus einem gemisch von hoch- und niederdeutsch. das hochdeutsche bildet die eigentliche grundlage, aber mit starker niederdeutscher färbung; doch macht sich diese mehr in den vocalen, namentlich dem umlaut bemerkbar, weniger in den consonanten. dasselbe verhältnis treffen wir, natürlich bald mit groesseren, bald mit geringeren abweichungen, in allen schriftdenkmaelern, die vom ende des 12. bis ende des 14. jahrhunderts in Hessen, Franken, Thüringen: landesstrichen, die sich wie ein breites band zwischen den süden und norden legen und die man am natürlichsten mit dem namen Mitteldeutschland bezeichnet, ihre entstehung gefunden haben. dahin gehoeren von den bis jetzt im drucke bekannt gewordenen schriften: graf Rudolf, Athis und Prophilias, das Trojerlied von Herbort von Fritslar, das alte Passional, d. hl. Elisabeth, livl. reimchronik, das Vaterunser von Heinrich von Krolewitz, Frauenlob; ausserdem eine poetische bearbeitung von dem leben der altväter (bruchstücke daraus in K. Roths denkmaelern (München 1840), und bruchstücke aus der Kaiserchronik u. s. w. (Landshut 1843), das Marienleben von bruder Philipp, die deutsch-ordenschronik von Nicolaus von Jeroschin, die Minneburg, mehrere gedichte vom Mönche von Heilsbronn und so noch andere mehr. Eine besondere bedeutung gewinnt für uns die mundart, wie sie in diesen schriften sich darstellt, noch dadurch, dass aus ihr unsere sogenannte hochdeutsche schrift- und umgangssprache hervorgegangen ist. es bietet kein geringes interesse dar, zu sehen, wie eine menge wortformen, ausdrücke, redensarten, die wir täglich ohne anstand gebrauchen, in mittelhochdeutschen schriften aber vergeblich suchen würden, hier schon frühe ausgebildet vorliegen."

In der Ausgabe des Hermann von Fritslar, welche den gröfsten Theil des ersten Bandes der deutschen Mystiker füllt, führt dann Pfeiffer seine Grundsätze durch, im Anhang S. 570 fg. gibt er eine Uebersicht von Hermanns Lautsystem und S. XXII der Einleitung bedient er sich bereits des Ausdrucks „mitteldeutsche mundart". In den Marienlegenden (Stuttgart 1846) kommt Pfeiffer auf seine Untersuchungen zurück und jetzt nimmt er sie in seiner Ausgabe des Nicolaus von Jeroschin von neuem auf. Inzwischen hat nämlich die Aufstellung einer besonderen, wenn auch mannigfach schwankenden „mitteldeutschen" Mundart eine bedeutende Unter-

stützung erhalten durch Wilhelm Grimms Ausgabe des Athis und Prophilias (S. 5 fg.). Dagegen hat Jacob Grimm in Haupts Zeitschrift für deutsches alterthum Bd. VIII. S. 544 fg. die ganze Ansicht von einem besonderen „mitteldeutschen" Vocalismus, der gewissen Werken des 13. und 14. Jahrhunderts zukommen soll, angegriffen, indem er die Abweichungen, die diese Werke vom strengeren Mittelhochdeutsch im Vocalismus zeigen, der Ungenauigkeit und den besonderen Eigenheiten der Abschreiber beimisst. Gegen diesen Angriff Jacob Grimms ist nun besonders Pfeiffers Ausgabe des Jeroschin gerichtet. Man kann Jacob Grimms Angriff in zwei Theile scheiden. Erstens nämlich leugnet er die Annahme eines besonderen Vocalismus für die von Pfeiffer als „mitteldeutsch" bezeichneten Werke, und zweitens verwirft er den Ausdruck: Mitteldeutsch. Gegen den ersteren Angriff führt Pfeiffer (Jeroschin S. XII fg.) den Beweis, dass seine Ansicht auf einer viel breiteren Grundlage ruht, als Grimm annimmt. In Bezug auf den zweiten Punkt gibt Pfeiffer zu, dass der Ausdruck „Mitteldeutsch" sein Bedenkliches habe, versucht ihn aber dennoch zu halten (S. VII fg.).

Die Art der Beweisführung genügt hier aber offenbar dem Hrn. Verf. selbst nicht. Denn er beginnt damit, zuzugestehen, dass der Ausdruck M i t t e l h o c h d e u t s c h schon viel zu sehr eingebürgert sei, als dass er mit einem anderen vertauscht werden könnte. So lange wir aber den Ausdruck Mittelhochdeutsch in Grimms Sinne, d. h. für den zwischen dem Althochdeutschen und Neuhochdeutschen in der Mitte liegenden Z e i t a b s c h n i t t gebrauchen, wird die Bezeichnung „Mitteldeutsch" in dem von Hrn. Pfeiffer geforderten Sinn kaum zu ertragen sein. Wäre es nicht überhaupt vorzuziehen, sich eines gemeinsamen Ausdrucks für die Sprache aller der oben von Pfeiffer aufgeführten Werke ganz zu entschlagen? Der Ausdruck Mitteldeutsch würde im rein geographischen Sinne z. B. auf Jeroschin nicht einmal passen. Ueberdies stellen sich schon jetzt so bedeutende Unterschiede zwischen den einzelnen Mundarten heraus, dass man vielleicht besser thäte, jedes einzelne Schriftwerk nach seiner Heimat zu bezeichnen.

Mag man aber auch über die Benennung, die man der Sprache dieser vom streng Mittelhochdeutschen abweichenden Schriften geben will, verschiedener Meinung sein, jedenfalls wird sich das nicht länger leugnen lassen, dass neben den eigentlich mittelhochdeutschen Quellen sich bis ins 12. Jahrhundert zurück eine Reihe von

Schriftwerken nachweisen lässt, deren Sprache von den Mundarten des mittleren Deutschlands einen bedeutenden Einfluss erfahren hat. Diese Sprache nun, auf der Grenze des Hochdeutschen und Niederdeutschen stehend, hält Pfeiffer für die eigentliche Mutter unserer neuhochdeutschen Schriftsprache. Aber wenn wir auch mit Pfeiffer vollkommen darin übereinstimmen, dass wir in jener Sprache eine der Hauptwurzeln unserer neuhochdeutschen Schriftsprache vor uns haben, so können wir doch nicht umhin, über die Entstehung unserer Schriftsprache eine Ansicht aufzustellen, die von der Annahme Pfeiffers abweicht.

Wir schicken unsern Erörterungen einige Bemerkungen über den Ausdruck „Hochdeutsch" voraus, weil sich uns auch über die Entstehung und den Gebrauch dieses Ausdrucks eine andere Ansicht als die von Pfeiffer aufgestellte aus den Quellen ergeben hat. Pfeiffer nimmt an, dass der Ausdruck Hochdeutsch ursprünglich nur die oberdeutsche Mundart bezeichnet habe, gerade im Gegensatz zu den Mundarten des mittleren Deutschlands und zur Sprache Luthers, und dass mithin erst durch ein späteres Missverständniss die Bezeichnung Hochdeutsch auf diese Mundarten des mittleren Deutschlands angewendet worden sei. Zum Beweis beruft er sich auf die Stelle, die bisher für das älteste Vorkommen des Ausdrucks Hochdeutsch galt. In seinem Nachdruck von Luthers Uebersetzung des Neuen Testaments (Basel 1523) sagt nämlich der Nachdrucker Adam Petri: „lieber christlicher leser, so ich gemerkt hab, dass nit yederman verston mag ettliche wörtter im yetzt gründtlichen verteutschten newen testament, doch dieselben wörtter nit on schaden hetten mögen verwandlet werden, hab ich laszen die selbigen auff unser hochteutsch auszlegen." Daraus schliefst Pfeiffer, Adam Petri habe unter „hochdeutsch" nur die Sprache seiner Heimat verstanden und diese gerade im Gegensatz zur mitteldeutschen Sprache Luthers so genannt. Aber gesetzt auch, wir wollten dem Basler Nachdrucker die Autorität einräumen, über den Umfang des damaligen Begriffs „hochdeutsch" zu entscheiden, so würde sichs erst noch fragen, wie seine Worte zu verstehen sind. Man braucht nämlich bei den Worten „unser hochteutsch" nur den Accent auf unser zu legen, und man erhält den gerade entgegengesetzten Sinn von der Auslegung Pfeiffers. Der Basler Drucker setzt dann sein Hochdeutsch in Gegensatz zu dem Hochdeutsch Luthers. Weiter beruft sich Pfeiffer auf

das, was der Unterzeichnete in seiner Schrift über den Unterricht im Deutschen aus den Orthographen und Grammatikern des sechzehnten Jahrhunderts zusammmengestellt hat. Ich habe diese seltenen Bücher jetzt nicht mehr zur Hand, bin also auch auf meine früheren, am angeführten Ort mitgetheilten Auszüge beschränkt. In diesen aber kann ich nichts finden, was die Meinung Pfeiffers unterstützte. Die wichtigste Stelle, die aus Fabian Frangk (1531), spricht vielmehr für das gerade Gegentheil. Nach Pfeiffer wäre Oberländisch-Hochdeutsch der Gegensatz von der mitteldeutschen Sprache Luthers. Frangk aber sagt erst, er handle in seinem Buch von „Oberlendischer Sprach" und empfiehlt dann im Verfolg Luthers Schreiben als die besten Muster der Sprache, die er lehren will. Was kann also klarer sein, als dass Frangk Luthers Sprache zum Oberländischen rechnet? Aber wir brauchen uns auf die Auslegung aller dieser Stellen nicht tiefer einzulassen, seitdem in neuerer Zeit ein älteres Zeugnis als das des Adam Petri für den Ausdruck Hochdeutch zum Vorschein gekommen ist, wodurch die Sache ganz klar wird. Im Jahre 1519 erschien zu Rostock eine niederdeutsche Uebersetzung von Brants Narrenschiff. Hier heifst es in der Vorrede: „— nu vpp dat nye vth demm hochdutzchen Jn sassche effte nedderlendesche sprake — gesettet." (Brants Narrenschiff, Zarnckes Ausg. S. 204; vergl. S. 207.) Hochdeutsch bezeichnet also hier den reinen Gegensatz von Sächsisch oder Niederdeutsch, keineswegs den Gegensatz des Schwäbisch-Alemannischen zu den Mundarten des mittleren Deutschlands. Denn die Ausflucht, dass ja gerade Brant alemannisch geschrieben habe, ist abgeschnitten, indem der niederdeutschen Bearbeitung die Nürnberger Ausgabe zu Grunde lag (Zarncke S. 205 *b* Anm.), welche den Text in den Nürnberger Dialekt überträgt (ebend. Einl. S. LXXXI).

Ganz auf dieselbe Weise bezeichnet nun auch einer von Luthers Zeitgenossen und nächsten Freunden die Sprache von Luthers Bibelübersetzung als hochdeutsch. In der Vorrede zu der niederdeutschen Uebertragung von Luthers Bibelübersetzung, die im Jahr 1533 (vollendet 1534) zu Lübeck erschien, sagt Johannes Bugenhagen: „De vthleggynge Doctoris Martini Luthers, mynes leuen heren unde vaders in Christo, ys jn dysh Sassesche düdesch vth dem höchdüdeschen vlitich vthgesettet, vth synem beuele." (S. *Jo. Henr. a Seelen Selecta litteraria*, *Lubecae* 1726,

p. 177.) Diese Stelle hat aber auch für Luthers eigene Meinung um so mehr Gewicht, weil jene niederdeutsche Uebersetzung in seinem Auftrag und, was Bugenhagens Zugaben betraf, mit seiner ausdrücklichen Beistimmung verfertigt wurde. (*S. Seelen l. l.* und p. 180.)

Wir kommen nun zum Hauptpunkt, zu dem Verhältnis von Luthers Schriftsprache zum Volksdialekt Thüringens, in welchem er aufgewachsen war. Luther hat sich selbst über seine Sprache folgendermafsen geäufsert: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, dass mich beide Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte, Fürsten, Höfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Canzeley, darum ists auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog zu Sachsen etc. etc. haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen“ (Luthers Tischreden, Ausg. von Förstemann und Bindseil, Abthlg. IV, S. 569). Diese Stelle versteht nun Pfeiffer so, als hätte die Kurfürstlich sächsische Kanzlei so ziemlich den thüringisch-sächsischen Volksdialekt geschrieben, und mithin Luther sich gleichfalls in seinen Schriften der Volksmundart seiner heimatlichen Provinz bedient. „Die sächsische canzleisprache sich anzueignen und fortzubilden, heifst es bei Pfeiffer S. X, war für Luther um so leichter, als seine wiege dort stand, wo diese ihren hauptgrundzügen nach ihren ursprung genommen, und seine eigene von jugend auf gesprochene mundart wird sich von jener wesentlich nur wenig unterschieden haben.“ Das ist aber eine Behauptung, die sich so bündig widerlegen lässt, wie nur möglich. So wenig wir nämlich im ganzen von den eigentlichen deutschen Volksmundarten früherer Jahrhunderte wissen, so haben wir doch gerade über die Beschaffenheit der thüringisch-sächsischen Mundart zu Luthers Zeit ein unangreifbares Zeugnis. In Luthers Werken selbst nämlich ist uns eine Probe davon aufbewahrt. In seiner Schrift: Wider die himmlischen Propheten, d. i. gegen Carlstadt und die Bilderstürmer, erzählt Luther, wie er im Jahr 1524 zu Orlamünd persönlich mit jenen Schwärmern verhandelt habe, und bei der Gelegenheit führt er die abgeschmackten Reden, die einer aus ihrer Mitte vorbrachte, wörtlich

in dessen eigener Mundart an. „Er sprach: Jhesus seit em Euangeli, wes nicht wu es steht, mine Brüder wissens wol" und im Folgenden dann die Formen Brut (Braut), py (bei), vszihen (ausziehen), schloffen (schlafen), Brutgam (Bräutigam). S. Luthers Werke, Thl. III. Jena, Rödinger 1556, Bl. 51. Man muss die angeführte Stelle in dieser Ausgabe nachsehen, da andere Ausgaben sie meist mehr oder weniger entstellen.

Dass zwischen dieser Sprache und der Sprache Luthers ein himmelweiter Unterschied ist, lehrt der Augenschein. Wenn aber Luthers Sprache nach seinem eigenen Zeugnis die Sprache der sächsischen Kanzlei war, so fragt sichs: Wie kam die sächsische Kanzlei zu einer Sprache, die von der obersächsisch-thüringischen Volksmundart so bedeutend abwich? Die Antwort liegt in der Geschichte dieser Kanzleisprache, die uns, wie wir sehen werden, keineswegs blofs nach Sachsen, sondern auf die Entstehung und Entwickelung einer deutschen Reichssprache überhaupt zurückweist. Urkunden und öffentliche Acten wurden im früheren Mittelalter bekanntlich lateinisch niedergeschrieben. Erst gegen das Ende der Hohenstaufischen Zeit verbreitete sich allmählich der Gebrauch der deutschen Sprache in Urkunden. Denn von den wenigen vereinzelten älteren deutschen Aufzeichnungen, wie die Würzburger Grenzbegehung u. s. f., können wir hier absehen. Das Deutsche dringt also um dieselbe Zeit in die öffentlichen Aufzeichnungen ein, in welcher die mittelhochdeutsche Poesie vor kurzem ihre höchste Vollendung erreicht hatte. Wenn nun auch in anderen Theilen des Reichs die verschiedensten Mundarten in Urkunden gebraucht wurden, so kann man sich doch denken, dass Alles, was vom schwäbischen Kaiserhause ausgieng, sich an die schwäbisch-alemannische Sprache der mittelhochdeutschen Dichter anschloss. (Vgl. z. B. die Urkunde König Konrad IV. in den *Commentar. societ. Gotting. Tom. III, pag.* 206.) Anders aber stellte sich die Sache, als das Kaiserthum an den Südosten des Reiches, an Oesterreich und Bayern übergieng. Die Habsburger, obwohl alemannischer Abkunft, lebten sich nach und nach in die Sprache der neuen Heimat ein, und Kaiser Ludwig der Bayer gehörte selbst dem bayerischen Stamme an. Unter diesen bayerischen und österreichischen Kaisern nun dringen in die Sprache der kaiserlichen Urkunden*) sehr wesent-

*) Das frühere Vorkommen der dem Neuhochdeutschen verwandten Vocale

liche Aenderungen ein, durch welche diese Sprache sich vom Mittelhochdeutschen entfernt und dem späteren Neuhochdeutschen nähert. Liest man z. B. die Urkunden König Ludwig des Bayern, welche in den *Monumentis Boicis, Vol. XXXV* mitgetheilt werden, und vergleicht sie mit den Lautgesetzen der mittelhochdeutschen Sprache, so sieht man bald, dass sie in einigen der wichtigsten Lautverhältnisse nicht zum Mittelhochdeutschen, sondern zum Neuhochdeutschen stimmen. An der Stelle des mittelhochdeutschen *î* finden wir das neuhochdeutsche *ei*, z. B. *zeiten*, *Reiches*, *leib* (S. 39, Jahr 1315), *Rein* (*Rhenus*), *sein* (*sint*, S. 40, 1315), *gevreyet*, *weilent* (S. 41, 1315) u. s. w. Für mhd. *û* ein nhdes. *au*, z. B. *auf* (S. 39), *pauwen*, *mauren* S. 41, *haus* S. 42. Für mhd. *iu* ein *aeu*, z. B. *Amptlaeuten* S. 39, *Laeuten* (*hominibus*) S. 42. Man darf sich aber deshalb doch nicht denken, dass Ludwigs Schreiber die bayrische Volksmundart geschrieben haben. Authentische Proben der damaligen bayrischen Volksmundart würden ohne Zweifel einen bedeutenden Abstand von der Sprache der angeführten Urkunden zeigen. Vielmehr ist die überlieferte mittelhochdeutsche Schriftsprache als die sprachliche Grundlage auch in den Urkunden Ludwigs des Bayern anzusehen, in welche die Eigenheiten des bayrischen Dialekts bald stärker, bald schwächer eindringen. Wir sind zu dieser Annahme um so mehr berechtigt, weil wir in andern Urkunden desselben Kaisers noch ziemlich rein die mittelhochdeutschen Lautverhältnisse bewahrt finden. Z. B. S. 79 (1338): *ziten*, *Richs*, *wisen*, *luten* (statt *liuten*), *zollfri*. Aber daneben in derselben Urkunde: *in aller der weiz*, *gevreit*, *dreizzigestim*. In den Schriftstücken der Habsburgischen Kaiser des fünfzehnten Jahrhunderts setzten sich dann die Formen mit *ei* und *au* so fest, dass man sie als die gemeine Sprachweise bezeichnen kann. Dabei aber ist zu bemerken, dass selbst in solchen Documenten König Friedrichs III., die sich dieser nun gewöhnlichen Sprachformen bedienen, sich hin und wieder noch Schwankungen in die alte mittelhochdeutsch-alemannische Weise finden. Man vergleiche z. B. den Brief König Friedrichs III. an seinen Bruder Albrecht vom Jahre

---

trägt mehr den Charakter der bloſsen Volksmundart gegenüber der herrschenden mittelhochdeutschen Literatursprache. Mit dem Eindringen dieser Formen in die Kaiserurkunden aber wird das Ansehen der mittelhochdeutschen Literatursprache selbst erschüttert und der Weg zu einer neuen Schriftsprache gebahnt.

1448 bei Chmel Gesch. Kaiser Friedrichs IV. Bd. II, S. 752. Neben den durchgreifenden Formen mit *ei* und *au* (*dein, zweifel, tausent, aufzgericht etc.*) ein vereinzeltes *des Richs* und *Cantzlyschreiber*, letzte Reste alter Ueberlieferung. Der ganze Sprachgebrauch aber, so überwiegend er ist, beruht nur auf Gewohnheit, nicht auf einer bestimmten Vorschrift. Selbst in österreichischen Angelegenheiten finden sich mitten zwischen Actenstücken der neuen Sprachweise auch solche in alemannischen Formen. Vgl. z. B. Markgraf Wilhelms Bericht in der burgundischen Angelegenheit um 1447 bei Chmel a. a. O. S. 744 mit den vorangehenden Instructionen. Und in den südwestlichen Theilen des Reichs bediente man sich nach wie vor in den öffentlichen Actenstücken der alemannischen Formen, so dass Niclas von Wyle, der Kanzler des Grafen Ulrich von Württemberg, noch um 1478 diese Formen als die eigentlich regelrechten behandelt.

Wir haben im Bisherigen den Einfluss hervorgehoben, den die Uebertragung des Kaiserthums von dem schwäbisch-alemannischen Südwesten an den bayrisch-österreichischen Südosten auf die Sprache der kaiserlichen Urkunden geübt hat. Wir müssen aber nun einen anderen wesentlichen Umstand erörtern, der auf die Umgestaltung oder vielmehr auf die Entstehung einer eigentlichen deutschen Reichssprache vom gröfsten Einfluss gewesen ist. Es waren dies die Reichstage, ihre Zusammensetzung, ihre Geschäftsbehandlung und die Stätten ihrer Zusammenkunft. Betrachten wir die Zusammensetzung des Reichstages während des 14ten und 15ten Jahrhunderts, so sehen wir, wie der alemannische Südwesten und der niederdeutsche Norden des Reichs sehr zurücktreten gegen die breite Masse, die sich zwischen beiden von Aachen und Mainz bis Wien und München hinzieht. Alle Kaiser seit dem Einleben der Habsburger in Oesterreich gehören diesen Gebieten an, und überdies fünf von den sieben Kurfürsten, nämlich Mainz, Trier, Kurpfalz, Böhmen und Sachsen, während auch Köln nicht dem rein niederdeutschen Boden zufällt und Brandenburg seine Kurfürsten seit lange aus hochdeutschen Landen erhält. Die Reichstage selbst werden im 14ten und 15ten Jahrhunderte fast alle auf dem von uns bezeichneten Gebiete gehalten, bei weitem die meisten in Nürnberg, fast gerade in der Mitte zwischen Aachen und Wien.

In Nürnberg musste nach Kaiser Karls IV. goldner Bulle

jeder deutsche König seinen ersten Reichstag halten, nachdem er in Frankfurt gewählt war. (*Aur. bull. cap. XXVIII.* §. 5.) Denken wir uns nun die deutschen Reichsstände auf dem Reichstage versammelt und in deutscher Sprache verhandelnd, so mussten auch ohne alle Absicht die Mundarten, welche die einzelnen Glieder aus ihrer Heimat mitbrachten, auf einander einwirken. Die eigentlichen reinen Volksmundarten wird man ohnehin auf dem Reichstag nur ausnahmsweise vernommen haben. Die meisten werden sich vielmehr im Laufe des 13ten Jahrhunderts der höfischen Sprache mehr oder weniger angenähert haben, wie wir sie in den mittelhochdeutschen Dichtern lesen. Nun aber musste durch die oben erörterten politischen Umstände nothwendig ein zweifaches Ergebnis eintreten. Erstens nämlich drängten sich durch das Uebergewicht der bayrisch-österreichischen, fränkischen und thüringisch-obersächsischen Gebiete immer mehr Formen der dortigen Mundarten an die Stelle der früherhin herrschenden schwäbisch-alemannischen; und zweitens mussten jene sich näher stehenden Mundarten durch ihre vielfältige Berührung auf dem Reichstage eine wechselseitige Einwirkung und Mischung bei der Behandlung der Reichsgeschäfte erfahren. Konnte nun auch jeder Reichsstand die Ergebnisse des Reichstags in seiner heimatlichen Mundart aufzeichnen, so mussten doch theils der abschleifende mündliche Verkehr, theils die wechselseitigen schriftlichen Mittheilungen zwischen den einzelnen Kanzleien, endlich der mannigfache Uebergang einzelner Schreiber und Beamteten von der einen Kanzlei in die andere zuletzt eine grofse Annäherung in der Kanzleisprache jener ohnehin schon verwandten Gebiete zur Folge haben. Und so finden wirs denn auch in der That. Man vergleiche z. B. die Schreiben König Maximilians I. aus dem Jahre 1493, die Chmel (Urkunden — zur Gesch. Max. I. Stuttg. 1845. S. 4 ff.) mittheilt, mit der Oberhofgerichts-Ordnung Kurfürst Friedrichs des Weisen von Sachsen, die nicht lange nach dem Jahre 1490 abgefasst wurde (bei Schöttgen und Kreysig Diplom. Nachlese I, 18 ff.), und man wird zwei Thatsachen nicht in Abrede stellen können. Erstens nämlich, dass um das Jahr 1490 die Sprache der kaiserlichen und die der kurfürstlich sächsischen Kanzlei sich so nahe gerückt waren, dass es nur noch geringfügiger Aenderungen bedurfte, um sie zu einer und derselben Sprache zu verschmelzen. Zweitens aber dass die Sprache der kaiserlichen Kanzlei schon um das Jahr

1490 so gut wie die der sächsischen im Wesentlichen neuhochdeutsch war.

Gerade unter Kaiser Maximilian I. traten in Bezug auf die deutschen Reichstage wichtige Aenderungen ein. Der gelehrte Kenner der deutschen Reichsgeschichte Heinrich Christian von Senckenberg sagt darüber: „Mit denen Zeiten Maximilian des ersten fienge man an, etwas ordentlicher zu werden. Die Abschiede wurden geschrieben, vollzogen und unterschrieben“ (Neue — Sammlung der Reichs-Abschiede Frankf. 1747. Thl. I, nach der Einl. S. 45). Sobald man aber dies zur Regel erhob, sobald man überhaupt daran gieng, festere, das ganze Reich zusammenfassende Einrichtungen zu gründen, ein allgemeines Obergericht einzusetzen, zu welchem überdies die Reichsstände die Beisitzer präsentierten, ein ständiges Reichsregiment zu errichten, dessen Leitung die Kurfürsten in einer bestimmten Reihenfolge erhalten sollten: so war man auch so gut wie gezwungen, gewisse Festsetzungen zu machen über die Sprache, in welcher die Beschlüsse dieser Behörden abgefasst, die Protokolle geführt werden sollten. Hier nun war es von besonderer Wichtigkeit, dass gerade Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen dem Kaiser in diesen Dingen zur Seite stand. Eine neue Reichssprache zu machen, konnte natürlich den beiden Fürsten nicht in den Sinn kommen. Es galt nur, im Anschluss an die bisher schon so nahe gerückte Sprache der kaiserlichen und der sächsischen Kanzlei die noch vorhandenen Unterschiede möglichst auszugleichen, Zwiespältiges und Schwankendes festzustellen und das Ganze sowohl dem Niederdeutschen als dem Schwäbisch-Alemannischen gegenüber zur alleingültigen Sprache der Reichsgeschäfte zu erheben. Im Gegensatz zu jenen beiden Sprachformen kann man sogar die Art, wie die bayrisch-österreichischen und die fränkisch-obersächsischen Schriften des 15ten Jahrhunderts die mittelhochdeutschen *î*, *û* und *iu* umwandeln, fürs erste noch als eine einzige geschlossene Masse ansehen. Einen grofsen Vorschub hatte die Festsetzung dieser Reichssprache von einer anderen Seite erhalten. Die beiden wichtigsten Druckerstätten des 15ten Jahrhunderts für deutsche Schriften, Augsburg und Nürnberg, hatten sich, wenn auch mit manchen Besonderheiten, einer den Reichsurkunden nah verwandten Sprache bedient, und sie so, namentlich durch ihre Bibeln „nach rechtem gemeynen teutsch“, in weiten Kreisen verbreitet.

Blicken wir nun zurück auf Luthers oben angeführte Worte über seine Sprache, so werden wir verstehen, was es heifst, wenn er sagt: „Ich rede nach der sächsischen Kanzlei". Fügt er doch selbst gleich hinzu: „Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog zu Sachsen, haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen." Die Sprache der kaiserlichen Kanzlei unter Kaiser Maximilian und die der sächsischen unter Friedrich dem Weisen wird also von Luther als eine und dieselbe angesehen. Und wie unbedingt auch die gleichzeitigen Grammatiker die Sprache Luthers und die der kaiserlichen Kanzlei unter Maximilian als identisch betrachteten, dafür zeugt eine Stelle in der oben angeführten Orthographie des Fabian Frangk aus dem Jahre 1531. Nachdem er nämlich als das beste Mittel rechtförmig deutsch zu schreiben oder zu reden, das Lesen guter deutscher Bücher und Verbriefungen, „schrifftlich oder im Truck verfasst vnd aufsgangen", empfohlen hat, fährt er fort: „Vnder woelchenn mir etwan des tewren (hoch loblicher gedechtnufs) Keyser Maximilians Cantzley, vnnd diser zeit D. Luthers schreiben, vnd daz vnuerfaelschet, die emendirtsten vnd reynsten zuhanden kommen sein" (Bl. 2).

Aus alle dem geht klar hervor, dass die Sprache der sächsischen Kanzlei keine besondere, nur auf dem Grunde der obersächsischen Volksmundart erwachsene, sondern dass sie vielmehr im Wesentlichen identisch mit der allgemeinen Reichssprache war. Auf die Entstehung dieser Reichssprache also hat man sein Hauptaugenmerk zu richten, wenn man den Uebergang der mittelhochdeutschen in die neuhochdeutsche Schriftsprache verfolgen will. Es gilt zu untersuchen, wie die Sprache in den Schriften der höchsten Reichsgewalt im 14ten und 15ten Jahrhundert vom Mhd. abbiegt, theils unter dem Einfluss der bayrisch-österreichischen Mundart, theils unter der Einwirkung der Mundarten des mittleren Deutschlands, die sich durch die Bedeutung Nürnbergs und den häufigen Aufenthalt der Kaiser daselbst, durch die Stellung des Kurfürsten von Mainz als Reichserzkanzler, durch das Gewicht von Sachsen, Rheinpfalz, Kurmainz u. s. w. auf den Reichstagen und durch den wachsenden geistigen Einfluss dieser Gebiete sehr wohl erklärt. Es gilt ferner, zu erörtern, wie die Sprache der kaiserlichen Kanzlei vermittelst der Reichstage und ihres Zusammenhanges mit dem Reich überhaupt Einflüsse aus sehr verschie-

denen Gegenden Deutschlands erfährt, wie aber auf eben diesen Wegen sich verähnlichende Einwirkungen auf die Kanzleien des mittleren Deutschlands verbreiten. So gelangt man endlich zu dem Zeitpunkt, wo auf der Scheide des 15ten und 16ten Jahrhunderts Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich der Weise die bisherige, zum Theil noch schwankende Gewohnheit zu einer allgemein gültigen Reichssprache feststellen, die dann das Werkzeug des deutschen Reformators wird. Luther hat diese Sprache nicht geschaffen. Wie bedeutend aber seine Wirkung in sprachlicher Hinsicht war, dafür zeugt namentlich Ein Umstand. Der letzte Schritt, durch welchen eine Schriftsprache als solche zum Abschluss gebracht wird, ist die Herstellung einer bestimmten, für ihre Regeln Geltung fordernden Grammatik, und dieser Schritt knüpft sich vorzugsweise an die Schriften Luthers.

Anhang 2.

Der Unterricht im Deutschen.

(Aus den Neuen Jahrbüchern für Philologie, Bd. LXIX. S. 73 fg.; hier theilweise umgearbeitet.)

Einige wohlwollende, obschon theilweise ablehnende Worte, mit denen diese Jahrbücher meiner Abhandlung über den Unterricht im Deutschen*) Erwähnung thun, veranlassen mich, den Stand der Sache noch einmal kurz und einfach darzulegen. Ich bin weit entfernt von der Einbildung, dass man allen meinen Sätzen ohne weiteres zustimmen müsse. Aber gerade der Widerspruch kann nur dann Frucht bringen, wenn man die Meinung, die man widerlegen will, klar und richtig aufgefasst hat. Um eine solche Auffassung zu erleichtern, will ich den Gedankengang mei-

*) In K. von Raumers Geschichte der Pädagogik, III. Theil, II. Abthlg. Stuttgart 1852. S. 15—151. [Dritte vermehrte u. verbesserte Auflage (auch als besonderer Abdruck) Stuttgart 1857. (1863.)]

ner Abhandlung in der Art darlegen, dass ich nur die Punkte hervorhebe, auf die es wesentlich ankommt.

Als Jacob Grimm mit seinem grundlegenden Meisterwerk auftrat, fand er unsere Schulen erfüllt von deutschem Sprachunterricht, es gab eine Menge zu diesem Zwecke bestimmter deutscher Grammatiken. Soll man den gemeinsamen Charakter dieser Grammatiken in der Kürze bezeichnen, so wird man sagen müssen: sie behandelten die deutsche Sprache auch für Deutsche wie eine fremde Sprache, liefsen in einer solchen Weise declinieren und conjugieren, als wenn der Schüler die Formen der deutschen Sprache hier zum erstenmal lernte, und verfuhren überhaupt so, als wenn das Erlernen ihrer Regeln für den Gebrauch der Muttersprache die Hauptsache wäre. Dem gegenüber sprach nun Grimm in der Vorrede zur Grammatik sein berühmtes Verdammungsurtheil aus gegen alle deutschen Schulgrammatiken und gegen allen und jeden Schulunterricht in der Muttersprache. „Seit man die deutsche Sprache grammatisch zu behandeln angefangen hat," sagt er, „sind zwar schon bis auf Adelung eine gute Zahl Bücher, und von Adelung an bis auf heute eine noch fast gröfsere darüber erschienen. Da ich nicht in diese Reihe, sondern ganz aus ihr heraustreten will, so muss ich gleich vorweg erklären, warum ich die Art und den Begriff deutscher Sprachlehren, zumal der in dem letzten halben Jahrhundert bekannt gemachten und gutgeheifsenen für verwerflich, ja für thöricht halte." Und weiter unten: „jeder Deutsche der sein Deutsch schlecht und recht weifs, d. h. ungelehrt, darf sich nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen, und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen. Gibt es folglich keine Grammatik der einheimischen Sprache für Schulen und Hausbedarf, keinen seichten Auszug der einfachsten und eben darum wunderbarsten Elemente, deren jedes ein unübersehliches Alter bis auf seine heutige Gestalt zurückgelegt hat: so kann das grammatische Studium kein anderes als ein streng wissenschaftliches, und zwar der verschiedenen Richtung nach entweder ein philosophisches, kritisches oder historisches sein." Ich kann hier nur die entscheidenden Stellen ausheben, der Leser möge sich den Genuss nicht versagen, die lebensfrische Begründung, die Grimm von seiner Ansicht gibt, an Ort und Stelle nachzulesen. Schöner ist noch nie das naturwüchsige Leben der Sprache gegen die anmafsliche

Selbstüberschätzung grammatischer Pedanten in Schutz genommen worden.

Wenn ich mich nun nichtsdestoweniger genöthigt sah, von Grimms Ansicht über den Betrieb des Deutschen auf Schulen abzugehen, so geschah dies nicht ohne die reiflichste Erwägung. Ich überzeugte mich nämlich auf zwei verschiedenen, aber zu demselben Ergebnis führenden Wegen, dass Grimms Ansicht über Muttersprache und Schule nicht zu halten sei. Erstens ergibt schon die praktische Beobachtung der Gegenwart, dass es keineswegs in allen Fällen gestattet ist, sich selbst für seine eigene Grammatik zu erklären und alle Sprachmeisterregeln fahren zu lassen. „Denn man täusche sich nicht! Man ziehe den Kreis der schulmäfsigen Behandlung des Deutschen so eng als man will, immer bleibt Einiges übrig, was nur der weifs und kann, der es gelernt hat, so zum Beispiel orthographisch schreiben.“ (S. 105 m. Abh.) Zweitens aber lässt sich schon aus dem Vorhandensein einer langen Reihe kaum zählbarer Schulgrammatiken schliefsen, dass hier wirklich ein praktisches Bedürfnis vorliegt. Um nun zu erfahren, welches Bedürfnis zur Entstehung und wachsenden Ausbreitung jener Schulgrammatiken geführt habe, wandte ich mich an die Geschichte und untersuchte einen grofsen Theil der vom Jahr 1531 bis auf Adelung erschienenen Grammatiken. Das Ergebnis war, dass diese Grammatiken und die schulmäfsige Behandlung des Deutschen überhaupt auf das engste zusammenhängen mit der Entstehung und Festsetzung der Schriftsprache.*) Die bedeutenderen unter den Grammatikern des 16., 17. und 18. Jahrhunderts haben dies auch mehr oder weniger deutlich erkannt.**) Da nun das Ergebnis dieser geschichtlichen Untersuchung genau zusammenstimmte mit dem wirklichen praktischen Bedürfnis des Unterrichts im Deutschen, so stellte sich die Aufgabe der Schule für diesen Lehrzweig dahin fest: „ihre Aufgabe ist die Ueberlieferung der hochdeutschen Schriftsprache und der in ihr niedergelegten Literatur.“ — „Denn nicht die Mundart, die das

*) Vergl. meine auf die Darlegung dieses Satzes gerichtete Geschichte der deutschen Grammatik in Bezug auf die schulmäfsige Behandlung der deutschen Sprache seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, in meiner Abh. S. 21—92 und S. 17 u. 105.

**) Vergl. besonders das aus Schottelius († 1676) Mitgetheilte ebendaselbst S. 66 f.

Kind ohne Unterricht in seiner Familie erwirbt, sondern nur die Heranführung an das Verständnis oder auch an den Gebrauch der Schriftsprache kann Aufgabe der Schule sein“ (S. 106).

Die Einrichtung dieses Unterrichtszweiges bestimmt sich also nach dem Charakter seines Gegenstandes. Wenn wir als solchen die hochdeutsche Schriftsprache bezeichnen, so folgt daraus schon die ganz eigenthümliche, doppelseitige Natur dieses Unterrichtszweiges. Die hochdeutsche Schriftsprache ist eine lebende Schriftsprache. Sie ist also in die Mitte gestellt zwischen die todte Schriftsprache und die lebende Mundart. Ihr Gattungscharakter steht einerseits gegenüber den jetzt todten Schriftsprachen, z. B. dem Lateinischen und Altgriechischen, andererseits aber den lebenden, blofs gesprochenen Mundarten. Als Schriftsprache hat sie den Charakter des unveränderlich Feststehenden, das auf den bereits vorhandenen mustergültigen Schriftwerken ruht und sich den aus diesen gezogenen grammatischen Regeln unterwirft. Als lebende Schriftsprache hat sie den Charakter des Werdenden, das sich durch den Einfluss der gesprochenen Mundarten und der Individualität des Schreibenden ändern kann. Wollte man dem Schreibenden gestatten, sich um das als Schriftsprache anerkannte Feststehende gar nicht zu bekümmern und nur seiner eigenen Mundart zu folgen, so wäre es um die gemeinsame Schriftsprache gethan. Wollte man dagegen die individuelle Fortbildung des Ueberlieferten ganz ausschliefsen und nur gestatten, was sich aus den bereits vorhandenen Schriftwerken belegen lässt, so würde man keine lebende Schriftsprache mehr haben, sondern eine todte. Jede ausgebildete Schriftsprache hat die Neigung, allmählich eine todte Schriftsprache zu werden. So ergieng es dem Latein, so dem Sanskrit, und menschlichem Ermessen nach wird auch das Deutsche am Ende seiner Tage einen ähnlichen Verlauf nehmen.

Wenden wir nun das Gesagte auf unsern Gegenstand, den deutschen Unterricht auf Schulen an, so erkennen wir deutlich dessen schwierige, aber unermesslich wichtige Aufgabe. Wäre das Deutsche eine blofs gesprochene Mundart, so hätte man Recht, allen schulmäfsigen Betrieb desselben aus den Schulen Deutschlands zu verbannen. Wäre unsre hochdeutsche Schriftsprache eine todte Schriftsprache, so hätte man Recht, sie wie eine solche zu lehren. So aber ist sie eine lebende Schriftsprache, die veredelte Mutter-

sprache des Schülers. Daraus ergibt sich auch für die Schule ein mittlerer Weg, der zwischen völligem Gehenlassen und tödtender Lehrhaftigkeit die Mitte hält. Die Schule hat allerdings in die Sprache des Schülers regelnd einzugreifen, indem sie dieselbe unter die anerkannten Gesetze der deutschen Schriftsprache beugt. Aber sie soll dies thun, ohne die Quellen muttersprachlicher Schöpferkraft auszutrocknen. Vermeidet sie das Letztere nicht, so nimmt sie dem Menschen sein schönstes Gut, die lebendige, aus dem Innern quellende Rede, und schiebt ihm statt dessen den Wechselbalg angelernter Phrasen unter.

Die gelehrte Schule wird das schwierige Werk, das wir von ihr fordern, nur dann vollbringen, wenn sie den gröfsern Theil der schriftsprachlichen Bildung der praktischen Uebung anheimgibt. Nur wo diese sich von selbst ergebende Sprachbildung nicht ausreicht, darf und muss die Grammatik eintreten. „Die Betrachtung der deutschen Sprache als eines wissenschaftlichen Objectes gehört den obersten Stufen der gelehrten Bildung an. Auf allen vorangehenden Stufen aber hat die deutsche Grammatik nur die praktische Aufgabe, die naturwüchsige Mundart des Schülers mit der Schriftsprache vermitteln zu helfen. Daraus aber folgt zweierlei. Erstens, dass deutsche Grammatik auf allen diesen Vorstufen kein Unterrichtsgegenstand sein kann, den man um seiner selbstwillen im Zusammenhang und vollständig behandelt, sondern dass sie vielmehr überall nur da einzugreifen hat, wo sich die Sache nicht auf einfachere Weise von selbst macht. Zweitens aber, dass die Schulgrammatik, die man in dieser Art aushülfsweise benutzt, zwar von der gelehrten Forschung mittelbaren Vortheil ziehen soll, überall aber den praktischen Gesichtspunkt unverrückt im Auge behalten muss“.*)

Die Erweiterung, die ich dieser Ansicht später**) in besonderer Beziehung auf das Gymnasium gebe, ist einem ebenso wohlwollenden als einsichtigen Beurtheiler meiner Schrift bedenklich erschie-

---

*) R. v. Raumer, der Unterricht im Deutschen S. 107.

**) S. 121: — „dafür aber hat die gelehrte Schule in ihrem acht- bis zehnjährigen Cursus auch so viele Mittel, sowohl diese Fehlerlosigkeit als den nöthigen Grad von Gewandtheit im Gebrauch der deutschen Schriftsprache zu erreichen, dass sie zu diesem Behuf weder in deutscher Grammatik noch in deutscher Stilistik besondere zusammenhängende Lectionen nöthig hat.“

nen. Ich halte mich deshalb für verpflichtet, zur Vermeidung von Missverständnissen das Wesentliche meiner Ansicht vom Unwesentlichen noch schärfer zu scheiden. Hr. Prof. Bonitz in Wien gibt in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien (1852, 10tes Heft S. 808—823) eine Analyse meiner Schrift, die mit einer klaren und eingehenden Darlegung ihres Gedankenganges mehrere sehr beachtenswerthe Einwendungen gegen einzelne meiner praktischen Vorschläge verbindet. Täusche ich mich nicht, so ist der Hr. Verf. dieser Anzeige nicht nur mit den negativen Ergebnissen meiner Schrift, sondern auch mit deren positivem Hauptresultat einverstanden. Das Hauptresultat aber liegt in der oben ausgesprochenen Ansicht über Muttersprache, Schule und Schriftsprache. Ich schliefse diese Uebereinstimmung aus der Art, wie der Hr. Verf. (S. 812 f.) meine hieher gehörigen Sätze aushebt und sie treffend als das Ziel des in meinem ersten Buch gebahnten Weges bezeichnet. Die Differenz beschränkt sich also auf die Ausführbarkeit und praktische Zweckmäfsigkeit einzelner meiner Vorschläge, und hier muss ich nun von vorn herein erklären, dass mir eine solche Discussion, wie sie der Hr. Verfasser beginnt, für unsern Gegenstand im höchsten Grade wünschenswerth scheint. Denn weit entfernt von der Einbildung, in meinen Vorschlägen überall schon das Vollkommene getroffen zu haben, glaube ich vielmehr, dass hier erst noch die mannigfachsten Versuche und Erfahrungen gemacht werden müssen. Der Hr. Verf. findet es bedenklich, die nöthigen Belehrungen über deutsche Grammatik auf lateinischen Schulen nur im Anschluss an das Latein zu geben. Denn erstens werde die Schule bei einem solchen Verfahren gegen die sonstigen den Schüler umgebenden Einflüsse schwerlich durchdringen, und zweitens möchten durch eine solche Vertheilung des deutschen Lehrstoffes die übrigen Lehrgegenstände beeinträchtigt werden. Ich glaube, die Erfahrung wird dem Hrn. Verf. Recht geben. Aber so unumgänglich diese Frage bei Entwerfung eines Schulplans ist, so wenig scheint sie mir das Wesentliche bei einer principiellen Erörterung der Sache. Zum Beleg brauche ich nur die Worte anzuführen, in denen der Hr. Verf. seine eigene Ansicht über unseren Gegenstand näher darlegt. „Wenn Ref.", sagt er (S. 820), „es demnach für bedenklich hält, die ausdrücklichen Bemühungen um deutsche Grammatik in besonderen Lectionen des Untergymnasiums aufzugeben, so ist er doch weit entfernt, für sie

eine gleiche Behandlungsart zu wünschen, wie für die Grammatik einer Sprache, welche die Schüler durch den Unterricht erst wirklich lernen sollen. Der Lehrer hat aufmerksam zu beobachten, worin hauptsächlich die mehr oder weniger mundartliche Gewöhnung der Schüler von der deutschen Schriftsprache abweicht, auf diese Punkte genau und streng einzugehen, denn diese haben die Schüler wirklich zu lernen, aber er hat die Schüler nicht etwa das lernen zu lassen, was sie schon recht gut wissen. Das Mafs des zu erörternden und streng zu lernenden wird daher nach localen Verhältnissen ein merklich verschiedenes sein."

Ich wüsste nicht, wie ich meine eigenen Wünsche für die Einrichtung des deutschen Unterrichts auf Gymnasien treffender ausdrücken sollte, als es hier von Hrn. Bonitz geschieht. Denn den Hauptpunkt kann man nicht schärfer betonen, als es Hr. B. thut: deutsche Grammatik ist auf den unteren Schulen nur als Mittel zum Zweck zu behandeln. Der Zweck ist die praktische Handhabung der Schriftsprache. Nur in so fern dieser Zweck ohne grammatischen Unterricht nicht zu erreichen ist, hat auf diesen Stufen die deutsche Grammatik ins Mittel zu treten.

Nicht der Betrieb der deutschen Grammatik auf unteren Schulen überhaupt ist es, dem ich entgegentrete. Vielmehr suche ich gerade im Gegensatz zu meinem verehrten Lehrer Jacob Grimm zu erweisen, dass auch der Deutsche zur Erlernung der deutschen Schriftsprache der Grammatik bedarf. Das, wogegen ich ankämpfe, ist das verkehrte Ziel, welches man den unteren Schulen steckt, indem man jenen praktischen Zweck ganz aus den Augen verliert und an seine Stelle beim Betrieb der deutschen Grammatik auf unteren Schulen einen gar nicht dahin gehörenden theoretischen setzt, „dass ein jeder die deutsche Sprache vollkommen verstehen lerne."

Die Verkehrtheit solcher Bestrebungen muss jedem einleuchten, der sich mit dem Studium irgend einer Sprache gründlich beschäftigt hat. Er weifs, was dazu gehört, eine Sprache „vollkommen zu verstehen," und dass dies nicht die Sache von Knaben sein kann. Diese Verirrung würde deshalb bei philologisch gebildeten Schulmännern sich nicht leicht finden, wenn nicht eine andere Ansicht, die Wahres und Falsches mischt, ihr zu Hülfe käme. Man sagt nämlich, die deutsche Grammatik solle die Grundlage bilden für die Grammatik der fremden Sprachen, die der Schüler zu ler-

nen hat. Richtig verstanden ist diese Ansicht wahr. Falsch aufgefasst aber führt sie zu eben der Verkehrtheit, die wir bekämpfen. Sie wird nämlich öfters so genommen, als solle der Schüler erst alle erdenklichen Verhältnisse der Sprache am Studium seiner Muttersprache begrifflich verstehen lernen, ehe er die Anfangsgründe fremder Sprachen beginnt. So aufgefasst führt diese Ansicht unvermeidlich zu der Verkehrtheit, dass man dem achtjährigen Knaben zumuthet, seine Muttersprache „vollkommen zu verstehen", ehe man ihn lateinisch declinieren lässt.

Richtig verstanden dagegen bietet jene Ansicht nur ein Bild der naturgemäfsen Entwicklung des sprachlichen Vermögens. Der Knabe stöfst zum erstenmal auf grammatische Bestimmungen, wenn er die Unterschiede zwischen seiner gesprochenen Mundart, dies Wort im weitesten Sinn gefasst, und der regelrechten Schriftsprache lernt. Wird hier auch noch so viel der blofsen Uebung anheimgegeben, so lehrt doch die Erfahrung, dass an einzelnen Stellen die Grammatik eingreifen muss. Um dies aber möglich zu machen, muss der Knabe die einfachsten Grundbestimmungen der deutschen Grammatik überhaupt kennen lernen. Da nun alle Grammatik Theorie ist, so lernt er bei dieser Gelegenheit allerdings auch die ersten Elemente der grammatischen Theorie. Aber der Zweck dieses Unterrichts ist nicht Sprachphilosophie, sondern Abkürzung des Weges zur Erlernung der Schriftsprache. Beginnt er dann das Latein und späterhin das Griechische, so bietet das, was er am Deutschen gelernt hat, allerdings die erste elementare Grundlage. Aber nicht etwa als abgeschlossene Sprachphilosophie, an welche sich die Besonderheiten der lateinischen und griechischen Sprache als eine blofse Zugabe anzuschliefsen hätten. Denn dies würde vorraussetzen, dass ihm statt der nothwendigsten Anfangsgründe der deutschen Grammatik eine allgemeine Grammatik beigebracht worden wäre, welche das abstracte Resultat der Erforschung des Griechischen und Lateinischen schon im voraus dargeboten hätte. Dies würde aber dem naturgemäfsen Gang des Lernens eben so sehr widersprechen, wie dem kindlichen Alter. Vielmehr wird der Schüler mit jedem Schritt, den er in der Erlernung des Lateinischen und Griechischen vorwärts thut, zugleich auch seine Kenntnis der Sprachgesetze überhaupt erweitern. Dass diese Erweiterungen auch seiner Kenntnis der Muttersprache zu gute kommen, versteht sich von selbst. Denn bei dem Ueber-

setzen aus der fremden Sprache in die Muttersprache und umgekehrt ergibt sich die Vergleichung der fremden und der einheimischen Construction ganz ungesucht, und, so weit irgend möglich, wird man die fremde Redeweise durch die nächstverwandten der schon bekannten Muttersprache klar zu machen suchen. Daneben wird die oben besprochene Einübung derjenigen grammatischen Regeln, gegen welche die Schüler vorzugsweise fehlen, mannigfachen Anlass zu theoretischen Erörterungen bieten, so sehr sie auch ihr praktisches Ziel im Auge behalten muss. Durch alles dies wird allmählich der Stoff gesammelt zu einer künftigen philosophischen Betrachtung der Muttersprache. Soll aber diese Vorbereitung eine vollständige sein, so wird sich an das bisher Besprochene zunächst als ein wichtiges Glied die Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung der Sprache anzuschliefsen haben. In welchem Umfang dies möglich zu machen ist, darüber hat die Erfahrung zu entscheiden. Jedenfalls aber gehört jene theoretische Erkenntnis der Muttersprache, die es auch nur annäherungsweise auf ein „vollkommenes Verstehenlernen" der Muttersprache abgesehen hat, nicht an den Anfang, sondern an das *Ende* des Unterrichts. Sie bildet einen wichtigen Theil der philosophischen Speculation und steht deshalb zum Gymnasium in einem ähnlichen Verhältnis wie die speculative Philosophie überhaupt. Ihre ersten Elemente mag das Gymnasium in sich aufnehmen, ihre tiefere Begründung gehört der Universität an. Wie viele in diese Tiefen der speculativen Sprachforschung eindringen, hängt von Talent und Neigung ab. Was aber *unbedingt* zu den Zielen aller auf Gymnasien Gebildeten gehört, das ist die richtige und gewandte *praktische Handhabung* der deutschen *Schriftsprache*.

III.

Die Consequenzen

der

neuhistorischen Rechtschreibung und das historisch-phonetische Princip.

(Aus der Zeitschrift für die österr. Gymnasien 1856.)

---

1. Wenn der Unterzeichnete die Frage über die sogenannte historische Orthographie noch einmal wieder aufzunehmen genöthigt ist, so befindet er sich dem Leser gegenüber in einer eigenthümlichen Lage. Einerseits nämlich muss er voraussetzen, dass der Leser mit den beiden früheren Abhandlungen des Verfassers bekannt ist. Andererseits aber wird sichs nicht umgehen lassen, Manches aus eben diesen Abhandlungen noch einmal zu wiederholen. Wer nun mit den früheren Abhandlungen bereits einverstanden ist, dem wird dies leicht zu viel dünken. Dem Verfasser könnte natürlich nichts Angenehmeres begegnen, als wenn das ganze Publicum diese Gesinnung theilte. Denn indem man alles Weitere, was er zur Stützung seiner Ansicht vorzubringen gedenkt, für überflüssig erklärte, spräche man am deutlichsten aus, dass die bisherige Beweisführung genügt. Indessen so leicht gehen die Dinge in der Welt nicht ab. Wer einer weitverbreiteten Ansicht entgegentritt, muss sich auf Widerspruch gefasst machen, und der geneigte Leser wird es deshalb schon dulden müssen, dass der Verfasser dem ungeneigten zu Liebe die Frage von der historischen Orthographie noch etwas mehr ins klare zu setzen sucht.

Was wir in der ersten Abhandlung den Kennern der altdeutschen Sprache überlassen haben, das wollen wir diesmal etwas näher ins Auge fassen, nämlich zu welchen Consequenzen die neue

historische Schreibweise mit Nothwendigkeit führt. Wir wählen zu dieser Probe einen der kenntnisreichsten und verständigsten Vertreter dieser Schreibweise, nämlich Hrn. D. Andresen in Itzehoe. Hr. D. Andresen hat im Jahre 1855 eine eingehende und lehrreiche Schrift über deutsche Orthographie herausgegeben. Diese Schrift werden wir bei unserer Untersuchung zu Grunde legen. Zugleich aber wird sich uns hie und da Gelegenheit bieten, auf die Bemerkungen etwas näher einzugehen, die neuerdings Hr. D. Andresen unsrer Ansicht in dieser Zeitschrift (Heft II, S. 137—147) entgegengestellt hat.

Hr. Dr. Andresen schliefst sich vorzugsweise an Weinhold an. „Auf Weinholds ausgezeichneten vorgang, sagt er*), hat meine schrift überall besondere rücksicht genommen, und man kann es ihr anmerken, daß sie sich wesentlich an seine belehrende vor gerade drei jahren erschienene abhandlung lehnt. Allein es finden sich in ihr auch viele zum theil bedeutende abweichungen von den resultaten jener; weil sie nicht nur gegen die praxis eine verschiedene stellung beobachtet, sondern bisweilen auch in der theorie anderer richtung folgt.“ Wir würden von unsrem Gesichtspunkt aus nicht selten Hrn. Andresen gegen Weinhold beistimmen. Dass aber Weinhold im allgemeinen die nothwendigen Consequenzen des Princips noch um einen Schritt weiter führt als Andresen, können wir durchaus nicht tadeln. Wir hätten im Gegentheil gewünscht, er hätte seine Theorie mit aller Strenge durchgeführt und sich begnügt, nur im einzelnen Fall beizufügen, in wie weit ihm das theoretisch Richtige zu sofortiger Einführung in die Praxis geeignet scheine. Wir würden dann noch leichter das Irrige dieser ganzen Ansicht erkannt haben. Aber auch so scheint mir gerade das sowohl an Weinholds Abhandlung als an der Schrift des Hrn. Andresen ein anerkennenswerthes Verdienst zu sein, dass sie nicht blofs an einzelnen Wörtern herumbessern, sondern den Versuch machen, die sogenannte historische Schreibweise wirklich durchzuführen. Denn *Citius emergit veritas ex errore quam e confusione*, sagt der grofse englische Philosoph.

2. In meiner ersten Abhandlung habe ich gezeigt, dass man unter dem Namen einer historischen Orthographie zwei ganz verschiedene Dinge zusammenwirft, indem man sich einerseits auf

*) Vorw. S. V.

die Schreibweise der Engländer beruft und andererseits als das Princip der Rechtschreibung, die man einzuführen gedenkt, den Satz aufstellt: „Schreib wie es die geschichtliche Fortentwickelung des Neuhochdeutschen verlangt.“ Um in Zukunft jedem Missverständnis vorzubeugen, wollen wir die erste dieser beiden Arten die althistorische nennen, die zweite dagegen die neuhistorische. Die Engländer also haben eine althistorische Schreibweise, deren Charakter darin besteht, dass man die alten Schriftzeichen an ihrer Stelle belässt, die Aussprache, auch die als richtig und gebildet anerkannte, mag sich ändern so viel sie will.*) Daher schreibt der Engländer *mine* und spricht dies (nach deutscher Bezeichnung) *mein,* er schreibt *been* und spricht dies *bīn* u. s. w. Er drückt einen und denselben Laut durch die verschiedenartigsten Zeichen aus und gibt einem und demselben Zeichen die verschiedenartigsten Laute. Daher ist es so aufserordentlich schwer, geschriebenes oder gedrucktes Englisch richtig lesen zu lernen, weil die Buchstaben in unzähligen Fällen gar kein sicheres Anhalten für die Aussprache bieten. Ob *break* (brechen) *brēk* oder *brīk* lautet, kann man den Buchstaben ebensowenig ansehen als man nicht erkennt, ob *bleak* (bleich) *blēk* oder *blīk* auszusprechen ist.

3. Gegenüber dieser Schreibweise, welche die alten Zeichen auch bei veränderter Aussprache stehen lässt, kann man eine Schreibweise, die sich möglichst der als richtig anerkannten Aussprache anschliefst, die phonetische nennen. Bei einer durchgeführten phonetischen Schreibweise hat der Leser nur ein für allemal die lautliche Geltung der angewendeten Schriftzeichen zu lernen, um dann bei jedem einzelnen Worte mit Sicherheit entscheiden zu können, wie dasselbe ausgesprochen wird. Eine solche Schreibweise besitzen, so weit es die angewandten Zeichen zulassen, der Hauptsache nach die Italiener. Ob man nun eine solche Schreibweise einführen solle, wo wie in England eine andere im Besitz ist, das ist eine strittige Frage. Ebenso, ob sich überhaupt eine derartige phonetische Schreibweise in der Praxis mit ausnahmsloser Strenge durchführen lässt. Darüber aber sprechen sich auch englische grofse Linguisten, denen es sicherlich

---

*) Ich kann natürlich hier überall nur auf den wesentlichen Charakter der englischen Orthographie Rücksicht nehmen. Inwiefern Einzelnes anders zu fassen ist, muss hier unerörtert bleiben.

an englischem Patriotismus und englischem Nationalstolz nicht gefehlt hat, ganz unumwunden aus, dass an sich betrachtet, die phonetische Schreibweise den Vorzug vor der im Englischen üblichen althistorischen verdient. Nun ist die neuhochdeutsche Orthographie seit Menschengedenken eine weit überwiegend phonetische. Wir würden also das Bessere mit dem Schlechteren vertauschen, wenn wir unsere überlieferte Schreibweise mit einer althistorischen nach englischem Muster vertauschen wollten. Wir würden aber um so widersinniger handeln, weil es im Begriff der althistorischen Schreibweise liegt, nicht neu eingeführt, sondern stehen geblieben zu sein. Die Einführung einer althistorischen Schreibweise würde mithin etwas durchaus Unhistorisches sein.

4. Obwohl die Gelehrten, die an die Stelle unserer bisherigen Schreibweise eine so genannte historische setzen wollen, sich hin und wieder auf den Vorgang der Engländer berufen, geben sie doch dem Princip, das sie an die Spitze stellen, eine Deutung, die von der englischen Schreibweise sehr weit abliegt. Sie fassen nämlich ihr Princip: „Schreib wie es die geschichtliche Fortentwickelung des Neuhochdeutschen verlangt,“ so auf: „Wir kennen“ sagen sie „den Grundbau der germanischen Sprachen. Wir wissen ferner, welche Veränderungen dieser Grundbau in den einzelnen Sprachen und namentlich auch im Neuhochdeutschen erfahren hat. Diese Veränderungen sind keine willkürlichen, sondern sie beruhen auf ganz bestimmten, uns bekannten Gesetzen. Wir sind deshalb im Stande anzugeben, welche Veränderungen die neuhochdeutschen Laute mit Nothwendigkeit eingehen mussten; und wo sie von diesen ihren nothwendigen Veränderungen abgewichen sind, da sind sie auf Irrwege gerathen, welche die historische Grammatik zu verbessern das Recht und die Pflicht hat.“ *) Wollte man nun auf diesem Wege zu etwas der englischen Schreibweise Aehnlichem gelangen, so müsste man nur die bisher gebrauchten Buchstaben mit anderen vertauschen, die Aussprache aber unberührt lassen. Die historische Orthographie schriebe dann zwar *Geschepfe* (creaturae), *liegen* (mentiri), liefse aber diesen Wörtern die hergebrachte Aussprache *Geschöpfe* (im reinen Reim auf *Töpfe,* ollae) und *lügen* (im

*) Ich glaube, in dem Obigen den Gedankengang der wirklich denkenden historischen Orthographen richtig dargelegt zu haben. Um aber Missverständnisse zu vermeiden, will ich ausdrücklich bemerken, dass die Worte selbst, trotz der Anführungszeichen, von mir herrühren.

reinen Reim auf *sie schlügen*, verberarent). So aber ist es nicht gemeint, sondern man will, gestützt auf die obige Theorie, mit der Schreibung auch die Aussprache umgestalten. Damit aber greift man nicht blofs die bisherige Orthographie, das heifst die Art, wie man die gegebenen Laute in Schriftzeichen fasst, sondern die Laute selbst an. Das ist aber etwas von der englischen Schreibweise ganz Verschiedenes, und wir wollen es deshalb im Gegensatz zu dieser die neuhistorische Rechtschreibung nennen.

Ich habe in meiner ersten Abhandlung dargethan, dass dies ganze Unternehmen auf einem Irrthum in der Methode beruht.*) Dieser Irrthum liegt freilich sehr tief und greift weit über das von uns hier behandelte Gebiet hinaus. Wer ihn richtig erfasst hat, für den bedarf eigentlich alles Weitere keiner besonderen Widerlegung. Weil aber jene sprachgeschichtliche Beweisführung etwas mühsamer zu fassen ist, so wollen wir heute jene neuhistorische Schreibweise von der leichter zugänglichen Seite ihrer nothwendigen Consequenzen betrachten.

Man rühmt an einigen Vertretern der neuhistorischen Schreibweise die Besonnenheit und Zurückhaltung, mit der sie ihre Neuerungen nicht plötzlich und übereilt, sondern nur nach und nach in die Praxis einführen wollen. Gewiss ist diese Besonnenheit dem praktischen Leben gegenüber jederzeit am Platze, selbst wo es die Einführung einer noch so guten Neuerung gilt. Ob aber eine Neuerung richtig oder verkehrt ist, das lässt sich nicht daraus entnehmen, ob man sie schnell oder langsam ins Leben führt, sondern dazu muss man die Neuerung selbst ins Auge fassen. Ja die geringe Dosis, mit der man zuvörderst den Anfang macht, ist vielmehr geeignet, den minder Kundigen über den wahren Werth der Neuerung irre zu führen, weil er deren Tragweite und endliches Ziel nicht überblickt. Es ist, wie wenn man eine Arzenei dermafsen verdünnt, dass nur der geübteste Gaumen zu beurtheilen im Stande ist, was man eigentlich dem verdünnenden Wasser beigemischt hat, während der ungeübte in solcher Verdünnung die verschiedenartigsten Arzeneien als ein und dasselbe hinunterschluckt.

Betrachten wir also einmal die neuhistorische Rechtschreibung befreit von all den Schranken, die ihr eine althergebrachte Praxis entgegensetzt. „Aber, höre ich einwenden, die neuphonetische

*) S. oben S. 133—137.

Schreibung wird sich gleichfalls hüten, ihr letztes Ziel sehen zu lassen, weil sie recht wohl weifs, wie sehr sie dadurch den eingefahrenen Praktiker vor den Kopf stofsen würde." Wohlan denn, machen wir die Probe! Wir werden dann sehen, wohin im äufsersten Fall unsere phonetischen und wohin an ihrem Ziel die neuhistorischen Aenderungen führen würden. Die Aufdeckung des Zieles wird den Charakter der beiderseitigen Bestrebungen am klarsten herausstellen. Zugleich aber wird sich nebenbei ergeben, dass wir unsererseits nur consequent handeln, wenn wir der hergebrachten Orthographie die äufserste Schonung angedeihen lassen, während die Anhänger der neuhistorischen Schreibweise bei ihrem scheinbar ähnlichen Verfahren sich nur wider Willen dem Zwang der Umstände fügen.

5. Um auch den minder aufmerksamen Leser vor Irrthum zu sichern, will ich noch einmal ausdrücklich bemerken, dass das nun Folgende keine Vorschläge sind, die wir irgend einem Einzelnen oder irgend einem Schulcollegium zur Annahme vorlegen. Denn selbst abgesehen von den schwer wiegenden praktischen Bedenken, die ich in meiner ersten Abhandlung gegen alles einseitige tiefer einschneidende Aendern unserer Orthographie geltend gemacht habe, würde auch in rein theoretischer Hinsicht so Manches von dem Folgenden erst einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen sein. Nur unseren Gegnern zu Gefallen wollen wir auch die äufsersten Consequenzen unserer Ansicht ziehen, selbst bis in das Gebiet des Zweifelhaften hinein.*)

Das letzte Ziel einer strengphonetischen Schreibweise wird bezeichnet durch den Satz: ‚Kein Laut darf mehr als Ein Zeichen und kein Zeichen mehr als Einen Laut haben." Auf dieses Ziel streben alle phonetischen Verbesserungen der Orthographie hin. Auf eine Aenderung der gesprochenen Laute haben sie es nicht

[*) So oft dies auch schon geschehen ist, will ich doch nicht unterlassen, hier noch einmal ausdrücklich zu wiederholen, dass mein Absehen überhaupt gar nicht auf eine neue deutsche Orthographie gerichtet ist. Aber für wirklich schwankende Fälle und für die Beurtheilung der mannigfachen Verbesserungsvorschläge in Betreff einzelner Uebelstände bedarf es einer bestimmten Ansicht über Ziel und Zweck der Lautschrift; und hier nehmen wir, wenn überhaupt geändert werden soll, die Uebereinstimmung von Schriftzeichen und Laut als Aufgabe der Buchstabenschrift in Anspruch. Man hat deshalb die obigen Erörterungen immer im Zusammenhang mit unsern anderen orthographischen Abhandlungen zu betrachten. (1863.)]

abgesehen; sie beschränken sich lediglich darauf, die gesprochenen Laute möglichst einfach, genau und unzweideutig durch Schriftzeichen wiederzugeben. Fragt man nun: „Wo sind die Laute, welche in dieser Art wiedergegeben werden sollen?“ so heifst unsere Antwort: „In einer Schriftsprache, die wie unsere gegenwärtige neuhochdeutsche eine Fülle classischer Schriftwerke und diese in einer geregelten und fast durchweg feststehenden Schreibung besitzt, ist die erste und vorzüglichste Quelle für die Bestimmung der den einzelnen Wörtern zukommenden Laute die bisherige Schreibung“.*) Dieser Satz ist die Grundlage unserer ganzen Theorie und wird sich siegreich behaupten trotz aller Versuche, ihn zu verdunkeln und unsicher zu machen. Man zieht zu diesem Behuf die verschiedene Aussprache der Mundarten und die eigenthümliche Pronunciation mancher Einzelnen herbei. Lauter Dinge, durch die unser Satz gar nicht angefochten wird. Freilich gibt es Gegenden, in denen man *gettlich* statt *göttlich*, *Kepfe* statt *Köpfe* sagt u. dgl. m., aber der Gebildete weifs recht wohl, dass diese Aussprache vom Schriftdeutschen abweicht und dass dieses zwischen *ö* und *e* einen Unterschied macht. So kennen die Gebildeten in den verschiedenen Theilen Deutschlands die lautliche Geltung unserer Schriftzeichen sehr gut, selbst wenn sie sich in ihrer eigenen Praxis nicht überall ganz streng an die durch die Schriftzeichen ausgedrückten Laute halten. Nur in vereinzelten Fällen, wie beim anlautenden *ſt*, herrscht ein wirklicher Zwiespalt der Auffassung, bei welchem jeder Theil in seinem Rechte zu sein behauptet.

Die bisherige Schreibung bildet uns also die Grundlage aller etwa vorzunehmenden phonetischen Verbesserungen. Diese Schreibung ist uns deswegen für die Beurtheilung, was Schriftsprache sei, was nicht, von unschätzbarem Werth. Dabei aber verkennen wir ihre Mängel keineswegs und wir finden dieselben namentlich darin, dass sie öfters zur Bezeichnung eines und desselben Lautes sehr verschiedenartige Zeichen verwendet, dass sie andererseits einem und demselben Zeichen verschiedene Laute zutheilt, dass sie bisweilen einfache Laute durch zusammengesetzte Zeichen, bisweilen wieder zusammengesetzte Laute durch einfache Zeichen ausdrückt. Diesen Uebelständen streben die Verbesserungen der phonetischen Schreibweise abzuhelfen. Sie sind dabei in ihrem Recht,

---

*) S. oben S. 145.

weil sie nur auf derselben Bahn fortschreiten, die in der Hauptsache unsere deutsche Rechtschreibung je und je eingehalten hat*), und sie vermeiden jede Willkür, weil wir sie ausdrücklich auf die Fälle beschränken, in denen die Gebildeten Deutschlands die lautliche Geltung der bisherigen Schriftzeichen gleichmäſsig auffassen.**)

Aus diesen Voraussetzungen möge man nun alle erdenklichen Consequenzen ziehen und man wird sehen, dass auch in der strengsten Durchführung die ganze phonetische Neuerung in ganz bestimmten, wohl zu übersehenden Schranken bleiben würde. Man schaffe z. B. alle bisherigen Bezeichnungen der Vocaldehnung ab und begnüge sich mit der durchgreifenden Regel: Alle betonten Vocale sind vor einfachem Consonanten lang, vor doppeltem kurz. Man ersetze das anlautende *v* in allen deutschen Wörtern durch das ihm gleichklingende *f*. Man zerlege *z* in *tſ* und verwende das Zeichen *ſ* für unser bisheriges ß, das Zeichen *z* für unser *ſ*. Ja man gehe noch einen Schritt weiter in der Kühnheit und schaffe für unser *ſch* ein neues einfaches Zeichen***), ebenso für unser *ch*.†) Was würde sich durch alle diese scheinbar so tief greifenden Umgestaltungen ändern? Gewiss würde ein in dieser neuen Schreibung gedruckter Text eines neueren deutschen Classikers für Jeden, der diese Schreibung nicht kennte, ein sehr fremdartiges Ansehen gewinnen. Hätte er sich aber mit der Bedeutung der Zeichen bekannt gemacht, so würde er finden, dass sich an dem Laute dieses Textes durch die neue Bezeichnung nicht das Geringste geändert hat. Gäbe ein Vorleser die neuen Zeichen mit aller Genauigkeit wieder, so würde doch der Zuhörer schlechterdings nicht gewahr werden, ob das Buch, aus welchem der Vorleser recitiert, in der alten oder in der neuen Schreibweise gedruckt ist. Ja dies ist in solchem Maſs der Fall, dass, wo sich irgendwo ohne Schuld des Vorlesers ein Unterschied bemerkbar machte, dies mit Sicherheit beweisen würde, dass wir in der Umsetzung der Schriftzeichen einen Fehler gegen unser eigenes Princip gemacht haben.

Alle diese möglicherweise anzubringenden Aenderungen sind

---

*) S. oben S. 111—115.

**) S. oben S. 122 Anm. *).

***) S. oben S. 151 fg.

†) Oder zwei neue einfache Zeichen, das eine für gutturales, das andere für palatales *ch*.

natürlich hier ganz unvorgreiflich hingestellt*), nur um zu zeigen, in wie bestimmten Grenzen auch die äufsersten Consquenzen des Princips sich halten würden. Machen wir jetzt einen ebenso unbefangenen und rückhaltlosen Versuch mit den Consequenzen des neuhistorischen Princips.

6. Der oberste Grundsatz der neuhistorischen Rechtschreibung lautet: „Schreib wie es die geschichtliche Fortentwicklung verlangt.“ Will man mit diesem Grundsatz nicht in den früherhin aufgedeckten**) Zirkel im Beweis gerathen, so bleibt nichts Anderes übrig, als ihm folgende Deutung zu geben: Die älteren germanischen Sprachen, vor allen das Gothische, bieten uns die Vertheilung der Laute, die den germanischen Sprachen ursprünglich zukommt. Ebenso sind die Gesetze, nach denen die Laute der einen unter diesen Sprachen die Laute der anderen vertreten, die ewig gültigen Grundgesetze des germanischen Lautwechsels. Alle Lautwechsel, die sich innerhalb dieser Gesetze halten, sind o r g a n i s c h, alle Veränderungen der Laute, die von diesen Gesetzen abweichen, u n o r g a n i s c h. Wenn die gothischen langen Vocale im Althochdeutschen durch bestimmte andere lange Vocale vertreten werden, goth. *ê* durch althochd. *â*, goth. *ei* durch althochd. *î* u. s. w., so ist dies ein o r g a n i s c h e r Lautwechsel. Wenn dagegen das Neuhochdeutsche einer Menge von Wörtern, die in allen alten germanischen Sprachen einen k u r z e n Vocal haben, einen langen gibt, so sind dies u n o r g a n i s c h e Längen. Ebenso im Einzelnen. Wenn hochdeutsches *â* an die Stelle des gothischen *ê* tritt, so ist dies o r g a n i s c h. Wenn aber das Neuhochdeutsche in mehreren Wörtern von dieser Regel abbiegt, und ihnen *ô* statt *â* gibt, so ist dies u n o r g a n i s c h.

Unumwunden ausgesprochen würde nun das Ziel der neu historischen Schreibweise lauten: „Beseitige alle u n o r g a n i s c h e n Formen und ersetze sie durch die o r g a n i s c h e n, die sich aus den Gesetzen der allgemeinen germanischen Lautentwickelung für das Neuhochdeutsche ergeben.“ Dieser seiner eigenen Consequenz sucht man sich zwar auf alle Weise zu entziehen, weil man das Ungeheuerliche einer solchen unerhörten Spracheinrenkung recht

*) Vergl. die beiden ersten Abhandlungen und in dieser weiter unten unter Nr. 8. [Desgleichen die unten folgenden Weiteren Beiträge zur deutschen Rechtschreibung. (1863.)]

**) S. oben S. 133 f.

wohl fühlt. Dennoch steht dieser Gedanke überall im Hintergrunde und muss die Berechtigung zu dem hergeben, was man wirklich auszuführen wagt. Herr Andresen z. B. betreibt die neuhistorische Umgestaltung unserer Rechtschreibung mit der äufsersten Mäfsigung, und wir werden diese Mäfsigung weiter unten noch von einer anderen Seite betrachten. „Es ist bisher, sagt er, wohl das gröfste hindernis für die aufnahme einer geschichtlichen schreibung gewesen, daß man statt durch ruhe und besonnenheit, ja gelegentlich durch einige zurückhaltung und nachgiebigkeit sich die kraft der überzeugung zu gewinnen, in unbarmherziger, nicht selten schadenfroher weise seine meßer anzulegen für gut befunden hat; und, wie es zu geschehen pflegt, bei grundsätzen solcher art überbietet der eine den andern in schonungslosen griffen und betastungen".*) „Allein das darf sich fragen, heifst es an einer anderen Stelle, ob nicht, unbeschadet der grundsätze im allgemeinen, die klugheit gebiete um- und mittelwege einzuschlagen, die nicht so rasch, aber oft sicherer zum Ziele führen".**) Und nicht blofs in praktischer Beziehung ist Herr Andresen äufserst vorsichtig und zurückhaltend, sondern er legt auch in der Theorie, wie wir sehen werden, dem neuhistorischen Eifer überall den Zügel an. Und dennoch, welche Consequenzen des bewusst oder unbewusst zu Grunde liegenden Princips brechen doch auch bei Herrn Andresen hin und wieder zu Tage! Nachdem er ganz richtig die Zerstörung vieler organischen Kürzen der fortwährenden Wandelbarkeit der Sprache zugeschrieben hat, lässt er durch die neuhochdeutsche Verdoppelung des Vocals und Einschaltung von *h* und *e*, „welche die organische länge sowohl als die kürze getroffen hat, eine höchst nachtheilige und lästige verdunkelung der echten Quantität erreicht werden." „Der zusatz des *e*, sagt er dann weiter unten, erscheint bei einer zahllosen menge ursprünglich kurzer *i*, z. B. *liegen*, *viel, wiege,* mhd. *ligen, vil, wige;* er bildet hier die regel. Ist der vocal rein verblieben wie in *mir*, *gib*, *wider,* wird er doch meistens gedehnt gesprochen".***) Damit vergleiche man nun zuvörderst S. 32. Anm. 1, wo es heifst: „Lebende mundarten laßen die organische Kürze des *i* in diesen wörtern (nämlich in *mir*, *dir, wir*) sehr deutlich vernehmen;"

*) Andresen, Ueber deutsche Orthographie. S. 5.

**) Ebend. S. 6.

***) Ebend. S. 13.

und halte dann damit zusammen, was der Verfasser S. 44 über die etwanige Bezeichnung der langen Vocale im Neuhochdeutschen sagt. Er ist dort nämlich der Meinung, dass die Bezeichnung der Längen durch den Circumflex zwar den Vorzug verdienen möge vor der jetzigen verworrenen und verwilderten Weise, dass man aber am besten thun werde, die Länge ganz unbezeichnet zu lassen. Denn: „Mangel aller und jeder längezeichen wird sämmtlichen mundarten gerecht".*) Das klingt dem minder aufmerksamen Leser sehr unverfänglich. Der aufmerksame aber wird durch das Zusammenhalten der von uns angeführten Stellen gewahr werden, dass hier durch einen „um- und mittelweg" nichts Geringeres angebahnt werden soll, als eine durchgreifende Umgestaltung unseres ganzen jetzt als schriftdeutsch anerkannten Vocalismus. Bis jetzt hiefs die Hauptregel: Den geschärften Vocal einer Sylbe erkennt man an der Verdoppelung, den gedehnten an der Einfachheit des darauf folgenden Consonanten.**) Man wusste also dass *mir, dir, wir* in schriftdeutscher Aussprache ein gedehntes *i* haben, so gut wie *lesen, Wesen, geben, leben* ein gedehntes *e*; *sagen, klagen, Vater* ein gedehntes *a*. Das soll nun in aller Stille beseitigt und der mundartlichen Aussprache *mĭr*, *dĭr*, *wĭr*, *lĕsen*, *Wĕsen*, *gĕben*, *lĕben*, *săgen*, *klăgen*, *Văter*, denen ihr theilweise mundartlicher und vertraulicher Gebrauch natürlich auch von uns nicht streitig gemacht wird, auch für die edlere gebildete Rede zuvörderst die Gleichberechtigung erworben werden, um dann bei nächster Gelegenheit den eigentlichen Schritt zum Ziel zu thun und alle jene „unorganischen Dehnungen" für unberechtigt zu erklären und den reinen Lautstand des Mittelhochdeutschen wiederherzustellen. Dann bildet *dem hĕre* (exercitui, jetzt *dem Heere*)

*) Beiläufig mag man an dieser blofs scheinbaren Uebereinstimmung mit den Vorschlägen meiner ersten Abhandlung, siehe oben Seite 148 fg. (vergl. die zweite Abhandlung, oben, Seite S. 172 fg.) sehen, wie Alles auf die Bedeutung ankommt, die man den angewendeten Schriftzeichen beilegt. Ich weifs übrigens recht wohl, auf welche wirklich vorhandenen Verschiedenheiten der Aussprache Hr. Andresen sich berufen wird. Aber erstens sind auch diese Verschiedenheiten anders zu fassen als es gewöhnlich geschieht, und zweitens sollen sie hier nur zum Schrittstein zu anderen, weit über sie hinausgreifenden Neuerungen dienen.

**) Vergl. z. B. Adelung, deutsche Sprachlehre für Schulen, 6. Auflage, Berlin, 1816. S. 490. Heyse, Leitfaden, 10. Aufl. S. 8. K. F. Becker, Leitfaden, 2. Ausg. S. 118, 119.

keinen reinen Reim mehr auf *die êre* (honor, *Ehre*), weil Ehre ein „organisch“ langes, *Heere* aber ein „organisch“ kurzes *e* hat. *Die Namen* (nomina) und *die Samen* (semina) fallen im Laut auseinander, weil ersteres ein „organisch“ kurzes, letzteres ein „organisch“ langes *a* hat. U. s. w. in unzähligen Fällen. Wer etwa glauben sollte, ich thue dem Hrn. Verf. Unrecht, der lese, was er S. 41 fg. über *lügen* (mentiri) und *liegen* (jacēre) sagt. „An rückkehr zu *liegen* (mentiri) ist jetzt*) nicht zu denken“, bemerkt er in seiner vorsichtigen Weise. Etwas weiter unten aber fährt er fort: „Wenn etwa *ligen* statt *liegen* (jacere) hergestellt sein wird, dann steht für *liegen* (mentiri) der eingang offen.“

Dies ganze Unternehmen widerstrebt unserer zu Recht bestehenden Schriftsprache in eben dem Mafs wie irgend ein anderer Versuch, die „organischen“ Lautverhältnisse in derselben wiederherzustellen, und es kann sich auf nichts berufen als auf den obigen Grundsatz, alle „unorganischen“ Formen aus unserer Sprache zu beseitigen. Wo daher Hr. Andresen solchen „unorganischen“ Formen Schonung angedeihen lässt, da thut er es im Widerspruch mit seinem eigenen Princip. Wo er seinem Principe folgt, da strebt er auch dem Ziele zu, das die Beseitigung aller „unorganischen“ Formen fordert. Wäre aber einmal dies Ziel in consequenter Weise erreicht, so würden wir nicht mehr schreiben (und sprechen) *Argwohn*, sondern *argwân*, nicht mehr *Mohn* (papaver), sondern *mân*, nicht mehr *ohne* (sine), sondern *âne*, nicht mehr *wo* (ubi), sondern *wâ*, nicht mehr *Pilz*, sondern *bülz*, nicht mehr *pochen* (klopfen), sondern *bochen* oder *bocken*, nicht mehr *prangen*, sondern *brangen*, nicht mehr *Pracht*, sondern *Bracht*, nicht mehr *tausend*, sondern *dausend*, nicht mehr *Sündflut*, sondern *Sintflut***), nicht mehr *bethätigen*, sondern *betädingen* oder *beteidingen*, nicht mehr *abstreifen*, sondern *absträufen* u. s. w. u. s. w.

Man mag sich nun zu diesem Princip bekennen oder nicht, so viel wird man nicht in Abrede stellen können: Mit seiner Durchführung gelangt man zu einer Sprache, die sich von unserer bisher gültigen Schriftsprache wesentlich unterscheidet.

7. Wir haben bisher die consequente Durchführung des neuhistorischen Princips betrachtet. Untersuchen wir nun näher, wie

---

*) NB.

**) S. unten Nr. 7.

sich Hr. Andresen zu dieser Durchführung stellt. Wir haben schon gesehen, dass er der Praxis gegenüber zur äufsersten Vorsicht räth. Aber man würde sich täuschen, wenn man glaubte, diese von der Praxis gebotenen Beschränkungen seien ihm die einzigen. Vielmehr sucht er auch schon auf theoretischem Gebiet sich an den verschiedensten Stellen der Durchführung seines eigenen Princips zu entziehen. Wörter, deren alte Form man missverstanden und die man deshalb mit einer neuen Schreibung versehen hat, wie *Sündflut* (statt *Sintflut*), *Maulwurf* (statt *Moltwurf*) und dergleichen, sind auch nach Hrn. Andresen*) in der entstellten Form beizubehalten. Natürlich sind wir damit ganz einverstanden von unserem Standpunkt aus. Dagegen ist durchaus nicht abzusehen, wieso vom neuhistorischen Gesichtspunkt aus eine unorganische Form dadurch gerechtfertigt werden soll, dass ihre unorganische Entstellung auch noch eine Verdunkelung des Sinnes zur Folge gehabt hat.

Weinhold hatte in seiner Schrift über deutsche Rechtschreibung**) die Formen *Hölle, dörren, Löffel* u. s. w. verworfen und an ihre Stelle die organisch richtigen *Helle, derren, Leffel* setzen wollen. — Hr. Andresen tritt ihm entgegen. „Weder jene *ä* aus *ë*, sagt er***), noch diese *ö* für *e* werden aus deutscher schrift weichen wollen. — Unter denjenigen, deren unorganisches *ö* eben mitgetheilt worden ist (*dörren* u. s. w.), darf wohl nur dem einzigen *ergötzen* der rang durch die form mit *e* auch praktisch streitig gemacht werden. Die herstellung des echten *e* in allen wörtern der doppelten art wird daher unstreitig mit größeren schwierigkeiten verbunden sein als von Weinhold vermuthet wird.“ Bis dahin könnte man glauben, Hr. Andresen habe es hier nur mit dem Widerstand einer eingerosteten Praxis zu thun. Aber er fährt fort: „und gesetzt sie (die Herstellung des echten *e*) gelänge allmählich durch lehre und vorbild, vielleicht durch zwang, so blieben auf anderen seiten des deutschen vocalismus noch manche großentheils auf dieselbe weise entstandene lücken auszufüllen und mängel zu beßern übrig, deren bisher von den orthographen nicht einmal erwähnung geschehen ist. Damit dies an einem umfangreichen beispiele erkannt

*) Ueber deutsche Orthographie, S. 11, 55 und anderwärts.

**) Ebend. S. 12.

***) Ebend. S. 50.

werde, soll von der entstellung des *a* zu *o* die rede sein." Und nun folgen in reicher Fülle die von uns schon mehrmals angeführten Wörter (*ohne* statt *âne, Argwohn* statt *argwân* u. s. w.). Wie soll man das verstehen? Will Hr. Andresen, wenn sichs nur machen liefse, in der Herstellung der „organischen" Formen noch über Weinhold hinausgehen und auch das antasten, was dieser stillschweigend stehen liefs? Das würde der ganzen Haltung von Hrn. Andresens Schrift widersprechen. Will aber Hr. Andresen dies nicht, will er nicht auf *âne, argwân* u. s. w. hinaus, dann kann sein angeführter Uebergang von den unorganischen *ö* (*Hölle, dörren* u. s. w.) auf die unorganischen *o* (*ohne, Argwohn* u. s. w.) auch schlechterdings nichts Anderes heifsen als: So wenig man die einen beseitigen kann, so wenig die andern. Das heifst aber mit anderen Worten: Hr. Andresen gibt in diesen beiden sehr belangreichen Fällen das neuhistorische Princip preis. Auf ganz ähnliche Weise und fast mit einem Anflug von Bitterkeit weist Hr. Andresen die Schreibung *eräugnen* zurück. „Was schon Docen, sagt er*), in der zeitschrift Teutoburg bemerkte, daß niemand sich zu „„*eräugnen*"" verstehen wolle, gilt heute fort; die erinnerung, daß es pflicht sei sich zu „„*eräugnis*"" zu überwinden (A. Wilhelm in d. zeitschr. f. d. öst. gymn. III, 7, 591), werde lieber umgekehrt in die entgegengesetzte bitte, von solcher forderung sich nicht überwinden zu laßen. — Aehnlicher art, jedoch bei weitem nicht so berühmt, namentlich wie es scheint der orthographischen verfolgung entgangen ist die entstellung des Wortes *abstreifen*, worin nicht eigentlich *streifen* steckt, sondern mhd. *stroufen, bestroufen*, niederd. *afströpen*." So sehen wir Hrn. Andresen noch an vielen andern Stellen im Kampf mit seinem eigenen Princip. Woher diese Unbehaglichkeit? Wenn wir alle jene Stellen zusammennehmen, so können wir wohl angeben, wo die Grenze liegt, jenseits deren Hrn. Andresen das Vertrauen zu seinem Princip zu verlassen pflegt. Fast überall nämlich, wo die gegenwärtige Schreibung ohne Schwanken einen andern Laut bietet als den von der historischen Construction geforderten, wird Hr. Andresen unsicher oder springt geradezu von seinem Princip ab. Was heifst das nun anders als: Nicht die lautgeschichtliche Construction, sondern die feststehende hergebrachte Schreibung entscheidet darüber, welcher Laut einem Wort in der gegenwärtigen

*) Ueber deutsche Orthographie, S. 64.

neuhochdeutschen Schriftsprache zukommt. Das aber ist das Princip, das ich in meinen beiden Abhandlungen über die deutsche Rechtschreibung im Gegensatz zu dem neuhistorischen zu erweisen suche. Wie sehr dies wichtige Princip den Erörterungen des Hrn. Verfassers unbewusst zu Grunde liegt, tritt an mehr als einer Stelle klar zu Tage. S. 76 sucht er die Regel, dass nach gedehntem Vocal der Consonant einfach, nach geschärftem doppelt zu schreiben sei, durch die Unsicherheit der gebildeten Gesammtsprache wankend zu machen „über deren begriff und umfang die ansichten sehr weit auseinandergehen.“ Aber S. 90 lesen wir: „In betreff der labialen offenbaren sich ebenfalls bedeutende einflüsse der mundarten, welche bald irrthümer, bald unsicherheiten in der schreibung erzeugt haben. Groß ist vorerst die zahl derjenigen wörter, die theils in der älteren sprache selbst, wo eine andere regel obwaltete, theils im verhältnis des nhd. zum mhd. wechsel zwischen anlautender tenuis und media aufweisen, welche zwar fortwährend von mundarten gepflegt und, so lange diese bestehen, nicht ruhen werden, allein nach dem bedürfnis der nhd. schriftsprache einer ausgleichung unterworfen sind und nöthigenfalls anheimfallen. Hier können gebrauch und aussprache ihre rechte geltend machen, und es kommt vorzüglich darauf an, zu wißen wo die besten sind. Nur die tenuis ist heute richtig in *panier, perle, pilz, plaudern, pracht, prassen, putzen, empor;* nur die media in *banner, barte, beiſzen, bischof,* obwol im mittelhochdeutschen dort *b* vorherrschend, hier *p* unter umständen wenigstens gestattet war.“ Wonach entscheidet der Herr Verf. in der (von mir) unterstrichenen Stelle? Nach der alten Sprache nicht. Das sagt er selbst. Nach einer daraus abzuleitenden lautgeschichtlichen Construction gleichfalls nicht. Nach den Mundarten auch nicht. Sondern nach „Gebrauch und Aussprache“ „und es kommt nur darauf an, zu wissen, wo die besten sind.“ Wo und wie hat sie denn aber der Herr Verf. gefunden, um dann mit solcher Zuversicht fortzufahren: „Nur die Tenuis ist heute richtig u. s. w.“? Handgreiflich nirgends anders als in der heute zu Recht bestehenden, von ihm vorgefundenen Schreibung dieser Wörter, die uns eben darüber Auskunft gibt, welche Aussprache in der gegenwärtigen neuhochdeutschen Schriftsprache den Sieg davon getragen hat.

Ich möchte Hrn. Andresen, dessen redliche Bemühungen ich

wohl zu schätzen weifs, bitten, einmal sein eigenes Buch mit dem Gedanken zu lesen, es könne möglicherweise mit dem neuhistorischen Princip der Rechtschreibung nichts sein. Vielleicht findet er dann selbst, dass der gröfste Theil seiner positiven Erörterungen auf ein ganz anderes Princip hinausläuft als auf das von ihm an die Spitze gestellte neuhistorische. Hr. Andresen könnte diese Prüfung mit um so gröfserer Unbefangenheit vornehmen, als die sorgfältigen Erörterungen sehr vieler Einzelheiten, die sich in seinem Buch finden, grofsentheils ihren Werth behalten, wenn auch das Grundprincip und Alles, was davon abhängt, sich als unhaltbar erweist.

8. Untersuchen wir nun ferner, welche Stellung das phonetische Princip, wie wir es auffassen, bei der praktischen Ausführung einerseits zum althistorischen, andrerseits zum neuhistorischen einnimmt. Die Grundlage für die Beurtheilung, was der neuhochdeutschen Schriftsprache gemäfs sei, bildet uns die vorgefundene Schreibung. Diese hat daher einen unschätzbaren Werth für uns. Gibt man diese Quelle unserer Erkenntnis dessen, was Schriftsprache ist, auf, so hat man allen Halt verloren. Das Urtheil tappt dann im Dunkeln und muss nothwendig weit auseinander gehen, je nach den verschiedenen Gelüsten und Theorien, mit Hülfe deren man eine neue Schriftsprache zusammenbrauen will. Es sind deshalb keineswegs blofs praktische Bedenken, sondern es ist der tiefste Grund einer strengwissenschaftlichen Ueberzeugung, der uns bestimmt, die hergebrachte Rechtschreibung mit äufserster Schonung zu behandeln. Denn ist dieser Regulator über Bord geworfen oder durch ungeschickte Hände verdorben, so mag man zusehen, wie man nicht etwa unsere Rechtschreibung, sondern unsere gebildete, alle Stämme verbindende Schriftsprache selbst wieder in ein gemeinsames, allgemein anerkanntes Geleise bringt.*)

*) Die Neuhistoriker befinden sich unserer überlieferten Rechtschreibung gegenüber gerade in der entgegengesetzten Lage. Sie werden deshalb auch nicht müde, sie mit Schmach und Hohn zu überschütten. Da wird uns bald die Schreibweise der Engländer als beschämendes Vorbild hingehalten, während verständige Engländer froh wären, wenn sie etwas unserer deutschen phonetischen Orthographie Aehnliches haben könnten. Bald werden die Grundsätze, welche unsre deutsche Orthographie diese dreihundert oder eigentlich diese mehr als tausend Jahre her zur Richtschnur genommen hat, für baaren Unsinn erklärt. Hr. Andresen vergleicht gar unsre neuhochdeutsche Orthographie,

Die wissenschaftlich begründete Erkenntnis von der hohen Bedeutung unserer überlieferten Orthographie für den ganzen Bestand unserer Schriftsprache ist es, was uns die äufserste Vorsicht bei jedem Abänderungsversuch zur Pflicht macht, und diese Erkenntnis bestimmt unser Verhältnis sowohl zum althistorischen als zum neuhistorischen Princip.

Wir haben in den früheren Abhandlungen zur Genüge dargethan, dass der leitende Grundsatz unserer überlieferten Rechtschreibung ein phonetischer war. Aber obwohl dieser Grundsatz den Charakter unserer Orthographie ausmacht und sie in der weit überwiegenden Masse beherrscht, so liegt es doch in der Natur der Sprachgeschichte, dass an einzelnen Stellen zeitweise das althistorische Princip sich geltend macht.*) Es bleiben alte Schreibungen stehen, obwohl sie der veränderten Aussprache nicht mehr entsprechen. Um nun in solchen Fällen eine Aenderung der Schreibung zu beantragen, müssen auch schon theoretisch zwei Dinge nachgewiesen werden, nämlich erstens, dass wirklich bei den Gebildeten ganz Deutschlands eine übereinstimmende Umwandlung der Aussprache stattgefunden hat, und zweitens, dass an keine Rückkehr der Aussprache zum ursprünglichen Lautgehalt der alten Zeichen gedacht werden kann. Wollte jemand z. B. vorschlagen, statt *Pferd, Pfarrer, Pfründe* u. s. f. in Zukunft *Ferd, Farrer, Fründe* u. s. f. zu schreiben**), so wäre diese Neuerung zurückzuweisen, weil die

---

deren sich alle unsre Dichter und Prosaisten, grofse und kleine, bedient haben, mit dem stümperhaften Exercitium eines Lateinschülers, dem der Praeceptor die Schnitzer corrigiert. Doch ich sollte vielleicht dies Gleichnis lieber mit Stillschweigen übergehen, da es nur einem handgreiflichen Missverständnis seinen Ursprung verdankt. In der Stelle meiner Abhandlungen (oben, Seite 116 fg.), auf die sich Hr. Andresen (Heft II, S. 138) bezieht, ist nämlich gar nicht die Rede von den Fehlern unserer Orthographie, sondern von deren Schwankungen. Unsre Orthographie könnte möglicherweise auch im Sinn des Hrn. Andresen noch viel mehr „Irrthümer“ enthalten und dabei doch keine einzige Schwankung. Nicht auf die Fehler und Irrthümer aber, sondern auf die Schwankungen kommt es an, wenn man den Beweis führen will, dass wir überhaupt keine gemeinsame festgestellte Orthographie haben und also jeder nach Belieben *ab ovo* anfangen kann.

*) S. die erste Abhandlung.

**) Wie Klopstock, Ueber Sprache und Dichtkunst (1779), S. 139, vorschlägt.

Gebildeten des südlichen Deutschlands an der lautgemäfsen Aussprache der hergebrachten Schreibung festhalten.

So werden auch nach unserem Princip die in unserer überlieferten Rechtschreibung wirklich vorhandenen althistorischen Schreibweisen mit der gröfsten Schonung zu behandeln sein. Die Wiedereinführung nicht mehr vorhandener Schreibweisen aber, die für uns jetzt nach Art der englischen Orthographie zu den althistorischen gehören würden, müssen wir aus eben diesem Princip auf das entschiedenste verwerfen.*)

Die neuhistorische Schreibweise haben wir als umgestaltendes Princip unserer feststehenden Orthographie und, wie wir gezeigt haben, unserer Schriftsprache selbst gleichfalls verwerfen müssen. Dagegen haben wir schon früherhin bemerkt, dass es ein freilich bescheideneres Gebiet gibt, auf welchem die Gedanken, die der neuhistorischen Orthographie zu Grunde liegen, einen wohlzubeachtenden Factor bilden. Dies ist nämlich der Fall, wo es gilt, zwischen wirklichen Doppelformen zu entscheiden.**) Die Anwendung dieser Grundsätze ist aber auch hier weit weniger allein entscheidend und weit schwieriger, als man bisweilen gemeint hat, weil häufig für beide Formen Analogien aus der Sprachgeschichte beigebracht werden können. Der üblicheren Schreibung *Gebirge* gegenüber haben einige die Form *Gebürge* vorgezogen. Diese Schreibung ist nicht etwa ein theoretischer Vorschlag, sondern sie ist wirklich vorhanden.***) Für die Schreibung *Gebirge* wird nun die Analogie des feststehenden *Gefilde* und sehr vieler anderer Wörter angeführt, die den alten Wechsel von *i* und *e* treu bewahrt haben. Dagegen könnten sich die Liebhaber von *Gebürge* auf die Analogie des gleichfalls feststehenden *Würde* berufen, das denselben Uebergang eines alten *i* in ein neueres *ü* zeigt, wie die Form *Gebürge* im Verhältnis zur älteren *Gebirge*. In solchen Fällen mag man nun wohl die überwiegende sprachgeschichtliche

---

*) S. erste Abhandlung, oben, S. 127.

**) Erste Abhandlung, oben, S. 141 fg.

***) Adelung, Vollständige Anweisung zur Orthographie (1788), II, 126. erwähnt sie und verwirft sie. Sie findet sich z. B. in (Tiecks) Volksmährchen, Bd. I, Berlin 1797, S. 201. Unter den neueren Schriftstellern hat Fürst Pückler eine Lanze für diese Form gebrochen. Man kann also nicht so ohne weiteres sagen: „*Gebürge* ist eine regelwidrige Abweichung von der Schrift.“

Analogie für die eine der beiden Formen geltend machen. So lange aber sich auch der anderen Form namhafte Schriftsteller bedienen, und noch dazu auch für diese Form sich lautgeschichtliche Analogien beibringen lassen, wird man zugeben müssen, dass für jetzt noch eine wenn auch seltenere Nebenform vorhanden ist. Dass übrigens die lautgeschichtliche Analogie nur einer von den Factoren ist, die bei der Entscheidung über zwiespältige Formen mitwirken, keineswegs aber der einzige, das will ich an einem Beispiel zeigen, bei welchem auch Herr Andresen auf unserer Seite ist. Der andere Factor nämlich ist der überwiegende Schreibgebrauch und die dadurch bestimmte allgemeine Aussprache. Die Form *Eräugnis* findet sich sporadisch auch bei einigen bedeutenden neueren Schriftstellern, und doch entscheidet sich Herr Andresen mit vollkommenem Recht für *Ereignis.*

Aufserdem haben wir der neuhistorischen Ansicht einigen Einfluss zugestanden auf die Schreibung seltenerer, d. h. namentlich bei unseren Classikern nur wenig oder gar nicht vorkommender Wörter.*) Aber sowohl in diesem Fall als in dem vorigen wird man gut thun, sich der gröfsten Vorsicht zu befleifsigen, ehe man die herkömmliche oder doch überwiegende Schreibung antastet. Ich will dies an einigen Beispielen darthun. Man schrieb sonst allgemein die *Schleuse.* Adelung in der Vollständigen Anweisung zur Orthographie (II. 344) erwähnt nicht einmal eine Nebenform. In der Meinung *Schleuse* komme von *schliefsen* wurde nun die übliche Form des Worts in Verruf gethan und auf die Form *Schleufse* gedrungen. Diese ganze Etymologie aber erweist sich als falsch, und sehr mit Recht erklärt sich auch Herr Andresen dagegen, indem er sagt: „Aus *fclusa* (sal. ges.) d. i. exclusa (frz. écluse) ist die nhd. form hervorgegangen, welche im niederd. *flüs*, im holl. *flois* lautet". **) So bleibt es also wieder bei *Schleuse*, und die ganze Mühe war umsonst. — Das Wort *Meerrettich* (Cochlearia Armoracia) wurde in der hergebrachten Orthographie geschrieben wie *das Meer.* Da wurde mit grofsem Lärm und bitterstem Hohn gegen die „Dummheiten" unserer ge-

*) Die Begründung s. zweite Abhandlung oben, Seite 163, Anmerkung.

**) Ueber deutsche Orthographie, S. 134. Schon Adelung war auf dem richtigen Wege, obwohl er die beiden Ableitungen zu vereinigen suchte.

wöhnlichen Rechtschreibung verkündet, das Wort sei zu schreiben *Mährrettich.* Denn es komme von *Mähre*, das Ross, und heifse eigentlich Rossrettich. Wer die althochdeutschen Belege für das Wort kannte, dem musste diese Ableitung jederzeit mehr als bedenklich scheinen. Herr Andresen erklärt sich nun geradezu dagegen und erhärtet die Form *Meerrettich* in ihrer Ableitung von *Meer* durch die einzig vorkommenden althochdeutschen Formen *meriratich, merratich*, *merratih*, *merretich*, die sämmtlich zu *Meer* gehören, und die Bedeutung dadurch, dass der Meerrettich das Moorland liebt und Meer und Moor sowohl lautlich als begrifflich sich sehr nahe liegen.*) Ein drittes viel besprochenes Beispiel bietet das Wort *unpässlich.* Die Form mit *p* war bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so entschieden die für schriftgemäfs anerkannte, dass Adelung**) sagen konnte: „*Unpafs*, adv. von dem noch Nieders. *Pafs*, gehörige Beschaffenheit, nicht aber von dem alten *bafs* für *besser*, folglich auch nicht *unbafs*, welches zugleich wider die allgemeine Hochd. Aussprache ist. Daher *unpäfslich, die Unpäsflichkeit.*" Gegen diese durch Schreibung und Aussprache gleichermafsen der Schriftsprache einverleibte Form begann man nun aus etymologischen Gründen Sturm zu laufen. Das Wort sollte durchaus von *bafs* (melius) herkommen und also die „einzig richtige" Form *unbafs* hergestellt werden. Manche sonst ganz nüchterne Männer liefsen sich einschüchtern, bemühten sich, ihrem Ohr und ihrer Feder Gewalt anzuthun, und schrieben fortan *unbäfslich, Unbäfslichkeit.* Denn man will doch nicht „geradezu fehlerhaft" schreiben. Nach der Hand zeigt sich jetzt, dass das Ganze blinder Lärm war. Die Ableitung von *bafs* (melius) ist nicht nur keineswegs so sicher, sondern im höchsten Grade unwahrscheinlich. Auch Herr Andresen erklärt sich gegen *unbafs* und *unbäfslich.* „Die Wörter, sagt er***), stimmen zum fremdwort *passen*, und *pas* ist im niederd. in allerlei hierher gehörigen ausdrücken besonders geläufig, namentlich

*) Andresen, Ueber deutsche Orthographie, S. 26. Die Zustimmung Andresens zu der von der Hannoverischen Conferenz vorgeschlagenen Schreibung *Merrettich* (in Herrigs Archiv, 1856, Heft I, S. 106) ändert natürlich an dem oben Gesagten nichts.

**) Vollständige Anweisung zur deutschen Orthographie (1788), II, 408.

***) Ueber deutsche Orthographie, S. 91.

„*ik bin nig wol to pas*“ (brem. nieders. wörterb. III, 296), d. h. geradezu „*ich bin unpäfslich*“; vgl. Schweminski in Herrigs arch. XIV. 138. Ebenso im Hochd. ist „*zu pas*“ überall bekannt (Stald. I, 140. Schmell. I, 297; vgl. Diefenb. goth. wörterb. I, 289) und bei Moscherosch im 17. jahrh. begegnet der ausdruck „*übel zu paß*“ (s. Wackern. III, 1, 658). Hie und da findet man auch *paslich* (nieders. paslik), *passierlich* (frz. passable), d. i. leidlich, erträglich.“

Alle diese Beispiele, in denen wir zugleich mit Vergnügen der unbefangenen Erörterung Herrn Andresens beistimmen können, sind nicht angeführt, um die Bedeutung des lautgeschichtlichen Princips in wirklich schwankenden Fällen zu bestreiten, sondern nur, um zu zeigen, wie auch hier nicht dringend genug an das alte „Eile mit Weile“ erinnert werden kann. Lasse man doch die Forschung selbst erst zum sicheren Abschluss kommen, ehe man die Gewöhnung von Hunderttausenden angreift. Sonst wird man der gelehrten Sprachforschung auch da das Vertrauen entziehen, wo sie wirklich hingehört.

Auch hier müssen wir der Schrift des Herrn Andresen das Zeugnis geben, dass sie sich bei weitem in den meisten Einzelnerörterungen auf das Gebiet des Schwankenden beschränkt, auf dem auch wir jederzeit der Sprachgeschichte eine Stimme zugestanden haben. Ja Herr Andresen ist noch weit vorsichtiger als er sich selbst bewusst ist. In manchen Fällen, in denen er selbst einen kühneren Schritt zu thun glaubt, zeigt sich bei näherer Betrachtung, dass er sich ganz in den Grenzen des Erlaubten hält. So sagt er z. B. in der Beurtheilung meiner Schrift*): „Nun liegt die Frage nahe: mit welchem rechte sind seit der entwickelung und feststellung der heute vorwiegend üblichen schreibweise dennoch abweichungen, die sich nicht eben auf das gesetz der aussprache gründen, als zu recht bestehend angenommen worden? Erst in den neueren zeiten ist z. b. der schreibung *allmählich* eine geltung zu theil geworden, welche von keiner seite auf irgendwie gegründeten widerspruch zu stofsen scheint.“ Und ebendaselbst S. 145 heifst es: „Wenn des herrn verf. (nämlich meine) behauptung (Ztschr. S. 33, s. oben, S. 138): „„die einführung histori-

*) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1856, Hft. II, S. 140.

scher unterscheidungen, die in gebildeter rede nicht mehr gesprochen werden, ist zurückzuweisen"", auf alle fälle erstreckt werden soll, so verdient auch das historische *h* der schreibung *allmählich* keine anerkennung; denn ein solches *h* „„war früherhin nicht so dünn und unhörbar wie in unserer jetzigen gebildeten sprache."" Der Leser wolle nun nur in der aus meiner Schrift angezogenen Stelle das Wort „Einführung" nicht übersehen, und alle Scrupel werden sich leicht lösen. Ist denn die Schreibung *allmählich* erst „seit der Entwickelung und Feststellung der heute vorwiegend üblichen Schreibweise" eingeführt worden? Nimmermehr! Längst ehe man vom neuhistorischen Standpunkt in unsere „festgestellte" Schreibweise regelnd einzugreifen begann, hat die Schreibung *allmählich* neben der anderen *allmälig* gegolten. Ja schon Adelung gibt der Schreibung *allmählich* unbedingt den Vorzug, sowohl in der ersten Ausgabe seines Wörterbuches vom Jahr 1774 als in der zweiten vom Jahr 1793. Also weit entfernt, etwas neues einzuführen, hat man in diesem Fall nur die eine von zwei in unserer hergebrachten Schreibweise vorgefundenen Formen behauptet. So geschieht es Herrn Andresen auch in seiner Schrift über deutsche Orthographie öfters, dass er sich einer Neuerung anzuschliefsen glaubt, während er sich nur für die ohnehin schon bevorzugte von zwei wirklich vorhandenen Doppelformen entscheidet. So sagt er z. B.*): Die Form *Roggen* (die Getreideart) „pflegt in neuerer Zeit der besseren Form *rocken* zu weichen" und macht dazu die Anmerkung: „schon bei Freyer regelmäfsig." Das klingt, als wenn man erst in neuerer Zeit, auf Grund des neuhistorischen Princips eine verschollene Form in ihre Rechte wieder eingesetzt habe, so dass „der stand des mhd. gewahrt bleibt." Aber schon Adelung gibt in beiden Ausgaben der Form *Rocken* entschieden den Vorzug. Der Herr Verf. hat also auch nach unserer Ansicht das volle Recht, sich für die in unserer hergebrachten Schriftsprache vorgefundene Form *Rocken* zu erklären. Ebenso wie er allerdings in Widerspruch mit unserem Princip getreten sein würde, wenn er das Wort *Flagge* in die Form *Flacke* hätte umwandeln wollen. Und verlangt dies nicht eigentlich „die geschichtliche Fortentwickelung des Neuhochdeutschen"? Herr Andresen bleibt aber natürlich bei *Flagge*, sehr mit Recht,

---

*) Ueber deutsche Orthographie, S. 103.

obwohl diese Form niederdeutsch ist.*) In allen diesen Dingen können wir natürlich den gesunden Takt des Herrn Andresen nur loben, der ihn in der Regel da stillstehen heifst, wo ihn sein Princip über die Schranken hinausführen könnte, die wir demselben gegenüber den feststehenden Formen unserer Schriftsprache anweisen.

9. Aus meiner bisherigen Darstellung wird hinlänglich hervorgehen, dass die Schriften des Herrn Andresen, obwohl wir ihrem Grundprincip entgegentreten müssen, doch sehr vieles Einzelne enthalten können, dem auch wir beistimmen. Und so ist es in der That. Herr Andresen bespricht eine Menge von einzelnen Wörtern mit Umsicht und Unbefangenheit und wird Vielen ein erwünschtes Material zu weiteren Erörterungen bieten. Was mein Verhältnis zu diesen vom Princip ungetrübten Einzelnheiten betrifft, so will ich nur das Eine bemerken, was ich bereits früherhin erklärt habe, dass ich mich nämlich in meiner zweiten Abhandlung aus praktischen Gründen der verdienstlichen Hannoverschen Schrift möglichst angeschlossen habe; nicht weil ich ihre Entscheidungen überall für die vollkommensten hielt, sondern weil mir für die Schule die Hauptsache schien, endlich wieder zu einer möglichsten Uebereinstimmung zu gelangen. Soll aber die Erörterung noch längere Zeit fortgesetzt werden, — und auch dafür lassen sich sehr erhebliche Gründe vorbringen —, so sind die Bemerkungen des Herrn Andresen nicht zu vernachlässigen.

In einem Punkte freilich steht und fällt Herrn Andresens Ansicht mit seinem Grundprincip, nämlich in der Schreibung der Zischlaute. Hier vertritt Herr Andresen den von mir bekämpften Hauptgrundsatz: Schreib, entsprechend dem Mittelhochdeutschen, ß da, wo das Gothische, Angelsächsische u. s. w. ein *t* hat, dagegen *ſſ*, wo diese Sprachen gleichfalls ein *ſſ* haben. Er schreibt also *wiſzen,* aber *missen*; schreibt *Flüſze* (flumina) wie *Füſze,* aber anders als *Küsse* (oscula) u. s. w. Nach dem, was wir bisher erörtert haben, können wir ganz einfach die Frage stellen: Wie sollen wir diese neu einzuführende Schreibung fassen, althistorisch oder neuhistorisch? Althistorisch, das heifst, sollen blofs die mittelhochdeutschen Bezeichnungen eingeführt werden, ohne dass

*) Ebend. S. 104.

die bisherige Aussprache der neuen Bezeichnung gemäſs geändert wird? Sollen wir *missen* so wie bisher als reinen Reim zu *wissen* sprechen, aber dennoch nicht mehr wie bisher mit denselben Schriftzeichen wie *wissen* schreiben? Dann haben wir glücklich eine Bezeichnung, die unserer Sprache entspricht, gegen eine Bezeichnung vertauscht, die ihr nicht entspricht. Das heiſst denn allerdings ein Stück althistorischer Orthographie einführen und damit der Geschichte und den Principien der Buchstabenschrift gleichermaſsen ins Angesicht schlagen.

Oder zweitens, sollen wir jene neu einzuführende Schreibung neuhistorisch fassen? Das heiſst, sollen nach einer historischen Construction nicht bloſs die bisherigen Schriftzeichen, sondern soll auch die Aussprache der Wörter nach dem Mittelhochdeutschen umgemodelt werden? Sollen wir wirklich genöthigt werden, *missen* anders auszusprechen als *wissen*? Das wäre eine Gewaltthat an der Sprache, nicht geringer als wenn wir uns von dem Grammatiker nach seinen selbstgemachten Gesetzen zwingen lieſsen, fortan *Àrgwahn* statt *Argwohn* und *ahne* statt *ohne* zu sagen.

Ist es mir in meinen bisherigen Abhandlungen gelungen, die Grundgedanken unserer Orthographie ins klare zu setzen, so weiſs der Leser auch selbst, was er von diesen Gewaltmaſsregeln zu halten hat. Gegen den Vorwurf, sie wollten eine althistorische Orthographie nach Art der englischen bei uns einführen, verwahren sich nachgerade die Anhänger des s. g. historischen Principes selbst. Unsere Schriftsprache selbst aber gegen ihren wirklichen Lautbestand nach einer neuhistorischen Construction umgieſsen zu wollen, das ist ein Unternehmen, an das man nur so lange glauben kann, als man es nicht gehörig kennt. Hat nun weder das eine noch das andere Unternehmen irgendwelche Aussicht auf Erfolg, so würde diese neue Vertheilung der Zischlaute nichts Anderes sein als ein verlorener Posten eines gescheiterten Unternehmens. Wollen wir also nicht ein fremdartiges Bruchstück, das ewig Ruine bleibt, in unsre übrige Orthographie hineinbauen, so müssen wir auf dem Wege bleiben, den unsere Väter betreten haben. Wir werden dann, sowie bisher, die Zischlaute möglichst nach denselben phonetisch orthographischen Gesetzen behandeln wie die übrigen Consonanten und entweder uns der gegenwärtig am weitesten verbreiteten Weise anschlieſsen (Füße, Flüſſe, Fuß,

Fluß, schließen, ihr schließt, wissen, ihr wißt), oder besser mit dem älteren Heyse noch einen kleinen Schritt auf derselben Bahn weitergehen (Füße, Flüsse, Fuß, Fluſs, schließen, ihr schließt, wissen, ihr wisst).

10. Wir haben unser Princip als das phonetische dem historischen, sowohl dem althistorischen als dem neuhistorischen gegenüber bezeichnet. Man würde uns aber sehr missverstehen, wenn man dieses Sprachgebrauchs wegen glaubte, dass wir selbst uns von der Geschichte lossagen. Indem wir uns auf das engste an die überlieferte Schreibung der Wörter anschlieſsen und diese, wie es einer ausgebildeten Schrift- und Literatursprache ziemt, zur Grundlage aller etwaigen Verbesserungen der Rechtschreibung machen, glauben wir die echte Geschichtlichkeit für unser Princip in Anspruch nehmen zu dürfen. Wir lassen ferner der Sprachgeschichte, deren groſsartige Entdeckungen wir sicherlich nicht weniger hoch anschlagen als unsere Gegner, den ihr gebührenden, freilich streng begrenzten Einfluss auf die Rechtschreibung und wir haben gesehen, dass einer der eifrigsten, aber besonnensten Vertreter des neuhistorischen Princips sich meist in den Grenzen hält, die wir dem Einfluss der diesem Princip zu Grunde liegenden Gedanken gezogen haben. Wir haben nicht unterlassen, dies rühmend anzuerkennen. Aber der Unterschied ist der, dass unser geehrter Herr Gegner, durch seinen gesunden Takt geleitet, fort und fort auf sein Princip Verzicht leistet, während wir uns mit unserem Princip in Uebereinstimmung befinden. Nur die Oberflächlichkeit könnte diesen Unterschied für gleichgültig halten. Denn im ersten Fall sind wir nur vom guten Willen des umgestaltenden Grammatikers abhängig, im zweiten aber sind wir in unserem guten Recht. Im ersten Fall erhalten uns die Ueberschreitungen des zustehenden Gebiets, die sich auch ein so besonnener Neuhistoriker wie Hr. Andresen bisweilen zu Schulden kommen lässt, und die vielfachen Hindeutungen auf noch weitere Einbrüche in den bestehenden Lautstand, die man nur aus Vorsicht noch vermeiden müsse, in beständiger Furcht, dass zuletzt doch noch ein Umsturz unsrer ganzen Schriftsprache das Ziel sein wird. Im zweiten Fall dagegen sind die Grenzen scharf gezogen, welche der Einfluss der lautgeschichtlichen Analogie nicht überschreiten darf; alles Feststehende ist gesichert, und nur bei dem ohnehin Schwankenden ist der Lautgeschichte eine Stimme

zugestanden, und auch hier ist sie keineswegs im Alleinbesitz der Entscheidung.

Nicht sowohl wegen dieser Zugeständnisse, die wir je und je der lautgeschichtlichen Analogie gemacht haben, als wegen unseres engen Anschlusses an die historisch gegebene Schreibung würden wir am liebsten unserem Princip den Namen des historisch phonetischen geben.

Dass wir darunter nicht etwa ein unklares Hinundherschwanken zwischen verschiedenen Principien, sondern eine ganz bestimmte, scharf begrenzte Ueberzeugung verstehen, weifs der aufmerksame Leser unserer Abhandlungen zur Genüge.

IV.

Weitere Beiträge
zur
deutschen Rechtschreibung.

Mit Bezug auf

K. A. J. Hoffmann, G. Stier und W. Crecelius.*)

(Besonders abgedruckt aus der Zeitschrift f. d österr. Gymnasien 1857. Heft I, S. 1—35.)

Indem der Unterzeichnete sich anschickt, sich über die Fragen unserer Rechtschreibung mit den in der Ueberschrift genannten Gelehrten in eine nähere Erörterung einzulassen, fühlt er sich vor allem verpflichtet, ihnen für die freundliche Weise zu danken, in der sie seine Abhandlungen besprochen haben. Hr. Director Hoffmann thut dies in der Vorrede zu der vor kurzem erschienenen vierten Auflage seiner neuhochdeutschen Elementargrammatik. Ich habe mich in meinen früheren Abhandlungen darüber ausgesprochen, dass der Hr. Verf. das Wesen der neuhochdeutschen Schriftsprache nicht richtig auffasse; konnte aber schon damals hinzufügen, dass dies bei der grofsen Mäfsigung des Hrn. Verf's. nur einen geringen Einfluss auf seine Lehrbücher äufsere. Mit Vergnügen sehe ich nun aus der angeführten Vorrede, dass der Hr. Verf. auch in dieser Beziehung sich mehr und mehr dem, wie ich glaube, richtigen Wege nähert. Er sagt dort nämlich in Bezug auf unsere

---

*) Vergl. K. A. J. Hoffmann, Neuhochd. Elementargrammatik. 4. Aufl. Clausthal, 1856. Vorrede S. VI ff. Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen, herausg. von Mützell. 1856, X, S. 301 ff. Neue Jahrbücher für Philologie u. Pädagogik, 1856, 5 Heft, 2. Abth, S. 232 ff. Die Handschrift meiner Abhandlung ist im October 1856 abgeschickt worden. Alles, was mir erst nach dieser Zeit zugekommen ist, konnte deshalb keine Berücksichtigung mehr finden.

Orthographie: „Die ganze Erkenntnis der Sache hat so bedeutende Fortschritte gemacht, dass es nicht der Mühe lohnt auf das von mir im Jahre 1845 Geschriebene zurückzukommen. Das wichtigste Ergebnis der neueren Forschungen ist das, dass wir immer mehr zu der Einsicht gekommen sind, das Neuhochdeutsche sei nicht eine unmittelbare Fortentwicklung des Mittelhochdeutschen, sondern aus verschiedenen gleich berechtigten, aber nicht in allen Punkten gleichartigen Dialekten im Laufe der Zeit zusammengeflossen. Es folgt hieraus, dass das Mittelhochdeutsche zwar immer noch ein bedeutendes Element für unsere Beurtheilung des Neuhochdeutschen abgeben muss, aber das Neuhochdeutsche nicht ohne weiteres nach dem Mittelhochdeutschen geregelt werden darf. Damit ist die ganze Lage der Sache geändert und die Entwicklung des neuhochdeutschen Lautsystems beginnt uns immer klarer zu werden."*) Wenn der Hr. Verf. diesen Ansichten weiter nachgeht, so wird er ohne Zweifel zu dem Ergebnis gelangen, dass die Vorraussetzungen, auf welche hin man die neuhochdeutsche Schriftsprache aus allgemeinen Entwicklungsgesetzen construieren zu können glaubt, auch im Principe falsch sind. Ob es dem Hrn. Verf. gelingen wird, sich von manchen irrigen Annahmen in der Lautlehre loszumachen, die sich leider auch in dieser neuen Auflage wiederholt finden, wage ich nicht vorauszusagen. Jedenfalls aber nehmen seine Grammatiken unter den Lehrmitteln des deutschen Unterrichts eine sehr anerkennenswerthe Stelle ein.

Die beiden andern Gelehrten, Hr. G. Stier in Wittenberg und Hr. W. Crecelius in Dresden, fordern schon dadurch ein näheres Eingehen auf ihre Ansicht, dass ihre ausführlichen Beurtheilungen meiner Schrift sich in zwei der angesehensten philologisch-pädagogischen Zeitschriften Deutschlands finden, nämlich die des Hrn. Stier in der zu Berlin erscheinenden Zeitschrift für das Gymnasialwesen, und die des Hrn. Crecelius in den Leipziger Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik.

Wenn ich nun weiter zur Besprechung der Frage übergehe, wie sich die Hrn. Verf. zu den Ansichten stellen, die ich in meinen Abhandlungen darlege, so muss ich vor allen Dingen ein Wort über die Natur dieser Abhandlungen sagen. In denselben sind nämlich zwei Dinge verbunden, deren Vereinigung zu man-

*) Vorr. S. VII.

chem Missverständnis Anlass gegeben hat. Erstens beschäftigen sie sich mit der wissenschaftlichen Untersuchung der Principien, auf denen die Festsetzung der neuhochdeutschen Rechtschreibung ruht; und zweitens fassen sie in einem gedrängten Ueberblick die hauptsächlichsten streitigen Fälle zusammen und sprechen sich darüber aus, wie diese im gegenwärtigen Augenblick zu behandeln sein dürften. Rein theoretisch betrachtet wäre es vielleicht besser gewesen, den zweiten Gegenstand ganz unberührt zu lassen, um dadurch den Blick für den ersteren, wissenschaftlich und in seinen Consequenzen auch praktisch viel wichtigeren nicht zu trüben. Allein so folgenreich tiefer gehende wissenschaftliche Untersuchungen auf diesem Gebiete sind, so hat doch die Sache eine Seite, von der sie eine rasche, wenn auch noch nicht endgültige Erledigung fordert. Während wir in den oberen Regionen der Wissenschaft die principiellen Grundfragen erörtern, arbeiten Tausende von fleifsigen Lehrern, um dem nachwachsenden Geschlecht die Regeln der deutschen Orthographie einzuprägen. Diese Thätigkeit lässt sich begreiflicherweise nicht aussetzen, bis wir uns über die wissenschaftlichen Grundfragen geeinigt haben; und doch fordert gerade die Schule eine möglichst übereinstimmende und eine wenigstens nach Mafsgabe der Umstände möglichst richtige Behandlung jener zwiespältigen Schreibungen. Dies hat mich bestimmt, einen Abschnitt über diese Einzelheiten meinen Abhandlungen einzuverleiben. Das Wichtigste bei diesem Abschnitt schien mir, erstens alle Neuerungen zu verwerfen, die aus falschen Grundansichten hervorgehen, und zweitens auch solche Aenderungen, denen ein richtiges Princip zu Grunde liegt, nur mit gröfster Vorsicht und im bescheidensten Umfang zuzulassen. Ich konnte dies um so eher, da auch das wissenschaftliche Princip, das ich aufstelle, den engsten Anschluss an die bestehende Orthographie fordert. Einen sehr erwünschten Anknüpfungspunkt boten für diesen Abschnitt die Aufstellungen der orthographischen Conferenz in Hannover; und ich war hier so wenig bestrebt, etwas ganz Besonderes zu liefern, dass ich mich selbst in manchen Fällen, über die sich hätte streiten lassen, der Uebereinstimmung zu Liebe den Hannoveranern angeschlossen habe.

Ich glaube, durch diesen Abschnitt und durch die Art, wie ich ihn mit meinen Principien in Verbindung setze, manchem praktischen Schulmann einen Dienst erwiesen zu haben. Der Eindring-

lichkeit meiner principiellen Entwicklungen aber habe ich dadurch, wie ich jetzt sehe, in den Augen mancher Leser geschadet. Weil ich mich nämlich in dem betreffenden Abschnitt auf eine ziemlich umfassende Besprechung des Einzelnen einlasse, so meint man irrthümlicherweise, ich habe es auch in dem grundlegenden Haupttheil meiner Abhandlungen auf Vollständigkeit der Fälle abgesehen; und statt die Folgerichtigkeit meiner Schlüsse und die Beweiskraft meiner Beispiele zu prüfen, begnügt man sich mit der Bemerkung, dass ich doch noch dies oder jenes hätte besprechen sollen.

Ich werde nun die Bemerkungen der Herren Hoffmann, Stier und Crecelius in der Weise einer näheren Prüfung unterwerfen, dass ich zuerst die von mir aufgestellten Principien, dann aber eine der principiell wichtigsten orthographischen Streitfragen, nämlich die über die Schreibung der Zischlaute, noch mehr ins klare zu setzen suche.

I. Die Principien.

1. Die Feststellung des obersten Princips unserer Rechtschreibung.

Was zuerst Hrn. Stier betrifft, so freue ich mich, diesen Gelehrten, der seine ausgebreiteten Sprachkenntnisse schon durch sehr mannigfaltige Proben dargethan hat, meinen Principien beistimmen zu sehen. Als die Hauptsache in meiner Schrift bezeichnet er mit Recht „die Entwicklung der Principien, welche bei den jetzt immer näher an den Einzelnen heranrückenden Aenderungen unserer Orthographie zu Grunde zu legen sind", und fährt dann fort: „Jeder, der nicht die mit Mühe geschaffene Einheit der deutschen Sprache in Frage stellen will, wird sich in allem wesentlichen an die Raumerschen Principien halten müssen".*) Dieser Ansicht entsprechend gibt Hr. Stier (Seite 301 bis 310) einen in den principiellen Hauptpunkten beistimmenden Auszug aus meinen Abhandlungen. Der einzige Punkt, an welchem Hr. Stier etwas Wesentliches an den von mir aufgestellten Principien vermisst, beruht, wie ich glaube, auf einem Missverständnis. Nachdem er nämlich die zwölf Punkte, in die ich am Schlusse meiner ersten Abhandlung das Wesentlichste ihres Inhaltes zusammenfasse**), ausgezogen hat, fährt er fort: „Allen diesen — Sätzen

*) S. 319.

**) Siehe oben S. 137—142.

kann man beistimmen, und doch noch, wenn es gilt, den Charakter unserer Orthographie ganz zu bestimmen, etwas Wesentliches vermissen: die Anerkennung nämlich des theilweise wirklich historischen Charakters unserer Orthographie".*) Der Hr. Verf. entschuldigt nun diesen Mangel meiner Auffassung damit, dass es gegenwärtig allerdings nothwendig gewesen sei, vor allem das phonetische Element unserer Orthographie zu betonen, und geht dann zu einer ausführlichen Beweisführung über, dass es in unserer Orthographie wirklich auch historische Elemente gibt. Auf die einzelnen Punkte, die der Hr. Verf. hiebei berührt, werden wir theilweise weiter unten noch einmal zurückkommen. Hier beschränke ich mich auf die Frage, ob mich der Vorwurf trifft, dass ich den „theilweise wirklich historischen Charakter unserer Orthographie" nicht anerkenne. Die Leser erinnern sich aus meinen Abhandlungen, dass wir zwei Arten der Orthographie einander gegenübergestellt haben: die historische und die phonetische. Nun sage ich selbst in der kurzen Formulierung meiner Ansichten**): „6. Festsetzungen und Aenderungen müssen sich dem Grundcharakter unserer bisherigen Orthographie anschliefsen. Dieser ist ein überwiegend phonetischer". Wenn ich den Grundcharakter unsrer Orthographie als einen überwiegend phonetischen bezeichne, folgt denn daraus nicht mit Nothwendigkeit, dass ich neben diesem überwiegenden Element auch ein zweites, nämlich das historische als vorhanden anerkenne? Geht man aber vollends auf die Theile meiner Schrift zurück, auf die sich jene kurze Zusammenfassung gründet, so wird man noch weniger begreifen, wie man mir vorwerfen kann, ich wolle den „theilweise historischen" Charakter unsrer Orthographie nicht anerkennen. So heifst es z. B. gleich in den allgemeinen Bemerkungen über historische und phonetische Orthographie: „In der Wirklichkeit lässt sich weder die eine, noch die andere Art auf die Dauer ohne alle Einschränkung durchführen. Die historische nicht, weil der Abstand***) im Lauf der Jahrhunderte unerträglich wird; die phonetische nicht, weil die gesprochene Sprache sich nach deren Feststellung doch wieder ändert, und nun ein Unterschied zwischen geschriebener und gesprochener

*) S. 305.

**) Siehe oben S. 138.

***) zwischen Schreibung und Aussprache.

16*

Sprache wenigstens in so lange eintritt, bis man ihn durch eine neue phonetische Feststellung hinweggeräumt hat. Obwohl wir also eine ganz strenge Durchführung nicht erwarten dürfen, haben sich doch die verschiedenen Sprachen bald der einen, bald der andern Schreibweise überwiegend zugewandt.“ *)

Man würde unter solchen Umständen kaum begreifen, wie Hr. Stier dazu kommt, die Anerkennung eines theilweise historischen Charakters unserer Orthographie in meinen Abhandlungen zu vermissen, wenn nicht eine zweite irrige Vorraussetzung, die in seinen Bemerkungen bisweilen hindurchblickt, die Sache einigermafsen erklärte. Hr. Stier scheint nämlich zu glauben, ich wolle mit Beseitigung alles Hergebrachten eine streng phonetische Schreibung auf Biegen oder Brechen durchsetzen. Dagegen habe ich mich aber so oft und so nachdrücklich verwahrt, dass ich fürchten müsste, die Geduld meiner Leser zu sehr in Anspruch zu nehmen, wollte ich jene Verwahrungen hier noch einmal wiederholen.**)

Gehen wir nun zu Hrn. Crecelius über, so lautet dessen Gesammturtheil so***): Fassen wir nun unser Urtheil über die Schrift des Hrn. von Raumer noch einmal kurz zusammen, so ist die Ansicht desselben, dass unserer deutschen Orthographie das phonetische Princip zu Grunde liege und von jeher zu Grunde gelegen habe, vollkommen richtig, ferner ist von demselben treffend nachgewiesen, wie überhaupt eine Orthographie der Art den Vorzug vor jeder andern verdiene, es verdient in dieser Hinsicht besonders dasjenige nachgelesen zu werden, was der Verf. über die Orthographie in den romanischen Sprachen sagt (namentlich S. 40—45 [oben S. 146—149]). Dagegen sind vom Verf. die besonderen Fälle, die eine Abweichung von dem Grundprincipe der deutschen Orthographie nicht allzu selten nothwendig machen, Umstände, welche hauptsächlich in der verschiedenen Aussprache der verschiedenen Gegenden Deutschlands ihren Grund haben, nicht mit der nöthigen Ausführlichkeit in das gehörige Licht gestellt worden. Vor allem aber ist der Gegensatz, in den der Verf. die von ihm empfohlene Orthographie mit derjenigen der historischen Schule in der deutschen Grammatik bringt, völ-

*) Siehe oben S. 110.

**) Vergl. oben S. 138 u. S. 153.

***) S. 241.

tig abzuweisen." Zum Beweis beruft sich Hr. Crecelius auf eine Stelle in Ph. Wackernagels Gespräch über den Unterricht in der Muttersprache, und meint, den Hauptpunkt, worin der Verf. der historischen Schule ein Abgehen von den phonetischen Principe vorwirft, die Vertheilung von *s* und *fz*, habe er selbst weiter oben schon aufs reine gebracht.

Ich gestehe, dass ich auf diese Wendung des Streites nicht gefasst war. Als ich die obige Stelle zum erstenmal las, griff ich mir an die Stirne und fragte mich, ob ich diese letzten zwei Jahre gewacht oder blofs geträumt habe. Es war mir doch, als hätte Professor Weinhold in Gratz im Namen der historischen Schule ganz andere Ansichten aufgestellt als die von mir vertretenen, und als hätte es mir sogar einige Anstrengung gekostet, die Ansichten, die Hr. Professor Weinhold mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit ausgeführt hatte, zu widerlegen und andere an deren Stelle zu setzen. Nun erfahre ich plötzlich, dass ich das alles blofs geträumt habe, dass ein solcher Gegensatz gar nicht vorhanden ist, dass man je und je dieselben Ansichten gehabt hat, die ich in meinen Abhandlungen aufstelle oder vielmehr blofs aufzustellen glaube.

Ernsthaft gesprochen: Mir liegt nicht das Geringste daran, meine besonderen Ansichten für mich zu haben; sondern je mehr Menschen dieselben Ansichten haben oder auch schon immer gehabt haben, um so lieber ist mirs. Aber es müssen nur wirklich dieselben Ansichten sein, die auch ich für die richtigen halte. Hier aber lässt sich die Wissenschaft nicht mit einem Hinundherstreiten über einzelne Fälle abfinden. Es hilft wenig, dies oder jenes Beispiel abzudingen*) oder hie und da die nöthige Ausführlichkeit zu vermissen; sondern es gilt, Ansicht gegen Ansicht aus dem ganzen zu prüfen und sich darnach zu entscheiden.

Sehr hinderlich ist einer solchen auf den Grund gehenden Prüfung, wenn man sich, wie das jetzt häufig geschieht, damit begnügt, Weinhold als einen überspannten Neuerer zu bezeichnen, der freilich viel zu weit gehe, der „einzelne längst verlassne Schreibungen zurückführen" wolle, dem es ganz an der nöthigen Klugheit gefehlt habe, um seine Neuerungen, so weit sie berechtigt

---

*) Ich bitte, mich nicht misszuverstehen. Nicht die sehr dankenswerthe Untersuchung und Berichtigung des Einzelnen tadle ich, sondern die Meinung, welche mit der Berichtigung einzelner Fälle, der ich vielleicht selbst beistimme, die principiellen Grundansichten widerlegt zu haben glaubt.

sind, stückweise und allmählich an den Mann zu bringen. Das alles kann Weinhold, sobald man ihm sein Princip zugibt, mit vollkommenem Recht zurückweisen. Hat er im Princip und der daraus folgenden Methode Recht, so geht er keineswegs zu weit, sondern seine Neuerungen sind nur der erste Anfang einer mit innerer Nothwendigkeit noch viel weiter gehenden Umgestaltung unserer Schriftsprache. Auch ist es eine ganz irrige Meinung, die man bei Unwissenden bisweilen findet, als habe Weinhold diese Neuerungen auf die Bahn gebracht. Weinhold hat nur gerade in Bezug auf unsere Rechtschreibung mit gröſserer Folgerichtigkeit die allgemeinen Grundgedanken entwickelt, die seit einer Reihe von Jahren einem groſsen Theil unserer trefflichsten Sprachforscher als die wissenschaftlich allein berechtigten galten. Darum kann man sich auch nicht so leichten Kaufs mit ihm abfinden; sondern es gilt, jene Grundgedanken einer Prüfung zu unterziehen, und wofern sie sich unhaltbar erweisen, andere an deren Stelle zu setzen. Eine solche Prüfung greift aber weit über die Grenzen unsrer gegenwärtigen orthographischen Frage hinaus. Sie hat das Wesen und die Entstehung der Schriftsprache und deren Verhältnis einerseits zur ganzen gesprochenen Sprachmasse und andererseits zum einzelnen Individuum, das sich der Schriftsprache bedient, zu untersuchen. In diesem Umfang musste ich deshalb in meinen vier Abhandlungen die Frage fassen.

Dass meine Lösung die richtige ist, das mag man immerhin nach Kräften bestreiten. Aber dass sie eine andere ist als die Weinholds und seiner Meinungsgenossen, das ist klar. Denn diese gehen davon aus, dass wir aus den allgemeinen Gesetzen, nach denen sich die germanischen Sprachen entwickelt haben, die Wortformen, welche der neuhochdeutschen Schriftsprache zukommen, durch sprachgeschichtliche Construction finden können; und das, was sie auf diese Art als die nothwendigen Formen der neuhochdeutschen Sprache gefunden haben, dient ihnen dann zum Maſsstab, woran sie die Richtigkeit der in unserer vorgefundenen Schriftsprache bisher geschriebenen Wortformen messen. Dagegen leugne ich die Möglichkeit einer solchen sich über die bisher geschriebenen Formen hinwegsetzenden Construction und beantworte die Frage, woran man zu erkennen habe, was unserer Schriftsprache zukomme, dahin, dass gerade die in unserer bis-

herigen Schreibweise vorgefundenen Formen das Mafsgebende sind, und dass wir eben an diesen Formen erst zu erkennen haben, welche Wege die Entwicklung der deutschen Schriftsprache eingeschlagen hat.

Der angegebene Gegensatz ist klar. Sollte aber Jemand dennoch nicht im Stande sein, ihn zu fassen, so kann er schon an einem Umstand die gründliche Verschiedenheit dieser beiden Ansichten erkennen, nämlich an der Stellung, die jede derselben zu unserer bisherigen Schreibweise einnimmt. Die Anhänger der neuhistorischen Ansicht, wie sie am folgerichtigsten Professor Weinhold vertritt, beginnen ihr Werk mit entrüsteten Schmähungen auf unsere bisherige Orthographie und den „Unsinn" ihrer Urheber. Sie dringen auf eine gänzliche Umwälzung. Man solle diese schimpfliche Schreibweise, welche schlechter sei als die irgend einer anderen Sprache, sobald als möglich über Bord werfen und an ihrer Stelle ein fundamental neues Gebäude auf dem Grunde unserer sprachgeschichtlichen Einsicht errichten. Wir dagegen behandeln die hergebrachte Schreibweise mit sorgfältiger Aufmerksamkeit und behutsamer Schonung, und zwar nicht blofs aus praktischen Rücksichten, sondern in Folge unseres wissenschaftlichen Princips. Denn wir erkennen in ihr das Gefäfs, das unsere Schriftsprache zusammengehalten und überliefert hat. Bei Verbesserungen unserer bisherigen Rechtschreibung gehen wir überall von der Form aus, welche die bisherige Schreibweise bietet, und wir haben also darüber zu wachen, dass die graphische Bezeichnung dieser Form nicht zerstört wird, ohne dass an ihre Stelle eine unzweideutige Bezeichnung derselben Wortform tritt.

Natürlich befinde ich mich zu Niemandem im Gegensatz, als der sich im Gegensatz befindet zu mir; und dass ich mit meinen Ansichten nicht allein stehe, sondern dass mehrere gründliche Forscher aus der historischen Schule, wie Pfeiffer in Stuttgart und Zarncke in Leipzig, die in meinen Abhandlungen ausgesprochenen Ansichten richtig finden, gereicht mir zu ganz besonderer Freude. Dadurch aber wird der Gegensatz zwischen den von mir aufgestellten Ansichten und denen, die Weinhold mit klarem Bewusstsein vertritt, viele andere Sprachforscher aber halb unbewusst bei ihren Erörterungen zu Grunde legen, nicht verringert oder aufgehoben.

Hr. Crecelius hat nun die ganze Entwicklung, in welcher ich Weinholds neuhistorische Rechtschreibung in ihren Grundlagen angreife*), übersehen. Er glaubt die Sache abgemacht, wenn er S. 236 seiner Beurtheilung mit einer gewissen Ausführlichkeit darthut, dass Weinhold allerdings noch etwas Andres wolle als eine historische Schreibung im Sinne des Englischen. Das, meint Hr. Crecelius, müsse doch jedermann klar sein. Gegen das aber, was Weinhold nun weiter noch will, hat Hr. Crecelius, wie man aus der eben angeführten Stelle und aus seiner Berufung auf Philipp Wackernagel**) sieht, nichts einzuwenden. Da jene von Hrn. Crecelius aufser Acht gelassene Partie gerade den Kern meiner ganzen Schrift bildet, so wüsste ich zu seiner Widerlegung nichts Anderes zu thun, als dass ich die angeführten neun Seiten hier noch einmal abdrucken liefse. Ich muss mich daher auf die Bitte beschränken, die mir Hr. Crecelius nicht übel deuten möge, gerade jener Beweisführung eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen.

Haben uns die Einwendungen des Hrn. Crecelius Veranlassung gegeben, noch einmal auf die Grundlagen unsrer ganzen Ansicht zurückzukommen, so fordern uns die Bemerkungen, die Hr. Director Hoffmann in der Vorrede zur vierten Auflage seiner Elementargrammatik macht, auf, einige andere principielle Fragen von neuem zu beleuchten. Wer die verschiedenen Auflagen von Hrn. Hoffmanns Grammatiken vergleicht, der wird ihm das ehrende Zeugnis nicht versagen, dass er mit gewissenhafter Selbstkritik an der Vervollkommnung seiner Schriften arbeitet. So macht er in der zweiten Auflage seiner Schulgrammatik***) einen achtungs-

---

*) Siehe oben S. 129—137.

**) Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, dass ich die grofsen Verdienste, die Philipp Wackernagel sich sowohl durch seine gründlichen Arbeiten über das Kirchenlied als durch seine deutschen Lesebücher erworben hat, so sehr anerkenne als nur irgend Jemand. Dass aber seine Ansichten über unsere Orthographie von den meinigen sich unterscheiden, davon kann sich jeder überzeugen, der auch nur einen Blick in sein Programm über deutsche Orthographie (Wiesbaden 1848) wirft. Dagegen freue ich mich, mit Wilhelm Wackernagel in einem der wesentlichsten Punkte zusammenzutreffen. Vergl. Geschichte der deutschen Litteratur von Wilhelm Wackernagel. Dritte Abtheilung. Basel 1855. S. 375.

***) Clausthal 1853. S. 251 ff. In der ersten Ausgabe (Clausthal 1839) findet sich dieser Abschnitt noch nicht.

werthen Versuch, unsere Orthographie und deren Verbesserung auf Principien zu bringen. Zu den zwei Principien, die wir aufgestellt haben*), dem phonetischen und dem historischen, fügt Hr. Hoffmann noch ein drittes: das grammatische. „Dies Princip, sagt er, sucht vorzüglich die Ableitung und Verwandtschaft der Wörter und Wortformen festzuhalten und zum Bewustsein zu bringen.“**) Zur Erklärung mancher Erscheinungen in unsrer Orthographie ist die Berücksichtigung des angegebenen Strebens allerdings nöthig. Um aber nicht verkehrte Folgerungen für die Weiterbildung unsrer Rechtschreibung aus diesem Princip zu ziehen, wird es gut sein, sich zu erinnern, dass es nicht etwa ein dem phonetischen ebenbürtiges Princip ist, sondern dass es ursprünglich nur den Zweck hat, den richtigen Laut zu finden, der dann nach dem phonetischen Princip in Buchstaben gefasst wird.

Liest man nun, wie Hr. Hoffmann seine drei Principien auf die Herstellung einer verbesserten deutschen Orthographie anwendet, so wird man anerkennen, dass er mit redlichem Nachdenken viel Richtiges sagt. Wo es aber zur Beantwortung der Hauptfrage kommt: Welches ist die zu Recht bestehende Schriftsprache und worauf gründet sie sich, da suchen wir vergeblich nach einer brauchbaren Antwort. „Hätten wir eine Stadt in Deutschland, meint er, die entschiedener Mittelpunkt des gesammten literarischen Strebens und Wissens wäre, so würde sich eine der in dieser Stadt herrschenden Aussprache entsprechende Schreibweise geltend machen können.“ Da dies aber nicht der Fall ist, so kommt er auf die Auswahl des historisch Richtigsten aus den deutschen Hauptmundarten, die ich bereits in meinen Abhandlungen besprochen habe. Man kann sich bei diesem ganzen Bemühen des Eindrucks nicht erwehren, als sähe man einen Menschen nähen, ohne dass er einen Knoten an das Ende des Fadens gemacht hat. Dieser Knoten aber, der den Faden hält, ist die Einsicht, dass wir den Mafsstab für die zu Recht bestehende gemeinsame Schriftsprache an unserer überlieferten Orthographie haben.

In der neuen Ausgabe der Elementargrammatik***) kann sich nun der Hr. Verf. diesem Gedanken nicht entziehen. Er bringt

*) Vergl. meine Schrift: „Die Aspiration und die Lautverschiebung“. Leipzig 1837. (Oben S. 13 fg.)

**) Schulgramm. 2. Aufl. S. 254.

***) Clausthal 1856. Vorr. S. IX.

ihn aber in der Form des Widerspruchs, die für die Bestätigung seiner Wahrheit ohne Vergleich mehr Werth hat, als wenn er ihm einfach beigestimmt hätte. Nachdem er von der verschiedenen Aussprache des Wortes *Montag* gesprochen hat, fährt er fort: „Dies eine Beispiel, dem sich sehr viele ähnliche anreihen lassen, mag auch hinreichen um zu beweisen, dass in Deutschlaud an eine allgemeine Aussprache aller Gebildeten nicht zu denken ist, sobald R. v. Raumer darunter etwas anderes versteht als ein über allen dialektischen Unterschieden stehendes Ideal einer Aussprache, dem mehr oder weniger, bewusst oder unbewusst, alle Gebildeten nachstreben, ohne es je zu erreichen. Genau genommen ist aber endlich dies Ideal jetzt eigentlich nichts anderes als die durch die Schrift fixierte Wortform. Wer ein scharfes Ohr und eine genaue Sprachkenntnis besitzt, der kann sich in allen Gegenden Deutschlands leicht von der Wahrheit des Gesagten überzeugen."

Was wollen wir nun weiter? Also alle Gebildeten in allen Gegenden Deutschlands streben nach einem und demselben Ideal einer über allen dialektischen Unterschieden stehenden Aussprache. Und was ist dies Ideal? „Die durch die Schrift fixierte Wortform." Was heifst das anders als: Alle Gebildeten erkennen stillschweigend an, dass die überlieferte Schreibung der Kanon für die richtige gebildete Aussprache ist. Hr. Hoffmann scheint dies, wenn ich ihn anders recht verstehe, zu belächeln. „Genau genommen ist aber endlich dies Ideal nichts anderes als die durch die Schrift fixierte Wortform." Uns dagegen scheint dies Bestreben, worin nach Hrn. Hoffmanns eigenem Geständnis alle Gebildeten in allen Gegenden Deutschlands, bewusst oder unbewusst, übereinstimmen, gerade das Naturgemäfse in dem Stadium der schriftsprachlichen Entwickelung, in welchem wir uns befinden. Aber dem sei wie ihm wolle; jedenfalls ist hiemit die Thatsache anerkannt.

Es erübrigt nun nur noch, einige Worte darüber zu sagen, dass unsere Gebildeten dies ihr Ideal niemals erreichen. Wir könnten darauf ganz einfach erwidern, dass Ideale eben überhaupt zu den Dingen gehören, die der Mensch niemals erreicht, sondern denen er immer nur nachstrebt. Weil aber Hr. Hoffmann hiemit offenbar dasselbe meint, worauf auch Hr. Stier und Hr. Crecelius ein grofses Gewicht legen, nämlich die wirklich bestehenden Unterschiede in der gebildeten Aussprache, so will ich mich etwas näher darauf einlassen. Ich habe in meinen Abhandlungen

diese theilweisen Differenzen nicht geleugnet, sondern offen anerkannt. Ich habe auch angegeben, wie sie nach meiner Meinung, wenn man ja eine vollkommen phonetische Schrift herstellen wollte, zu behandeln sein würden, nämlich so, dass, wo sich gleichberechtigte Massen mit verschiedener Aussprache gegenüberstehen, die bisherige Orthographie jedenfalls unangetastet bleiben muss.*) Nun macht man mirs zum Vorwurf, dass ich mich begnügt habe, diese Ansicht nur an zwei Beispielen darzulegen, nämlich an der Aussprache des *st* und an der des *pf*. Ich hätte mich auf alle derartigen Fälle einlassen sollen, meint man, und meine Ansicht darüber aussprechen. Dabei geht man aber erstens wieder von der irrigen Vorstellung aus, als wollte ich alle nicht streng phonetischen Elemente gewaltsam aus unsrer hergebrachten Rechtschreibung tilgen. Zweitens aber vergisst man, dass, wenn ich einmal meine Ansicht dahin abgegeben habe, dass in jenen Fällen nichts geändert werden soll, dann auch bei der durchgreifendsten phonetischen Umgestaltung unsrer Rechtschreibung alle diese Fälle gar nicht weiter in Betracht kommen würden. Denn da die Schriftzeichen bleiben, so ist deren verschiedene Aussprache kein Gegenstand der Orthographie, sondern der Orthoepie. Und hiemit sind wir auf den Punkt gekommen, um den sichs eigentlich handelt: Die hergebrachte Orthographie gibt zwar in den meisten Fällen einen genügenden Mafsstab an die Hand für die Beurtheilung der richtigen gebildeten Aussprache, in manchen aber lässt sie uns im Stich; und wie soll es nun in diesen mit der Aussprache gehalten werden?

Auf eine alle Einzelnheiten berührende Besprechung kann ich zwar auch hier nicht eingehen, sondern ich muss sie besonderen Schriften über deutsche Orthoepie und der ausführlicheren deutschen Grammatik überlassen. Aber ein Versuch zur Verständigung über die mafsgebenden Grundsätze mag hier seine Stelle finden.**)

Die Fälle, in denen unsre überlieferte Orthographie keine hinreichende Handhabe zur Entscheidung über die gebildete Aussprache

---

*) S. oben S. 122, Anm. *).

**) Den Bemerkungen, die Hr. Stier S. 306 ff. seiner Recension über diese Frage macht, kann ich grofsentheils um so mehr beipflichten, als sie mir in der Hauptsache ganz mit dem zu stimmen scheinen, was ich oben S. 122, Anm. *) sage.

bietet, scheiden sich in zwei Classen.*) Entweder die Schreibung ist der Art, dass man recht wohl sagen kann, welche Aussprache sie eigentlich ausdrückt, aber diese Aussprache ist von den Gebildeten grofser Theile von Deutschland in solchem Mafs aufgegeben, dass die Abweichung der Aussprache von den geschriebenen Lauten das Recht der sprachlichen Weiterbildung für sich in Anspruch nimmt.**) Oder zweitens die Orthographie drückt verschiedene Laute durch ein und dasselbe Zeichen aus und überlässt es also der Orthoepie, zu entscheiden, welcher Laut in jedem einzelnen Fall dem Zeichen zukommt. Von der ersten Art ist es, wenn wir alle *Stein, stehen* u. s. w. schreiben, aber im ganzen mittleren und südlichen Deutschland *Schtein, schtehen* u. s. w. sprechen. Von der zweiten, wenn die Schreibung das *ch* nach langen Vocalen unverdoppelt lässt wie nach kurzen, und somit der Orthoepie die Entscheidung zufällt, ob man sprechen soll *sūchen* oder *sŭchen*, *Sprŭch* oder *Sprūch.*

Die orthoepische Entscheidung bietet in der ersten unsrer beiden Classen hin und wieder nicht geringe Schwierigkeiten, weil sie sich nicht überall nach einem und demselben Grundsatz treffen lässt, sondern von der besonderen Beschaffenheit des Falles abhängt. Bisweilen muss man nämlich eine doppelte Aussprache anerkennen und es der Zeit überlassen, ob sich der eine Theil dem andern anschliefsen wird. Bisweilen aber kann man sich allerdings für die eine oder die andere Seite entscheiden. Diese Entscheidung hängt jedoch weit mehr von dem thatsächlichen Zustand der gegenwärtigen gebildeten Aussprache als von der historischen Unter-

---

*) Diese gute Unterscheidung rührt im wesentlichen von Hrn. Stier her.

**) In diesen Fällen ist dann die jetzige Schreibung für die Theile Deutschlands, in denen die angegebene Differenz zwischen Schreibung und Aussprache stattfindet, historisch. Hr. Stier macht (S. 306) die treffende Bemerkung: „Historische Schreibung hat sich in Deutschland nur in solchen Fällen gehalten, wo mehr oder weniger Mundarten die ursprüngliche Geltung der Zeichen festgehalten haben.“ Der kundige Leser erkennt wohl, dass durch diese Bemerkung das historische Element unsrer hergebrachten Rechtschreibung, dessen Vorhandensein wir je und je anerkannt haben, dem phonetischen gegenüber nicht gesteigert, sondern verringert wird. Denn in allen solchen Fällen ist die Schreibung nur für die Theile Deutschlands historisch, wo die Aussprache von der Schreibung abgegangen ist; für die aber, in denen die Aussprache auch der Gebildeten die Laute der Schreibung festhält, ist sie noch immer phonetisch.

suchung der Frage ab, welche Aussprache das geschichtliche Recht für sich hat. Man kann sich hievon am leichtesten auf folgende Art überzeugen: Man denke sich, man habe eine deutsche Orthoepie für Ausländer zu schreiben. Hier würde der billig denkende Süddeutsche in dem oben berührten Fall die Anweisung geben: „das anlautende *st* sprechen auch die Gebildeten in dem gröfsten Theile von Deutschland wie *scht*. Man kann deshalb diese Aussprache gegenwärtig als die überwiegende gebildete Aussprache bezeichnen. Da aber in einem grofsen Theil von Norddeutschland auch die Gebildeten an der Aussprache *szt**) festhalten, so muss man für den Anlaut *st* eine zweifache Aussprache als die der Gebildeten gelten lassen.“ Wie würde man es dagegen mit der Aussprache des *sch* halten? Würde man dem Ausländer, der die gebildete deutsche Aussprache zu erlernen wünscht, auch hier die Anweisung geben: „Das deutsche *sch* kann man entweder als lingualen Zischlaut aussprechen (wie das englische *sh*) oder man kann das *s* vom *ch* trennen und *s-chon*, *s-chein***) sagen?“ Ganz gewiss wird kein Verständiger einem Franzosen oder Engländer, der unsre Schriftsprache zu erlernen wünscht, diese Anweisung geben, wenn er auch dem Münsterländer sein getrennt gesprochenes *s-ch* gönnt.

Aehnlich aber verhält es sich mit manchem Anderen. Ein nüchterner Mann, selbst wenn er sich an dem diphthongischen *ie* der Alemannen freut, wird doch schwerlich in eine deutsche Grammatik für Engländer, Franzosen u. s. f. die Regel aufnehmen, dass man das Wort *Liebe* entweder *lībe* oder nach Gefallen auch diphthongisch *li͡ebe* aussprechen könne. So wird uns in solchen Fällen fast überall klar, welche Aussprache die jetzt wirklich anerkannte, welche nur eine provincielle Eigenheit ist, sobald wir uns die gebildete deutsche Gesammtsprache dem Ausland gegenüber denken. Der Einwurf, dass bei ihrem *s-ch* die Münsterländer, bei ihrem diphthongischen *ie* die Alemannen das historische Alterthum für sich haben, fällt zu Boden vor dem Eindruck der gebildeten Gesammtüberzeugung.

---

*) d. h. die Anlaute von *stehen* so aussprechen, wie die Inlaute von *fasten*.

**) *s* + *ch* ebenso getrennt zu sprechen, wie man im englischen *skin* das *s* vom *k* trennt.

Für die zweite Classe, wenn nämlich die Schreibung verschiedene Laute durch dasselbe Zeichen ausdrückt, gilt die gegenwärtige Aussprache der Gebildeten als maſsgebend, wo sie übereinstimmend ist; wo sie auseinandergeht, ist die Sprachgeschichte zu befragen. Sie entscheidet in den vorhin angeführten Beispielen für *sŭchen* (mittelhochdeutsch *suochen*) und für *Sprŭch* (mittelhochdeutsch *spruch*).

So würden in den meisten Fällen dem deutschen Orthoepiker die Mittel nicht fehlen, um die Entscheidung zu treffen. Noch aber haben wir einen Punkt zu berühren, der mir bei dieser ganzen Frage von groſser Wichtigkeit zu sein scheint. Man begnügt sich gewöhnlich, zu sagen: In diesem Theil von Deutschland sprechen auch die Gebildeten das Wort so aus, und in jenem so. Dabei aber lässt man eine wichtige Frage ganz unerwogen, nämlich die nach der Gattung der Rede, in welcher sich die Gebildeten dieser oder jener Aussprache bedienen. Man wird nämlich bald gewahr werden, dass auf diese Frage sehr viel ankommt. Auch der Gebildete mag sich im traulichen Gespräch mit seinen näheren Landsleuten ganz unbefangen den Gewohnheiten der landschaftlichen Mundart hingeben. In Gesellschaft mit Deutschen anderer Stämme oder mit Ausländern wird er sich schon weit mehr der Schriftsprache befleiſsigen, und hat er gar die Rednerbühne zu besteigen oder die Worte unsrer groſsen Dichter vorzutragen, so wird ihm von seiner Mundart nur der feine Schmelz übrig bleiben, der sich mit unsern Lettern nicht ausdrücken lässt und der die Gebildeten verschiedener deutscher Stämme so wohlthuend mannigfaltig von einander unterscheidet.

Das ist das Ideal, dem der gebildete Deutsche nachstrebt. Und bleiben auch noch manche selbst durch unsre Buchstaben erfassbare Verschiedenheiten *), so treten sie zurück vor der durchgreifenden Uebereinstimmung, wie sie durch unsre überlieferte Rechtschreibung festgestellt ist. Wenn aber schon an sich das Bestreben einer guten Lautschrift sein muss, einer besonderen von der Orthographie getrennten Orthoepie möglichst wenig übrig zu lassen, so leuchtet ein, wie wichtig ein solches Streben namentlich für unser zerklüftetes Deutschland ist. Wir haben keine Hauptstadt, deren Orthoepiker für die Provinzen den Ton angeben könn-

[*) In welcher Weise diese Verschiedenheiten zu behandeln sind, das ist im Vorhergehenden auseinandergesetzt. (1863.)]

ten, sondern unser gemeinsames Anhalten ist „die durch die Schrift fixierte Wortform."

2. Die Begrenzung des phonetischen Princips in der Durchführung.

Als ich meine Abhandlungen über deutsche Rechtschreibung veröffentlichte, glaubte ich mich hinlänglich gegen den Verdacht verwahrt zu haben, als wolle ich mit Beseitigung des Ueberlieferten eine streng phonetische Rechtschreibung durchsetzen. Da nichtsdestoweniger meine Erörterungen hie und da diese unrichtige Auslegung gefunden haben, sehe ich mich genöthigt, die entscheidenden Worte aus meiner ersten Abhandlung hier noch einmal zu wiederholen. Es heifst dort*):

„Obwohl in den meisten Punkten übereinstimmend und im Princip richtig, ist die neuhochdeutsche Rechtschreibung doch weder zu einem vollständigen Abschluss gelangt, noch hat sie ihr Princip folgerichtig und mit glücklicher Verwendung ihrer Mittel durchgeführt. Der erste Umstand macht weitere Feststellungen nothwendig, der zweite erweckt den Wunsch nach zweckmäfsigen Aenderungen unserer Rechtschreibung.

Der bei allen neuen Festsetzungen und Aenderungen unsrer Rechtschreibung zuerst in Betracht kommende Gesichtspunkt ist, dass die in der Hauptsache vorhandene Uebereinstimmung der deutschen Rechtschreibung nicht wieder zerrissen werde. Auch eine minder gute Orthographie, wofern nur ganz Deutschland darin übereinstimmt, ist einer vollkommeneren vorzuziehen, wenn diese vollkommenere auf einen Theil Deutschlands beschränkt bleibt und dadurch eine neue und keineswegs gleichgültige Spaltung hervorruft.

Daraus ergibt sich schon, dass alle neuen Festsetzungen sich möglichst dem Vorhandenen anschliefsen, alle Aenderungen mafsvoll und behutsam vorgenommen werden müssen. Denn nur so wird man in der Hauptmasse einig bleiben, das Zwiespältige nur einen verhältnismäfsig kleinen Theil des Ganzen ausmachen.

Festsetzungen und Aenderungen müssen sich dem Grundcharakter unserer bisherigen Orthographie anschliefsen. Dieser ist aber ein überwiegend phonetischer, ausgesprochen in dem Grund-

*) Siehe oben S. 138.

satz: Bring deine Schrift und deine Aussprache möglichst in Uebereinstimmung."

Ich sollte meinen, das wäre deutlich genug. Und wenn ich späterhin einmal zu zeigen versuchte, was eine consequente Durchführung des phonetischen Princips erfordern würde*), so habe ich vorher ausdrücklich erklärt, dass dieser ganze Versuch nur zeigen solle, wie ganz verschieden auch in der äufsersten Consequenz das phonetische Princip von dem neuhistorischen sei.

Ich bin also weit davon entfernt, eine gewaltsame Durchführung einer streng phonetischen und überall durch die einfachsten Mittel erreichten Rechtschreibung zu verlangen. Aber dafür bin ich allerdings, dass wo einmal festgestellt oder geändert wird, dies erstens mit dem Ziel geschieht, Schrift und Aussprache in Uebereinstimmung zu bringen, und zweitens mit dem Streben, dies Ziel durch die möglichst einfachsten Mittel zu erreichen. Das Erstere wird jetzt von den verschiedensten Seiten als der altüberlieferte Charakter unserer Rechtschreibung zugestanden. Das Zweite aber, die möglichste Einfachheit der Mittel, wird nicht nur von den gröfsten Linguisten im Princip gefordert, sondern eben so sehr von der Praxis der Schule und des Lebens begehrt.

Wenn nun auch alle diese Forderungen berechtigt und als oberste Principien in Anwendung zu bringen sind, so können doch einzelne Fälle eintreten, welche eine Abweichung von den sonst zu befolgenden Principien wünschenswerth machen. Zuvörderst aber muss ich hier bemerken, dass von solchen Fällen, in denen Laute, welche die bisherige Schreibweise unterschied, durch die vereinfachte Schreibung zusammenfallen würden, bei uns nicht die Rede sein kann. Denn eine solche Vereinfachung würde unsern obersten Principien widersprechen und mithin verwerflich sein. Eine andere Frage aber ist schon, ob unsere bisherigen Schriftzeichen die Aufgabe und die Fähigkeit haben, nicht blofs die L a u t e, sondern auch den A c c e n t auszudrücken. Wer die Sache nur obenhin betrachtet, könnte des Glaubens sein, unsre überlieferte Rechtschreibung gebe auch für den Accent des Wortes ein genügendes Anhalten, weil sie dies bei der eigenthümlichen Verwachsung von Accent und Quantität in vielen Fällen allerdings thut. Sieht man aber näher zu, so findet man bald, dass sich die Sache anders

---

*) Siehe oben S. 217.

verhält. In unzähligen Fällen setzt unsre Rechtschreibung den Accent als bekannt voraus und gründet auf diese Voraussetzung ihre Regeln. Sie thut daran auch sehr recht, weil erstens der Accent das ist, worin unsere Mundarten mit geringen Ausnahmen übereinstimmen und was daher jeder lesende Deutsche allerdings schon ohne Bezeichnung kennt, und weil zweitens die genaueren Unterscheidungen des deutschen Accents mit unseren bisherigen Lettern doch nicht ausgedrückt werden können. Ich will dies durch einige Beispiele klar machen und erinnere nur vorläufig an die dreifache Abstufung des deutschen Tons, wie wir sie in *máſsgèbend, Bérggìpfel, Kírchtùrme* u. s. w. haben kennen lernen*), wo überall die erste Sylbe hochtonig, die zweite tieftonig, die dritte tonlos ist. Fragen wir nun: Woher erkennen wir, dass in *saget, lebet, Vater* u. s. w. die erste Sylbe den Hochton hat und nicht die zweite, so werden wir uns vergeblich nach einem Kennzeichen umsehen, das uns die Lettern darböten. Vielmehr werden wir auf unsre Frage die Antwort erhalten: „Das weiſs jeder Deutsche schon so, dass er nicht *sagét* (dicit), *lebét* (vivite), *Vatér* sagen darf, und der Fremde, der es nicht weiſs, muss natürlich die Regeln unseres Accents erst erlernen, ehe er richtig deutsch sprechen und lesen kann.“ Solcher Fälle aber gibt es unzählige in unserer Rechtschreibung, und sobald wir einmal von der eigenen Gewöhnung absehen, kommen sie uns überall ungesucht entgegen. Woher erkennen wir z. B., dass wir zu lesen haben *vergéblichen* (frustraneis) und nicht *vérgeblìchen* mit der Betonung von *Eísenbàhnen*? Ja selbst an solchen Wörtern fehlt es nicht, deren Accent wir überhaupt erst aus dem Zusammenhange des Satzes erkennen, z. B. *érblich* (haereditarius) und *erblích* (Präteritum von *erbleichen*); *Gébet* (date) im Anfange eines Satzes und *Gebét* (preces).

Die Frage ist nun nicht: Soll man aus praktischen Gründen in einzelnen Fällen, in denen die bisherige Schreibung den Accent erkennen lässt, die Vereinfachung der Schreibung unterlassen, wenn die Erkennbarkeit des Accents dadurch verloren geht?**) Sondern

---

*) Oben S. 171.

**) Wenn man z. B. statt *bekehren* schreibt *bekeren,* so kann dies den Buchstaben nach gelesen werden *békeren* und *bekéren,* während bei der Schreibung *bekehren* das *eh* den Hochton der zweiten Sylbe erblicken lässt. Dies ist auch der Grund, weswegen ich, so lange wir keine Accente setzen,

die Frage ist: Soll man die Andeutung des Accents durch unsere bisherigen Lettern zum Princip erheben? Es wäre dies auf folgende Weise zu bewirken: Lang sind im Neuhochdeutschen nur betonte Sylben. Sobald man also die Länge überall durch Schriftzeichen ausdrückt, beim langen Vocal durch Verdoppelung des Vocalzeichens, Dehnungs-h u. s. f., bei Position durch Verdopplung des Consonanten, so erkennt der Lesende sofort, welches die langen, mithin betonten Sylben sind. Schriebe man z. B. in den oben angeführten Fällen *saaget, leebet, Vaater,* so sähe man, dass die ersten Sylben lang, mithin betont sind. Statt dass man bei unserer jetzigen Schreibung *saget, lebet, Vater* vielmehr schon wissen muss, dass die Sylben *sag, leb, Vat* betonte sind, um dann weiter auf die Länge ihres Vocals zu schliefsen, weil der einfache Consonant am Schluss betonter Sylben die Länge des Vocals voraussetzt.

Ich bin dem Gedanken, ob sich auf solche Weise nicht auch die Betonung unserer Wörter durch die bisherigen Zeichen ausdrücken liefse, in seine verschiedenen Verzweigungen nachgegangen, bevor ich mich dagegen und für die Bestimmungen entschied, die ich in meinen Abhandlungen gebe.*) Bei näherer Betrachtung zeigt sich nämlich jener Gedanke als unausführbar. Denn erstens stünde ihm schon das praktische Bedenken entgegen, dass unsere Schrift durch die Masse neuer Verdopplungen unerträglich schleppend würde. Wir hätten viele Tausende von Lettern mehr zu schreiben als bisher. Zweitens aber würden wir mit alle dem unsern Zweck gar nicht erreichen. Denn gerade die wegen ihrer gröfseren Feinheit nothwendigste Bezeichnung unserer Betonung könnten wir auf diesem Wege gar nicht ausdrücken, nämlich die Unterscheidung zwischen dem Hochton und dem Tiefton. Wir wären darauf beschränkt, die betonte Sylbe von der unbetonten zu unterscheiden. Ob aber die betonte Sylbe den Hochton oder den Tiefton hat, das lassen unsere Lettern unentschieden. Nehmen wir z. B.

---

die Schreibung *regieren* vorziehen würde, um den Hochton des *ie* auszudrücken. Jedenfalls aber ist zu rathen, entweder die Schreibung *ieren* oder die Schreibung *iren* durchzuführen. (1863.)]

*) Erste Abhandlung S. 140 ff. Zweite Abhandlung S. 174. Auch Hr. Hoffmann ist, unabhängig von mir, nach sorgfältiger Ueberlegung zu derselben Ueberzeugung gelangt. S. dessen Elementargrammatik, 4. Aufl. (Clausthal 1856) Vorr. S. VII.

das Wort *Meer* (mare), so lässt uns zwar in der Beugung *Meeres* (maris) das doppelte *e* der ersten Sylbe erkennen, dass diese Sylbe eine betonte ist. Ob aber die Zusammensetzung *Meersalz* zu sprechen ist *Méersàlz*, wie es in der That der Fall ist, oder *Meèrsálz* mit dem Hochton auf *salz*, was falsch sein würde, das können wir aus dem doppelten *e* in *Meer* nicht sehen. Es zeigt sich dies sofort, wenn wir ein Compositum bilden, in welchem das Wort *Meer* die zweite Stelle einnimmt, z. B. das Wort *Wéltmeèr*. Hier hat *Meer* den Tiefton; und doch müssten wir es mit demselben doppelten *e* schreiben, weil es doch immer noch eine betonte Sylbe bleibt, wie wir sogleich sehen, wenn wir den Genitiv *Des Wéltmeères* bilden. Hier tritt die Betonung von *Meer* gegenüber der tonlosen Endsylbe *es* deutlich hervor. Aus eben dem Grunde taugt auch die Bezeichnung der Länge durch den Circumflex nichts, weil sie den Hochton und Tiefton unbezeichnet lässt. *Mêrflût* könnte ebensowohl heifsen *Mèrflút*, wie *Mérflùt*. Dürfte ich mir einen ganz unmafsgeblichen Vorschlag erlauben über eine Sache, die im Grofsen und Ganzen noch kein Bedürfnis ist für unsre lebende Schriftsprache, so gienge er dahin: Man bezeichne den Hochton mit dem Acut, den Tiefton mit dem Gravis. Die Länge des Vocals versteht sich dann vor einfachen Consonanten von selbst, ebenso wie vor doppelten gleichen Consonanten die Kürze. Vor mehrfachen verschiedenartigen Consonanten aber bezeichne man in den Wörtern, die langen Vocal haben, die Länge neben dem Accent durch den gewöhnlichen wagerechten Strich. Also: *Lándgùt, Bérgschùtt; Gúthàben, Schútthaùfen; Mṓnd, Mṓndscheìbe, Hálbmṑnd; Klṑsterfraù, Fraúenklṑster*. Solche oder ähnliche Bezeichnungen gegenwärtig überall durchzuführen, würde in unserer noch lebenden Schriftsprache ganz überflüssig sein. In Lehrbüchern für Fremde aber, oder in einzelnen zweideutigen Fällen auch für Deutsche wären sie vielleicht an ihrem Platz.

Eine weitere Frage ist, in wie weit man in unsrer Lautschrift der unmittelbaren Bezeichnung der Begriffe Raum gestatten soll. Denn das ist das wahre Sachverhältnis, wenn wir wirklich gleichlautende Wörter durch verschiedene Schriftzeichen wiedergeben, blofs um deren Bedeutungen zu unterscheiden. Die Schriftarten, deren sich die verschiedenen Völker bedienen, zerfallen nämlich in zwei Hauptclassen: Begriffsschrift und Lautschrift. Die Begriffsschrift drückt durch ein Zeichen einen ganzen Begriff un-

mittelbar aus*), ganz abgesehen von dessen Lauten in der gesprochenen Sprache. Die Lautschrift dagegen zerlegt das gesprochene Wort in seine Laute und gibt diese Laute durch Schriftzeichen wieder. Von einer Begriffsschrift geben uns unsre Zahlzeichen eine Vorstellung. Wir schreiben 1; 2; 3, und lesen dies *Eins; Zwei; Drei.* Sobald wir aber aufmerksam darauf gemacht werden, erkennen wir auch, dass wir eigentlich nicht „*Eins; Zwei; Drei*" geschrieben haben, sondern nur die Zeichen für die Begriffe, die im Deutschen durch jene Wörter bezeichnet werden. Denn der Franzose liest dieselben Zeichen (1; 2; 3) nicht „*Eins; Zwei; Drei*"; sondern *Un; Deux; Trois;* der Engländer liest sie *One; Two; Three;* und so jeder in seiner Sprache. So brauchbar und wichtig nun solche Zeichen für die Mathematik sind, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass für die schriftliche Aufzeichnung sprachlicher Erzeugnisse der Uebergang von der Begriffsschrift zur Lautschrift einer der gröfsten Fortschritte gewesen ist, den der menschliche Geist gemacht hat.**) Unter den kostbaren Erbstücken, die das Alterthum uns Späteren hinterlassen hat, nimmt die Lautschrift unstreitig eine der ersten Stellen ein. Das Princip der Lautschrift ist nun das mehrfach erörterte, die gesprochene Rede möglichst treu und mit möglichst einfachen Mitteln wiederzugeben. Eine weitere Aufgabe hat die Lautschrift als solche nicht. Es ist daher ein fremdartiges Element, das ihr aufgedrungen wird, wenn man ihr zumuthet, auch noch andere Dienste zu übernehmen, nämlich Wörter zu unterscheiden, welche der Redende selbst nicht unterscheidet. Sie hört dadurch, so weit der Ausdruck dieser nicht lautlichen, sondern blofs begrifflichen Unterscheidung reicht, auf, eine Lautschrift zu sein, und sinkt zur Begriffsschrift herab. Wenn wir z. B. *die Sole* im Sinn von Salzwasser und *die Sohle* im Sinn von Schuhsohle ganz gleich sprechen und doch verschieden schreiben, so drückt das eingeschobene *h* im zweiten Fall nur aus, dass diesmal dieselben Laute einen anderen Begriff haben sollen als das erstemal.

Ist nun gleich diese unmittelbare Bezeichnung der Begriffe,

---

*) Vergl. Wilhelm v. Humboldt über die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau. Berlin 1826. In W. v. Humboldts Werken VI. Bd., S. 526—561.

**) Ich muss mich hier natürlich der Verständlichkeit und Kürze wegen an die möglichst einfachen Bestimmungen halten.

ohne Vermittlung des Lautes, ein fremdartiges Element in unserer Lautschrift, so ist doch auch hier zu unterscheiden zwischen der bloſsen Beibehaltung des Alten, einmal Gewohnten, und der Einführung neuer derartiger Unterscheidungen. Für das bereits Vorhandene mag man die alte Einbürgerung dieses ursprünglich fremdartigen Elements und die Erleichterung anführen, die manche von diesen Begriffsunterscheidungen dem Leser gewähren. Aber die Einführung neuer Unterscheidungen solcher Art würde nur im Fall wirklich dringender Nothwendigkeit gerechtfertigt sein. Das vorgefundene Alte ist hier wie überall mit behutsamer Schonung zu behandeln, jedoch da allmählich zu beseitigen, wo augenscheinlich die Mühsal des Erlernens den angeblichen Gewinn bei weitem übertrifft.

II. Die Verwendung der Zeichen ß und ſſ und der ihnen in lateinischer Schrift gleichgesetzten *ſs* und *ss*.

Man erkennt immer deutlicher, dass in der Art, die Zischlaute zu schreiben, eine Frage von principieller Wichtigkeit liegt. Die Gelehrten, deren Bemerkungen wir hier besprechen, haben sich deshalb auch alle drei ausführlich über diese Frage verbreitet. Ich sehe mich daher genöthigt, noch einmal auf dieselbe zurückzukommen, um so mehr, da mir die Kürze, mit der ich diese Frage in meinen Abhandlungen bespreche, eine seltsame Anschuldigung eingetragen hat. Weil ich mich nämlich damit begnüge, die neuhistorische Schreibweise zu widerlegen und dann die Heysesche als die zu bezeichnen, welche die gesprochenen Laute am treusten wiedergibt, traut mir, wie es scheint, Hr. Stier den abenteuerlichen Gedanken zu, ich hätte den Lesern dieser Zeitschrift verbergen wollen, dass es auch noch andere Arten gibt die Zischlaute zu schreiben. Dass mir diese Absicht fern lag, hätte Hr. Stier schon aus meinen eigenen Worten ersehen können.*) Nachdem ich die neuhistorische Schreibweise verworfen

*) Die Leser dieser Zeitschrift bedürfen natürlich ohnehin keines Beweises, dass ich nicht entfernt daran gedacht habe, mich des von Hrn. Stier mir untergelegten Verfahrens zu bedienen. Denn sie erinnern sich, dass ich bereits in meiner Abhandlung über Andresens Schrift, also vor Hrn. Stiers „Feststellung", ganz unbefangen zwischen der Heyseschen und der Gott-

habe, fahre ich fort: „Unter den verschiedenen*) Arten, auf welche man die jetzt gültige Aussprache zu bezeichnen gesucht hat, gibt die Heyses (Schulgr. 12. Aufl. S. 71—73) den Laut am genausten wieder“. Nach welchen Gesetzen der Auslegung kann man diese Worte so verstehen, als gebe es aufser der neuhistorischen nur die Heysesche Schreibweise, und die allgemein verbreitete Adelungsche (Schluß, Schlüsse) „sei gar nicht vorhanden“**)?

Die drei Gelehrten, deren Arbeiten ich hier bespreche, stimmen sämmtlich für die von uns bekämpfte sogenannte historische Schreibung der Zischlaute. Betrachten wir aber die Art ihrer Darstellung näher, so erkennen wir nichtsdestoweniger, dass diese Schreibung bereits im Rückzuge begriffen ist. Was zuerst Hrn. Crecelius betrifft, so wird man neue Argumente von ihm weder erwarten, noch fordern, da er, wie wir schon gesehen haben, im Princip mit Weinhold stimmt. Es wäre deshalb zu wünschen gewesen, dass er sich auf die Argumente beschränkt hätte, die Weinhold und dessen Vorgänger ganz folgerichtig aus ihrem freilich irrigen Princip ableiten. Damit begnügt sich aber Hr. Crecelius nicht, sondern er will die neue Schreibung der Zischlaute auch phonetisch rechtfertigen, indem er nachweist, dass ich gar manches Andere in unsrer hergebrachten Rechtschreibung unangefochten lasse, was um nichts besser ist als das Zusammentreffen von *grofzen* und *Genofzen*. Allein diese Argumentation, deren sich Hr. Crecelius hier und anderwärts gegen mich bedient, beruht auf einem

---

sched-Adelungschen Schreibart die Wahl gelassen habe. „Wir werden dann“, sage ich dort (Consequenzen der neuhistor. Rechtschreibung u. s. w. S. 236 fg.), „so wie bisher, die Zischlaute möglichst nach denselben phonetisch-orthographischen Gesetzen behandeln wie die übrigen Consonanten und entweder uns der gegenwärtig am weitesten verbreiteten Weise anschliefsen (Füße, Flüsse, Fuß, Fluß, schließen, ihr schließt, wissen, ihr wißt), oder besser mit dem älteren Heyse noch einen kleinen Schritt auf derselben Bahn weiter gehen (Füße, Flüsse, Fuß, Fluſs, schließen, ihr schließt, wissen, ihr wisst)“.

*) NB.!

**) Was Hr. Stier über meine eigene „Praxis vom Jahre 1845“ sagt, ist ein Missgriff, zu dem er sich durch den Eifer für seine Sache hat verleiten lassen. Denn wenn er meine verschiedenen Druckschriften mit einander vergleicht, so wird er ohne grofse Anstrengung gewahr werden, dass er es nicht mit meiner Praxis, sondern mit der Praxis der verschiedenen Druckereien zu thun hat.

völligen Missverstehen dessen, was ich über das Verhältnis des historischen und des phonetischen Elementes in unserer überlieferten Schreibweise sage. Wir haben mehrere phonetische Ungenauigkeiten, wir haben mehrere stehen gebliebene Schreibweisen, deren Laut sich geändert hat, in unsrer herkömmlichen Rechtschreibung, und es fragt sich, in wie weit es rathsam ist, das Messer an diese einmal eingebürgerten Abweichungen zu legen. Dadurch aber ist die Einführung neuer Ungenauigkeiten oder gar solcher Schreibweisen, die der gegenwärtigen gebildeten Aussprache geradezu widerstreiten, nicht im mindesten gerechtfertigt. Nicht um das Vorhandensein solcher Regelwidrigkeiten handelt sichs, sondern um die Richtung, die wir einschlagen, wenn wir an unserer hergebrachten Orthographie ändern wollen. Deshalb drücke ich mich auch im vorliegenden Fall absichtlich so aus: „Wer also *wissen* und *missen*, ***Rossen*** (equis) und ***Genossen*** (socii) durch die Schreibung trennt und andrerseits *grofzen* (magnis) und *Genossen*, ***Füfze*** und ***Flüsse*** vereinigt, der schreibt einen Unterschied, der schon seit mehr als drei Jahrhunderten aus der neuhochdeutschen gebildeten Aussprache verschwunden ist, und lässt einen Unterschied unbezeichnet, den eben diese Aussprache macht. Dergleichen mag man sich gefallen lassen, wo es durch Stehenbleiben der Schriftzeichen historisch geworden ist. Aber so etwas erst einführen, heifst die Grundsätze einer naturgemäfsen Rechtschreibung auf den Kopf stellen."*) Sehr auffallend ist es, dass auch Hr. Stier die sogenannte historische Schreibung der Zischlaute in Schutz nimmt, und ich gestehe, es ist mir trotz aller Mühe nicht gelungen, mir klar zu machen, was ihn eigentlich dazu bestimmt. Denn das Princip, durch welches Weinhold und die anderen „Historiker" zu ihrer Schreibung kommen, verwirft Hr. Stier auf das allerentschiedenste. Ebenso bekämpft er die Ansicht Weinholds, dass ſſ und ß verschiedene Laute seien.**) Wie nun Hr. Stier trotzdem dazu kommt, sich auf die Seite der sogenannten historischen Schreibung der Zischlaute zu schlagen, das muss ich die Leser bitten in seiner eigenen sehr kunstreichen

*) Siehe oben S. 129.

**) Von einer solchen Verschiedenheit wird nach dem, was Brücke in seinen reichhaltigen Abhandlungen über Physiologie und Systematik der Sprachlaute (Zeitschr. f. d. österr. Gymnas. 1856, Heft VII, S. 537) darüber bemerkt, wohl nicht mehr die Rede sein können.

und ausführlichen Beweisconstruction nachzulesen.*) Denn diese Beweisconstruction zu vereinfachen, bin ich aufser Stande; und ihr in ihrer ganzen Ausführlichkeit Schritt für Schritt widerlegend nachzugehen, dürfte die Sache mehr verwirren als aufhellen. Ich ziehe es deshalb vor, in der geschichtlichen Darstellung, die ich geben werde, gelegentliche Rücksicht auf die Behauptungen Hrn. Stiers zu nehmen. Ebenso werden die Einwendungen des Hrn. Hoffmann im Verlauf jener Darstellung ihre Erledigung finden. Nur das Eine will ich gleich hier bemerken, dass Hr. Hoffmann in der neusten (4.) Auflage seiner Elementargrammatik (1856) aufser der von ihm empfohlenen historischen Schreibung der Zischlaute auch die Adelungsche und die Heysesche mittheilt. Die vorangehende dritte Auflage (1851) enthält diese Mittheilung noch nicht, sondern beschränkt sich darauf, die neuhistorische Schreibung zu lehren. Das sieht nicht nach dem „allgemeiner Anerkennung entgegeneilenden Kanon" aus, von dem Hr. Stier spricht.**) Ebenso dürften diese voreiligen Hoffnungen nicht wenig herabgestimmt werden, wenn Hr. Stier sieht, wie Bücher, die in früheren Auflagen nach der neuen Orthographie gedruckt waren, in den späteren zur herkömmlichen zurückkehren.***) Was endlich die von Hrn. Stier besonders betonte Empfehlung der neuen Orthographie von staatswegen im Nordwesten und Südosten Deutschlands betrifft, so hat das Königliche Ober-Schulcollegium zu Hannover die Wahl zwischen der neuhistorischen und der Adelungschen Schreibung ausdrücklich freigegeben und noch dazu erklärt, dass „dasselbe der Empfehlung des Gebrauchs der neueren Regeln für jetzt nicht zustimmen kann."†) Der Kaiserlich österreichische Erlass aber, welcher die Weinholdsche Rechtschreibung in die Schulen einführen soll, ist bekanntlich ein Märchen, das man sich aufserhalb Oesterreichs hat aufbinden lassen††).

---

*) S. 311—317.

**) S. 315.

***) So mehrere verbreitete Schriften aus S. G. Lieschings Verlag in Stuttgart. Dass J. Grimm nicht mehr, wie früher, *faßen*, *wißen* u. s. w. schreibt, sondern *fassen*, *wissen*, führt Hr. Stier selbst an.

†) Regeln und Wörterverzeichnis. Clausthal 1855. S. 17.

††) Wie wenig die tüchtigsten praktischen Schulbehörden von der neuhistorischen Schreibung der Zischlaute wissen wollen, ersieht man aus Feldbauschs verdienstlicher Schrift, Ueber die historische Begründung der deutschen Rechtschreibung, S. 58 ff.

Ich will nun einen geschichtlichen Ueberblick geben über die Bezeichnung unserer dentalen*) Zischlaute von der Mitte des 15ten Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Das wird den aufmerksamen Leser am besten in Stand setzen, sich ein Urtheil darüber zu bilden, welche der jetzt sich bekämpfenden Schreibweisen in der Bahn unserer geschichtlichen Entwickelung liegt und welche nicht. Natürlich muss ich mich bei diesem Ueberblick an das Wesentlichste halten. Denn wollte ich mit gleicher Ausführlichkeit Alles abhandeln, was sich über diese Materie sagen lässt, Wesentliches und Unwesentliches, so müsste ich mir zum mindesten fünf bis sechs Hefte dieser Zeitschrift zur ausschliefslichen Verwendung für meinen Gegenstand ausbitten; und ich zweifle nicht, dass ich damit, wenn auch nicht den Gegenstand, so doch die Geduld meiner Leser vollständig erschöpft haben würde.

§. 1.

Bei Untersuchungen über die Geschichte der Lautbezeichnung hat man die Geschichte der Laute und die der Schriftzeichen zuvörderst streng auseinanderzuhalten.

Anm. Wer dies nicht thut, sondern glaubt, in der Geschichte der Schriftzeichen auch unmittelbar die Geschichte der Laute vor sich zu haben, verfällt in die gröbsten Irrthümer. So lässt sich z. B. darthun, dass unsre Buchstaben *u*, *v*, *w* und *f* alle aus demselben Schriftzeichen, nämlich dem phönicischen Vau entsprungen sind. Wollte aber Jemand daraus den Schluss ziehen, dass auch die mit jenen Buchstaben bezeichneten Laute denselben Weg gegangen sind, so würde er sich gewaltig irren. Er würde dann die ursprüngliche Identität unsrer Laute *u* und *f* annehmen und uns z. B. mit leichter Mühe darthun, dass unser Verbum *schauen* und unser Verbum *schaffen* ein und dasselbe Wort sind, da *u* und *f* ja nur Modificationen eines und desselben Schriftzeichens, nämlich des phönicischen Vau sind. Das Unstatthafte einer solchen Beweisführung ist so einleuchtend, dass man sich wundern muss, solche Quiproquos bis auf den heutigen Tag gar nicht selten zu finden.

§. 2.

Um uns im Folgenden klar machen zu können, müssen wir uns zuvörderst verständigen über die hier in Betracht kommenden Laute; und dabei wollen wir ausgehen von den uns bekannten Lauten der gegenwärtigen gebildeten deutschen Sprache. Wir

*) Dental im Sinn von Bopps „Kritischer Grammatik der Sanskrita-Sprache, Berlin 1834." S. 15.

haben in dieser ein weiches und ein hartes *s*; das weiche im Anlaut von *sagen*, *singen*, im Inlaut von *Wesen*, *blasen*; das harte im Inlaut von *beiſsen*, *fließen*.*) Ich will in der folgenden Darstellung, wo es nöthig wird, das anlautende und inlautende weiche *s* durch *ȿ* das harte durch *ß* ausdrücken. Ich wähle hier absichtlich besondere Zeichen, um die verschiedenen vorhandenen Bezeichnungsarten auf diese lautlichen Zeichen zurückführen zu können.

Wenn wir diese einfachen Laute verdoppeln, so erhalten wir ein weiches *ȿȿ* und ein hartes *ßß*. Das letztere findet sich in sehr vielen Wörtern der gebildeten deutschen Gemeinsprache, z. B. *wißßen* (scire), *haßßen* (odisse), *faßßen* u. s. w. „Das erstere hat sich nur noch in wenigen mundartlichen Wörtern (z. B. *fiȿȿeln*, *miȿȿeln*, *duȿȿeln*, *quaȿȿeln*) im Neuhochdeutschen erhalten".**)

Anm. Das neuhochdeutsche *z* bezeichnet keinen besonderen Laut, sondern „zwei aufeinander folgende Consonanten, die der Bequemlichkeit halber mit Einem Zeichen geschrieben werden" ***), nämlich *t* + *ß*.

§. 3.

Aus der Geschichte der Zischlaute in den Perioden, welche der neuhochdeutschen vorangiengen, heben wir nur einige Hauptpunkte hervor. Im Gothischen und den mit ihm auf gleicher Stufe stehenden Sprachen finden wir etymologisch zwei ganz verschiedene Lautclassen an der Stelle der hochdeutschen Zischlaute nämlich erstens *s* und dessen Verdopplung *ss* und zweitens *t*. Die Gothischen *s* und *ss* sind im Hochdeutschen stehen geblieben, z. B. gothisch *saihwan*, althochdeutsch *sehan* (neuhochdeutsch *sehen*); goth. *visan*, althochd. *wesan* (neuhochd. *Wesen*); altsächsisch *hrosso* (equorum), althochdeutsch *hrosso* (neuhochd. *Rosse*). Dagegen ist das *t* der gothischen Lautstufe schon im Althochdeutschen in *z*

---

*) Die feinere Unterscheidung, die Hr. Prof. Brücke („Physiologie und Systematik der Sprachlaute", Zeitschr. f. d. österr. Gymnas. 1856. Heft VII, S. 535 – 537) zwischen s^1 und s^3 macht, bleibt für das Neuhochdeutsche auſser Betracht, da wir nach Hrn. Brückes Beobachtung diese beiden Laute „wegen ihrer groſsen Aehnlichkeit promiscue gebrauchen" (S. 537). Dasselbe findet nach ihm statt bei z^1 und z^3.

**) Worte Hrn. Hoffmanns in der Neuhochdeutschen Elementargramm. 4. Aufl. (1856) S. 15. Ich ziehe es absichtlich vor, Hrn. Hoffmann als gewiss in dieser Sache nicht parteiischen Zeugen statt meiner reden zu lassen. Die Bezeichnung durch *ȿȿ* rührt natürlich von mir her.

***) Brücke in der Zeitschr. f. d. österr. Gymnas. 1856. Heft VIII, S. 599.

übergegangen, z. B. gothisch *tva*, althochd. *zwei* (neuhochd. *zwei*), altsächsisch *timbron*, althochd. *zimbarôn* (neuhochd. *zimmern*); altsächsisch *watar*, althochd. *wazzar* (aqua); angelsächsisch *sveart* althochd. *swarz* (niger). Im Mittelhochdeutschen behaupten diese Zet ihre Stelle. Die Frage ist aber sowohl für das Althochdeutsche als Mittelhochdeutsche, ob dies *z* in allen Fällen den gleichen Laut gehabt hat oder nicht. Grimm hat*) den Beweis geführt, dass das *z* bereits im Althochdeutschen zur Bezeichnung zweier verschiedenen Laute verwendet wird, nämlich erstens für den Laut unseres *z* und zweitens für einen „weicheren, dem neuhochdeutschen *ß* gleichenden Zischlaut.“ Die Frage, ob dieser zweite Laut dem neuhochdeutschen *ß* (*ſz*) ganz gleich oder nur ähnlich war, lassen wir hier auf sich beruhen, und bemerken nur, dass *z* im Anlaut des Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen immer den Laut des neuhochdeutschen *z* hatte, im Inlaut dagegen den Laut des *z* vorzugsweise nach Consonanten (*lz, nz, rz*), den anderen Laut vorzugsweise nach Vocalen; und zwar wird dies zweite *z* im Inlaut hinter kurzen Vocalen doppelt, hinter langen einfach geschrieben. Also *wir âzen* (edebamus), aber *wir bizzen* (mordebamus).

Anm. Die mittelhochdeutschen Handschriften bieten zwei Formen des Buchstaben Zet, nämlich *z* und ʒ. Grimm verwendet in mittelhochhdeutschen Wörtern sehr zweckmäſsig das erstere Zeichen (*z*) für den ersten, das zweite (ʒ) für den zweiten Laut des Buchstabens. Diese Verwendung rührt jedoch von Grimm her, die mittelhochdeutschen Handschriften setzen sowohl *z* als ʒ für beide Laute. Grimm sagt dies selbst ausdrücklich**), und wer mittelhochdeutsche Handschriften aus eigener Anschauung kennt, der weiſs dies ohnehin.

§. 4.

Treten wir unserer eigentlichen Aufgabe näher, so haben wir zuerst die Geschichte der Schriftzeichen im ersten Jahrhundert der Buchdruckerkunst zu untersuchen. Wir können die Schriftzeichen, mit denen man in den Jahren 1460 bis 1560 die deutschen Zischlaute bezeichnet hat, in drei Classen theilen, nämlich 1) solche, die aus dem lateinischen Buchstaben Es hervorgegangen sind; 2) solche, die aus dem lateinischen Buchstaben Zet her-

*) Gramm. I. (2. Aufl.) S. 162 ff.

**) Gramm. 1, 410: (Im Mittelhochdeutschen) „fortwährend zwei Stufen des Zischlautes, obschon sie die Handschriften an sich nicht unterscheiden.“

vorgegangen sind und endlich 3) solche, die aus Es und Zet zusammengesetzt sind.

1) Aus dem lateinischen Es haben sich gebildet a) die einfachen Zeichen des grofsen Es in seinen verschiedenen Gestalten, die des geschwänzten kleinen Es und die des kleinen Ringel- oder Schluss-Es; b) die Zusammensetzungen ſſ und ſ𝔰.

2) Aus dem lateinischen Zet bildet sich das, wie wir sehen werden, sehr mannigfach verwendete geschwänzte ʒ.

3) Am meisten Schwierigkeit hat die Entstehung und Bedeutung des zusammengesetzten Zeichens gemacht, das wir Eszet nennen. Adelung in seinem Umständlichen Lehrgebäude der Deutschen Sprache*) sagt: „das ß wird sehr irrig *Eszet* genannt, wenn damit angedeutet werden soll, dass es aus dem ſ und 𝔷 zusammengezogen sey, indem es erweislich genug aus dem ſs der kleineren Lateinischen Schrift entstanden ist.“ Und noch in neuester Zeit ist die Behauptung aufgestellt worden, das ß sei ursprünglich nur die am Ende der Wörter abgekürzte Form von ſſ. Wir sprechen jetzt noch nicht von dem Laut und der lautlichen Verwendung des ß, sondern lediglich von der paläographischen Frage, ob in dem Zeichen ß ein ſ + 𝔷 oder ein ſ + 𝔰 steckt; und hier lässt die Untersuchung der deutschen Handschriften und Drucke des fünfzehnten Jahrhunderts keinen Zweifel übrig, dass nicht nur in dem Zeichen ß, sondern auch in dem Zeichen ſʒ, das die Drucke des 15. und 16. Jahrhunderts häufig verwenden, ein ſ und ein 𝔷 steckt. Manche der bedeutendsten deutschen Druckwerke aus dem 15. Jahrhundert stellen neben das lange ſ geradezu dieselbe Type, die sie im unzweideutigen Anlaut für Zet verwenden, während ihr Ringel-s die gewöhnliche, vom Zet gänzlich verschiedene Gestalt hat. So die Nürnberger deutsche Bibel von 1483 in der ersten Zeile jedes Abschnitts, und in derselben Weise Anton Koburgers Prachtdruck der Nürnberger Reformation vom Jahr 1484. Dass beide Zeichen sich auf demselben Stabe befinden, hat seinen natürlichen Grund darin, dass der obere Theil des langen ſ über dem ʒ steht, und kann natürlich keinen Unterschied begründen. Aber auch das Zeichen ſʒ ist nichts Anderes als ein zusammengezogenes ſ + ʒ. Dies ergibt sich aus den beiden angeführten Drucken Anton Koburgers mit Entschiedenheit.

*) Bd. I. Leipzig 1782. S. 171.

Denn wo in der Nürnberger Reformation (1484) die mit gröſseren Lettern gedruckten Ueberschriften ein ausgeführtes ſʒ haben, da gibt der kleiner gedruckte Text dieselben Wörter mit dem Zeichen ß. Z. B. im 9. Gesetz (Fol. 6 fg.) in der Ueberschrift „auſʒwer=tigen“, im Text „außwertige“; in der Ueberschrift „auſʒgenomen“, im Text „außgenommen“, und so in vielen Stellen. Ganz das Gleiche bietet Koburgers Deutsche Bibel (Nürnberg 1483). In der gröſser gedruckten ersten Zeile der Abschnitte gibt sie „Der vnweyſʒ“ (insipiens), Psalm 13, im kleiner gedruckten Text „der weyß“, Sprüche Salom. 1; Sprüche Sal. 9 in der ersten Zeile „weyſʒheit“; im kleineren Text ebenda „weyßheit“. Wem eine Anzahl deutscher Handschriften aus dem 15. Jahrhundert zu Gebote steht, der kann sich den Uebergang des vollständigen ſʒ in die Form ß leicht klar machen. Der obere Bogen des an das ſ angefügten ʒ erhält nach und nach in der flüchtigen Schrift das Aussehen eines bloſsen Bindestrichs vom Haupt des ſ zum unteren Bogen des ʒ. Da nun der Typenschneider dieser Bindestriche, die dem Schreiber zur Erleichterung dienten, nicht bedurfte, lieſs er sie weg, und so entstand die Type ß.

§. 5.

Wir haben die Schriftzeichen der Zischlaute durchgegangen. Fragen wir nach dem Laut dieser Schriftzeichen in den Jahren 1450 bis 1550, so findet sich eine groſse Verwirrung. Es lässt sich dies in einer solchen Uebergangsperiode auch gar nicht anders erwarten. Welche Unterschiede der Laute überhaupt bewahrt worden sind, dafür gibt zunächst die Aussprache der folgenden Zeit ein Anhalten. Bis auf den heutigen Tag unterscheidet die gebildete deutsche Aussprache ein weicheres und ein härteres Es: Das weichere in allen Anlauten (sein, sagen, singen u. s. w.; in den Inlauten das weiche vom härteren unterschieden, weich z. B. *Busen* (sinus), *lesen*, *reisen* (proficisci); hart: *Buße* (poenitentia), *reißen* (rapere). Dieser Unterschied bricht nun auch im 15. und 16. Jahrhundert durch alle Verwirrung hindurch. Wir sprechen hier zuvörderst nur vom Inlaut und Anlaut, bei denen sich dieser Unterschied unzweifelhaft erhalten hat, während er im Auslaut streitig ist. Für das weiche Es bedienen sich die Drucker des 15. und 16. Jahrhunderts des einfachen ſ; für das harte gewöhnlich der Verdopplung ſſ. Zum Beleg will ich unter vielen anderen eines der ältesten umfassenden deutschen Druckwerke anführen, nämlich die

Deutsche Bibel, deren Druck Johann Mentel im Jahr 1466 zu Strafsburg vollendete.*) Für das weiche Es setzt diese Bibel ſ, z. B. ſele, ſein (sint), ſagent (dicens), ſitzent, unſer u. s. w. Für das harte setzt sie ſſ, z. B. eſſen, wiſſentheit, beſchloſſen, waſſer, lieſſen u. s. w. Dieser Grundsatz behauptet sich unter allen Schwankungen abweichender Schreibweisen; und gegen das Ende der von uns bezeichneten Periode führt ihn die Ausgabe von Luthers Bibelübersetzung vom Jahr 1545, die letzte, die noch zu Lebzeiten des Verfassers erschien, mit bewusster Strenge durch. Ihre Schreibweise ist nämlich folgende: Weiches Es bezeichnet sie durch ſ; z. B. anlautend ſich (se), beſame, ſitzt, ſehen u. s. w.; inlautend weiſe (sapiens), die Ruchloſen, halſe (collo), böſe (mali), Heuſer (domicilia). Dagegen gibt sie den harten Inlaut durch ſſ und zwar sowohl nach langen als nach kurzen Vocalen und zwischen Vocal und Consonant. Zum Beleg 1) nach kurzen Vocalen: eſſen, Waſſer, weſſern, iſſet, wiſſen; 2) nach langen Vocalen: groſſe, bloſſen, ſchieſſen, haiſſen, fleuſſet, euſſerſte; endlich 3) (durch Synkope) vor Consonanten: heiſſt, fleuſſt, laſſt. Mit welcher Strenge aber die Unterscheidung des weichen und harten Inlauts, sobald nur der Verfasser (oder auch Corrector) des Lautes gewiss ist, in der Schreibung durchgeführt wird, dafür will ich als Beispiel die Wörter Buſen (sinus) und Buſſe (poenitentia) anführen. Das Wort Buſen kommt zehnmal in der Lutherschen Bibelübersetzung vor und wird an allen zehn Stellen mit einfachem ſ geschrieben, das Wort Buſſe (poenitentia) aber in den acht und fünfzig Stellen, in denen es vorkommt, ausnahmslos mit ſſ.

Steht nun die Thatsache fest, dass schon in den Jahren 1460—1550 sich ſſ für den harten Zischlaut festsetzte, so fragt sichs, wie ist sie zu erklären? Der Laut der alten ʒ und ʒʒ, mag er im Mittelhochdeutschen geklungen haben wie er will, glich in der sich bildenden deutschen Gemeinsprache bereits um das Jahr 1460 unsrem jetzigen harten Zischlaut (in *gießen, wißßen*). Denselben Laut hatte im Lateinischen, auch wie es in Deutschland ausgesprochen wurde, das *ss* (in *esse*, *nosse* u. dgl.). Da nun dieselben Männer, welche die deutschen Bücher schrieben und druckten,

*) Die zweite vollständige Bibel, ohne Ort und Jahr, aber von Panzer („Annalen der älteren deutschen Litteratur", Nürnberg 1788, S. 11 ff.) nach äufseren und inneren Gründen dem J. 1466 zugewiesen.

ebensoviel Latein sprachen, schrieben und druckten, so lag es nahe, dasselbe Zeichen, welches im Lateinischen den scharfen Zischlaut ausdrückte (esse, nosse in den früheren Drucken) auch zur Bezeichnung desselben Lautes im Deutschen zu verwenden (wissen, fliessen). Dies Verfahren war um so natürlicher, da manche der geläufigsten Wörter aus dem Lateinischen in das Deutsche übergegangen sind und hier die Bezeichnung des harten Zischlauts durch ss nur beibehalten haben, z. B. die Messe.

§. 6.

Im Auslaut nahm die Sache folgenden Verlauf: Das Mittelhochdeutsche unterschied noch den Auslaut *ʒ*, der aus gothischem *t* hervorgegangen war (*blindeʒ* [coecum] aus gothisch *blindata*), vom Auslaut *s*, der gothischem *s* entspricht (*blindes* im Genitiv aus gothisch *blindis*). Nachdem nun aber der Laut des *ʒ* vollständig zum reinen harten Zischlaut (*ß*) geworden war, rückte der Laut dieses auslautenden *ʒ* dem auslautenden *s* so nahe, dass er für die meisten Menschen damit zusammenfiel. Die Schrift konnte nun einen dreifachen Weg einschlagen. Entweder sie liefs das alte Zeichen *ʒ* stehen, gab ihm aber ganz den Laut von *ß*; oder sie verwendete die Zeichen für den Es-Laut auch an der Stelle der mittelhochdeutschen *ʒ*; oder endlich sie setzte ein neues Zeichen aus *ſ* und *ʒ* zusammen. Alle drei Wege werden in den Drucken von 1460 bis 1550 versucht und, wie sich denken lässt, meist mit ziemlicher Verwirrung. Die Strafsburger Bibel vom Jahre 1466 bietet 1) *ʒ* und zwar sowohl an der Stelle des mittelhochdeutschen *ʒ*, z. B. in daʒ (Nom. und Acc. Sing. Neutr., bald ausgeschrieben daʒ, bald abgekürzt in dʒ), waʒ (quid); als auch für mittelhochdeutsches *s*, z. B. künigʒ (Genit. Sing.), waʒ (erat), deʒ (Genit. Sing.). 2) s, auch dies wieder bald für mittelhochdeutsches *s*, z. B. was (erat, neben waʒ, s. o.), des himmels, des meres, haus, in keiner weis (nullo modo), bald für mittelhochd. *ʒ*, z. B. das liecht, alles (Acc. neutr.), wan got der weis (scit), was. 3) ſʒ, für mittelhochdeutsches *ʒ*, z. B. hieß, groß, fluß, reiß (scidit), fuß, iß, geschoß, saß, gruß. Von ſʒ für mittelhochd. *s* ist mir kein Beispiel aufgestofsen. Ich will aber damit nicht behaupten, dass die Strafsburger Bibel von 1466 wirklich keines bietet.

Wir haben oben (§. 4) nachgewiesen, dass das Schriftzeichen ſʒ graphisch wirklich aus ſ + ʒ besteht. Wie ist nun die Ent-

stehung dieser Zeichenverwendung lautlich zu erklären? Folgendermaſsen: Das Zeichen ʒ hatte im 15. Jahrhundert zwei verschiedene Geltungen, nämlich erstens die unseres jetzigen Zet (= *t* + *ß*). So in der Straſsburger Bibel (1466) unzähligemal im Anlaut, z. B. zeichene (signa), zeite (tempora), zwey (duo), zilen (terminis). Zweitens aber hatte *ȥ* den Laut *ß*, im Auslaut von daʒ u. s. f., wie wir gesehen haben. Um nun diesen zweiten (einfachen) Laut vom ersten (zusammengesetzten) zu unterscheiden, setzte man dem ʒ ein ſ vor und verwendete die Zeichenverbindung ſʒ für den Laut *ß*.*)

§. 7.

Nach mannigfachen Schwankungen finden wir in Luthers Bibelausgabe letzter Hand (1545) die Bezeichnung der Zischlaute dahin festgestellt, dass

1. Das weiche Es anlautend und inlautend durch ſ,
2. der harte dentale Zischlaut inlautend durch ſſ,
3. der auslautende dentale Zischlaut durchweg durch s bezeichnet wurde.

Für 1. und 2. sind die Beispiele bereits angeführt.**) Für 3) werden folgende genügen: 1. s = mittelhochd. *s* in Gras, Himmels (Gen. Sing.), Haus, uns. 2. s = mittelhochd. *ȥ* in zureis (scidit), was (mittelhochd. *waȥ* [quid]), las (Imperativ von laſſen), lies (Präteritum von laſſen), weis (scit), hies (jussit).

Anm. Das Zeichen ſʒ, das sich in früheren Schriften Luthers öfters findet***), ist hier ganz beseitigt. Als eine äuſserst seltene Ausnahme findet sich aber bisweilen ſs im Auslaut statt des einfachen s, z. B. Genes. 3, 6 aſs.

§. 8.

Diese gänzliche Verbannung des ſʒ drang aber nicht durch. Vielmehr erhielt sich das ſʒ am Schluss der Wörter, und zwar

*) Hier ist also der Laut *t* + ß als der normale des einfachen ʒ zu Grunde gelegt, der durch das vorgesetzte ſ umgeändert wird. Umgekehrt suchte man wieder dem Missverständnis, als habe ʒ im Anlaut den Laut von ß, dadurch vorzubeugen, dass man dem ʒ ein *t* vorsetzte und tʒeit, tʒeichen u. s. w. schrieb. Hier ist also der Laut ß als der normale des Zeichens ʒ vorausgesetzt.

**) S. oben §. 5.

***) Z. B. „Eyn Sermon von dem Sacrament der puß" (Wittenberg, Joh. Grünenbergk, 1519. 4.).

stellt sich unter mannigfachen Schwankungen der Grundsatz fest, im Auslaut da ß zu schreiben, wo der Inlaut ſſ hat, in den übrigen Fällen aber s. So ergibt sich dem bedeutendsten Grammatiker des 17. Jahrhunderts, Schottelius, die Regel:

„S. ſ. s. ß. 1) Am Ende des Wortes soll allemahl das kleine s gebraucht werden, als Haus, los, und nicht Hauſ, loſ etc.

2) Wann das Stammwort sein endstehendes, s, verdoppelt, als wird es also, ß, geschrieben, als groß, ſtoß, bloß etc. hier muſs ein doppeltes ß*) stehen, weil man sagt großes, ſtoßes, erblaßen, und nicht groſes, ſtoſes, erblaſen, und gehört in allen solchen Wörtern der doppelte, ß, zu den Stammlettern.“**)

Aus dieser Stelle sehen wir, dass Schottelius bereits den graphischen Ursprung des ß***) nicht mehr kennt. Weil er es am Schluss der Wörter findet, die man im Inlaut mit ſſ schreibt, hält er es für eine andere Gestalt des ſſ. In unsrer Stelle bedient er sich dieser vermeintlichen Abkürzung auch für den Inlaut in großes, ſtoßes, erblaßen. Für gewöhnlich aber schreibt er im Inlaut ſſ und nur im Auslaut ß, z. B. S. 588: „Iß, ich eſſe, du iſſeſt, wir eſſen, ich aß, du aſſeſt, er aß, ich äſſe, gegeſſen oder geſſen.“ In seinem groſsen Hauptwerk hält er diesen Gebrauch ziemlich fest. In seiner „Kurtzen und gründlichen Anleitung zu der Recht Schreibung“ (Braunschweig 1676) dagegen zeigt sich ein gröſseres Schwanken in Bezug auf den Inlaut. Hier lesen wir z. B. S. 169 neben wir flieſſen den Sing. ich fließe; S. 170 neben du fraſſeſt den Conj. ich fräße. Doch sind die ſſ im Inlaut weit überwiegend. In Verwunderung kann dies Schwanken nicht setzen, da ja diese beiden Zeichen denselben scharfen Zischlaut ausdrücken und eben deshalb von Schottelius nur für verschiedene Gestalten eines und desselben Schriftzeichens gehalten werden.†)

Die angesehensten Grammatiker aus der ersten Hälfte des

---

*) *sic!*

**) J. G. Schottelius „Ausführl. Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache.“ Braunschweig 1663. S. 216 ff.

***) aus ſ + ʒ, nicht aus ſ + s. S. oben §. 4.

†) Von einem Zurückgehen auf „die wahre“, das heiſst graphische Natur des ſʒ, um daraus orthographische Schlüsse zu ziehen, kann seitdem vollends keine Rede mehr sein. So wenig als die oft wiederholte Behauptung, dass ſſ schlechterdings nur die Verdopplung des weichen ſ sei, irgend etwas verfängt, nachdem bereits im 15. Jahrhundert der Gebrauch dieses Zeichens (ſſ) für das scharfe ſ sich festgesetzt hat.

18. Jahrhunderts bleiben in der Hauptsache bei der oben angegebenen Regel des Schottelius. So lehrt Bödiker (Berlin 1709) S. 10 fg. zu schreiben: Strauß, Strauſſen; reiß, reiſſen; beiß, beiſſen. In einem Punkt genauer formuliert Freyer (Anweisung zur Teutschen *Orthographie*. Halle. Verlegt im Waysenhause, 1722. S. 72) die bisherige Grundregel. Nach dem *vſus scribendi,* sagt er, stehet:

„1. Das lange ſ im Anfange der Sylbe: als ſehen, weiſe.
2. Das kurtze s am Ende der Sylbe: als Weisheit, Wachsthum, das Haus, des Mannes.
3. Das lange ſſ in der Mitte zwischen zweyen *vocalibus*: als groſſe, Waſſer.
4. Das abgekürtzete ß in der Mitte vor einem *consonante,* und am Ende nach einem *vocali*: als Baßgeige, greßlich, groß-günſtig, naß, bloß, ich muß."

§. 9.

Einen bedeutenden Schritt weiter in der unzweideutigen Darstellung des Lautes der Wörter that Gottsched, indem er Freyers eben (§. 8) mitgetheilte dritte Regel dahin abänderte, dass er im Inlaut zwischen Vocalen nur dann ſſ zu schreiben lehrte, wenn der vorangehende Vocal kurz ist; dagegen ß, wenn er lang ist. Also: beſſer, verdroſſen, Schlüſſe. Aber: größer, ſtoßen, Füße.*) Im Uebrigen schloss sich Godsched an seine Vorgänger an, sowohl was die Vertheilung der Schriftzeichen als die Ansicht über die nur modificierte graphische Identität von ſſ und ß anbetrifft.

§. 10.

An Gottsched schliefst sich in der Grundregel Adelung an. Nur dass er Gottscheds Regel in einem Punkte, den dieser freilich auch nicht ganz klar gemacht hatte, verwirrt. Durch seine Annahme geschärfter Doppellaute**) kommt nämlich Adelung zu der Regel, im Inlaut ß nach gedehnten Vocalen zu schreiben (also Buße, Füße, fließen); ſſ aber nicht blofs nach kurzen Vocalen (also meſſen, wiſſen, laſſen), sondern auch nach „geschärften Doppellauten", wie er sie nennt, und welcher Theorie zu Liebe er dann

*) „Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst, — von Joh. Christoph Gottscheden." 4. Aufl. Leipzig 1757. S. 56. Die erste Ausgabe von 1748 ist mir gegenwärtig nicht zur Hand.

**) Adelung, „Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache." Leipzig 1782. Bd. I. S. 260.

beissen, reissen, des Fleisses*), heissen**) schreibt. So lehrte Adelung in seinem Umständlichen Lehrgebäude der Deutschen Sprache 1782. Der Gebrauch, im Inlaut zwischen Vocalen ss nur nach kurzen, ß aber nach allen langen und diphthongen Vocalen zu schreiben, hatte sich aber schon so festgesetzt, dass Adelung ihm später nachgab. In seiner Vollständigen Anweisung zur Deutschen Orthographie (1787) trägt er zwar zuvörderst dieselbe Lehre vor wie im Lehrgebäude, fährt dann aber fort***): „Indessen gestehe ich gern zu, dass dabey vieles willkürlich ist — —. Und in so fern kann man immer der jetzt gewöhnlichen Schreibart folgen, welche den Consonanten nach dem Diphthong nur einfach schreibt.“ Dem gemäſs schreibt dann Adelung selbst in der zweiten Ausgabe seines Wörterbuchs (1793—1801) beißen, reißen, des Fleißes, heißen.

§. 11.

Die Schreibweise, welche Adelung schon im Jahre 1787 als die „jetzt gewöhnliche“ bezeichnet, und welcher er sich 1793 selber fügt, müssen wir demnach als die am Ende des 18. Jahrhunderts normale betrachten. Die besondere Ansicht Adelungs vom ss nach geschärften Diphthongen, die er späterhin praktisch selbst aufgab, umfasst verhältnismäſsig nur wenige Fälle und kommt nur als untergeordnete Schwankung der normalen Schreibung in Betracht. Ebendahin gehört das Ringel-Es, das sich bisweilen noch an der Stelle des ß im Auslaut auch da findet, wo nach Schottels zweiter Regel†) ß stehen sollte (ich weis [scio] statt ich weiß). Mit geringen Schwankungen dieser Art finden wir die Gottsched-Adelungsche Schreibweise seit den letzten beiden Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts sowohl in unsrer classischen Literatur als in unseren Schulen durchgedrungen. So ist die Göschensche Ausgabe von Goethes Werken, Leipzig 1790, gedruckt; so das gemeinsame Unternehmen Goethes und Schillers, die Horen (Tübingen bei Cotta 1795 u. f.). Ja auch in lateinischer Schrift

---

*) Adelung a. a. O. Bd. II, S. 774. Gottsched spricht zwar a. a. O. S. 44 auch von „Doppellauten, die gemeiniglich lang sind.“ Aber er schreibt beiße, reiße (S. 345).

**) Adelung a. a. O. Bd. I, S. 172.

***) S. 238 der Ausg. Frankfurt u. Leipzig 1788. Die Vorrede Adelungs ist datiert vom 1. September 1787.

†) S. oben §. 8.

sucht man dieselbe Vertheilung der Lautbezeichnung schon vor dem Ende des 18. Jahrhunderts wiederzugeben, indem man das deutsche ſſ durch *ſſ*, das deutsche ſʒ durch *ſs* ersetzt. So in dem Musenalmanach für das Jahr 1799, den Schiller in Verbindung mit Goethe bei Cotta herausgab. Hier finden wir im Inlaut zwischen Vocalen nach kurzem Vocal *ſſ*, also: *Waſſer, vergeſſen, gelaſſen, feſſelt, Feſſeln, beſſer, praſſeln, Haſſer, zerriſſen, Genuſſe, Küſſen, laſſet, Meſſer, verſchloſſen, faſſet, Genoſſen, Meſſe, Gaſſen, Biſſen, erblaſſen, die Eſſe, Schlöſſer.* Dagegen im Inlaut zwischen Vocalen nach langem Vocal *ſs* (an der Stelle des ß der deutschen Schrift), also: *ſüſse, Füſsen, flieſsen, genieſsen, Straſse, Fraſse, mäſsigen, Gefäſse, groſsen, ſtoſse, gröſseres, Blöſse, ſtöſset.**) Im Auslaut *ſs* da wo der Inlaut *ſſ* bekommt, nach langen Vocalen z. B. *groſs, vergaſs, Maaſs, Strauſs, Fleiſs;* und nach kurzen, z. B. *Genuſs, Kuſs, laſs, entriſs', gewiſs, Schloſs, entsproſs, Roſs, Troſs.***) Ebenso im Inlaut vor Consonanten *ſs* auch nach kurzen Vocalen: *faſstest* (von *faſſen*), *küſste, häſslich, verlaſsne, beſsres.*

Anm. Man muss sich bei solchen Untersuchungen hüten, aus einzelnen Abweichungen auf principlose Verwirrung zu schlieſsen. Das, was die Untersuchung herauszustellen hat, ist die Regel, welcher das Buch zu folgen beabsichtigt. Einzelne Schwankungen sind dann theils als Versehen, theils als abweichende Meinungen über ein bestimmtes Wort zu erklären.

§. 12.

Die Gottsched-Adelungsche Schreibweise hat bis auf den heutigen Tag bei weitem die gröſste Verbreitung. Die Schreibweisen, die sich neben ihr Geltung zu verschaffen gesucht haben, gehören zwei ganz verschiedenen Classen an.***) Die eine, die

---

*) Nach manchen Diphthongen bemerkt man bisweilen Adelungs Schwanken. So heiſst es S. 178 *reiſſet,* dagegen S. 147 *reiſseſt; zerreiſsen* S. 44; *heiſsen* (calidas) S. 48, S. 174; *äuſserſten* S. 148.

**) Wieder einiges Schwankes in *s*, z. B. S. 21 *Mutterschoos*, aber S. 191 *Götterschooſs.* Auf der anderen Seite einigemal abgewichen von der sonst eingehaltenen Regel *ſ* im Auslaut zu *s* werden zu lassen, z. B. S. 155 *Weiſsheit.* S. 11 *maſſenweiſs.*

***) Einer unserer gründlichsten Sprachforscher, Wilhelm Wackernagel in Basel, redet der Rückkehr zu der Schreibweise das Wort, wie sie vor Gottsched gebräuchlich war (groſſe und Roſſe). Man wird aber die genauere phonetische Unterscheidung von groſze und Roſſe, Straſze und faſſe, Füſze und Flüſſe, wie wir sie seit hundert Jahren in unsrer Schrift ausdrücken, doch schwerlich unter die „Erfindungen der Willkür" rechnen können, deren

Heysesche, schliefst sich im Princip der bisherigen Schreibung an und sucht dieselbe nur in einem einzelnen Punkte eben diesem Principe gemäfs weiterzubilden. Die andere, die sogenannte historische verwirft das ganze bisherige Princip und sucht an dessen Stelle ein neues zu setzen. August Heyse folgte in den früheren Ausgaben seiner weit verbreiteten Schulbücher der Gottsched-Adelungschen Schreibweise.*) In den späteren dehnte er das, was Gottsched für den Inlaut zwischen Vocalen festgestellt hatte, dass nämlich ß nur nach langen Vocalen steht, nach kurzen aber ſſ, auch auf den Auslaut und den scharfen Zischlaut vor Consonanten aus. So gelangt er zu der sehr einfachen Regel: ß steht nach langen, ſſ nach kurzen Vocalen. Nur der Gewohnheit des Auges zu Liebe wird dieses ſſ im Auslaut ſs geschrieben.**) In lateinischer Schrift lautet dann nach einer ähnlichen Art der Umschreibung, wie wir sie oben beim Schillerschen Musenalmanach haben kennen lernen, die Regel: Nach langen Vocalen schreibt man *ſs*, nach kurzen *ss*. Also in deutscher Schrift: Fuß, Füße, gießt; aber Fluſs, Flüſſe, er vergiſſt.***) In lateinischer Schrift: *Fuſs, Füſse, gieſst*; aber *Fluss, Flüsse, er vergisst.*

§. 13.

Der ganzen Entwicklung gegenüber, welche wir die Bezeichnung der Zischlaute seit mehr als vierhundert Jahren haben nehmen sehen, stellt die so genannte historische Schreibung den Satz auf: Die Bezeichnung des Lautes, der im Neuhochdeutschen etymologisch an der Stelle des gothischen *t* steht, durch ſſ, war von vorn herein falsch. Dieser Laut ist schlechterdings nur durch ß auszudrücken. Durch dieses muss er also wiedergegeben werden, gleichviel ob ein kurzer oder ein langer Vocal vorhergeht. Es ist also ebensowohl zu schreiben die Genoßen (socii), wie die Großen (magni). Dagegen gebührt ſſ nur den Wörtern,

---

wir sonst allerdings so manche haben. Vergl. „Geschichte der Deutschen Litteratur" von Wilhelm Wackernagel, S. 379.

*) Vergl. z. B. Heyses „Theoretisch-praktische deutsche Grammatik", 2. Ausg. Hannover 1820. S. 203 ff.

**) Wer liest, ſpeist u. s. w. schreibt, wofür sich Manches sagen lässt, hat dann auch läſst, faſst (von faſſen) zu schreiben. Für die gebräuchliche lateinische Schrift fällt diese Unterscheidung weg. S. o. im Text.

***) Oder: vergiſst. S. die vorige Anmerkung.

die auch in den Sprachen gothischer Stufe schon ſſ hatten, wie die Roſſe.

§. 14.

Dass die Heysesche Schreibung in einem ganz anderen Verhältnis zur Adelungschen steht als die so genannte historische, leuchtet ein. Die Heysesche ist nur eine weitergeführte Consequenz des bisher geltenden Princips; die historische die Einführung eines neuen Princips. Die Heysesche will mit den bisher geltenden Mitteln die gebildete Aussprache noch genauer und folgerichtiger wiedergeben; die historische fragt nach der Darstellung der zu Recht bestehenden gebildeten Aussprache gar nichts, sondern reifst Gleichklingendes auseinander, indem sie den Roſſen (equis) anders schreibt als die Genoſſen (socii), und wirft verschieden Klingendes zusammen, indem sie die Genoßen ebenso schreibt wie die Großen.*)

Anm. Man darf bei Beurtheilung solcher Fragen nicht rein äufserlich vergleichen, in wie vielen Fällen eine neue Schreibweise von der bisherigen abweicht, in wie vielen sie mit ihr stimmt; sondern man muss den Grund der Uebereinstimmung und Abweichung ins Auge fassen. Thut man dies, so erkennt man leicht, dass Heyse trotz der vielen einzelnen Fälle, die er anders schreibt als Adelung, doch in den Principien mit ihm stimmt. ſſ war schon seit dem 15. Jahrhundert als anerkannte Bezeichnung des harten Zischlauts durchgedrungen. Durch Gottscheds Regel, im Inlaut zwischen Vocalen ſſ nur nach kurzen, ß nach langen Vocalen zu schreiben**), erhielt ſſ von selbst die Bedeutung des verdoppelten harten Zischlautes. Faſſen verhielt sich jetzt zu Straßen ganz wie ſchaffen zu ſchlafen. Da nun nach den Grundsätzen der neuhochdeutschen Grammatik, wie sie sich schon seit mehr als zweihundert Jahren ausgebildet haben, auch im Auslaut nach kurzen betonten Vocalen der Consonant verdoppelt wird, so that Heyse weiter nichts, als dass er diesen allgemeinen Grundsatz auch auf die Schreibung der dentalen Zischlaute anwandte, indem er das Zeichen, das im Inlaut den

*) Ich bediene mich nur deswegen desselben Beispiels wie früherhin, weil es dem Leser bereits geläufig ist. Wir könnten sonst natürlich ebensogut eines der vielen andern wählen. Haßen (hassen, *odisse*) z. B. wird geschrieben wie Straßen, aber getrennt von seinem reinen Reim Maſſen (*massae*); Flüße (*fluvii*) wird zusammengeworfen mit Füße, aber getrennt von Küſſe (*oscula*) u. s. w.

**) Seitdem steht ſſ allerdings für ßß und nur für dieses, während es vorher sowohl ß als ßß ausdrückte. Die wenigen Wörter, in denen ſſ den weichen Laut hat (ss vergl. §. 2), bezeichnet auch Hr. Hoffmann als mundartlich (vergl. §. 2).

verdoppelten Zischlaut ausdrückte, nämlich ſſ, nach kurzen betonten Vocalen auch im Auslaut schrieb. Denn naſs (*madidus*) verhält sich zu Maß (*modus*) nicht anders als ſchaff (*crea*) zu ſchlaf (*dormi*).

§. 15.

Nach allem bisher Gesagten kann ich nur wiederholen, was ich in meiner ersten Abhandlung ausgesprochen habe*): „Unter den verschiedenen Arten, auf welche man die jetzt gültige Aussprache (der dentalen Zischlaute) zu bezeichnen gesucht hat, gibt die Heyses den Laut am genauesten wieder.“ Man hat also die Wahl**) zwischen der Gottsched-Adelungschen Schreibung, welche die verbreitetste, und deren Heysescher Modification, welche unter den gegebenen Schreibweisen die phonetisch angemessenste ist.***) Die Einführung der so genannten historischen Schreibweise aber hat nur dann Sinn, wenn man das Princip annimmt, das ihr zu Grunde liegt. Dass dies Princip aber ein irriges ist, glaube ich in meiner ersten Abhandlung erwiesen zu haben.

---

*) Siehe oben S. 138.

**) Vergl. Zeitschr. für die österr. Gymnas. 1856, Hft. 3 u. 4 S. 245.

***) Die Heysesche Schreibung erreicht endlich das Ziel einer genauen Unterscheidung mit den Mitteln, welche die von uns dargestellte Entwicklung bot. Diese Mittel sind unvollkommen. Wollte man also weitergehen, so würde man das von Heyse erreichte Ziel festzuhalten, seine Bezeichnungsmittel aber durch zweckmäfsigere zu ersetzen haben. Vergl. meine Abhandlungen oben S. 181, und Brücke in der Zeitschr. f. die österr. Gymn. 1856. Hft. VII, S. 537.

V.

Einige
die deutsche Rechtschreibung betreffende Kritiken.

1.

Die deutsche Rechtschreibung vom Standpuncte der historischen Grammatik beleuchtet von Ludwig Ruprecht. Zweite, umgearbeitete Auflage. (X u. 121 S.) Göttingen, Vanderhoeck und Ruprecht. 1857. —

Die erste Ausgabe der vorliegenden Schrift erschien im Jahre 1854. Der Hr. Verf. hat das Verdienst, unter den Ersten gewesen zu sein, die auf das Unstatthafte eines durchgreifenden Umsturzes unserer bisherigen Orthographie hinwiesen. Er that dies, indem er zugleich in einer Reihe einzelner Ausführungen zeigte, dass er mit dem gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen deutschen Grammatik wohl vertraut ist. Wir erkennen diese Vorzüge seiner Schrift bereitwillig an. Ob es aber dem Hrn. Verf. gelungen sei, den Punkt zu treffen, auf den es eigentlich ankommt, das werden wir erst einer näheren Prüfung unterwerfen müssen. In dieser zweiten Auflage hat der Hr. Verf. Vieles nachgeholt und nicht Weniges in sehr anerkennenswerther Weise berichtigt. Nach mehr als einer Seite hin hat dadurch die vorliegende Schrift gewonnen. So hat sich der Hr. Verf. in dieser neuen Auflage den richtigen Ansichten über die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache angeschlossen (S. 13 ff.) und auf die Geschichte der deutschen Grammatik weit mehr Rücksicht genommen als früherhin. In letzterer Beziehung wird zwar hin und wieder eine kleine Berichtigung nöthig sein. So setzt der Hr. Verf. Ickelsamers noch vorhandene Grammatik in das Jahr 1522 (S. 20 Anm.). Es ist

das früher öfters geschehen, z. B. in Hoffmanns Deutscher Philologie, Breslau 1836, S. 139. Die ganze Annahme beruht aber nur auf einer angeblichen handschriftlichen Bemerkung, die der Allg. Litt. Anz. und aus ihm Veesenmeyer, Kleine Beiträge zu der Culturgeschichte der teutschen Sprache, Zweiter Abschnitt, Ulm 1802, S. 3, mittheilt. Diese ohnehin sehr vage Nachricht hält jedoch eine nähere kritische Prüfung nicht aus. Denn die auf uns gekommene Schrift Ickelsamers kann nicht vor dem Jahre 1531 geschrieben sein, wie der Unterzeichnete dargethan hat, ohne bis jetzt widerlegt worden zu sein. (Der Unterricht im Deutschen, S. 30 ff.) Jedenfalls aber ist es erfreulich zu sehen, wie sich seit einigen Jahren die Untersuchungen über das Neuhochdeutsche wieder mehr und mehr der sehr wichtigen Geschichte der deutschen Grammatik zuwenden.

Trotz der vielen Erweiterungen und Berichtigungen, welche die zweite Auflage erfahren hat, sucht der Hr. Verf. den Standpunkt festzuhalten, den er in der ersten Ausgabe seiner Schrift eingenommen hat. Dieser Standpunkt ist ein ganz eigenthümlicher. Der Hr. Verf. ist entrüstet über die Unsicherheit und das Schwanken, das die sogenannte historische Schreibweise in unsere Rechtschreibung gebracht hat. Die Grammatiker der letzten fünfzig Jahre, namentlich Heyse, meint er, hätten uns eine fast in allen Punkten festehende Orthographie geschaffen (1. Aufl. S. 3). — „Wenn es also angienge, sagt er, so wäre meine Meinung, dass die ganze Neuerung abgewiesen werden und die alte Schreibweise als strenges Gesetz aufrecht erhalten werden müsste.“ (1. Aufl. S. 6.) Der Hr. Verf. theilt also eigentlich die Ansicht, die Feldbausch vertheidigt. Denn was heifst die eben angeführte Stelle anders, als: An dem überlieferten Schreibgebrauch, wie ihn zuletzt Heyse festgestellt hat, darf kein Tüttel geändert werden? Nur weil man nicht bei Zeiten eingeschritten ist und durch die Neuerungen der historischen Schule ein unseliges Schwanken hat entstehen lassen, gibt der Hr. Verf. die Position, die er eigentlich zu behaupten wünschte, für verloren und lässt sich auf Unterhandlungen mit den Neuerern ein. „Nun aber, sagt er, ist das Uebel schon über uns hereingebrochen, die alte Autorität ist in den Schulen und ihren Lesebüchern schon in Schwanken gerathen, von der Wissenschaft aber schon vollständig verurtheilt und abgesetzt, wie soll sie da wieder gestützt werden?“ (1. Aufl. S. 6.) Und weiter unten: „So müssen

wir denn die Ueberzeugung gewinnen, dafs die strenge Aufrechthaltung der alten Schreibweise auf die Dauer wirklich leider zu einer Unmöglichkeit geworden ist.“ (1. Aufl. S. 7.)

Das also ist die eine Seite von Hrn. Ruprechts Ansichten: Unverbrüchliches Festhalten am bisherigen Schreibgebrauch; und nur mit Unwillen fügt er sich in das Unentrinnbare, wenn er sich auf Aenderungen einlässt. Dieser Ansicht aber steht bei Hrn. Ruprecht eine zweite gegenüber, die ihn nicht nur in die Nachbarschaft, sondern ganz eigentlich in die Reihen seiner scheinbaren Gegner bringt. Davon nämlich, dass, abgesehen von jenen praktischen Uebelständen, die neuhistorischen Ansichten richtig sind, zeigt sich Hr. Ruprecht an mehr als einer Stelle seiner Schrift fest überzeugt. Abweichungen der neuhochdeutschen Schriftsprache von der sogenannten organischen Lautentwicklung nennt er ohne weiteres „Fehler“. So sagt er z. B. (1. Aufl. S. 33): „Wir kommen zu den Fehlern, die durch die Verwechslung einzelner Buchstaben entstanden sind; und dahin rechnet er Formen wie *Würde* (statt *Wirde*), *lügen* (mentiri, statt *liegen*), *Mieder* (statt *Müder*), *wischen* (statt *wüschen*), *Hölle* (Infernus, statt *Helle*), *Schöpfer* (creator, statt *Schepfer*) u. s. w. In dieser Art stellt sich der Hr. Verf. an verschiedenen Stellen seiner Schrift theoretisch auf die Seite der Neuhistoriker. An anderen freilich tauchen ihm Zweifel auf über die Zulässigkeit einer solchen etymologischen Reconstruction.

Ich habe absichtlich zuerst Hrn. Ruprechts ursprüngliche Ansichten dargelegt, wie sie sich in der ersten Ausgabe seiner Schrift finden. Wir wollen nun sehen, wie sich diese Ansichten in der zweiten sehr erweiterten gestaltet haben. Die Ansicht, als sei eigentlich die hergebrachte Schreibweise in jedem Punkt und um jeden Preis festzuhalten, hat der Hr. Verf. jetzt nicht mehr. Er verwirft vielmehr diese Ansicht, die inzwischen Feldbausch in aller Strenge durchzuführen gesucht hat, ausdrücklich (S. 5.). Eine plötzliche, gewaltsame Umgestaltung hält er gleichfalls für zweckwidrig und verkehrt (S. 4). Dagegen scheint ihm wohl eine Verbesserung gestattet, „wo diese mit Schonung und ohne Anstofs zu geben, eingeführt werden kann“ (S. 4). Das Letzte stimmt (trotz S. 7) zu den Ansichten, die auch ich in meinen Abhandlungen niedergelegt habe. Aber es kommt dabei nicht weniger als Alles auf die Grundsätze an, nach denen man verfährt. Denn eben

wenn man nicht auf einen Schlag umändern, sondern nur gelinde und allmählich dem Besseren zulenken will, so gilt es natürlich vor allem, die Richtung zu finden und die Schranken zu bestimmen, innerhalb deren sich die vorzunehmenden Aenderungen zu halten haben. Hier nun scheint mir der Hr. Verf. auch in dieser neuen Auflage noch nicht auf der richtigen Bahn zu sein. Vieles von dem, was er sagt, ist ganz in der Ordnung. Aber dadurch, dass er es nicht über sich vermag, sich von den irrigen Voraussetzungen der neuhistorischen Schule loszusagen, mischt er Richtiges und Unrichtiges und übersieht die eigentlich entscheidenden Punkte. Er unternimmt es zwar (S. 30), die neuhistorische Schreibweise zu bekämpfen. Sieht man aber seine Argumentation näher an, so läuft sie darauf hinaus, dass man nicht erwarten dürfe, dass die „vorläufig nur von der Wissenschaft geforderte" Aussprache wie „*Leffel*, *niecht*, *Liecht*, *eräugnen*" durchdringen werde. Und diese Ansicht macht sich dann auch an mehr als einer entscheidenden Stelle des Buches geltend. So werden Formen wie *Würde*, *lügen*, *Mieder*, *wischen*, *Hölle*, *Schöpfer* u. s. w. auch in der 2. Aufl. zu den „Fehlern" gerechnet (S. 69 ff.). Diesen „Fehlern" gegenüber werden die historisch construierten fort und fort als die „richtigen Formen" bezeichnet. „Da aber der Fehler, sagt dann der Hr. Verf., meistens nicht an der Schreibweise liegt, sondern an der Aussprache, der jene nur nachgegeben hat, so meine ich nicht, dass wir wagen dürfen ohne weiteres sie alle zu verbessern" (S. 71). „Bei nahe stehenden Vocalen werde die Aussprache vielleicht der organisch veränderten Schreibung nachgeben". „Aber das Schlimmste ist, fährt der Hr. Verf. dann weiter unten fort, dafs vor der Hand der Widerspruch jedenfalls zu Tage liegen würde, und darum sich das schreibende Publicum wohl nicht dazu verstehen wird die alten Formen wieder in Gebrauch zu nehmen. Noch viel weniger kann aber an die Wiederherstellung von Formen gedacht werden, welche jetzt einen ganz verschiedenen Vocal angenommen haben, wie *Argwahn*, *Wage*, *ahne* statt *Argwohn*, *Woge*, *ohne*; da bei ihnen ein solcher läuternder Einfluss auf die Aussprache kaum denkbar ist, und der Zwiespalt, welcher dadurch zwischen Schrift und Aussprache entstände, nur dem etymologischen Interesse zu gute käme, so sind sie im Vorigen ganz übergangen" (S. 71). Man sieht wohl, das sind lauter blofse Zweckmäfsigkeitsgründe. Die theoretische Richtigkeit des neuhistorischen

Verfahrens wird zugegeben. Ich glaube nicht, dass es den erklärten Anhängern der neuhistorischen Schreibweise schwer fallen wird, diese ganze Argumentation über den Haufen zu werfen. Denn hat die Grammatik das Recht, die wirkliche Entwicklung der Schriftsprache, wie sie vorliegt, in dieser Art zu meistern, so hat sie auch das Recht, ja die Pflicht, eine „organisch“ reconstruierte Sprache als zu erstrebendes Ideal hinzustellen. Der Hr. Verf. fühlt dies selbst und erklärt sich an einigen Stellen seiner Schrift gegen ein solches Meistern. Aber er ist zu sehr in der alten Lehre befangen, um mit Entschiedenheit und Consequenz die Prämissen zu verwerfen. Vielmehr theilt er diese mit seinen Gegnern.

Zu dieser schwankenden Stellung sucht sich der Hr. Verf. eine Theorie zu bilden aus den bekannten drei Grundsätzen unsrer Rechtschreibung, wie sie sich fast in allen Grammatiken finden.

Er gibt sie (§. 16) in der Formulierung: „Schreib wie du richtig sprichst; 2. schreib nach der Herkunft und Abwandlung der Wörter, und 3. richte dich nach dem herrschenden Gebrauche.“ An diese drei Grundsätze knüpft der Hr. Verf. (S. 27 und sonst) eine sehr anständige, aber, wie ich glaube, widerlegbare Kritik dessen, was ich in meinen Abhandlungen über Rechtschreibung gesagt habe. „Eine Verbindung der ersten und dritten Grundregel mit Uebergehung der zweiten, sagt er, finden wir bei Raumer, denn er stellt das phonetische Princip allein an die Spitze in dem Satze, „„bringe deine Schrift und deine Aussprache in Uebereinstimmung““; wenn er dabei aber nicht zu all den wunderlichen Umgestaltungen geführt wird, die dies Princip hervorruft, so kommt das von der starken Rücksicht auf den Usus.“ Der Hr. Verf. verfällt hier in einen Fehler, der auf allen Gebieten des Wissens zu den gewöhnlichsten gehört, nämlich in den Fehler, eine neue Ansicht auf möglichst einfache Weise unterzubringen. Man braucht aber nur des Hrn. Verf. eigene Worte etwas näher aneinanderzuhalten, um sich sofort zu überzeugen, dass die Sache doch nicht ganz so einfach ist. Wo der Hr. Verf. die drei Grundregeln formuliert, heifst die erste: „Schreib wie du richtig sprichst.“ Ist denn das dasselbe wie: „Bring deine Schrift und deine Aussprache in Uebereinstimmung?“ Wenn dann aber der Hr. Verf. weiter von „all den wunderlichen Umgestaltungen“ spricht, die „dies Princip“ hervorruft, so versteht er unter „dies Princip“ offenbar seine eigene erste Grundregel und auch diese, streng genommen,

nicht einmal in der Formulierung, die er ihr gibt, auf keine Weise aber das von mir obenangestellte Princip. Denn aus diesem folgt, an und für sich betrachtet, überhaupt noch gar keine Umgestaltung unsrer Rechtschreibung, geschweige denn eine wunderliche. Es fragt sich ja zunächst, in wie weit bei der obenangestellten Ueber-einstimmung die Schrift sich der Aussprache und nicht vielmehr die Aussprache der Schrift zu fügen hat. Wer aber meine Abhandlungen kennt, der weifs auch, dass gerade ihr Grundthema ist: Die überlieferte Schrift ist der Mafsstab für die gemeindeutsche Aussprache, und wo sich ein partieller Zwiespalt zwischen Schrift und Aussprache zeigt, hat keineswegs sofort die Schrift zu weichen. Ich kann natürlich hier nicht Alles noch einmal auseinandersetzen, was ich über die Behandlung dieser sehr mannigfaltigen und verschiedenartigen Fälle bereits erörtert habe. Das Wesentlichste aber ist, dass eben auch das, was der Hr. Verf. den Usus nennt, das heifst die überlieferte Schreibung in diesem Zusammenhang eine ganz andere Bedeutung gewinnt, als wenn man sagt: 1. Schreib wie du richtig sprichst, und weil du bald sehen wirst, dass du mit diesem Satz nichts anfangen kannst, so wirf dich 2. dem Usus in die Arme.

Als besonders gefährlich erscheint dem Hrn. Verf., dass ich von den drei Grundregeln die zweite übergehe, nämlich: schreib nach der Herkunft und Abwandlung der Wörter. Aber auch hier glaube ich, das Nöthige zur Aufklärung und Beruhigung beibringen zu können. Dessen muss ich mich allerdings schuldig bekennen, dass ich jenen drei bekannten Regeln, wenn man sie nur so nackt nebeneinanderstellt, den Charakter der Wissenschaftlichkeit abspreche. Sie gewinnen diesen erst, wenn man sie in lebendige Beziehung zu einander setzt, und dies habe ich auf geschichtlichem Wege zu thun versucht. Die überlieferte Schreibung ist dann die sichere Grundlage, wo aber geändert werden soll, da ist die Uebereinstimmung zwischen Schrift und Aussprache das wesentliche Ziel. Die Wichtigkeit der Etymologie auch für die Feststellung unserer Rechtschreibung verkenne ich durchaus nicht. Aber als ein den beiden anderen coordiniertes Princip unserer Rechtschreibung kann ich sie nicht anerkennen. Vielmehr ist sie dem phonetischen Princip in der Weise subordiniert, dass sie erstens dazu dienen kann, bei noch nicht festgestellten Schreibungen den richtigen Laut zu finden, der dann nach dem phonetischen

Princip in Schrift gefasst wird; und dass sie zweitens bei bereits vorhandener mehrfacher Schreibung eines und desselben Lautes bestimmen hilft, welche von den verschiedenen Bezeichnungen gewählt werden soll. Dagegen kann ich meine Warnung nur wiederholen, das s. g. etymologische Princip dem phonetischen zu coordinieren. Denn wer diese beiden Principien coordiniert, der erklärt von der einen Seite nach dem phonetischen Princip: Die Schrift soll die Aussprache darstellen. Von der anderen aber nach dem etymologischen: Ob die geschriebenen Buchstaben die Aussprache darstellen, ist ganz gleichgültig; ihre Aufgabe ist nur, die richtige Etymologie festzuhalten. Durch eine solche Coordination würde mithin die bodenloseste Verwirrung auf den Thron erhoben.

Der Hr. Verf. macht den Versuch, aus der Geschichte der deutschen Grammatik nachzuweisen, dass gerade die beiden ersten der bekannten Grundregeln, nämlich: Schreib, wie du sprichst, und: Richte dich nach der Abstammung der Wörter, die ursprünglichsten Gesetze der deutschen Rechtschreibung waren. Dagegen sei der Schreibgebrauch erst viel später unter die Hauptregeln aufgenommen worden. Der Hr. Verf. will ihn nicht eher als bei Gueintz (1666) gefunden haben (S. 23). Auch wenn diese Darstellung richtig wäre, würde sie gar nichts Auffallendes haben. Sie würde vielmehr nur dem natürlichen Entwicklungsgang einer Schriftsprache entsprechen. Freilich aber würde daraus folgen, dass unsere neuhochdeutsche Schriftsprache sich erst im Laufe des 17. Jahrhunderts festgesetzt hätte. Hier aber zeigt sich recht handgreiflich, wie sehr der Hr. Verf. das wahre Wesen der überlieferten Schreibung und ihre Bedeutung für die Schriftsprache verkennt. Der Hr. Verf. theilt, wie wir schon erwähnt haben, die richtige Ansicht über die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Sie ist demnach schon vor Luthers Auftreten die Sprache der kaiserlichen und der mit dieser verwandten Kanzleien. Der Hr. Verf. kennt ferner Fabian Frangk und weiſs, dass dieser bereits im Jahre 1531 als das beste Mittel, rechtförmig deutsch zu reden und zu schreiben, das Lesen guter deutscher Bücher und Verbriefungen namentlich die aus Kaiser Maximilians Kanzlei und Luthers Schreiben empfohlen hat. (Vgl. den Hrn. Verf. S. 17; meine Abhandlungen S. 203 und meine Schrift über den Unterr. im Deutschen S. 27 ff.) Wie ist es nun möglich, dass der Hr. Verf. erst bei Gueintz (1666) den Schreibgebrauch als Grundregel findet? Das

geht so zu: Der Hr. Verf. beginnt seine Darstellung (S. 16) mit dem Grundsatz: „Schreib wie du sprichst." Gleich darauf aber bezeichnet er als eine (scheinbar geringfügige) Modification, die dieser Grundsatz erhalten habe, die Formulierung: „Schreib, wie du richtig sprichst." Und obwohl er nun ausdrücklich die herrschende Schriftsprache als das bezeichnet, wonach man jenes „richtig" zu bemessen habe; obwohl er Frangk und Clajus anführt, so entgeht ihm dennoch, dass in diesem kleinen Einschiebsel „richtig" der wesentliche Theil der Vorschrift, sich nach dem überlieferten Gebrauch zu richten, steckt.

Gegenüber dem „herrschenden Gebrauch" betont nun der Hr. Verf. ganz besonders die Etymologie als Kanon für die Rechtschreibung. Die beiden ersten Grundsätze, sagt er, „enthalten die Principien, nach welchen unser eigenes Nachdenken die richtige Schreibweise selbst finden soll, dieser (der dritte, nämlich der überlieferte Gebrauch) enthält die Anerkennung einer äufseren Auctorität; jene beiden sprechen die Forderung der Wifsenschaft aus, dieser eine Forderung der Praxis." Darum komme er auch erst sehr spät und ganz beiläufig zum Vorschein. Das etymologische Princip aber, meint der Hr. Verf., hätten unsere alten Grammatiker in der Weise angewendet, dass sie nur die Festhaltung der Stämme im Auge gehabt hätten, ohne nach dem durch Abwandlung oder Ableitung veränderten Laute zu fragen. Wäre diese Annahme des Hrn. Verf.s richtig, so würde auch daraus noch keineswegs folgen, dass wir es bei etwaigen Abänderungen unserer Orthographie eben so machen sollen.

Sehen wir aber genauer zu, so finden wir, dass auch unsere alten Grammatiker durchaus nicht in dem Sinne und in dem Umfange von einer etymologischen Schreibung, die sich von den gesprochenen Lauten lossagt, Gebrauch gemacht haben, wie man es ihnen jetzt unterlegt. Nehmen wir z. B. Schottelius, der in seinem Hauptwerk (1663) mit besonderem Nachdruck vom etymologischen Zusammenhalten der Stämme spricht. Was wagt er denn für dieses Princip und wie stellt er es zum phonetischen? Erstens stellt auch er das phonetische Princip als oberstes voran. Zweitens rechnet auch Schottelius den einen der beiden Hauptfälle, die man jetzt immer anzuführen pflegt, gar nicht zu den etymologischen Schreibungen, nämlich die weichen Consonanten im Auslaute (*Pferd*, *Tod* u. s. w.). Vielmehr behandelt er sie in einem besonderen

Abschnitte, bevor er auf den Einfluss der Ableitung zu sprechen kommt. Er nimmt auch gar nicht an, dass *Pferd* laute wie *Pfert* und nur aus etymologischen Gründen mit *d* geschrieben werde. Vielmehr sagt er: „*Pferd, Pferdt, Pfert,* ist die Ausrede fast [NB. Rr.] gleich, weil aber die Geschlechtsendung (Casus Genitivus) heisset *des Pferdes*, und die mehrere Zahl (Numerus pluralis) *die Pferde*, als ersiehet man, dafs es *Pferd* mit einem *d* müsse geschrieben werden.“ „*Fast gleich*“ ist eine Unterabtheilung von *ungleich*, nicht von *gleich;* und Schottelius verfährt also hier ganz so, wie wir es oben bei noch zweifelhafter Schreibung als richtig angegeben haben. Etwas anders stellt sich die Sache bei dem zweiten der auch von dem Hrn. Verf. stark betonten Fälle, nämlich bei der Schreibung verdoppelter Consonanten im Auslaute. Auch hier denkt Schottelius nicht, einen der Aussprache entgegenstehenden Laut zu schreiben. Aber weil er weiter oben darauf gedrungen hat, keinen überflüssigen Buchstaben zu schreiben, so rechtfertigt er den letzten Buchstaben von *voll*, *Mann, renn* u. s. w. damit, dass man die Stammwörter müsse ganz bleiben lassen. Wir wissen jetzt, dass es einer solchen Rechtfertigung durchaus nicht bedurfte. Denn wer den Laut von *kam* (venit) und *Kamm* (pecten); *schal* (abgestanden) und *Schall* (sonus); *Schar* (caterva) und *scharr* (Imperativ von *scharren*) unterscheiden kann, der wird auch zugeben, dass der doppelte Consonant am Ende von *Kamm, Schall* und *scharr* keineswegs blofs etymologische Bedeutung hat. (Vgl. oben S. 173 ff.)*)

Wo nun wirklich in unsre Orthographie sich Schreibungen eingeschlichen haben, die über die oben gezogenen Grenzen des etymologischen Princips hinausgreifen, indem sie sich aus theoretisch-grammatischen Gründen mit der allgemein anerkannten Aussprache in Widerspruch setzen, da wollen wir diese Abweichungen von dem trefflichen Grundprincip der deutschen Rechtschreibung mit Schonung behandeln. Aber mit aller Entschiedenheit müssen wir uns dagegen erklären, dass man aus diesen Absonderlichkeiten das Recht ableite, unsere phonetisch der Aussprache entsprechenden Schreibungen etymologisch zu reconstruieren, so dass dann der Etymologie zu Liebe Schreibung und Aussprache auseinandergehen. Darauf aber laufen diese eifrigen Vertheidigungen des etymologischen Elements in unserer bisherigen

[*) Vgl. oben „Ueber deutsche Rechtschreibung“ S. 171, Anm. *). (1863.)]

Rechtschreibung fast immer hinaus, und auch unser Hr. Verf. langt dann zuletzt aus seinen Vordersätzen glücklich bei der neuhistorischen Reconstruction der Zischlaute an. Ich werde hier natürlich nicht auf diesen Punkt zurückkommen, da ich ihn eben erst in meinen Weiteren Beiträgen zur deutschen Rechtschreibung, die dem Hrn. Verf. noch nicht vorlagen, eingehend besprochen habe. Obwohl der Hr. Verf. „ausdrücklich vor meinen Vorschlägen warnt," schliefse ich doch gern mit der Anerkennung der Mäfsigung und Besonnenheit, die in seiner Schrift herrschen, und der mannigfachen richtigen Bemerkungen, durch welche sie unserem Gegenstande Gewinn bringt.

2.

Ueber deutsche Rechtschreibung vom wissenschaftlich praktischen Standpunkte, eine Einigung zwischen den Lehrern der städtischen Realschule, Bürgerschule I. und II. in Leipzig. Auf Veranlassung des Herrn Dir. Vogel und unter Zustimmung einer zur Prüfung ernannten Kommission bearbeitet von Dr. K. Klaunig. 8. (IV u. 146 S.) Leipzig, Bernh. Schlicke, 1857.

Der Titel bezeichnet die Entstehung und den nächsten Zweck der vorliegenden Schrift; das Vorwort (S. III u. IV) und die Schrift selbst (S. 15 ff.) geben darüber weitere Auskunft. Sie ist hervorgegangen aus einem überall sich fühlbar machenden Bedürfnis und verdankt ihre Entstehung der Anregung, die schon im Jahre 1854 der verdiente Director Vogel „den Lehrerkollegien der städtischen Realschule, der 1. und 2. Bürgerschule" gab (S. 15). Nach mehrfacher sorgfältiger Prüfung und Berathung wurde sie im Auftrage einer hiezu ernannten Commission von Hrn. Dr. Klaunig ausgearbeitet. Sie gibt zuerst eine Darlegung der Principien (S. 1—14). Dann „Regeln für deutsche Rechtschreibung" (S. 43 – 61). Endlich ein „Wörterverzeichnis" (S. 63—146). Im zweiten dieser Abschnitte schliefst sich der Hr. Verf. hauptsächlich der Schrift an „Regeln und Wörterverzeichnis für deutsche Rechtschreibung auf Veranstaltung des Ober-Schulcollegiums zu Hannover, 1855." (S. 38). *)

*) Die Fremdwörter (S. 59—61) sind bearbeitet nach Andresen, Deutsche Orthographie, S. 145—161.

Doch bemerke ich, dass er nicht, wie es dort geschieht, die neuhistorische Schreibung der Zischlaute zur Wahl neben die hergebrachte stellt, sondern sich begnügt, seine Ansicht über den historischen Vorgang darzulegen und dann sich praktisch für „die hergebrachte Orthographie“ zu entscheiden (S. 55). Dass die neuhistorische Orthographie hier im Rückzug begriffen ist, ergibt sich auch aus der Anleitung zur deutschen Rechtschreibung, die inzwischen (1857) das Hannoverische Ober-Schulcollegium für die unteren Schulen hat ausgehen lassen. In dieser ist nämlich, im Gegensatz zu der früheren Schrift, die neuhistorische Schreibung der Zischlaute ausdrücklich beseitigt (vgl. S. 2). Wie in diesem Fall, so tritt uns überhaupt in den praktischen Ausführungen des Hrn. Dr. Klaunig eine rühmliche Besonnenheit und Mäfsigung entgegen. Was die Principien betrifft, so zeigt der Hr. Verf. eine ausgebreitete Kenntnis der einschlägigen Literatur und das redlichste Bestreben, sich über die Sache ins klare zu setzen. Wenn ihm dies noch nicht recht gelungen ist, so liegt der Grund in dem Uebergangszustande, in welchem sich diese ganze Frage gegenwärtig befindet. Der Hr. Verf., der seine Arbeit im Jahre 1854 begann, kommt her von der Ueberzeugung, dass die Principien der neuhistorischen Schule wissenschaftlich ihre unumstöfsliche Richtigkeit haben. Aus dem Gesetze der Lautverschiebung geht ihm hervor, „dass *ß* ein ganz anderer Laut als *ſſ* ist und nicht mit diesem wechseln kann.“ „Das Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche“, fährt er fort, „hat sich in dieser Beziehung organisch herausgebildet, das Neuhochdeutsche dagegen verwirrt vollständig das Verhältnis zu den früheren Entwickelungsstufen und zu den Geschwistersprachen. Mit vollem Verständnis suchten daher Anhänger der historischen Schule das *ß* in sein altes Recht einzusetzen (sie schrieben *Waßer*, *Schüßel*, *laßen*).“ „Aus den weiter unten zu erwägenden Gründen“ glaubt der Hr. Verf. an dieser Stelle (S. 12) nicht, „dies jetzt zur Einführung in den Schulen empfehlen zu können.“ Das scheinen also nur praktische und mit der Zeit vorübergehende Gründe zu sein. Betrachtet man aber diese Gründe selbst, wie sie der Hr. Verf. S. 55 gibt, so erkennt man leicht, dass dem nicht so ist. Der keineswegs blofs praktische, sondern wissenschaftliche Widerspruch, in den sich diese Ansicht verwickelt, tritt uns am handgreiflichsten in folgenden Worten des Hrn. Verf.s entgegen: „Die (neuhochdeutschen) Formen ***Hirsch, beizen, heizen, reizen, Weizen*** können

auch nicht mit den historisch richtigen *(sic!) Hirß, beißen, heißen, reißen, Weiße* vertauscht werden“ (S. 55).

Täusche ich mich nicht, so ist der Hr. Verf. im Laufe der letzten zwei Jahre doch auch an der wissenschaftlichen Richtigkeit der neuhistorischen Principien irre geworden. Dass man sich nur schwer entschliefst, lange gehegte und liebgewonnene Ansichten aufzugeben, wird man um so natürlicher finden, wo, wie hier, diese Ansichten sich eine fast ausschliefsliche Herrschaft errungen hatten. „Da jetzt alle bedeutenden Sprachforscher der historischen Schule angehören,“ sagt der Hr. Verf. S. 18, „so könnte man versucht sein, zu glauben, hinsichtlich des Prinzips werde die gröfste Einheit herrschen; einer wie alle würden sich dafür erklären, dass die Schreibung sich nach der geschichtlichen Entwickelung des deutschen Lautsystems (historisches Prinzip) zu richten habe. Anfangs hatte es den Schein, als wäre dem so, anders aber gestaltete sich das Verhältnis, als Rud. v. Raumer, der derselben Schule angehört, mit grofser Schärfe für das entgegengesetzte phonetische Prinzip in die Schranken trat.“ Der Hr. Verf. lässt hierauf (S. 18—22) eine mit dankenswerther Objectivität geschriebene Darstellung der von mir aufgestellten Ansichten folgen, so weit sie in den Jahrgängen 1855 und 1856 dieser Zeitschrift vorlagen, und auch später kommt er noch öfters auf dieselben zurück. Dass der Hr. Verf. Einiges nicht ganz so wiedergibt, wie ich selbst es auffasse, versteht sich bei jeder solchen Darstellung von selbst und ist beim besten Willen schwer zu vermeiden. Nur Einen Punkt, in welchem meine Ansichten von der Darstellung des Hrn. Verf.s wesentlich abweichen, muss ich hier besprechen, weil er von grofser Wichtigkeit ist. Um zu zeigen, dass auch in der äufsersten Consequenz die streng phonetische Umgestaltung unserer Schreibweise nicht unsere Sprache, sondern nur deren graphische Darstellung ändern würde, habe ich einmal ausgeführt, wie sich eine solche Umgestaltung ausnehmen würde. Ich habe damit nichts weiter bezweckt, als den totalen Unterschied zwischen dem phonetischen und dem neuhistorischen Princip recht klar vor Augen zu legen; und um jedes Missverständnis abzuschneiden, habe ich dies auch noch ausdrücklich bemerkt. Dennoch nimmt der Hr. Verf. diese völlige Umgestaltung unserer Orthographie für das, was ich eigentlich wolle (S. 30). Die Sache verhält sich aber im Gegentheil so: Ich bin überhaupt weit entfernt, an die Spitze die Einführung einer neuen

Orthographie zu stellen. Vielmehr betrachte ich unsere im ganzen festgestellte Orthographie als den sichtbaren Leib unserer Schriftsprache und bin der Meinung, dass wir daran festzuhalten haben. Diese Orthographie ist eine überwiegend phonetische. Doch sind dem phonetischen Grundcharakter derselben mannigfache andere Elemente, wenn auch in untergeordneter Weise, beigemischt. Ich habe dies in meinen Abhandlungen und Beiträgen an verschiedenen Stellen auseinandergesetzt und die Berechtigung dieser Elemente innerhalb gewisser Grenzen anerkannt. Wenn ich aber in dieser Weise gegen jede unbefugte Aenderung der überlieferten Orthographie kämpfe, so stelle ich damit nicht in Abrede, dass unsere, obwohl in der Hauptsache gute Orthographie einzelne Mängel und Unvollkommenheiten hat. Ich warne jedoch auch dagegen, diese Mängel, die zum Theil mit unseren Gewohnheiten fest verwachsen sind, ohne weiteres beseitigen zu wollen, und mache an mehr als Einer Stelle auf die Gefahr aufmerksam, die ein solches Unternehmen für die Einheit unserer gemeinsamen Rechtschreibung haben würde. Wo man aber an einzelnen Stellen ohne Schaden für den Bestand des Ganzen ändern und bessern zu können glaubt, da ist meiner Ansicht nach die einfachste und unzweideutigste Bezeichnung des Lautes das Ziel, das man ins Auge zu fassen hat. Es ist leicht zu ersehen, dass ich mir unter solchen Umständen jede gegründete Einwendung auch gegen solche Aenderungen, welche an sich die Competenz des Grammatikers nicht überschreiten würden, sehr gern gefallen lasse. Wo aber keine besonderen Gründe gegen Verbesserungen dieser Art sprechen, da strebt ganz unleugbar unsere Rechtschreibung einer graphisch-phonetischen Vereinfachung zu, welche den Laut unangetastet lässt, aber dessen schriftliche Wiedergabe erleichtert. Wie viele Menschen schreiben denn gegenwärtig noch *Saame, Schaar, gebohren, verlohren* u. dgl.? Auch bei solchen Aenderungen ist natürlich mit der gröfsten Behutsamkeit zu verfahren, aber hier lediglich aus praktischen Gründen.

Ueberblicke ich die Resultate, zu denen der Hr. Verf. gelangt, wie sie in seinem Wörterverzeichnis (S. 63–146) vorliegen, so finde ich, dass er sich beinahe durchweg in den Grenzen hält, die nach meiner Ueberzeugung dem Grammatiker vorgezeichnet sind, und dass er innerhalb dieser Grenzen mit Sachkenntnis und Besonnenheit zu Werke geht. Von den neuhistorischen Principien aber, zu denen er sich in dem ersten, principiellen Abschnitt seiner

Schrift bekennt, kann er zu seinem praktischen Verfahren nur dadurch gelangen, dass er die eben aufgestellten Principien sofort wieder über Bord wirft. Möge der Hr. Verf. den Versuch machen, ohne vorgefasste Meinung aus seinem eigenen Verfahren wissenschaftliche Principien zu ziehen; und ich glaube ihm mit Bestimmtheit voraussagen zu können, dass dieselben mit den Ansichten, die ich in dieser Zeitschrift niedergelegt habe, sehr nahe zusammentreffen werden.

3.

Wenn der Unterzeichnete im Folgenden eine Anzahl von Schriften verschiedener Art, die sich mit der deutschen Rechtschreibung beschäftigen, in eine Gesammtanzeige zusammenfasst, so hat er dabei eine doppelte Absicht. Er will nämlich erstens zeigen, in welcher Weise die Frage über die deutsche Rechtschreibung in den letzten Jahren mehr und mehr eine praktisch drängende geworden ist, und zweitens will er darlegen, wie sich die verschiedenen hier zu besprechenden Versuche, die deutsche Rechtschreibung festzustellen, zu den Ansichten verhalten, welche der Unterzeichnete in diesen Blättern niedergelegt hat.

1. Die Verbeßerung unserer Rechtschreibung. Von Julius Zacher. (In: Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon. 22. Heft, S. 237 ff.) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861.

Der Verfasser dieser Abhandlung, Hr. Prof. Zacher in Königsberg, hat sich durch seine scharfsinnigen Untersuchungen über das gothische Alphabet einen geachteten Namen erworben, und es ist unter allen Umständen erfreulich, wenn tüchtige Gelehrte ihre Meinung über die schwebende Frage der deutschen Rechtschreibung abgeben. Sind wir nun nichtsdestoweniger genöthigt, den von Hrn. Zacher entwickelten Ansichten entgegenzutreten, so liegt der Grund davon in einer schon öfters von uns gemachten Beobachtung. Ein Theil gerade unsrer trefflichsten Sprachforscher nämlich kann sich nicht von dem Glauben losmachen, dass Grimms Ansichten über den Lautwandel, ganz so wie Grimm sie auffasst, unumstöfsliche Axiome seien. Eine eindringendere Untersuchung aber hat uns gelehrt, dass dieser Glaube ein irriger ist, dass vielmehr Grimms

Ansichten über den Lautwandel einer wesentlichen Fortbildung und theilweisen Umgestaltung bedürfen. Geht man nun nichtsdestoweniger von jener irrigen Ueberzeugung aus, so gelangt man auch mit unentrinnbarer Nothwendigkeit zu der Art von pseudohistorischer Rechtschreibung, die Grimm angebahnt und Weinhold am consequentesten entwickelt hat. Alle Concessionen, die von diesem Standpunkt aus gemacht werden, sind in wissenschaftlicher Hinsicht nur scheinbar. Der Kern der Sache bleibt doch immer, dass eigentlich berechtigt nur jene durch lautgeschichtliche Construction gewonnenen Formen der Wörter seien, obwohl man allerdings in der Praxis schonend verfahren, einen eigentlichen Umsturz vermeiden und das vermeintlich allein Richtige vorläufig nur als das anzustrebende Ideal hinstellen dürfe. Die Ansicht Zachers spricht sich am bündigsten in folgenden Worten aus: „Wenn wir aber gegenwärtig, sagt er S. 244, durch die von Jakob Grimm gegründete historische und vergleichende deutsche Sprachforschung in den Stand gesetzt sind, die Fehler der üblichen neuhochdeutschen Orthographie sowol im Allgemeinen wie im Einzelnen sicher zu erkennen, und wenn wir zugleich auch das statt ihrer theoretisch und wissenschaftlich Richtige fast überall mit zuverläßiger Gewisheit ermitteln und nachweisen können: wäre es da nicht das Richtigste und Einfachste zugleich, eine Radikalkur vorzunehmen, alles Falsche mit einem herzhaften Rucke hinauszuwerfen, und sofort das Rechte an seine Stelle zu setzen? Dieser Gedanke, so verlockend er scheinen mag, so verkehrt wäre er: praktisch unausführbar und theoretisch falsch. Denn unsere gegenwärtig übliche Orthographie mit allen ihren Mängeln und Fehlern ist durch jahrhundertelange Verjährung ein allgemeingiltiger Besitz des Volkes geworden, ein Gebrauch, ein Usus. Und solchen durch lange Verjährung allgemein giltig gewordenen Usus muss auch der Grammatiker respectieren. Er darf ihn nicht nach Willkür gewaltsam und plötzlich ändern, aber — er darf ihn k r i t i s i e r e n, und die Kritik wird ihm zeigen, wie weit sein R e c h t, und wie weit seine M a c h t reicht: denn das sind hier, wie überall, zwei verschiedene Dinge."

Wer den Gang der neueren Untersuchungen über das Wesen der deutschen Rechtschreibung kennt, der sieht aus diesen Worten sofort zweierlei: nämlich erstens, dass Zacher im wesentlichen auf Weinholds Standpunkt steht, und zweitens, dass er diesen Standpunkt durch einige Concessionen, die er dem Gegner macht, be-

haupten zu können glaubt. Diese Ansicht findet sich denn auch durch den ganzen Verlauf der Zacherschen Abhandlung bestätigt. Geht man davon aus, dass der Hr. Verf. die Ansichten, auf welchen Weinholds Auffassung ruht, für unumstöfslich hält, so wird man ihm die Anerkennung nicht versagen, dass er in seiner Weise auch der entgegenstehenden Ueberzeugung gerecht zu werden sucht. Aber dass er dies nicht kann, dass er vielmehr durch seine Voraussetzungen genöthigt ist, sich die von mir aufgestellten Ansichten umgestaltend zurecht zu legen, das liegt gleichfalls in seinem Standpunkt. Denn ohne ein solches Missverstehen müsste er von vorn herein den Versuch aufgeben, zwei einander principiell ausschliefsende Ansichten vereinigen zu wollen. Das aber ist die wohlgemeinte, aber unausführbare Absicht des Hrn. Verfassers.

„In der Theorie, sagt er, stehen Weinhold und von Raumer einander schnurstracks entgegen, indem Weinhold unmittelbar an das Mittelhochdeutsche anknüpft, dem etymologischen Principe die Herrschaft zuspricht, und die eigentliche orthographische Reform, welche eine gänzliche Umwandlung der Schreibung werden soll, an die Zukunft verweist, während von Raumer das Neuhochdeutsche als selbständige Sprachgestaltung fasst, dem phonetischen Principe huldigt, und die auf theilweise Verbeßerung innerhalb sehr mäßiger Grenzen beschränkte Reform sogleich vollständig erledigen will. In der Praxis dagegen rücken beide einander so nahe, daß der Unterschied fast geringfügig wird, indem beide der herkömmlichen Schreibweise die umfaßendsten Zugeständniße machen, von Raumer aus Grundsatz und ohne Vorbehalt, Weinhold freilich mit unwilligem Widerstreben und nur für jetzt vorläufig: immerhin aber weicht thatsächlich die Schreibung, deren Weinhold sich bedient, doch nur mäßig von der Raumerschen ab.“

Liegt nicht selbst in diesen Worten, mit welchen der Hr. Verf. seinen Vermittelungsversuch einleitet, für jeden Unbefangenen schon hinreichend ausgesprochen, dass Weinhold von einer ganz anderen Grundansicht ausgeht und auf ein ganz anderes Ziel lossteuert als der Unterzeichnete? Was in aller Welt aber soll es für die Wissenschaft verschlagen, dass Weinhold sich „für jetzt vorläufig“ und „mit unwilligem Widerstreben“ vielfach dem von ihm geschmähten Herkommen bequemt? Auf dem Gebiet der Wissenschaft aber sind die Fragen, um die es sich hier handelt, auszufechten; und hier stehen sich die pseudohistorische Ansicht, die an die Stelle unsrer

wirklich vorhandenen Schriftsprache eine sprachgeschichtliche Construction setzt, und die wirklich historische, die sich an das thatsächlich Gegebene anschliefst, schnurstracks entgegen.

Wenn der Hr. Verf. im weiteren Verlauf meint, der Unterzeichnete lasse nur das phonetische Princip und den Usus gelten, so beruht dies, wie schon öfters gezeigt worden ist, auf einer Verwechslung. Der Unterzeichnete lässt der Etymologie die Rolle, die sie bei der Festsetzung unserer Orthographie gespielt hat, unangetastet. Er denkt nicht daran, mit Tilgung aller etymologischen und historischen Elemente unsre vorhandene Orthographie streng phonetisch regulieren zu wollen. Aber er hat den Beweis geführt, dass wir eben aus unsrer überlieferten Schreibweise zu entnehmen haben, welche Laute in den Wörtern unsrer Schriftsprache durchgedrungen sind. Deshalb erklärt er den Versuch, an die Stelle unsrer wirklich vorhandenen Schriftsprache eine durch lautgeschichtliche Constructionen gewonnene zu setzen, für ein Unternehmen, das sowohl der Geschichte als dem Wesen unsrer Sprache widerspricht. Und deshalb ist er ferner der Ansicht, dass, wo die ändernde Hand an unsre hergebrachte Orthographie gelegt werden soll, dies in solcher Weise geschehen solle, dass Schrift und Aussprache einander angenähert, nicht aber in solcher, dass sie noch weiter von einander entfernt werden. Damit ist die Grenze bezeichnet, innerhalb deren bei Aenderungen unserer überlieferten Rechtschreibung im gegenwärtigen Stadium unsrer Schriftsprache von einer Berücksichtigung der Etymologie die Rede sein kann. Denn wenn Hr. Zacher (S. 243) sagt: „Beide Principien also, das phonetische und das etymologische, haben einen begründeten Anspruch darauf, daß sie in der Schrift neben einander zur Geltung kommen," so ist das eine Wahrheit, die uns gerade da, wo wir Rath brauchen, im Stiche lässt. So lange nämlich die phonetische und die etymologische Schreibung Hand in Hand gehen, hat die Sache überhaupt keine Noth. Die Schwierigkeit beginnt erst da, wo die Etymologie und die phonetische Geltung der Buchstaben mit einander in Widerspruch treten. Und auch hier wieder ist, wohlgemerkt, nur von projectierten Aenderungen unsrer überlieferten Schreibung die Rede. Hier also stellt sich die Frage einfach so: Sollen wir die bisher geschriebenen Buchstaben, wo sie die zu Recht bestehende schriftdeutsche Aussprache bezeichnen, der Etymologie zu Liebe in solcher Weise ändern, dass die neue Schreibung

zwar der Herkunft des Wortes oder dessen vor Jahrhunderten gültiger Aussprache entspricht, nicht aber der jetzt zu Recht bestehenden? Diese Frage beantworten wir mit Nein, während die Pseudohistoriker sie mit Ja beantworten.

Dass Hr. Zacher trotz seines Strebens, zu vermitteln, doch im Wesentlichen auf dem wissenschaftlich überwundenen Standpunkt der lautgeschichtlichen Construction steht, das ergibt sich nicht nur aus dem ganzen Zusammenhang seiner Erörterungen, sondern es zeigt sich auch im Einzelnen an entscheidender Stelle. Hr. Zacher macht nämlich einen erneuten Versuch, die pseudohistorische Schreibung der Zischlaute zu halten, so dass wir also *große* (magni) und *Genoße* (socius) gleich zu schreiben hätten, dagegen *Rosse* (equi) und *Genoße* (socius) verschieden; obwohl bekanntlich *Rosse* und *Genosse* gleich ausgesprochen werden, dagegen *grofse* und *Genosse* verschieden. Ich kann hier natürlich nicht auf diesen sattsam erörterten Gegenstand ausführlich zurückkommen, sondern muss mich begnügen, auf die Darlegung zu verweisen, die ich in meinen Weitern Beiträgen zur deutschen Rechtschreibung oben S. 261—279 gegeben habe.

Was den gegenwärtigen Stand der orthographischen Frage betrifft, so spricht sich Zacher (S. 242) darüber so aus: „Nach alle dem würde es also um die Einigung in Betreff einer verbeßerten deutschen Rechtschreibung bedenklich genug aussehen? Doch wol bei weitem nicht so übel als es scheinen möchte. Im Gegentheil ist durch die gehaltvolleren Streitschriften, und besonders auch durch die gründlichen historischen Untersuchungen von Raumers bereits eine so beträchtliche Läuterung der Ansichten erzielt worden, daß nunmehr eine endgiltige Lösung der Aufgabe weder an sich noch unmöglich erscheint, noch auch einer ungewissen Zukunft überlaßen zu werden braucht.“ Sehe ich auf diese Worte und auf die mannigfachen wohlwollenden Bestrebungen Zachers, den von mir aufgestellten Ansichten gerecht zu werden, so erscheint es fast unbegreiflich, wie er nichtsdestoweniger in den pseudohistorischen Vorurtheilen verstrickt bleibt. Der Grund hievon liegt aber offenbar darin: Ein Forscher von Zachers Kenntnissen und Begabung sollte nicht sofort an eine Kritik der Ansichten gehen, die ich über deutsche Rechtschreibung aufgestellt habe, sondern er sollte vielmehr zuvörderst die streng wissenschaftlichen Untersuchungen prüfen, auf welchen jene Ansichten über unsere Rechtschreibung ruhen. Diese

Untersuchungen aber sind die, in welchen ich die Grimmschen Ansichten über den Lautwandel, über Mundart und Schriftsprache, Naturwüchsigkeit und Geschichte berichtigend weiter zu bilden suche. Ich kann nicht oft genug wiederholen, dass es bei diesen Versuchen nicht entfernt darauf abgesehen ist, die unsterblichen Verdienste Grimms zu schmälern. Aber es hilft nichts, wir müssen aus der nebelhaften Vermischung physiologischer und historischer Vorgänge, bei welcher man weder den einen noch den andern klar in die Augen sieht, herauskommen. Und deshalb möchte ich den Forschern vor allem diese grundlegenden Theile meiner Arbeiten zu einer vorurtheilsfreien Prüfung empfohlen haben.

2. Deutsche Rechtschreibung nach Rudolf von Raumer. Regeln und Wörterbüchlein entworfen von G. H. Högg. Ellwangen, Hess, 1858.

Hr. H. Högg, Lehrer am Gymnasium zu Ellwangen, wurde durch ein praktisches Bedürfnis zur Abfassung der hier anzuzeigenden Schrift veranlasst. „Um in dem hiesigen Gymnasium, sagt er in der Vorrede, und der Realschule eine Uebereinstimmung in der Rechtschreibung zu erzielen, wurde ich von dem Vorstande beider Anstalten, Rektor von Bucher, und von den übrigen Lehrern beauftragt, behufs einer Berathung über diesen Gegenstand eine Vorlage zu machen. Gegenwärtiges enthält die Ergebnisse meiner Arbeiten, durch welche ich dem mir ertheilten Auftrage nachzukommen versuchte. Dem Bestreben, die Sache kurz zu fassen, ist es zuzuschreiben, wenn ich den Gegenstand etwa nicht ausführlich genug gegeben und dass ich nicht überall Gründe beigefügt habe. Ich glaubte nämlich bei der grofsen Masse des sich darbietenden hierher gehörigen Stoffes nur dasjenige zu Papier bringen zu dürfen, was bei der Berathung als Grundlage dienen könnte, aber die Begründung der Regeln und der Schreibung einzelner Wörter leichter und kürzer mündlich geben zu können.“ Diesen Worten der Vorrede entspricht die einfache und praktische Ausführung, die man in dem Büchlein selbst findet. Der Verf. schliefst sich darin den Grundsätzen an, die der Unterzeichnete in dieser Zeitschrift aufgestellt hat. Wenn er sich dabei nicht an jede einzelne Bestimmung gebunden hält, die der Unterzeichnete in seiner zweiten gröfseren Abhandlung*) gegeben hat, so befindet er sich vollkommen in

*) Ueber deutsche Rechtschreibung, oben S. 180 ff.

seinem Recht. Denn, wie ich schon mehrfach erörtert habe, zerfallen die orthographischen Festsetzungen in zwei wesentlich verschiedene Classen. Die eine steht und fällt mit den wissenschaftlichen Grundlagen, auf welchen unsere Auffassung der deutschen Rechtschreibung ruht; die andere dagegen ist von diesen wissenschaftlichen Principien unabhängig und kann deshalb nach Gründen der Zweckmäfsigkeit so oder so entschieden werden. So wie nun bei der ersten Gattung kein wissenschaftlicher Kopf sich zu Concessionen herbeilassen wird, so wird bei der zweiten nur ein Pedant darauf bestehen, dass man die Sache durchaus so machen müsse, wie er sie einmal ausgesprochen hat. Ein verständiger Mann wird dies um so weniger thun, weil er sich und Andern nie ein Hehl daraus gemacht hat, wie viel bei dieser zweiten Art orthographischer Festsetzungen vom Zufall abhängt. Uebrigens beschränken sich auch bei diesen zweifelhaften Schreibungen die Abweichungen des Hrn. Verfassers von der Annahme des Unterzeichneten nur auf einige wenige Fälle. In den wissenschaftlichen Grundlagen aber, so wie in Allem, was mit diesen zusammenhängt, schliefst sich Hr. Högg unseren Ansichten an.

3. Regeln und Wörterverzeichnifs für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den württembergischen Schulanstalten amtlich festgestellt. Stuttgart, Metzler, 1861. —
4. Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache für Schule und Haus. Nach den Regeln der württembergischen Oberschulbehörden und mit Beiziehung der sogenannten Fremdwörter, verfafst von Dr. Ferdinand Scholl, Prof. an der mittleren Abtheilung des k. Gymnasiums zu Stuttgart. Stuttgart, Nitzschke, 1861. —

Von den oben genannten Schriften bezeichnet sich die erste ausdrücklich als eine amtliche Feststellung, die zweite nimmt zwar keinen officiellen Charakter in Anspruch, sie schliefst sich aber auf das engste an die amtliche Feststellung an. „Es sind erst wenige Monate verflossen, sagt ihr Verf. im Vorwort, seit die Württembergischen Oberschulbehörden Regeln für die deutsche Rechtschreibung, in welcher nach und nach eine nicht unbedeutende Verwirrung Platz gegriffen hatte, endgültig aufsetzen liefsen.“ Diesen Regeln sei zwar selbst ein kurzes Wörterverzeichnis beigegeben. Aber noch bequemer müsse es sein, in einem vollständigen Wörterbuch die vorgeschriebene Orthographie eines jeden Worts gleich

finden zu können. „So wurde ich denn, fährt der Verf. fort, im Herbste des Jahres 1860 von kompetenter Seite aus veranlafst, dieses vollständige Wörterbuch zu bearbeiten und mir selbst, der ich die später herausgekommenen Regeln schon kannte, war es von gröfstem Interesse, die Sprache in ihrem ganzen Umfang darum anzusehen, wie sie sich in diesem nun amtlich festzustellenden Gewande ausnehmen werde. Professor Kraz, der einen Hauptantheil an jenen Regeln hat, war so freundlich, mir das Wörterverzeichnifs lange vor dem Druck mitzutheilen, und so war ich in den Stand gesetzt, alsbald ans Werk zu gehen."

Wir haben es also hier mit einer amtlichen und einer halb amtlichen Schrift zu thun. Die Frage, welche Stellung die Schulbehörden zur Orthographie einnehmen sollen, ist eine überaus schwierige. Mancher meint vielleicht, die Behörden dürften sich gar nicht in diese Sache mischen und müssten einem jeden die volle Freiheit lassen, nach eigenem Belieben zu verfahren. Allein so einfach ist die Sache nicht. Gewiss wäre es eine Thorheit, wenn eine Regierung dem einzelnen Privatmann vorschreiben wollte, welcher Orthographie er sich in seinen Briefen oder auch in seinen Druckschriften bedienen solle. Ganz anders aber steht die Behörde den öffentlichen Schulen gegenüber. Auch hier wird man zwar wenig Veranlassung haben, sich um die Orthographie zu bekümmern, so lange es sich um einige wenige schwankende Wörter handelt. Anders aber kommt die Sache zu stehen, wenn von einer principiellen Umgestaltung der Orthographie die Rede ist, wenn ein grofser Theil der bisherigen Schreibweise beseitigt und durch eine neue ersetzt werden soll. Hier wird die Behörde, wenn sie auch noch so sehr die freie Bewegung des Einzelnen achtet, sich doch bald genöthigt sehen, in der einen oder der anderen Weise einzugreifen. Nicht deswegen, weil die Behörde sich im Besitz einer höheren wissenschaftlichen Einsicht befindet, sondern deswegen, weil im Schulwesen eine Menge von Menschen zur Erreichung desselben Zweckes zusammen arbeiten, und mithin ein gewisser Grad von Harmonie unter den Arbeitsgenossen bestehen muss, wofern nicht die Erreichung des vorgesteckten Zieles vereitelt werden soll. Dass hier in irgend einer Weise eine Verständigung stattfinden muss, das zeigt sich gegenwärtig an den verschiedensten Punkten Deutschlands. Zunächst empfinden die Lehrer einer und derselben Anstalt die Nothwendigkeit einer sol-

chen Verständigung. Es ist ein unerträglicher Zustand, wenn in einer Anstalt der Lehrer der einen Classe die Schreibweise für falsch erklärt und mit allen Mitteln wieder auszutreiben sucht, die der Lehrer der vorangehenden Classe mit eben solchem Eifer den Schülern eingeprägt hatte. Aus dem Bedürfnis einer derartigen Verständigung ist die oben angezeigte Schrift von Högg in Ellwangen entsprungen, und einem ähnlichen Anlass verdankt die Schrift von Klaunig in Leipzig ihre Entstehung. Aber mit der Verständigung unter den Lehrern einer und derselben Anstalt oder auch einiger verwandter Anstalten ist es nicht gethan. Denn gerade hier greifen die verschiedenartigsten Schulen in einander. Gesetzt z. B., die Gymnasien verständigten sich in der einen Weise, die Elementarschulen aber in einer wesentlich anderen, so müssten die Schüler, wenn sie aus den Elementarschulen in die Gymnasien eintreten, ihre ganze Orthographie umlernen, und die Mühe, die sich ihre bisherigen Lehrer gegeben haben, wäre vergeblich gewesen. Es lässt sich also sehr wohl erklären, dass eifrige Schulbehörden, wie die Hannoversche im Jahre 1855 und 1857, auf dem Wege amtlicher Einwirkung Ordnung in dies Chaos zu bringen suchen. Aber welcher Weg hierbei eingeschlagen werden soll, das ist eine keineswegs leichte Frage. Denn zu den Schwierigkeiten, die in der Sache selbst liegen, kommt in Deutschland noch die Theilung in eine Menge von Staaten, deren jeder seine besondere Schulbehörde hat. Wird hier nicht mit der gröfsten Vorsicht verfahren, so könnten die Versuche, die Rechtschreibung durch obrigkeitliche Erlasse in den einzelnen Staaten zu regeln, leicht dahin führen, dass nun der Zwiespalt der Orthographie zwischen den verschiedenen Staaten sich nur um so fester einwurzelte, und eine wirkliche Einigung ganz Deutschlands nur um so schwieriger würde.

Jedenfalls kann darüber kein Zweifel sein, dass die Männer, denen der Staat die schwierige Aufgabe anvertraut, Regeln für eine obrigkeitlich einzuführende Orthographie aufzustellen, gründlich Bescheid wissen müssen, um was es sich handelt. Dazu aber gehört gegenwärtig mehr als so Mancher zu ahnen scheint. Denn das sollte man nachgerade wissen, dass diese scheinbar kleinen Dinge nur die äufsersten Spitzen der gesammten Sprachforschung sind. Wer hier regelnd eingreifen will, der muss deshalb den gegenwärtigen Stand der Forschung genau kennen, und demgemäfs der

orthographischen Frage gegenüber mit klarem Bewusstsein seine Stellung nehmen.

Betrachten wir die württembergische officielle Schrift unter den angegebenen Gesichtspunkten, so erregt sie uns ganz eigenthümliche Gefühle. Einerseits nämlich finden wir die Vorzüge auch hier wieder, wodurch sich fast Alles auszeichnet, was in Sachen des Schulwesens und der höheren Bildung in Württemberg geschieht: Einen tüchtigen natürlichen Verstand und die Grundlage einer soliden classischen Bildung. Andrerseits aber müssen wir die Frage, ob die Verfasser auf dem Gebiet, um das es sich hier handelt, die nöthigen wissenschaftlichen Kenntnisse besitzen und ob sie demgemäfs den gegenwärtig schwebenden Fragen gegenüber eine klare und bewusste Stellung genommen haben, leider mit Nein beantworten. Vorzüge und Mängel der Schrift ergeben sich hieraus von selbst. Mit richtigem Takt haben sich die Verfasser der überlieferten Orthographie angeschlossen und sich nicht auf den Boden lautgeschichtlicher Constructionen verlocken lassen. Aber über die wissenschaftliche Berechtigung ihres Thuns haben sie sich nicht nur keine Rechenschaft gegeben, sondern an einzelnen Stellen kommt ihre Unbekanntschaft mit dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft in auffallender Weise zu Tage. So entscheiden sie sich z. B. in Betreff der Zischlaute im Wesentlichen für die spätere Adelungsche Schreibung, und obwohl man der Heyseschen Weiterbildung den Vorzug gröfserer Consequenz zuerkennen muss, könnten doch die Verfasser die weite Verbreitung jener Schreibung zu Gunsten ihrer Wahl anführen. Aber wie leiten sie ihre Regeln über die Schreibung der Zischlaute ein? Der Anfang ihres §. 20. lautet wörtlich: „7. Die S-Laute. 1. In der Aussprache unterscheidet man einen weichen, einen scharfen und einen mittleren S-Laut. Das Zeichen des weichen ist ſ, s (Haſe, Gras), das des mittleren ß (mäßig, Maß), das des scharfen ſſ, im Auslaute durch ß vertreten (haſſe, Haß)." Man traut seinen Augen kaum, wenn man so etwas im Jahre 1861 in der amtlichen Schrift eines Landes findet, das in Bezug auf wissenschaftliche Bildung unter den deutschen Staaten eine der ersten Stellen einnimmt. Dieser Mangel an wissenschaftlicher Kenntnis seines Gegenstandes ist aber nach den verschiedensten Seiten hin verderblich. Erstens gibt man den principiell irrenden, aber bisweilen sehr gut gerüsteten Gegnern Blöfsen und Handhaben zum Angriff; und zweitens geht

man auf der eigenen Bahn mit unsicherem und strauchelndem Schritt und getraut sich auch da nicht, das Richtige zu ergreifen, wo man es ohne alle Gefährde thun könnte. Für Beides finden sich in der württembergischen Schrift mannigfache Belege. Was das Zweite betrifft, so halten die Verfasser das *th* in *Thurm* und *Wirth* aufrecht, wo es der zu Recht bestehenden Aussprache geradezu widerspricht und eben deswegen schon von den Hannoveranern*) beseitigt worden ist. In Beziehung auf das Erstere erwähnen wir Folgendes. Bei ihrer durch ihren ganzen Charakter gebotenen Kürze kann sich die Schrift natürlich nicht auf Motivierung der aufgestellten Regeln einlassen. Statt nun aber diesem Charakter positiver Vorschriften treu zu bleiben, können die Verfasser sich nicht versagen, hie und da Etwas von ihrer Gelehrsamkeit einfliefsen zu lassen. So heifst es z. B. S. 10: „2. *i* steht a) statt *ü* in *Bimsstein*, *Findling*, *ausfindig*, *spitzfindig*. b) richtig in *bezichtigen*, *birschen*“ etc. — „3. *ie* steht statt *ü* in *Mieder*; — richtig steht es in *schliefslich*, *verdriefslich*.“ Das kleine Wort „richtig“, das wir hier zweimal lesen, dürfte Manchen zu eigenthümlichen Betrachtungen veranlassen. Denn der Gegensatz von richtig ist doch wohl unrichtig, und somit hätte die württembergische Schulbehörde eine unrichtige Schreibung „amtlich“ (s. den Titel der Schrift) und „endgültig“ (s. die Vorrede zu Scholls Wörterbuch) festgestellt, wenn sie *Bimsstein* und *Mieder* schreiben lehrt. Unsere Ansicht ist dies natürlich nicht; aber wir wissen auch, warum. Dagegen vermögen wir nicht abzusehen, warum die Verfasser nicht auch einen Abschnitt geben, worin es heifst: *ö* steht statt *e* in *Schöpfer*, *zwölf*, *Gewölbe* etc., richtig steht es in *Töpfer*, *köpfen* etc.; und wieder einen anderen, in welchem gesagt wird: *ä* steht statt *e* in *Bär*, *gebären*, *dämmern* etc., richtig steht es in *Lämmer*, *Schäfer* etc. Doch wir würden kein Ende finden, wollten wir in dieser Weise fortfahren. Wenn die Herren Verfasser sich die Sache recht überlegen, so werden sie sich vielleicht überzeugen, dass die Untersuchungen über die Entwickelung und das Wesen der neuhochdeutschen Schriftsprache

*) Regeln und Wörterverzeichnis für deutsche Rechtschreibung. Gedruckt auf Veranstaltung des Ober-Schulcollegiums zu Hannover, Clausthal 1855, S. 11. Anleitung zur deutschen Rechtschreibung. Ausgabe für Elementarclassen der höheren Schulen etc. Hannover 1857, S. 7.

doch auch für ihren Zweck kein ganz gleichgültiger Gegenstand sind.

5. Zur Orientierung in dem Streite über die deutsche Rechtschreibung. Zürich, Schulthess, 1861. —

Der Verf. dieser dem schweizerischen Lehrerverein gewidmeten Schrift sagt im Vorwort: „Nachfolgende Erörterungen haben blofs den Zweck, auf das dringende Bedürfnifs einer Einigung in der Orthographie nochmals aufmerksam zu machen und den schweizerischen Lehrerverein mit bestimmen zu helfen, Mafsregeln zu ergreifen, die eine einheitliche Rechtschreibung in sämmtlichen Schulen der deutschen Schweiz zu erzielen geeignet sind.“ — „Wie weit bei den Festsetzungen und Aenderungen der historischen Richtung nachgegeben, oder an der bisherigen Schreibweise festgehalten werden soll, darüber Vorschläge zu machen enthalten sich diese Blätter. Sie legen nur die Akten des Streites vor und überlassen es dem Leser, sich sein eigenes Urtheil zu bilden.“ Nach diesem Eingang wird der einigermafsen unterrichtete Leser etwas ganz Anderes erwarten, als was er dann in der Schrift selbst findet. Er wird nämlich erwarten, dass der ungenannte Verf. ihm vor allen Dingen eine geschichtliche Darstellung der verschiedenen Grundansichten biete, die sich über das Wesen und die Behandlung unserer Orthographie gebildet haben. Es würde sich da zeigen, wie diese Orthographie auf ganz verschiedenen Annahmen über die Entwicklung und das Wesen unserer Schriftsprache ruhen; und erst von diesem Fundamente aus wäre der Nachweis zu führen, inwiefern die Behandlung des Einzelnen mit jenen Grundansichten in Beziehung steht oder nicht. Statt dieses wirklich orientierenden Verfahrens führt der Verf. die einzelnen Capitel der Rechtschreiblehre eines nach dem andern vor und stellt in jedem einzelnen zusammen, was dieser oder jener darüber ausgesprochen hat. Da kommen dann Jacob Grimm und Dr. Möller, Andresen, Hoffmann, Weinhold, Klaunig, W. Wackernagel, der Unterzeichnete und so manche Andere in bunter Mischung zum Wort. Was mit einem solchen Verfahren erreicht werden soll, ist schwer zu sagen. Statt zu orientieren, muss es im Leser vielmehr den Eindruck hervorrufen, dass durch die neueren Bestrebungen, unsere Orthographie zu verbessern, nichts als eine babylonische Verwirrung hervorgerufen worden ist; und obwohl der Verf. sich fast

die ganze Schrift hindurch als ein Anhänger der neuhistorischen Richtung darzustellen scheint, könnte man doch auf den Gedanken kommen, sein eigentlicher Zweck sei, diese Richtung durch Nebeneinanderstellung ihrer Aussprüche zu persiflieren. Man wird in dieser Vermuthung um so mehr bestärkt, als der Verf. seine Schrift mit ein paar Aussprüchen von Wilhelm Wackernagel und dem Unterzeichneten schliefst, die dem ganzen neuhistorischen Unternehmen entgegentreten. Aber dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls werden sich die schweizerischen Lehrer so wenig als andere Menschen durch eine solche Behandlung über die sich gegenüber stehenden Auffassungen unserer Orthographie orientieren.

VI.

Ueber die sprachliche Behandlung neuhochdeutscher Texte.

Mit Bezug auf die Schrift:

Beiträge zur würdigen Herstellung des Textes der Lutherischen Bibelübersetzung. Von C. Mönckeberg. Hamburg, Nolte & Köhler, 1855. 162 Seiten. 8.*)

(Aus: Germania, Vierteljahrsschrift, her. von Franz Pfeiffer, II, 1. Stuttg. 1857.)

Die Hauptaufgabe des vorliegenden Buches und unserer Erörterungen bildet die Frage: Nach welchen Principien soll man den Text der Lutherschen Bibelübersetzung behandeln? Die Beantwortung dieser Frage hängt, wie wir sehen werden, auf das engste mit der viel weiter reichenden zusammen: In welcher Weise hat überhaupt die grammatische Kritik bei Herausgabe neuhochdeutscher Texte zu verfahren? Die Lutherische Bibel gibt uns für diese Frage die besten Anknüpfungspunkte, nicht nur weil sie unter der protestantischen Hälfte des deutschen Volkes das verbreitetste Buch ist, sondern auch, weil wir genöthigt sind, die Frage hier gleich bei ihren entgegengesetzten Enden anzufassen, nämlich erstens bei dem gelehrten einer treuen Wiedergabe des alten Textes, und zweitens bei dem praktischen einer für die Volksmassen brauchbaren Textrecension. Von diesen beiden Seiten her wird denn auch Hr. Mönckeberg an die Frage herangeführt. Was ihn als Geistlichen natürlich am nächsten berührt, ist ein praktisch brauchbarer Text; zugleich aber knüpft er seine Bemerkungen an das Unternehmen

[*) Einige specielle Bemerkungen über Hrn. Mönckebergs verdienstliche Schrift müssen wir hier als unsrem Zwecke fremd übergehen. (1863.)]

des verewigten Directors H. A. Niemeyer und des Hrn. Bibliothekars Dr. Bindseil in Halle, den Gelehrten eine kritische Ausgabe des Lutherschen Textes zu liefern. Von dieser kritischen Ausgabe erschien bereits im Jahr 1841 eine vorläufige Ankündigung durch Hrn. Dr. Niemeyer. Im J. 1845 kam die erste Lieferung heraus, und im Jahr 1855 war das höchst mühsame Werk vollendet. Auf dem Titel trägt es die Namen der beiden Unternehmer und die Jahrzahlen 1850—1855.*) Die Arbeit selbst aber rührt ganz von Hrn. Dr. Bindseil her, da der andere der beiden Herausgeber starb, bevor das Werk bis an die von ihm übernommenen Abschnitte gelangte. Das Werk stellt sich die Aufgabe, erstens einen buchstabengetreuen Abdruck der letzten Originalausgabe Luthers vom Jahr 1545 zu liefern und zweitens alle sachlichen oder Interpretations-Varianten der früheren Lutherschen Uebersetzungen in möglichster Vollständigkeit unter dem Text zu geben. Dass auch der gröfsten Gewissenhaftigkeit bei einer so umfassenden Arbeit vereinzelte kleine Versehen begegnen, das wissen gerade genaue Arbeiter am besten. Man wird aber nicht anstehen, dem Hrn. Herausgeber für den Fleifs, die Beharrlichkeit und das Geschick, womit er diese sehr wichtige Arbeit vollendet hat, seine Anerkennung auszusprechen.

Gleich nach Veröffentlichung der oben angeführten kurzen Nachricht Niemeyers erschien eine ausführliche Beurtheilung dieser Schrift von Hermann Hupfeld in der Neuen Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung 1842. Auch wenn man den eigentlichen Hauptergebnissen dieser Kritik nicht beistimmen kann, wird man doch die Schärfe und Gründlichkeit, womit der ausgezeichnete Orientalist die vorliegende Frage fasst, anzuerkennen wissen. Diese Hupfeldsche Abhandlung ist Hrn. Mönckeberg bei der Ausarbeitung seiner Schrift entgangen. „Eine andere Arbeit aber, sagt er am Schluss (S. 161), die mir leider zu spät in die Hände gefallen ist, hätte mir, wenn ich sie früher gekannt, viele Mühe erspart, und manches besser darzustellen gestattet; es ist dies Hupfelds treffliche Anzeige u. s. w.“ Allerdings hätte dem Hrn. Verf. eine so vorzügliche Arbeit, wie jene Hupfeldsche, nicht entgehen sollen, und gewiss würde er gar

*) Dr. Martin Luthers Bibelübersetzung nach der letzten Originalausgabe kritisch bearbeitet von Dr. H. E. Bindseil und Dr. H. A. Niemeyer. Erster Theil. Die fünf Bücher Moses. Halle 1850. — Siebenter Theil. Halle 1855.

Manches schärfer und richtiger gefasst haben, wenn er sie gekannt hätte. Wenn er aber glaubt (S. 161 u. 162), mit Hupfeld in der Hauptsache so ziemlich einverstanden zu sein, so erscheint dies fast unbegreiflich, wenn man die beiderseitigen Ansichten miteinander vergleicht. Hupfeld will zwei Ausgaben des Lutherschen Bibeltextes. Erstens eine für die Gelehrten. Sie soll die letzte Ausgabe des Verfassers, also die von 1545, als Text geben und die Abweichungen früherer Ausgaben als Variantenapparat (S. 1041). Was die Recension des Textes betrifft, so erklärt Hupfeld (S. 1089): „Für eine Ausgabe, wie die vorliegende, die eine bestimmte Urausgabe zu Grunde legt und mit einem kritischen Apparat begleitet ist, der die Eigenheiten der übrigen vorzuführen und so diese zu repräsentieren dient, halte auch ich einen sogenannten diplomatisch genauen Abdruck der betreffenden Ausgabe im Ganzen für das Richtige.“ Nur offenbare Druckfehler will Hupfeld gleich im Text berichtigt und das so Berichtigte am untern Rand bemerkt. Zweitens will Hupfeld eine kritische Handausgabe, mit bloſsem Text, ohne Variantenapparat. „Diese würde sich natürlich in der Form nicht so streng an die Ausgabe von 1545 in allen ihren Zufälligkeiten gebunden achten können, wie die vorliegende Ausgabe, sondern das Bild Lutherscher Sprach- und Schreibweise in einem umfassenden und geläuterten Sinne darzustellen, zum Theil das Gute der verschiedenen Ausgaben zu vereinigen haben. Sie wird sich daher nicht begnügen dürfen, nur die eigentlichen Druck- oder Schreibfehler zu vermeiden, sondern überhaupt die Analogie, d. i. diejenige Schreibung zu befolgen haben, welche in der letzten Periode die herrschende und zugleich die richtige, d. i. in der geschichtlichen Entwickelung der Sprache begründete ist. Auf diese Weise würde ein Bild Lutherscher Schreibweise entstehen, wie sie freilich in keinem einzelnen Drucke vollkommen zur Erscheinung gekommen ist, aber doch durchaus das Luthersche Gepräge an sich trüge: kurz ein rectificiertes Bild, gerade wie wir es in den neuern Ausgaben der mittelhochdeutschen Denkmäler von der damaligen Schreibweise sehen“ (S. 1090). Hupfeld gibt in dieser Abhandlung eine ausführliche Darlegung, nach welchen Grundsätzen man bei dieser Rectificierung verfahren solle. Wie weit man, seiner Ansicht nach, gehen müsse bei diesem „Säubern und Läutern der Analogie, um einen reinen Typus zu gewinnen,“ ergibt sich besonders daraus, dass er nicht nur die verwilderte Orthographie der Drucke aus

Luthers früherer Periode beseitigen, auch nicht blofs in den Drucken nach 1530 „noch allerhand Ungleichheiten, Nachlässigkeiten und wirkliche Fehler ausscheiden“ will, sondern dass nach ihm „der Begriff orthographischer Verschiedenheiten nicht auf das nur dem Buchstaben nach Verschiedene, fürs Gehör aber Gleichlautende zu beschränken ist, sondern auch Formen umfasst, die auch fürs Gehör verschieden sind, wofern sie zu einer gewissen Zeit als gleichgeltend gebraucht werden und also der willkürlichen Vertauschung anheim fallen; also die Grenze zwischen Sprache und Schreibung nicht durch das Gehör, sondern nur durch Grammatik und Sprachgebrauch bestimmt werden kann“ (S. 1089). Eine solche kritisch hergestellte Textrecension will dann Hupfeld ohne alle weitere Neuerungen unmittelbar in den Gebrauch der Kirche und des Volks einführen. „Eine solche Ausgabe, sagt er (S. 1099), mit echtem, von allen spätern abweichenden und streitigen Zuthaten und Entstellungen gereinigtem Texte müsste aber, dünkt mich, selbst zum öffentlichen, kirchlichen Gebrauch in der ganzen deutschredenden evangelischen Kirche die geeignetste, und insofern namentlich den Bibelgesellschaften, vermöge ihres Grundsatzes nur das reine Wort Gottes — ohne menschliche und daher dem Parteistreit unterworfene Zuthat — zu verbreiten, für ihren Zweck am willkommensten sein. Dass ich die Luthersche Bibel in ihrer ursprünglichen Sprach- und Schreibweise auch in die Kirche und das Volk zurückgeführt haben will, wird freilich Vielen als eine Ueberspannung erscheinen. Man wird einwerfen, dass die echte Luthersche Sprache für den heutigen Gebrauch nicht mehr passe und der Erneuerung, wie sie sie in unsern Ausgaben erfahren, zu diesem Behuf nothwendig bedürfe. Allein das kann ich durchaus nicht zugeben.“

Vergleicht man mit diesen Ansichten die von Hrn. Mönckeberg dargelegten, so wird man finden, dass sie denselben Punkt für Punkt entgegengesetzt sind. Für ein solches Unternehmen, wie das der Herren Niemeyer und Bindseil verlangt auch Hupfeld, wie wir gesehen haben, einen „sogenannten diplomatisch genauen Abdruck der betreffenden Urausgabe.“ Hr. Mönckeberg aber bezieht die Regeln, die Hupfeld für die *andere* Art der Ausgaben aufstellt, gerade auf das Bindseilsche Unternehmen. Nachdem er Hupfelds für die *andere* Art von Texten aufgestellte Hauptregel mitgetheilt, fährt er fort (S. 162): „Wäre diese Regel, die zunächst für eine kritische Ausgabe von Luthers Schriften gilt, bei der Her-

ausgabe der Bibel von Bindseil befolgt, welche köstliche Vorarbeit würden wir haben bei der Revision der Bibel für unsere Gemeinden! Allein es ist Schade, dass Hupfelds Vorschlag keine Folgen gehabt hat!“ Was aber vollends Hupfelds Hauptansicht betrifft, „die Luthersche Bibelübersetzung in ihrer ursprünglichen Sprach- und Schreibweise auch in die Kirche und das Volk zurückzuführen,“ so ist der Hauptzweck von Hrn. Mönckebergs Schrift, nach allen Seiten hin zu beweisen, dass eine solche Zurückführung, wie er sich etwas stark ausdrückt, „ein Unsinn“ sein würde.

Wir wollen nun die verschiedenen Hauptarten, nach denen man bei Herausgabe neuhochdeutscher Texte verfahren kann, festzustellen suchen und dabei gelegentlich auch die Ansichten der Hrn. Hupfeld und Mönckeberg einer nähern Prüfung unterwerfen. Bei der Behandlung neuhochdeutscher Texte bietet sich die Wahl zwischen drei verschiedenen Principien dar, und es wird nur darauf ankommen, jedes dieser Principe richtig zu fassen und bei der rechten Gelegenheit anzuwenden. Wir können uns nämlich 1) zum Ziel setzen, ein Schriftwerk der früheren Zeit mit allen Eigenthümlichkeiten sowohl der Sprache als der Rechtschreibung diplomatisch treu wiederzugeben; oder wir können 2) zwar die Sprache festhalten, aber deren graphischen Ausdruck regulieren, oder wir können 3) sowohl die Sprache als die Rechtschreibung ändern.

1) Die erste Art erreicht ihr Ziel am vollkommensten im Facsimile. Ihr Zweck ist, Schriften, welche wegen ihrer Seltenheit unerreichbar sind, einem gröſseren Kreise von Gelehrten durch erneuten Abdruck zugänglich zu machen. Je treuer dies, nicht nur für das Ohr, sondern auch für das Auge geschieht, um so lieber wird es dem Forscher sein. Dass man in Bezug auf Lettern, Format u. dgl. vom Urdruck abgeht, geschieht, weil ein eigentliches Facsimile zu theuer sein würde. Jedenfalls aber ist die Aufgabe, so weit es irgend sein kann, dem Gelehrten den ihm unzugänglichen Originaldruck buchstabengetreu zu ersetzen.

2) Die zweite Art will die Sprache des Denkmals festhalten, aber die Orthographie regulieren. Hier wird es nun vor allen Dingen darauf ankommen, festzustellen, was der Sprache und was der Orthographie angehört. Es kann aber bei der Wiederherausgabe von Druckschriften die Grenze dieser beiden Gebiete nur darin liegen, dass der Orthographie nur das angehört, was die Darstellung

der ausgesprochenen Laute für das Auge betrifft. Jede Aenderung aber, die nicht blofs die Darstellung für das Auge, sondern den gehörten Laut selbst berührt, geht über das Gebiet der Orthographie hinaus und verändert die Sprache des Denkmals. Man hat also auch bei dieser zweiten Art mit Sorgfalt die Urausgabe zu wählen, deren Sprache man wiedergeben will, und dann mit Vermeidung jeder Aenderung, die das Ohr berührt, dieselben Laute, die der alte Druck vorführen will, durch zweckmäfsiger geregelte Schriftzeichen wiederzugeben. Gegen einen Eingriff auch in die Laute, gegen eine Gleichmachung von „Formen, die auch fürs Gehör verschieden sind, wofern sie zu einer gewissen Zeit als gleichgeltend gebraucht werden und also der willkürlichen Vertauschung anheimfallen“, müssen wir uns auf das allerentschiedenste erklären. Ausgaben nach solchen Principien wären nicht kritische, sondern unkritische, nicht blofs dem Gelehrten, sondern jedem, der die Sprache früherer Jahrhunderte kennen lernen will, völlig unbrauchbar. Dies unberufene Hinwegschaffen schwankender Formen macht eine richtige Einsicht in den Entwicklungsgang der Schriftsprache geradezu unmöglich. Denn eben an diesem Nebeneinanderherlaufen verschiedener Formen lässt sich das Eindringen, Umsichgreifen und endliche Siegen von Lautverhältnissen beobachten, welche früherhin der Schriftsprache fremd waren. Selbst bei den Umwandlungen der blofs gesprochenen Sprache wird sich die Sache so verhalten, dass durch einen meist durch die leisesten Uebergänge vermittelten, bisweilen aber auch sprunghaften Wechsel der Laute Doppelformen entstehen, die in demselben Volksstamm neben einander herlaufen, bis endlich die jüngere über die ältere den Sieg davon trägt. Eine genauere Erforschung der Stummlaute in den althochdeutschen Quellen lässt uns noch aus der Ferne einen Blick in diesen Vorgang thun, und eine unbefangene Beobachtung der lebendigen, „nicht regulierten“ Volksmundarten zeigt uns seine letzten, freilich matten Ausläufer in der Nähe. In der Schriftsprache aber ist der Vorgang in der Regel der, dass neue Formen, die in sie eintreten, mundartlich schon längere Zeit vorhanden waren. Werden diese Formen zum erstenmal in schriftlichen Aufzeichnungen gebraucht, so machen sie zwar damit schon den Anfang, aus der blofs gesprochenen auch in die geschriebene Sprache überzugehen; noch aber sind sie damit nicht nothwendig in die S c h r i f t s p r a c h e als über den Mundarten stehende G e m e i n s p r a c h e aufgenommen.

Erst ihr Durchdringen in der Reichssprache der kaiserlichen Kanzlei und der sich an diese Reichssprache anschliefsenden neuhochdeutschen Literatur verleiht ihnen den Charakter der schriftlichen Gemeinsprache. Aus diesem Vorgang erklärt sich, dass auch innerhalb der vorhandenen gemeinsamen Schriftsprache sich noch mannigfache mundartliche Einflüsse als Spielarten geltend machen mussten, indem theils ganze Gebiete in Einzelnheiten von einander abgehen, theils auch ein und dasselbe Schriftwerk verschiedene Formen neben einander zeigt. Alle diese Eigenheiten soll uns nun die Gleichmacherei einer sogenannten kritischen Behandlung nicht verwischen. Vielmehr wird es die Pflicht einer wirklich kritischen Ausgabe sein, dieselben möglichst klar herauszustellen.

3) Die dritte Art der Textbehandlung endlich will weder die Orthographie noch die Sprache festhalten, sondern beides ändern und der Sprache der Gegenwart gleich machen oder doch annähern.

Es wird sich nun weiter fragen: In welchen Fällen soll jede dieser drei Arten Anwendung finden? Streng gelehrten Zwecken wird jederzeit nur die erste Art Genüge thun können. Aber auch das gröfsere Publicum, soweit es auf höhere Bildung Anspruch macht, muss sich gewöhnen, die Orthographie des 16. und 17. Jahrhunderts zu lesen. Eine bequeme Verwöhnung in dieser Beziehung ist schon deswegen vom Uebel, weil sie vom Lesen wirklicher Originaldrucke jener Jahrhunderte zurückschreckt. Zu einem solchen Lesen aber sollen neue Ausgaben hinführen, nicht davon ab. Auch für das gröfsere, höher gebildete Publicum wird man also den buchstabengetreuen Abdruck nicht scheuen dürfen. Doch wird man zu diesem Zweck, da man ja doch ein eigentliches Facsimile nicht geben kann, mit Sicherheit aufzulösende Abkürzungen in Buchstaben auflösen und offenbare Druckfehler im Text verbessern und das Vorgefundene in der Note anmerken. Für Unternehmungen, wie das sehr erfreuliche Hannoversche, können wir nicht genug empfehlen, sich möglichst dieser ersten Art der Textbehandlung zu befleifsigen.

Unsere zweite Art: die kritische Regulierung der Rechtschreibung, nicht der Sprache, wird sich in einem gewissen Bereich empfehlen bei der Ausgabe von Gesammtwerken. Doch wird man hier bald einen wichtigen Unterschied gewahr werden zwischen den beiden Hauptperioden unserer neuhochdeutschen Literatur. Bei der Litteratur des 16. Jahrhunderts werden sich die

Schwierigkeiten einer wirklich sicheren Regulierung der Rechtschreibung und blofs der Rechtschreibung in vielen Fällen so grofs zeigen, dass man lieber auch bei Gesammtausgaben zu unserer ersten Art greifen wird und die Ausgabe jeder Schrift, für deren Aufnahme in die Gesammtausgabe man sich entschieden hat, in ihrer eigenen Rechtschreibung wiedergeben. Die Schwierigkeit einer Umschreibung liegt nicht nur in der noch mannigfach schwankenden Sprache, sondern namentlich auch darin, dass die Grammatiker des 16. Jahrhunderts noch keine so allgemein anerkannten Regeln der Rechtschreibung bieten, wie dies zwei Jahrhunderte später der Fall ist. Dazu kommt noch, dass der Gewinn einer solchen Regulierung für den Leser nur ein sehr mäfsiger sein würde. Denn wenn man nicht etwa die Schriften des 16. Jahrh. in unsere jetzige Orthographie umschreiben will, so erhält man doch immer eine Rechtschreibung, deren Bedeutung der Leser erst lernen muss. Ist ihm aber diese Mühe des Erlernens nicht zu ersparen, so wird es ihn auch keine viel gröfsere Anstrengung kosten, sich in die Schwankungen des damaligen Schreibgebrauchs gleichfalls hineinzufinden.*)

Ganz anders steht die Sache bei der zweiten grofsen Glanzperiode unserer neuhochdeutschen Literatur, bei den Classikern des 18. Jahrhunderts. Die Gründe, die uns bei den Schriftstellern des 16. Jahrhunderts bestimmten, für unveränderte Beibehaltung auch der Rechtschreibung zu sprechen, fallen hier weg. Denn erstens ist es seit der Ausbildung und Festsetzung, welche die Grammatik der neuhochdeutschen Schriftsprache im 17. und 18. Jahrhundert fand, in den meisten Fällen gar nicht schwer zu sagen, welcher Regel der Lautbezeichnung ein Buch folgt oder doch folgen will; und zweitens fällt hier das Bedenken weg, dass der Leser die regulierte Rechtschreibung, die wir unserem Autor geben, doch erst besonders lernen müsse. Denn hier würde ja unsere ganze Abänderung darin bestehen, dass wir den Autor in der Rechtschreibung der Gegenwart drucken. Eine Aenderung der Sprache enthält diese Umwandlung der Rechtschreibung nicht. Denn wir

---

*) Eine eigenthümliche Ausnahmsstellung nimmt die Behandlung des Volkslieds ein, sobald man sich ein höheres Ziel setzt, als die blofse diplomatische Wiederholung zufälliger Einzeldrucke. Uhland behandelt diese schwierige Frage mit der Feinheit und Umsicht, welche aus der Verbindung von echter Poesie und gründlicher Philologie hervorgehen.

haben ausdrücklich alles, was den Laut ändert, von der Rechtschreibung ausgeschlossen und deren Befugnis darauf beschränkt, Schriftzeichen durch Schriftzeichen zu ersetzen. Man hat in neuerer Zeit von mehreren Seiten sich gegen jede Veränderung in der Orthographie unserer grofsen Autoren erhoben. Dieser Widerstand entspringt aus dem ganz richtigen Gefühl, dass die neue Orthographie, die sich die historische nennt, vielmehr ein unberechtigtes und willkürliches Eingreifen in unsere Schriftsprache ist. Ebenso thut man sehr wohl daran, sich durch die im ganzen geregelte Orthographie unserer classischen Periode zur Behutsamkeit auch bei wirklich wünschenswerthen Verbesserungen unserer Orthographie mahnen zu lassen. Aber der Glaube, als sei es eine allgemein anerkannte heilige Pflicht, unsern Classikern unverrückt die Orthographie zu belassen, in welcher sie selbst ihre Werke herausgegeben haben, beruht auf einer Täuschung. Aendern wir unsre eigene Orthographie, so können wir auch ganz unbedenklich, zumal in Ausgaben für das grofse Publicum, unsere Classiker des 18. Jahrhunderts in die neue Orthographie umschreiben. Das wird gegenwärtig schon immer so gehalten und es ist eine blofse Selbsttäuschung, wenn die Besitzer der neuesten Cottaschen (und Göschenschen) Classikerausgaben glauben, sie läsen Lessings Werke in der streng festgehaltenen Orthographie der Originalausgaben. Man braucht nur einen vergleichenden Blick in die Originaldrucke oder in deren Wiederholung bei Lachmann zu werfen, um sich sofort zu überzeugen, dass sich die Sache wirklich so verhält, wie ich sage. Zum Beleg nur Einiges aus den ersten zwei Scenen der Minna von Barnhelm. Bei Lachmann (2, 510 fg.): „Er hohlt aus"; bei Göschen (Leipzig 1853; 2, 149 fg.): „Er holt aus". Bei Lachmann: „das vermaledeyte"; bei Göschen: „das vermaledeite". Bei Lachmann: „Zweyter Auftritt"; bei Göschen: „Zweiter Auftritt". Bei Lachmann: „Ey, Herr Just"; bei Göschen: „Ei, Herr Just". Bei Lachmann: „Pfuy"; bei Göschen: „Pfui". Bei Lachmann: „Gläßchen"; bei Göschen: „Gläschen". Bei Lachmann: „Glaß"; bei Göschen: „Glas". Bei Lachmann: „echter"; bei Göschen: „ächter". Bei Lachmann: „drey"; bei Göschen: „drei". Bei Lachmann: „bey"; bei Göschen: „bei". Bei Lachmann: „ein Paar Monate"; bei Göschen: „ein paar Monate". Bei Lachmann: „oben drein"; bei Göschen: „obendrein". Bei Lachmann: „Ich macht ihn warm?

der Danziger thuts"; bei Göschen: „Ich macht' ihn warm? Der Danziger thut's". Bei Lachmann: „das Bißchen"; bei Göschen: „das bißchen". Bei Lachmann: „ereyfert"; bei Göschen: „ereifert". Diese Varianten auf wenigen Seiten genügen wohl zu dem Beweis, dass wir, ohne allen Dazwischentritt professionierter Neuerer, die Orthographie der Gegenwart auf die Texte unserer Classiker anwenden. Nur dies sollen sie darthun. Sie sollen nichts beweisen für die in Betracht kommenden Aenderungen der Orthographie, sondern sie sollen nur zeigen, dass wir diese Aenderungen, wenn sie einmal in der Orthographie der Gegenwart Platz gegriffen haben, auch ganz unbedenklich auf die Classiker des 18. Jahrhunderts anwenden. Dagegen wird es erst noch eindringender Erörterungen bedürfen, ob und inwieweit es gestattet ist, die Sprache unserer Classiker selbst zu ändern und so allmählich in die dritte Art der Textbehandlung hinüberzulenken. Dass dies gegenwärtig thatsächlich schon geschieht, dafür wähle ich meine Belege aus denselben beiden ersten Auftritten der Minna von Barnhelm. Bei Lachmann heisst es: „Just sitzet in einem Winkel"; bei Göschen (1853): „sitzt". Bei Lachmann: „da ich voraus sahe"; bei Göschen: „sah". Bei Lachmann: „itzt"; bei Göschen: „jetzt". Bei Lachmann: „Feuermauren"; bei Göschen: „Feuermauern". Bei Lachmann: „das Bißchen Friede"; bei Göschen: „das bißchen Frieden". Bei Lachmann: „Ein Junge kömmt"; bei Göschen: „kommt". Die letzte Aenderung ist besonders kühn, weil Lessing selbst sich ausdrücklich darüber erklärt hat, dass er in vertraulicher Schreibart absichtlich: „er kömmt" schreibe.*)

Gehen wir nun über zur dritten Art der Textbehandlung. Sie ändert nicht blofs die Orthographie, sondern auch die Sprache. Sprachforscher von Fach werden immer geneigt sein, über diese Art der Behandlung ihr Verdammungsurtheil auszusprechen, sowie andererseits die grofsen wissenschaftlich ungebildeten Massen gewiss wenig Geschmack an unserer ersten Art von Ausgaben finden werden. Am eingreifendsten kommt diese Frage zur Sprache bei der Textbehandlung von Luthers Bibelübersetzung. Ich habe mich darüber schon ausgesprochen, dass die diplomatische Wiederherausgabe des authentischen Textes, wie sie Bindseil aus-

*) Anti-Göze. Zehnter. Werke (Lachmann) 10, 225.

geführt hat, für Gelehrte, sowohl Sprachforscher als Theologen, ein höchst dankenswerthes, ja unentbehrliches Werk ist. Wie aber steht es mit der grofsen Gemeinde der nichtgelehrten Bibelleser in Stadt und Land? Sollen wir ihr wirklich „die Lutherische Bibel in ihrer ursprünglichen Sprach- und Schreibweise" bieten, wie Hupfeld verlangt? Oder sollen wir Luthers Sprache ganz und gar der Alltagssprache des heutigen Tages gleich machen, so dass zwischen der plattesten Gewöhnlichkeit und der Sprache der Bibel kein Unterschied mehr wahrzunehmen ist? Ich glaube, wir müssen vor allen Dingen die Frage richtig theilen. Was die Orthographie betrifft, so muss die deutsche Bibel für Schule und Haus unbedingt dieselbe Orthographie haben, die auch sonst für die Schriftsprache der Gegenwart gilt. Denn man wird doch unsern Bauern und Handwerkern nicht zumuthen, eine doppelte Orthographie zu lernen. Das muss man aber, wenn man die Bibel in einer andern Orthographie druckt, als die man in der Schule für den Gebrauch des Lebens lehrt. Denn Lesen ist die Hauptstütze für die eigene Anwendung der Orthographie. Wenn man also will, dass die Bibel das Hauptlesebuch unseres Volkes sein soll, so darf man ihm nicht zumuthen, täglich eine andere Orthographie zu lesen, als die man es zu schreiben lehrt. Die zweite Frage aber ist: Wie soll es mit der Sprache in Luthers Bibel gehalten werden? Die gänzlich aus unserer Sprache verschwundenen Wörter bilden bei dieser Frage bei weitem nicht die Hauptschwierigkeit. Es sind ihrer nicht einmal so gar viele. Hr. Mönckeberg zählt 85, und von diesen 85 kommen 46 nur ein einziges Mal in Luthers Bibel vor.*) Es wird also bei dem gröfsten Theil dieser Wörter nicht so gar viel verschlagen, wenn man sie beibehält und unter der Seite oder in einem angehängten kleinen Glossar erklärt. Es würde aber auch keine so gar grofse Aenderung sein, wenn man bekanntere an ihre Stelle setzte. Weit schwieriger und viel eingreifender ist die Frage, wie es mit den Sprachformen gehalten werden soll. Hier können wir uns nun unmöglich mit Hupfeld einverstanden erklären, welcher Luthers ursprüngliche Sprachweise unverändert beibehalten wissen will. Das Volk lernt in den Schulen die gegenwärtige Schriftsprache und es muss diese Schriftsprache lernen, so weit es sich überhaupt

*) Mönckeberg S. 129.

noch einer zweiten Sprachform neben seiner Mundart bemächtigen kann. Durch diese Erlernung der Schriftsprache soll ihm aber auch der Zugang zu den Büchern eröffnet werden, die für die Bildung seines Herzens und Geistes bestimmt sind. Geben wir ihm nun die Bibel in Luthers ursprünglichen Formen, so wird es dieselbe entweder nicht verstehen oder es muss noch eine dritte Sprachform zu den beiden anderen hinzulernen. Man denke doch nur an Luthers Präterita auf *ei* (*beis*, *steig*, *kreig* u. s. w.), an seine nicht mehr vorhandenen Präteritopräsentia (*taug*, *tügen*) und so vieles Andere und man wird zugeben, dass die Kenntnis der gegenwärtigen Schriftsprache bei weitem nicht genügt, um Luthers ursprüngliche Bibelsprache zu verstehen. Andererseits aber wird der Forderung durchaus nicht stattzugeben sein, dass Luthers Sprache in der Weise der heutigen gleich zu machen sei, dass die Bibel nicht mehr anders redet, als der neueste Zeitungsartikel. Ich glaube vielmehr, dass man sich schon seit anderthalb Jahrhunderten in der Hauptsache auf dem rechten Wege befindet, wenn man die Sprache der Lutherschen Bibel der veränderten Schriftsprache anzunähern sucht, ohne sie doch der Sprache der Alltagsprosa gleich zu machen. Die richtige Entscheidung über das Mehr oder Weniger wird freilich immer eine Verbindung gründlicher Kenntnisse und des feinsten Taktes verlangen. Im ganzen wird man die Verbannung überflüssiger Neuerungen und die Rückkehr zu den älteren Lesarten, die man in neuerer Zeit erstrebt, billigen, wenn sie sich in den praktisch gebotenen Grenzen hält. Diese praktisch gebotenen Grenzen aber liegen nicht blofs in der nothwendigen Verständlichkeit der Bibel, sondern auch darin, dass die Bibel das hauptsächlichste praktische Lehrbuch des Volkes für die Erlernung der gemeinsamen Schriftsprache bildet.

Wir haben uns an Luthers Bibel überzeugt, dass sprachliche Erneuerungen unumgänglich nothwendig sind bei Schriften des 16. Jahrhunderts, wenn sie wirklich ein lebendiges Gemeingut der Massen bleiben sollen. Wie steht es aber mit unsern grofsen Classikern des 18. Jahrhunderts? Darf auch an deren Sprache geändert werden? Wir haben oben an einem der gröfsten, an Lessing, gesehen, dass es bereits in zahlreichen Fällen geschieht. Ich glaube, dass sich in einzelnen Fällen und unter bestimmten Verhältnissen selbst für ein solches Aendern der Sprache Manches sagen lässt, ohne dass ich deshalb die Art, wie es bisher gesche-

hen ist, durchweg billigen will. Ein Schriftsteller, wie Lessing, hat ein doppeltes Publicum: ein philologisch gebildetes und ein allgemeines. Ersteres wird sich jeden Eingriff in die Sprache des Schriftstellers mit Recht verbitten. Letzteres will seine Classiker in der Sprache lesen, die ihm selbst als gegenwärtig zu Recht bestehende Schriftsprache eingeprägt worden ist. Da kann man unmöglich in Abrede stellen, dass: „Just sitzet in einem Winkel" gegenwärtig, zumal in einem Lustspiel, altmodisch klingt. Da man aber auch schwerlich daran denkt, diese Formen wieder in Umlauf zu setzen, so wird sich Manches dafür vorbringen lassen, wenn man sie für das grofse Publicum ebenso druckt, wie wir alle sie, wenn wir die Minna von Barnhelm vorlesen, sprechen. Aber darauf ist allerdings mit weit mehr Strenge als bisher zu halten, dass man diese Aenderungen möglichst beschränkt, dass man nicht willkürlich darauf los ändert, sondern mit Einsicht in sein Thun, dass man nicht beliebige grammatische Vorurtheile, sondern den wirklich veränderten Gebrauch der gebildeten Gemeinsprache entscheiden lässt. Man wird dann finden, was Lachmanns treffliche Ausgabe so klar herausstellt, dass Lessings meisterhafte Sprache allerdings in einzelnen kleinen Aeufserlichkeiten bereits antiquiert ist und dass daher neben den kritischen Ausgaben solche, die sich der Gegenwart mehr anschliefsen, wohl nicht unbedingt zu verwerfen sein werden. Ist aber schon bei Lessing eine solche Annäherung nur mit der gröfsten Vorsicht und Beschränkung zu gestatten, so werden wir um so mehr darauf halten müssen, dass die Sprache des gigantischen Nachwuchses, der eben Lessing überholt hat, dass namentlich die Sprache Goethes rein erhalten und nicht der Woge des Tages preisgegeben werde. An die Rechtschreibung jener Heroen sind wir nicht gebunden, aber ihre Sprache darf durch die veränderte Rechtschreibung nicht angetastet werden.

VII.

Die Schrift des Hieronymus Wolf

De orthographia Germanica, ac potius Suevica nostrate

in ihrer Beziehung zur neuhochdeutschen Schriftsprache.

(Aus: Germania, Vierteljahrsschrift, her. von Franz Pfeiffer, I, 1. Stuttg. 1856.)

Die kleine Schrift über die deutsche Orthographie, welche der bedeutende Philolog und Schulmann Hieronymus Wolf herausgab, liefert einen nicht unwichtigen Beitrag zur Entstehungsgeschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Ich habe an einem anderen Orte zu beweisen gesucht, dass die kaiserliche Kanzlei in ihrer Verbindung mit dem Reich die eigentliche Zeugungsstätte der neuhochdeutschen Schriftsprache gewesen sei und dass Luther sich dieser schon vorgefundenen Reichssprache in seinen Schriften bedient habe. Diese Reichssprache ist schon vor dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts für einen grofsen Theil Deutschlands die gemeinsame Schriftsprache und hebt sich als solche von den einzelnen Volksmundarten ab. Ebenso aber wie sie als Schriftsprache den einzelnen Volksmundarten gegenübersteht, bildet sie andrerseits einen handgreiflichen Gegensatz gegen die mittelhochdeutsche Gemeinsprache, indem sie bereits die wesentlichsten Züge der neuhochdeutschen Schriftsprache an sich trägt. Wenn wir nun aber auch jene an die Stelle des Mittelhochdeutschen getretene Reichssprache den einzelnen Volksmundarten entgegenstellen, so schliefst dies natürlich nicht aus, dass diese Reichssprache in den verschiedenen Theilen des Reichs, die sich ihrer bedienten, immer noch gewisse Besonderheiten zeigte. Dass dies

etwas ganz Anderes ist als die Annahme, die Kanzleien dieser Reichsgebiete hätten sich der verschiedenen Volksmundarten bedient, weifs jeder Kenner solcher Fragen zur Genüge. Wenigstens wäre nicht abzusehen, wie man aufserdem noch von einer mittelhochdeutschen Gemeinsprache reden wollte. Wenn nun Luther sich einerseits der gemeinen deutschen Reichssprache bediente, so that er es doch andererseits in der Spielart derselben, die in seinem thüringisch-obersächsischen Heimathlande geschrieben wurde; und hier ist der Punkt, an welchem Luthers Schriften, an deren mächtiger Wirkung auf den Geist der deutschen Sprache ohnehin Niemand zweifelt, auch auf das Material derselben einen wohl nachzuweisenden Einfluss gehabt haben. Wir reden hier nicht von einzelnen Wörtern, deren jetzt schriftgültige Form Luther gegen den sonstigen Gebrauch durchgesetzt hat, wie z. B. die niederdeutsche Form *backen* (coquere, torrere) statt des hochdeutschen *bachen* (vergl. den Artikel im nhd. Wörterbuch der Gebrüder Grimm), sondern wir meinen die Verschiedenheiten, durch welche sich in ganzen Lautreihen die obersächsisch-lutherische Fassung der Gemeinsprache von der österreichisch-bayerischen unterscheidet.

Beides nun, sowohl das Vorhandensein der neuhochdeutschen Gemeinsprache ganz abgesehen von Luther, als der Einfluss, den Luthers Schriften auch auf das Material dieser Gemeinsprache ausgeübt haben, lässt sich an der kleinen Schrift des Hieronymus Wolf deutlich machen.

Hieronymus Wolf war geboren zu Oettingen im nordöstlichen Schwaben unweit der fränkischen Grenze im Jahr 1516; er gehörte der lutherischen Kirche an, machte seine Studien unter Anderem in Wittenberg unter den Augen Luthers und Melanchthons und starb im Jahr 1580 als Rector des lutherischen Gymnasiums zu Augsburg. Wolf war einer von den wenigen gelehrten Schulmännern des 16. Jahrhunderts, die auch das Deutsche auf ihren Anstalten nicht vernachlässigten, und diesem Streben verdanken wir die kleine Schrift „de orthographia Germanica, ac potius Suevica nostrate“, die Wolf anonym herausgab. Die Ausgabe, die ich vor mir habe, bildet einen Anhang zu den „Institutionum grammaticarum Joannis Rivii Atthendoriensis libri octo. Augustæ Vindelicorum Michael Manger excudebat. MDLXXVIII.“ Hoffmann (die deutsche Philologie im Grundriss Seite 146) erwähnt

eine Ausgabe von 1556. Wir werden aber sehen, inwiefern gerade diese jüngere Ausgabe von 1578 für den Gegenstand, den wir hier besprechen, von besonderem Werth ist. Insofern sie nämlich zum Gebrauch des Augsburger Gymnasiums und unter Wolfs eigenen Augen erschien, müssen wir annehmen, dass Wolf auch in jenem Jahr noch an derselben Auffassung festhielt wie zwanzig Jahre früher.

Die erste und wichtigste Frage ist nun: was weifs Wolf von einer gemeinsamen deutschen Schriftsprache und worauf begründet er sie? Die Antwort lautet: Wolf weifs recht wohl von einer gemeinsamen deutschen Schriftsprache, die sich von allen landschaftlichen Mundarten unterscheidet, aber obwohl ein Lutheraner und in Wittenberg selbst gebildet, weifs er dennoch im Jahr 1578, also zweiunddreifsig Jahre nach Luthers Tode nichts davon, dass Luther der Gründer dieser Schriftsprache sei. Vielmehr ist ihm der kaiserliche Hof die hauptsächlichste Richtschnur der deutschen Schriftsprache. Seite 595 f. seiner Schrift spricht sich Wolf hierüber folgendermafsen aus: *etsi autem dialecti apud nos longe plures sunt quam apud Græcos (mutatur enim nonnihil Germanica lingua, si acutius obserues, ad quartum aut quintum fere lapidem) ac potius prope sunt infinitæ: et uix ulla est, quæ non ab aliis, et merito quidem alicubi, propter quasdem ineptias, rideatur: una tamen quædam communis lingua est Germanorum, quae ex omnibus optima quæque et minime aspera deligit: eaque tam in scribendo, quam loquendo sequitur: idque fit potissimum in aula Caesarea: cuius multa politissima scripta extant. Vulgus autem (id est homines imperiti, et patriæ suae fines nunquam egressi) et inepte multa pronunciat, atque ineptius etiam quam pronunciat et aliter scribit, multaque commiscet maxime diuersa.*

Also auf den kaiserlichen Hof verweist Wolf noch um das Jahr 1578 vorzugsweise. Aber wie wir in dieser Stelle das ganz sichere Bewusstsein von der Einen gemeinsamen deutschen Sprache ausgedrückt finden, so zeigt uns eine andere Stelle derselben Schrift, wie schwankend und unsicher dies Bewusstsein nichts destoweniger um jene Zeit noch war. Wir müssen vorausschicken, dass Wolf für eine phonetische Schreibweise war. *Senex demum*, sagt er Seite 595, *hæc observare coepi paulo diligentius*, *a M. Fabio Quintiliano*, *rhetore doctissimo admonitus: qui*

21

libri I. cap. 12. Ego, inquit (nisi quod consuetudo obtinuerit) sic scribendum quidque iudico, quomodo sonat. Hic enim est usus literarum, ut custodiant voces, et velut depositam reddant legentibus. Itaque id exprimere debent, quod dicturi sumus. Hæc Fabius. Die *scriptura*, sagt Wolf weiter unten, müsse *pronunciationem elegantem imitari.* Trotz der scheinbar so klaren und sicheren Erkenntnis über diese gemeinsame *pronunciatio elegans*, die sich in der früher angeführten Stelle ausspricht, sagt nun Wolf Seite 598: — *nec impedio quenquam, quominus suam dialectum non uitiosam in scribendo sequatur. Scribat Heluetius templum* Chilch, *si ita placet*: *Suevus* kirch, *Belga* kercke, *alius denique aliter, ut quisque pronunciat. Crassissima tamen quæque uitia uitentur*: *neque scribat Almanganus Memmingam*, Meamingen, *aut* Miemingen, *ut nonnulli pronunciant: nec Norici matrem* mouter, *aut Jacobulum* gouckala, *nec Bauarus Monacum* Mierchen (l. Mienchen?): *nec Suevus summum, et infimum* obergost, undergost, Nua, nagga *pro non: nec Wirtebergicus* meat *pro hydromelite, nec* Auwai, Auwai, *pro uæ, ouæ*: *uitenturque omnia, quæ uel oculos, uel aures elegantiores, absurditate literarum soniue offendunt, quæ infinita sunt.* So scheint also der Begriff einer gemeinsamen Schriftsprache fast ganz wieder beseitigt und an seine Stelle die Mahnung getreten, nur das Aergste aus der Volksmundart zu meiden. Merkwürdig aber bleibt dabei, dass die Beispiele von erlaubten Provincialismen gerade aus den Gebieten genommen sind, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts sich der Reichssprache erwehrten, nämlich aus der Schweiz und den Niederlanden, während die zu meidenden *crassissima* sämmtlich solchen Ländern angehören, über welche die Reichssprache bereits ihre Herrschaft ausbreitete. So schimmert auch hier die richtige Erkenntnis durch. Aber wie viel klarer und sicherer wird die Grundlage der neuhochdeutschen Schriftsprache mit der Grammatik des Clajus und ihrem Anschluss an die Schriften Luthers. Sie erschien in demselben Jahr 1578, in welchem die uns vorliegende Ausgabe der Wolfschen Schrift noch mit keinem Wort auf Luther verweist.

Wie die Grundlage, so muss natürlich auch die Erörterung des Einzelnen in der Orthographie des Hieronymus Wolf schwankend werden. Sie verliert sich in Bemerkungen über die verschiedenen Dialekte. Vorzugsweise findet der schwäbische Dialekt Berücksichtigung. Nach der Ueberschrift *De orthographia Germanica, ac po-*

tius Suevica nostrate und der Art, wie er (Seite 598) Jedem gestattet, seinem nur nicht fehlerhaften Dialekt auch im Schreiben zu folgen, könnte es scheinen, als wolle er eigentlich den schwäbischen Dialekt lehren. Hält man sich aber andererseits an die Stelle über die *communis lingua Germanorum* (Seite 595) und über den Ausschluss aller *crassissima* des schwäbischen Dialektes, so sieht man, dass Wolf doch weit davon entfernt ist, die schwäbische Volksmundart zur Schriftsprache erheben zu wollen. Vielmehr wird man alle diese scheinbaren Widersprüche und Unklarheiten dahin zusammenzufassen haben, dass Wolf diejenige Spielart der deutschen Reichssprache, der *communis lingua Germanorum* zu schreiben lehren will, welche nach seiner Ansicht im nordöstlichen Schwaben gelten sollte. Statt dies aber auch im Einzelnen scharf und klar durchzuführen, begnügt er sich, bald einen Laut als schwäbisch zu bezeichnen, bald von *crassiores Suevi* zu reden, bald zu sagen, ein Laut sei den meisten oder auch allen Stämmen gemein. Er gibt uns so ein merkwürdiges Beispiel von dem eigenthümlichen Zwischenzustand, der bei dem Vordringen der Reichssprache und ihrer theilweisen Versetzung mit den Volksmundarten in einzelnen Ländern sich bildete.

So heifst es z. B. (Seite 604): Ea *Sueuica diphthongus est, plus* mear. *Aliter certe sonat, quam cum dico* der, vnser, etc. dagegen (Seite 603): au *alias communis est fere omnibus nationibus, ut cum dicimus* auff, auß. *Nonnulli tamen abjiciunt* a, *et dicunt* vff, vß: *alii mutant in* a *crassum, semicluso ore, ut cum Sueui pro* aug *dicunt* ag: *alii in* a *subtile et hians, ut Franci, qui dicunt* ug, *alii* ou, *ut Heluetii oug.*

Besondere Beachtung verdient die Behandlung der Laute, in denen gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, also unmittelbar vor dem Auftreten Luthers die bayerisch-österreichische Fassung der Laute von der fränkisch-obersächsischen abweicht. Für die entscheidende mittelhochdeutsche Reihe

î ei | *û ou*

gibt Zarncke (zum Narrenschiff Seite 274) als bayerisch-österreichische Fassung

ei ai | *au au*

als lothringisch-fränkisch-obersächsische

ei ei | *au au.*

Beide Fassungen also weichen in drei Fällen übereinstimmend

vom Mittelhochdeutschen ab, nämlich in der Umwandlung der mhd. *î, û* und *ou.* Dagegen gehen sie in einem einzigen Fall auseinander, nämlich in der Behandlung des mhd. *ei*, an dessen Stelle die bayerisch-österreichische Fassung *ai* zeigt, die fränkisch-obersächsische *ei.* Wir haben bereits angeführt, wie Wolf über das *au* sagt, es sei *communis fere omnibus nationibus.* Ganz ähnlich sagt er vom *ei*: Ei *communis vocalis est plerisque nationibus, ut,* mein, dein, wein. *Ab Helvetiis et aliis quibusdam mutatur in* i *productam*, min, din, win. Dagegen sagt Wolf vom *ai:* ai *est suevica diphthongus, ut* ainer. *Hanc alii mutant in* ei, einer, *alii in* a *subtile et hians* aner: *crassiores Suevi ita pronunciant, ut haud sciam an scribi possit*: *fortassis per* oa *aliquo modo exprimi potest*, oamer (l. oaner). Man sieht, so weit reicht die Einsicht Wolfs, dass er weifs, *au* und *ei* haben eine weitere Verbreitung als *ai.* Dass aber das letztere nicht eine *Suevica diphthongus* ist, sondern die bayerisch-österreichische Fassung des mhd. *ei*, ist ihm ebenso entgangen, wie dass das *ei* an dessen Stelle nicht blofs eine von den vielen Mundarten ist, die man wie Wolf thut mit *a* = mhd. *ei* (*aner* = mhd. *einer*) gleichstellen dürfte, sondern die fränkisch-obersächsische Fassung der Schriftsprache.

Die bayerisch-österreichische Fassung dieses Lautes (*ai* = mhd. *ei*, dagegen *ei* = mhd. *î*) stimmt in sehr beachtenswerther Weise mit dem Gothischen, und es liegen hier noch Spuren von uralten Völkermischungen vor. Die kaiserliche Fassung der neuhochdeutschen Schriftsprache schloss sich in diesem Fall der bayerisch-österreichischen an. Im Laufe der Zeit aber hat sie fast in allen hierher gehörigen Wörtern der fränkisch-obersächsischen Fassung weichen müssen. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts halten kaiserliche Urkunden noch die alte Fassung fest. So bietet z. B. der Vertrag zwischen Karl V., dem Römischen Könige und dem Churfürsten von Brandenburg vom Jahr 1541, den Ranke (deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation 6, 337 fg.) aus dem Original mittheilt, die Formen *genaigt, erzaigt, ainigkait, kain, gemaine, ain, laisten* (præstare), entsprechend den mhd. *ei*; dagegen *zeit, sein, vleisz, reichstage, pleiben, weitters, leib* (mhd. = *lîp*), *weisz* (= mhd. *wîse*), *abzuweichen, desgleichen.* Daneben einige Fälle, in denen mhd. *î* durch *ey* vertreten ist: *scheyn* (= mhd. *schîn*), *allzeyt, seyn* (esse). Dies *ey* bildet dann bisweilen schon den Uebergang zur Vereinigung des alten *ai* und *ei*, z. B. *Keyser* ne-

ben *Kayser, kayserl.*, *heyligen* dreimal neben einmaligem *hayligen.* Endlich hat sich in einigen Fällen schon das fränkisch-obersächsische *ei* eingeschlichen: *vereinigt*, *eigentlich*, *eignet.* Dass nun mit der Zeit die kaiserliche, österreichisch-bayerische Fassung der mhd. *ei* fast in allen Wörtern durch die fränkisch-obersächsische verdrängt worden ist, scheint mir vorzugsweise eine Wirkung der Lutherschen Schriften. Freilich traf diese Wirkung hier mit einem anderen nicht unwesentlichen Umstand zusammen. Die fränkisch-obersächsische Fassung (*ei* = mhd. *ei*) war ja in diesem Fall keine andere als die mittelhochdeutsche selbst, die schon vor mehr als dreihundert Jahren für die gemeindeutsche gegolten hatte und von den südwestlichen Deutschen je und je war festgehalten worden.

Der Gang, den die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache nahm, war also der: Eine neuhochdeutsche Reichssprache, die sich einerseits vom Mittelhochdeutschen und andererseits von den einzelnen Volksmundarten wesentlich unterschied, fand Luther schon vor und bediente sich ihrer. Aber diese Reichssprache gestattete in einzelnen Punkten noch gewisse landschaftliche Besonderheiten.

Auch diese Besonderheiten werden im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts grofsentheils beseitigt, und so erhielt die deutsche Schriftsprache als eine überall gleiche ihren wesentlichen Abschluss.

VIII.

Sprachgeschichtliche Wünsche

in Bezug auf

die Herausgabe der deutschen Reichstagsacten.

(Aus: Die deutschen Mundarten, Vierteljahrsschrift, her. v. K. Frommann. V. Jahrgang 1858.)

Unsere Zeitschrift hat es zwar zunächst nur mit den deutschen Volksmundarten an sich zu thun. Aber eine der wichtigsten Seiten der mundartlichen Forschung bildet das Verhältnis der Mundarten zur Schriftsprache, und zwar in doppelter Weise. Erstens nämlich ist ja die Schriftsprache selbst hervorgegangen aus den Mundarten. Denn, mag man über die Entstehung der gegenwärtigen deutschen Schriftsprache denken, wie man will, mag man ihre Ursprünge in mancher Beziehung mit Recht noch so tief zurückführen in die schriftlichen Aufzeichnungen des Mittelalters, immer kommt man bei weiterm Zurückgehen auf einen Punkt, wo die schriftliche Aufzeichnung hervorgeht aus der gesprochenen Mundart. Zweitens aber ist es eine wesentliche Seite an der Untersuchung der Volksmundarten, zu verfolgen, wie die mehr und mehr festgestellte Schriftsprache wieder zurückwirkt auf die gesprochenen Mundarten.

Unter allen Fragen der deutschen Sprachforschung ist kaum eine von gröfserem Interesse und schwererem Gewicht als die Frage nach der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Aufser der grofsen geschichtlichen Wichtigkeit, welche die neuhochdeutsche Schriftsprache besitzt, hat auch für die Sprachforschung selbst gerade die Entstehung, Ausbildung und Verbreitung dieser Sprache einen besondern Werth, weil sich in der Lösung dieses Problems fast alle die Fragen vereinigen, die das Verhältnis der Schriftsprache zu den Mundarten betreffen. Wie verhält sich die neuhochdeutsche

Schriftsprache, die Sprache Luthers, zur früheren hochdeutschen Gemeinsprache, zum Mittelhochdeutschen? Begnügen wir uns hier, die Lautverhältnisse, die Flexionen u. s. w., wie wir sie bei Luther vorfinden, zusammenzustellen mit den mittelhochdeutschen des dreizehnten Jahrhunderts, so hat die Sache freilich keine allzugrofse Schwierigkeit. Aber das ist nicht die Frage, von der wir reden. Diese Frage ist vielmehr: Wie ist die mittelhochdeutsche Sprache des dreizehnten Jahrhunderts in die neuhochdeutsche des sechzehnten umgewandelt worden? Oder anders ausgedrückt: In welcher Weise sind die Formen der Schriftsprache des sechzehnten Jahrhunderts an die Stelle der mittelhochdeutschen getreten? Bricht der Zusammenhang mit dem Mittelhochdeutschen ganz ab? Ist eine andere Mundart an der Stelle des Mittelhochdeutschen zur Schriftsprache erhoben worden? Oder hat sich das Neuhochdeutsche aus einer Mischung von Mundarten zur Schriftsprache herausgearbeitet? Und wenn dies letztere, wo und wie hat diese Mischung stattgefunden? Ist sie unabhängig vom Mittelhochdeutschen, oder bildet nicht vielmehr die schriftliche Gemeinsprache der früheren Zeit, so weit eine solche da war, die Grundlage, welche in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters durch das Eindringen mundartlicher Formen des östlichen und mittleren Deutschlands zur neuhochdeutschen ist umgestaltet worden? Und wie ist es zugegangen, dass gerade diese Mischung den Sieg davongetragen hat? Was hat ihr das Uebergewicht verschafft über alle anderen Formen, namentlich über die im südwestlichen Deutschland immer noch fortlebenden mittelhochdeutschen? Man hat sich gewöhnt, den Grund dieser Erscheinung in Luthers Sprache und der Kirchenreformation zu suchen. Aber so gewaltig und über alle anderen hervorragend auch Luthers Sprache war, so überzeugt man sich doch bald, dass die Entstehung und Ausbreitung der neuhochdeutschen Schriftsprache noch in ganz anderen Umständen wurzelt als in der Sprache und dem Einfluss Luthers. Denn erstens ist die neuhochdeutsche Sprache in allem Wesentlichen schon vor dem Auftreten Luthers vorhanden, und zwar nicht etwa blofs als Sprache der sächsischen Kanzlei, aus welcher sie Luthers Schriften über die anderen Länder Deutschlands ausgebreitet hätten, sondern als gemeinsame Schriftsprache für einen grofsen Theil Deutschlands. Zweitens aber zeigt sich auch die Ausbreitung dieser neuhochdeutschen Gemeinsprache in unzähligen Fällen völlig unabhängig von

Luthers Einfluss.*) Müssen wir also zuvörderst ganz absehen von Luther, so fragt sich: Wo haben wir die Entstehung des Neuhochdeutschen und die Gründe seines Uebergewichts zu suchen?

Gewiss haben, wie bei allen derartigen Erscheinungen, sehr mannigfaltige Umstände zusammengewirkt, um zuletzt zu dem grofsartigen und überraschenden Ergebnis zu führen. Man wird diese Umstände alle, jeden in seiner Art, in Anschlag zu bringen haben. Aber ich glaube, mich nicht geirrt zu haben, wenn ich die kaiserliche Kanzlei und die deutschen Reichstage**) als eine der wesentlichsten Zeugungsstätten der neuhochdeutschen Gemeinsprache und als die Hauptursache ihres Uebergewichts bezeichnet habe.***) Man muss sich dabei nur vor Missverständnissen hüten. Erstens nämlich ist natürlich nicht die Rede von dem Machen einer neuen Sprache, sondern es handelt sich nur von der Umgestaltung der früheren Gemeinsprache, so weit eine solche schon im dreizehnten Jahrhundert vorhanden war, und von dem Einfluss, welchen die Mundarten in dieser Beziehung bei der Behandlung der Reichsgeschäfte geäufsert haben. Zweitens aber darf man nicht eine völlige Gleichheit in den Aufzeichnungen erwarten, vielmehr nur eine immer gröfsere wechselseitige Annäherung, die aber doch

*) Vgl. Zarnckes Commentar zu Brants Narrenschiff S. 276.

**) Ich fasse die kaiserliche Kanzlei und die deutschen Reichstage zusammen, um dadurch die Wechselwirkung, in welcher beide standen, zu bezeichnen. Sicherlich hat die Sprache der kaiserlichen Kanzlei auf die allmähliche Feststellung der Reichssprache den wesentlichsten Einfluss gehabt. Andererseits wird sie bei dem beständigen Verkehr mit den anderen Kanzleien und den häufigen Reichstagen des 15. Jahrhunderts eine nicht geringe Einwirkung von Seite der Uebrigen erfahren haben. Man kann hier bei der Stellung, die Friedrich der Weise gegen das Ende des 15. und im Beginn des 16. Jahrhunderts einnahm, besonders an Chursachsen denken. Demnächst auch an Churmainz, indem Reichskanzlei und kaiserliche Kanzlei sich immer mehr gegeneinander abgrenzten, bis dann durch die Wahlcapitulationen seit Leopold I. dem Erzbischof von Mainz die Besetzung aller Stellen am Haupt-Reichs-Archiv ausdrücklich vorbehalten wurde. Die Stellung von Mainz zur schriftlichen Aufbewahrung der Reichstagshandlungen u. s. w. ist höchst interessant; aber man wird sich zu hüten haben, nicht Verhältnisse späterer Jahrhunderte auf frühere Zeiten zu übertragen.

***) Vgl. die Darstellung in meiner Schrift: Ueber deutsche Rechtschreibung, oben S. 198—204. Dazu: Der Unterricht im Deutschen, 3. Aufl. Stuttgart 1857, S. 21 fg. — Die Schrift des Hieronymus Wolf, oben S. 321 fg. — Das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm und die Entwickelung der deutschen Schriftsprache, unten S. 355—358.

schon vor Luthers Auftreten so weit gediehen ist, dass die Reichssprache in allen ihren Spielarten sich als eine Gemeinsprache abhebt von den eigentlichen Volksmundarten des Gebietes, auf welchem sie gilt. Das Vordringen der Formen, welche auf diese Art zu einer gemeinsamen Reichssprache verwuchsen, wird nicht wenig gefördert durch die neu erfundene Kunst des Bücherdrucks. Der Bücherdruck bildet gewissermafsen eine zweite Quelle der neuhochdeutschen Gemeinsprache. Aber dass auch im Bücherdruck schon im 15. Jahrhundert die neuhochdeutschen Formen als „rechtes gemeines Deutsch" das Uebergewicht erhielten, das wird seine Ursache nicht blofs darin gehabt haben, dass ein Theil der Schriftsteller des 14. und 15. Jahrhunderts sich dieser Formen bediente, auch nicht darin allein, dass Nürnberg und Augsburg zwei Hauptdruckstätten für deutsche Bücher waren, sondern vorzüglich auch darin, dass diese Formen es waren, die in den Reichsacten durchdrangen. Erst wenn diese Thatsachen gehörig festgestellt sind, wird sich untersuchen lassen, in welchem Mafs Luther zur Ausbreitung der Reichssprache überhaupt und insbesondere zum theilweisen Sieg der obersächsischen Spielart der Reichssprache gewirkt hat.

Aus der voranstehenden Darlegung ergibt sich nun auch, welche Forderungen wir an die beabsichtigte Veröffentlichung der deutschen Reichstagsacten stellen müssen. Vor allem ist der buchstabengetreue Abdruck der zu Grunde liegenden Handschrift unerlässlich, wenn die Veröffentlichung für die Sprachforschung Werth haben soll. Will man vorkommende Abbreviaturen im Druck auflösen, so muss man seiner Sache gewiss sein, dass man dies der Sprache der Handschrift entsprechend thut. Jedenfalls aber ist auch über solche Abweichungen von der Vorlage in der Einleitung genaue Rechenschaft zu geben, damit der Sprachforscher weifs, wo er die Handschrift, wo den Herausgeber vor sich hat. Alles weitere Zurechtrücken würde den wesentlichsten Werth, den diese Veröffentlichung für die Sprachforschung hat, zerstören. Zweitens ist die Herkunft der abgedruckten Handschrift, wie sich auch aus sachlichen Gründen von selbst versteht, genau anzugeben. Sehr erwünscht würde jede etwa auffindbare Mittheilung über Herkunft und Schicksale des Schreibers sein. Wo aber mehrere Handschriften für einen und denselben Act vorliegen, da sind sie ja nicht in der Weise zu mischen, dass das

charakteristische Gepräge beider verloren geht. Vielmehr ist die eine buchstabengetreu abzudrucken, und die Ergänzungen und Berichtigungen der anderen gleichfalls buchstabengetreu hinzuzufügen. Von besonderem Werth für die Sprachforschung würde es sein, wenn man in den Einleitungen ein und dasselbe, wenn auch nur kürzere Stück aus den verschiedenen Handschriften buchstabengetreu mittheilte.

Geht man auf diese Weise zu Werke, so wird sich bald zeigen, wie bedeutend der Gewinn dieser Veröffentlichung für die Geschichte der deutschen Schriftsprache und ihres Verhältnisses zu den Mundarten sein wird.

IX.

Das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm

und

die Entwicklung der deutschen Schriftsprache.

(Aus: Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien 1858. Heft I.)

Das deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm liegt nun bis zur fünften Lieferung des zweiten Bandes vor. Diese dreizehn Lieferungen, über dreitausend enggedruckte Spalten in Grofsoctav, lassen einen hinreichenden Blick thun in die Anlage und Ausführung des Werkes. Man wird sich dadurch überzeugen, dass die hochverehrten Hrn. Verf. ein Werk unternommen haben von einer Grofsartigkeit, wie es auf dem Gebiet der neuhochdeutschen Lexikographie nicht einmal annäherungsweise vorhanden war. In der Vorrede zum ersten Band (in der 8. Lieferung) gibt J. Grimm nähere Auskunft über den Plan des Werkes, wie ihn Wilhelm Grimm im Jahr 1846 auf der Germanisten-Versammlung zu Frankfurt am Main angedeutet hatte. „Das Wörterbuch", sagte er, „soll die deutsche Sprache umfassen, wie sie sich in drei Jahrhunderten ausgebildet hat: es beginnt mit Luther und schliefst mit Goethe. Zwei solche Männer, welche wie die Sonne dieses Jahrs den edlen Wein, die deutsche Sprache beides feurig und lieblich gemacht haben, stehen mit Recht an dem Eingang und Ausgang. Die Werke der Schriftsteller, die zwischen beiden aufgetreten sind, waren sorgfältig auszuziehen, nichts Bedeutendes sollte zurückbleiben". *)

---

*) Verhandl. der Germanisten; Frankf. 1847, S. 114.

Man sieht leicht, dass dies eine ganz andere Aufgabe war, als die, welche sich die Vorgänger der Hrn. Verf. auf dem Gebiet der neuhochdeutschen Lexikographie gestellt hatten. Man braucht auch nur einen vergleichenden Blick in das in seiner Art sehr anerkennenswerthe Wörterbuch von Adelung zu thun, um sich von dieser Verschiedenheit zu überzeugen. „Es war dieses Werk“, sagt Adelung in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seines Wörterbuchs, „weder zu einem Glossarium, noch zu einem allgemeinen deutschen Wörterbuch bestimmt, sondern zu einem Wörterbuche der hochdeutschen Mundart, so wie sie noch jetzt in Schriften üblich ist.“ Alle veralteten Wörter, fährt er fort, seien also der Regel nach von selbst weggefallen und nur ausnahmsweise hätten einzelne solche Wörter aus jetzt noch häufig gelesenen Schriften, z. B. aus Luthers Bibel, Aufnahme gefunden, weil sie „theils einer Erklärung, theils aber auch einer Warnung bedürfen, damit Ungeübte und Ausländer sie nicht für noch jetzt gangbar halten.“ Während also Adelung allein die Sprache der Gegenwart ins Auge fasste und nur ausnahmsweise auf die Sprache der Vergangenheit zurückgriff, stellt sich das Grimmsche Wörterbuch vielmehr die Aufgabe, die Geschichte der deutschen Wörter und ihrer Bedeutungen vom Beginn der neuhochdeutschen Zeit bis zur Gegenwart herabzuführen und an einer ausreichenden Sammlung von Belegen sowohl das Auftauchen und Verschwinden der Wörter als die Wandelungen der Form und Bedeutung nachzuweisen, die sie im Lauf der Jahrhunderte erfahren haben. Man sieht wohl, dass dies eine Aufgabe von höchster Wichtigkeit ist; man sieht aber auch, dass es eine Aufgabe ist von riesenmäſsigem Umfang und unermesslicher Schwierigkeit.

Ich will nun im Folgenden die Ausführung dieses groſsartigen Unternehmens näher zu schildern suchen, werde aber zum richtigen Verständnis der Sache etwas weiter in den Gang der neueren deutschen Sprachforschung zurückgreifen müssen. Ich werde mich übrigens bei meiner Darstellung und Beurtheilung auf die ersten elf Lieferungen beschränken, welche den Antheil Jacob Grimms enthalten, da Wilhelm Grimm, von dem die zweite Hälfte der elften und die zwölfte und dreizehnte Lieferung herrühren, die Grundsätze, die er bei seiner Arbeit befolgt hat, erst später darlegen wird. Bei der Beurtheilung eines Werkes wie das vorliegende kann es nicht auf einen bloſsen Panegyrikus abgesehen sein. Dass ein

deutsches Wörterbuch, das die Namen Jacob und Wilhelm Grimm an der Stirne trägt, ein Werk von hohem Werth ist, weifs jeder nicht ganz Ungebildete auch ohne dass er erst auf die Stimme eines Kritikers zu warten braucht. Das Grimmsche Wörterbuch hat aber bekanntlich auch scharfen Tadel erfahren, und das Publicum ist durch diese angreifenden Stimmen in weiten Kreisen irre geworden; um so mehr als die Tadler das, was sie aus dem deutschen Wörterbuch herausgriffen, benutzten, um die ganze Grimmsche Sprachforschung herabzusetzen. Der Unterzeichnete glaubt, dem Werke und dem Publicum zugleich einen Dienst zu erweisen, wenn er einerseits die hohe Bedeutung des Werkes nach Kräften ins Licht setzt und andererseits dessen schwächere Seiten nicht bemäntelt. Sollte aber Jemand meinen, es sei dem Werke zu viel oder zu wenig geschehen, so erwartet der Verf. dieser Kritik mit aller Ruhe das Urtheil der Folgezeit. Wenn man nach zwanzig Jahren seine Kritik wieder liest, so wird sich zeigen, ob sein Lob zu hoch gegriffen oder sein Tadel ungegründet war.

I. Die allgemeinen Vorbedingungen.

Um ein deutsches Wörterbuch im Sinne des hier vorliegenden zu schreiben, würde auch das fleifsigste Studium der neuhochdeutschen Sprache und Literatur bei weitem nicht genügen. Die deutsche Sprache der letzten drei Jahrhunderte ist die Fortsetzung der älteren deutschen Sprache. Obwohl in gewissem Sinn von der mittelhochdeutschen Sprache getrennt, lässt sie sich doch nur auf der Grundlage des Mittelhochdeutschen tiefer erforschen. Das Mittelhochdeutsche aber führt unmittelbar auf das Althochdeutsche zurück, und dies wird wieder nur halb verstanden ohne eine gründliche Kenntnis des Gothischen. Aber nicht nur diese näheren Verwandten, sondern auch die anderen Zweige des grofsen germanischen Sprachstamms, das Angelsächsische, das Altsächsische, das Altnordische, muss der genau kennen, der ein neuhochdeutsches Wörterbuch auf historischer Grundlage schreiben will. Denn auf alle diese Sprachgebiete führt ihn die Vorgeschichte der neuhochdeutschen Wörter. Ohne die Untersuchung der Vorgeschichte aber ist eine gründliche Etymologie der neuhochdeutschen Wörter unmöglich, und eine möglichst sichere Etymologie ist wiederum die unerlässliche Bedingung für eine wirklich auf den Grund gehende geschichtliche Entwicklung der Bedeutungen eines Worts.

Der Verfasser eines wissenschaftlichen neuhochdeutschen Wörterbuchs muss deshalb das ganze Gebiet der germanischen Sprachen beherrschen. In Bezug auf diese Grundbedingung zum Gelingen eines deutschen Wörterbuchs nun ist Jacob Grimm nicht etwa nur einer der Ersten, sondern er hat geradezu seines Gleichen nicht. Oder wagt es Jemand, seinen Namen neben den des greisen Meisters zu setzen? Sollte man aber auch geneigt sein, irgend einem Anderen eine gleich gründliche Kenntnis der älteren germanischen Sprachen zuzuschreiben, wie sie Jacob Grimm besitzt, so würde zwischen ihm und Jacob Grimm doch immer noch ein sehr wesentlicher Unterschied bleiben. Das Beste nämlich, was er von den germanischen Sprachen wüsste, hätte er von Jacob Grimm gelernt, während Jacob Grimm nicht blofs Kenner, sondern auch Entdecker der Gesetze ist, welche die Grundlage der germanischen Grammatik bilden. Grimm nimmt in der Erforschung der germanischen Sprachen eine ähnliche epochemachende Stelle ein wie Cuvier in der vergleichende Anatomie oder Linné in der Botanik. Es kommt hier nicht darauf an, ob jede einzelne Ansicht Grimms sich behauptet, sondern darin liegt der unvergängliche Werth solcher Werke wie Grimms deutsche Grammatik, dass sie der ganzen Weiterentwicklung der Wissenschaft die Bahn brechen. Gerade wer berufen ist, an irgend einer Stelle die Wissenschaft fortzubilden, wird mit um so gröfserer Verehrung auf Grimms grundlegendes Werk blicken, indem er recht wohl fühlt, wie wenig er ohne dessen Vorgang zu leisten im Stande sein würde. Wenn wir hiermit die höchste Seite von Grimms genialer Schöpfung bezeichnen, so soll damit die andere nicht zurückgesetzt werden, dass Grimms Grammatik durch den staunenswerthen Fleifs ihres Verfassers auch materiell zu einer unerschöpflichen Fundgrube für alle nachfolgenden Sprachforscher geworden ist.

Diese Betrachtungen liegen nicht etwa fernab von unsrem eigentlichen Gegenstand, dem „Deutschen Wörterbuch", sondern sie stehen damit in nächster Beziehung. Ohne Grimms Grammatik wäre ein Unternehmen wie das „Deutsche Wörterbuch" gar nicht möglich gewesen. Denn durch Grimms Grammatik ist die deutsche Etymologie erst zur Wissenschaft erhoben worden.

II. Die besonderen Bedingungen.

Wir haben bisher die allgemeinen Vorbedingungen betrachtet, die zur Durchführung eines solchen Planes erfordert werden, wie er dem deutschen Wörterbuch zu Grunde liegt. Die besondere Aufgabe des Werks verlangt aber natürlich die sorgfältigste Durchforschung gerade des neuhochdeutschen Wortschatzes, wie er in der neuhochdeutschen Sprache und Literatur niedergelegt ist. Hier wird nun Jeder, der nicht blofs von Hörensagen weifs, dass Grimm ein grofser deutscher Sprachforscher ist, sondern der Grimms Arbeiten aus eigener Anschauung kennt, zugeben, dass es auf dem ganzen Gebiet der deutschen Sprachwissenschaft kaum einen gröfseren Sprung geben konnte als den von Grimms bisherigen Forschungen zur Abfassung eines neuhochdeutschen Wörterbuchs. Schon der Uebergang von der Grammatik zum Wörterbuch ist kein geringer. Denn versteht es sich von selbst, dass der Verfasser eines Wörterbuchs gründliche Kenntnisse in der Grammatik besitzen muss, so ist doch die Aufgabe des Lexikographen von der des eigentlichen Grammatikers in solchem Mafs verschieden, dass der Letztere sich nur mit Mühe auf den neuen Boden versetzen wird. Natürlich ist hier nicht die Rede von untergeordneten Leistungen: Schulgrammatiken, Handwörterbüchern und dergleichen, sondern von grundlegenden Arbeiten, die aus eigener, umfassender Forschung hervorgehen. Bei solchen wird die langjährige Beschäftigung mit der grammatischen Form den Sinn für die eindringende Entwicklung der Bedeutungen eher schwächen als stärken.

Im vorliegenden Fall aber kommt noch ein besonderer sehr wichtiger Umstand hinzu.

Die hohe Bedeutung von Grimms Arbeiten besteht darin, dass sie uns das deutsche Alterthum aufgeschlossen haben. Sein Blick ist in Sprache, Recht und Sitte der Vorzeit zugewendet. Gerade durch diese liebevolle Erforschung des Alten hat nun zwar Grimm auch für die tiefere Erkenntnis des Neueren die rechte Grundlage geschaffen: die Untersuchung des Neueren selbst aber hat er fast überall nur beiläufig berührt. Dem Kenner von Grimms Grammatik brauche ich dies nicht erst weiter auseinanderzusetzen. Er weifs, wie nach der umfassendsten Darstellung des Gothischen, Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen, Angelsächsischen und anderer alten

germanischen Sprachen das Neuhochdeutsche gewöhnlich auf wenigen Blättern wie eine Art von Anhang abgethan wird. Dass diese Blätter eine Menge treffender Bemerkungen enthalten, versteht sich bei einem Werk wie Grimms Grammatik von selbst. Aber es gibt keine verkehrtere Vorstellung als wenn man sich Grimms Grammatik als eine deutsche Grammatik im gewöhnlichen Sinn denkt, das heifst als eine Grammatik unserer jetzt geltenden Sprache, bei der alles Uebrige nur für eine Art von Einleitung zu gelten hätte.

Bei der Unternehmung des neuhochdeutschen Wörterbuchs hatte also Grimm nicht blofs den Uebergang von der Grammatik zum Wörterbuch, sondern er hatte auch den noch schwierigeren von der Erforschung der älteren Sprache zur Untersuchung und Darstellung der neueren zu machen. So sehr aber auch, wie wir oben bemerkt haben, die neuere Sprache auf der älteren ruht, so ist doch die Sprachmasse des Neuhochdeutschen von der des Mittelhochdeutschen aufserordentlich verschieden. Man braucht sich nur an die Entwicklung der deutschen Literatur und Bildung in den letzten vier Jahrhunderten zu erinnern, um sich davon sofort zu überzeugen. Für die Abfassung eines neuhochdeutschen Wörterbuchs sind deshalb alle altdeutschen Studien nur als eine unerlässliche Vorbedingung zu betrachten. Das Werk selbst fordert ganz neue Studien, die Durcharbeitung eines fast unermesslichen Quellenmaterials, das gründlichste Studium der neuhochdeutschen Literatur.

Sehen wir nun zu, in welcher Art Grimm diesen Forderungen gerecht geworden ist. Grimm selbst erzählt uns in seiner anschaulichen und warmen Weise die Entstehung des Buchs. Nachdem er die Bemerkung vorausgeschickt, dass auch wissenschaftliche Unternehmungen, denen es noth thut, tiefe Wurzeln zu schlagen und weit zu greifen, von äufseren Einflüssen abhängen, erwähnt er der Amtsentsetzung, die bekanntlich in dem Hannoverschen Verfassungsstreite unter der Theilnahme von ganz Deutschland über ihn und seinen Bruder verhängt wurde.

„*In dieser zugleich drückenden und erhebenden lage*“, fährt er fort, „*da den geächteten die öffentliche meinung schützend zur seite trat, geschah uns von der weidmannschen buchhandlung der antrag, unsere unfreiwillige musze auszufüllen und ein neues, groszes wörterbuch der deutschen sprache abzufassen. unmusze, und die frei-*

willigste war genug da, sie wäre nimmer ausgegangen, was frommte ihrer mehr und im überschwank zu bereiten? beinahe hiesz es alte warm gepflegte arbeiten aus dem nest stoszen, eine neue ungewohnte und mit jenen, aller nahen verwandtschaft zum trotz unverträgliche, ihren fittich heftiger schlagende darin aufnehmen. auf deutsche sprache von jeher standen alle unsere bestrebungen, den gedanken ihren unermessenen wortvorrat selbst einzutragen hatten wir doch nie gehegt, und schon der mühsamen zurüstungen sich zu unterfangen konnte den für die ausdauer unentbehrlichen mut auf die probe stellen. aber im vorschlag lag auch etwas unwiderstehliches, das sich gleich geltend machte und zum voraus allen schwierigkeiten, den vor augen schwebenden, wie solchen, die sich erst, wenn hand angelegt werden sollte, erzeigen würden und die es vorauszuschauen unmöglich ist, die spitze bot. wir erwogen und erwogen, ein unabsehbares, von keinem noch angelegtes, geschweige vollbrachtes werk öffnete allenthalben die fernsten aussichten. es gab weder ein deutsches wörterbuch, noch einer andern neueren sprache in dem umfassenden, ausgedehnten sinn, den wir ahnten, welchem gerade jetzt mehr als irgend wann mit treu aufgewandten kräften folge geleistet, mit reger theilnahme entgegen gekommen werden könnte. seine ungeheure wucht sollte nun auf vier schultern fallen: das schien sie zwar zu erleichtern und vertheilen, indem ihm aber auch zwei häupter erwuchsen, die nothwendige einheit wo nicht des entwurfs, doch der ausführung zu gefährden. dies bedenken dennoch hielt keinen stich gegen die stete gemeinschaft, in der wir von kindesbeinen an gelebt hatten, die wie bisher auch für die zukunft unsere geschicke zu bestimmen und zu sichern befugt war. eingedenk des uralten spruchs, dasz ein bruder dem andern wie die hand der hand helfe, übernahmen wir williges und beherztes entschlusses, ohne langes fackeln, das dargereichte geschäft, zu dessen gunsten auch alle übrigen gründe den ausschlag gegeben hatten." *)

Wir ersehen aus dieser Stelle, dass Grimm bis zum Jahr 1837 „den Gedanken, den deutschen Wortvorrath einzutragen, nie gehegt hatte", und dass auch die „mühsamen Zurüstungen" zu einem solchen Unternehmen erst noch zu beginnen waren. Wer den Umfang dieser Zurüstungen erwägt, der wird nicht umhin können, den Entschluss des Hrn. Verf.s zu bewundern, eine solche Last

*) Vorrede Sp. I und II.

noch in so späten Jahren auf seine Schultern zu nehmen. Denn welche Ausdauer und welche Anstrengung erfordert es, auch nur die Hauptschriftsteller der neuhochdeutschen Literatur zum Zweck eines Wörterbuchs durchzuarbeiten. Nur einem Gelehrten von Grimms unermüdlicher Arbeitskraft könnte so etwas gelingen, und auch ihm nur, wenn er seine ganze Thätigkeit dem neuen Unternehmen widmet. Hier aber drängt sich die Frage auf: Ist es Jacob Grimm vergönnt gewesen, in dieser Art seine ganze Thätigkeit dem neuen Unternehmen zu widmen? Wenn wir die schriftstellerische Laufbahn Grimms vom ersten Auftauchen des Gedankens an ein neuhochdeutsches Wörterbuch im Jahr 1837 bis zum Erscheinen der ersten Lieferung im Jahr 1852 verfolgen, so finden wir sie bezeichnet durch eine Reihe umfassender und mühsamer Werke, die theils in gar keinem, theils in nur sehr entferntem Zusammenhang stehen mit der Bearbeitung eines neuhochdeutschen Wörterbuchs. Im Jahr 1840 erscheint die erste Abtheilung des ersten Bandes der Grammatik (583 Seiten) in einer völlig neuen Bearbeitung; im Jahr 1844 die zweite Ausgabe der deutschen Mythologie in solchem Mafs erweitert und theilweise umgearbeitet, dass sie fast für ein neues Werk gelten kann; im Jahr 1848 die Geschichte der deutschen Sprache (1035 Seiten), deren Titel nur den Unkundigen verführen könnte, sie unter die Vorarbeiten für das deutsche Wörterbuch zu rechnen. Denn in der That beschäftigen sich sieben Achttheile ihres Inhalts mit ganz anderen Dingen. Dazu kommt eine Reihe anderer Arbeiten, die man nur bei einem Mann wie Jacob Grimm als kleinere Arbeiten bezeichnet; mancher Andere dürfte sie mit Freuden unter seine Hauptarbeiten rechnen. So die Ausgabe der angelsächsischen Gedichte von Andreas und von Elene 1840, die Abhandlung über zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums 1842; die umfangreichere über das Verbrennen der Leichen 1850; und so manches Andere. Ich bin natürlich weit entfernt, diese mannigfache und höchst gewinnreiche Thätigkeit Jacob Grimms zu tadeln und zu fordern, er hätte statt ihrer seine Kraft den Vorarbeiten zum deutschen Wörterbuch widmen sollen. Ich würde es im Gegentheil sehr bedauern, wenn Grimm die Zeit, der wir die zweite Ausgabe der deutschen Mythologie verdanken, etwa darauf verwendet hätte, Goethes oder Schillers Werke für das Wörterbuch durchzuarbeiten. Ich führe das Obige alles nur an, um darzuthun, dass Grimm die Vorarbeiten für

das Wörterbuch nicht machen konnte, wenn er nicht ebenso wichtige und wichtigere Arbeiten versäumen wollte. In der That hat Grimm diese Vorarbeiten auch nicht gemacht. Das Grimmsche Wörterbuch ruht nicht auf einem eindringenden und umfassenden Studium der neuhochdeutschen Literatur, sondern auf den Zettelexcerpten Anderer. Jeder Kenner der neuhochdeutschen Sprache und Literatur würde dies bald gewahr werden, wenn es auch nicht in dem offen vor Augen läge, was Grimm selbst in der Einleitung über die Entstehung des Buches sagt.

Es handelt sich bei diesen Bemerkungen keineswegs blofs darum, wer diesen oder jenen Schriftsteller excerpiert hat, sondern es handelt sich darum, ob dem Ganzen ein tiefes und zusammenhängendes Studium der neuhochdeutschen Literatur zum Grunde liegt. Wird man an der Haltung des Ganzen gewahr, dass der Verf. in den Gang der neuhochdeutschen Literatur eingedrungen ist, dass er das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden weifs, dass er die einzelnen Hauptschriftsteller nach ihrem Gehalt und ihrem Stil, ihrer Wirkung auf das Publicum und ihrem Einfluss auf die Literatur kennt? Man wird nicht leugnen, dass alle diese Fragen von grofser Wichtigkeit sind für ein Wörterbuch, das sich die Geschichte der Wörter und ihrer Bedeutungen zur Aufgabe setzt.

In der Vorrede, Spalte LXIX bis XCI, gibt der Hr. Verf. ein Verzeichnis der Quellen. Wer auch nur ein wenig über die oben angegebene Aufgabe, die sich das Buch stellt, nachgedacht hat, wird leicht einsehen, dass das Verzeichnis der Quellen, aus denen das Wörterbuch geschöpft hat, die Grundlage des ganzen Werkes bildet. Der Hr. Verf. spricht sich über den „Umfang der Quellen“ so aus:

„*Es ist gesagt worden, dasz das wörterbuch sich über die gesamte hochdeutsche schriftsprache von der mitte des funfzehnten jahrhunderts an bis auf heute, mit ausnahme der eigennamen, und wie sich von selbst versteht des gröszten theils der unter uns umlaufenden fremdwörter erstrecken solle. die menge der in vier jahrhunderten geschriebnen und gedruckten bücher ist aber unermeszlich und offenbar kann der aufgestellte grundsatz nur zu erkennen geben, dasz keinem der zutritt abgeschnitten werde, denn die unmöglichkeit alle oder nur die meisten, seit dem Beginn dieser arbeit, wirklich vorzuführen liegt am tage. nirgend sind alle diese werke vollständig verzeichnet, nicht einmal den geübtesten kennern bekannt, noch*

weniger irgendwo zusammen aufbewahrt. nicht nur aus den beiden ersten, auch aus den letzten jahrhunderten werden viele auf reich ausgestatteten bibliotheken gar nicht angetroffen.“ (Vorrede Sp. XXXIV.)

Sicherlich wird niemand die abgeschmackte Forderung an die Hrn. Verf. stellen, dass sie alle in den letzten vier Jahrhunderten geschriebenen und gedruckten Bücher für ihr Wörterbuch benutzt haben sollen. Aber um so unerlässlicher wird die Anforderung sein, dass aus dem unermesslichen Büchermeer gleich von vorn herein das wahrhaft Bedeutende und Wichtige mit richtigem Takt und eindringender Kenntnis ausgewählt werde. Zwar wird man es nicht tadeln dürfen, wenn sich unter den angeführten Quellen eine Menge von untergeordneten und geringhaltigen Schriften findet. Denn für ein Werk wie das vorliegende werden auch solche Schriften öfters brauchbare und nicht zu verachtende Belege liefern. Wohl aber wird man sich billig verwundern, wenn neben einer Masse von unbedeutenden Schriften Bücher von unermesslichem Einfluss und Schriftsteller ersten Ranges unter den Quellen des Wörterbuchs übergangen sind.

Das Verzeichnis der neuhochdeutschen Quellen, die für das Wörterbuch benutzt worden sind, füllt drei und zwanzig enggedruckte Spalten und enthält nach einem mäfsigen Ueberschlag mindestens fünf bis sechshundert neuhochdeutsche Schriftsteller. Darunter finden sich z. B. Friedr. Kinds Gedichte (Spalte LXXIX), Scherenbergs Gedichte (Sp. LXXXVI). Aber darüber wollen wir um so weniger rechten, als die Auswahl für die neueste Zeit immer grofsen Schwankungen unterworfen sein wird. Doch wäre auch hier eine gröfsere Gleichmäfsigkeit gewiss zu wünschen gewesen. So finden sich (Sp. LXX) Arnims Werke unter den Quellen, während Brentano fehlt. Von E. M. Arndt sind die „Erinnerungen aus dem äufseren Leben“ angeführt, die viel tiefer eingreifenden Gedichte fehlen. Görres ist ganz übergangen, und doch nimmt er als Verfasser des „Athanasius“ nicht minder wie als Herausgeber des „Rheinischen Merkurs“ eine sehr bedeutende Stelle unter den deutschen Prosaikern ein. Schenkendorfs Gedichte sind (Sp. LXXXVI) angeführt, natürlich mit vollkommenem Recht. Aber warum fehlt Körner? Bei anderen berühmten deutschen Schriftstellern sind Ausgaben benutzt, in denen ganze Reihen ihrer Werke fehlen. So heifst es z. B. (Sp. LXXIX): „*Klopstocks sämtliche werke. Leipzig* 1823. 12 *bände.*“ Aber in

dieser Ausgabe von Klopstocks Werken fehlen die sprachwissenschaftlichen und ästhetischen Schriften, die deshalb auch ausdrücklich als Ergänzung zu dieser Ausgabe, Leipzig 1830, in sechs Bänden erschienen sind.

Für das siebzehnte und beginnende achtzehnte Jahrhundert sind neben den bekannten Namen der weltlichen Poesie eine Menge von Romanen, Komödien, Spottschriften u. s. w. als Quellen des Wörterbuchs aufgeführt: „*brautsuppe: eine gekochte bratwurst denen lüsternden löffelgänsgen bei der Rosenfeld und Winklerischen brautsuppe mit zuzubeiszen vorgesetzet von einem Alten Sudel Koch.* 1679, 4.“ (Sp. LXXI); „*Melissus, die galante und liebenswürdige Salinde oder academischer liebesroman. Frankfurt und Leipzig* 1718 *und* 1744.“ (Sp. LXXXI) u. dgl. m. Natürlich kann man die Benutzung solcher zum Theil sehr seltenen und für das Glossarium oft ergiebigen Schriften an sich betrachtet nur mit Dank annehmen. Aber sehr auffallend ist es, dass neben der Benutzung dieser obscuren Tageserzeugnisse Schriftsteller und Werke von unermesslichem Einfluss übergangen sind. So fehlen unter den für das Wörterbuch benutzten Schriften die Werke von Johann Arndt, von Spener, von August Hermann Francke, von Zinzendorf. Und doch wird allein Arndts „Wahres Christenthum“ an Einfluss und Verbreitung leicht einige Dutzend der von dem Hrn. Verf. angeführten Quellen aufwiegen.

Aber damit man nicht denke, es handle sich um irgend eine bestimmte Richtung der Literatur, über deren Berechtigung sich streiten lasse, brauchen wir nur das Eine anzuführen, dass unter den Quellen des siebzehnten Jahrhunderts der gröfste Naturforscher fehlt, den Deutschland überhaupt hervorgebracht hat, nämlich Keppler. Und wie sehr Keppler sich gerade die Ausbildung der deutschen Sprache für seine Wissenschaft angelegen sein liefs, dafür liefert sein „Aufzzug aufz der Vralten Messe-Kunst Archimedis. — Lintz 1616“ hinreichende Belege.

Wie im siebzehnten Jahrhundert der gröfste deutsche Naturforscher, so ist im sechzehnten der gröfste deutsche Maler, Albrecht Dürer, vergessen. Ich will aus dessen Schriften nur beispielsweise einige Nachträge geben. Zu Sp. 146 des Wörterbuchs: *abgeweltzt*, bei Dürer, Etliche vnderricht zu befestigung der Stett u. s. w. (nach dem Ex. von 1527 wieder gedruckt zu Arnhem 1603, Fol.) Bij: „auch das sie aussen abgeweltzt sey“. Sp. 167

hat *achtbar* keinen Beleg, es steht in A. Dürer a. a. O. Aij: „achtparem schlos". S. 965 *ausschweifung* in der Bedeutung von Ausbiegung, eb. Aij. Sp. 1134 fehlt *barlini*, „zwēi auffrecht Barlini", und weiter unten „barlinien", Dürer Vnderweysung der messung mit dem zirckel, Aij. Sp. 1151 sind zu *bastei* Frischlin und Garg. citiert; mehr als ein Menschenalter früher das Wort bei Dürer, befestigung Aij. und sonst oft.

Noch auffallender als das bisher Gesagte wird denen, die sich mit der Literatur des sechzehnten Jahrhunderts beschäftigen, der Artikel *Luther* im Quellenverzeichnis (Sp. LXXX) sein. Er lautet wie folgt:

„*Luthers bibel nach Bindseils unvollendeter ausg., die den text von* 1545 *unterlegt und frühere drucke vergleicht. die deutschen schriften nach der Jenaer ausgabe, und zwar th.* 1 *von* 1564. 2, 1563. 3, 1565. 4, 1566. 5, 1575. 6, 1578. 7, 1581. 8, 1568. *die einzelnen abhandlungen aus den älteren drucken zu entnehmen, hätte zwar zum echteren text geleitet, aber die citate verworren und weitläuftig gemacht, geschweige dasz sie selten, zerstreut sind und kaum zu erlangen gewesen wären. wer gelegenheit und den willen hat, diese einzelabdrücke genau zu lesen, wird manche beute auch für die sprache davon tragen. hin und wieder sind sie bereits zugezogen, z. b. spalte* 508, 1131 *und* 1751. *die briefe nach de Wette. Berl.* 1825—28 *in* 5 *bänden. die tischreden nach Aurifaber, Frankfurt* 1568 *und* 1571 *fol., meist in der letzten ausg.*"

Wer dies liest, ohne mit den angeführten Ausgaben von Luthers Schriften bekannt zu sein, denkt natürlich, dass die deutschen Schriften Luthers in ihrem ganzen Umfang für das Wörterbuch benutzt sind. Und bei einem Wörterbuch, das auf die Darstellung des Lutherschen Sprachgebrauchs ein ganz besonderes Gewicht legt, wird man dies auch gar nicht anders erwarten. Man wird in dieser Annahme um so mehr bestärkt, wenn man die angeführten Worte über die älteren Drucke der einzelnen Abhandlungen liest. Denn danach scheint nur noch die schon sehr ins Kleine gehende Vergleichung dieser seltenen Einzeldrucke mit der benutzten Jenaer Ausgabe übrig zu sein. Das Wörterbuch selbst geht von derselben Voraussetzung aus. (Vgl. z. B. Sp. 409.) Nun fehlt aber in der angeführten Jenaer Ausgabe nicht nur eine grofse Anzahl kleinerer Lutherscher Schriften, die man später in besonderen Bänden (z. B. Halle 1702 Fol.) nachgesammelt hat, sondern zwei

der umfangreichsten und wichtigsten Lutherschen Werke sind in die Jenaer Ausgabe absichtlich nicht aufgenommen worden, nämlich die beiden grofsen Postillen. Ich will nichts sagen von der sogenannten doppelten Hauspostille, weil sie auf blofser Nachschrift Anderer beruht, obwohl diese Nachschriften doch immer mindestens ebenso zuverlässig sind wie die im Wörterbuch benutzten Tischreden. Aber die Kirchenpostille! Sie ist von Umfang das gröfste Werk, das Luther überhaupt geschrieben hat; ihren Einfluss bezeugt die Menge der Ausgaben und über ihren Werth hat sich Luther selbst so ausgesprochen: „Desselbig gleichen, mein aller bestes Buch, das ich je gemacht habe, die Postillen." *)

Recht deutlich zeigt sich die Nothwendigkeit einer zusammenhängenden Durchforschung der Literatur besonders an einem gerade für den neuhochdeutschen Wortschatz aufserordentlich wichtigen Punkt. Ich meine den Einfluss, den die speculative Philosophie auf unsere Sprache geübt hat. So wenig ein griechisches Wörterbuch, das den ganzen altgriechischen Sprachschatz in seiner historischen Entwicklung darlegen will, von den Philosophen und ihrem Einfluss auf die Sprache Umgang nehmen kann, eben so wenig, ja gewissermafsen noch weniger ein deutsches. Denn bei den Griechen stehen die uns in gröfserem Umfange noch zugänglichen Philosophen, Plato und Aristoteles, am Ende der Literatur; bei uns ragen sie mitten hinein. Ich erinnere beispielsweise nur an das Verhältnis Schillers zu Kant. Es sind nun zwar in der oben angegebenen Weise auch eine Anzahl philosophischer Bücher für das Wörterbuch ausgezogen worden. Wie wenig aber hier ein solches Arbeiten aus zweiter Hand genügt, will ich an einem Beispiel klar machen. Der Artikel *Anmut* (Bd. I. Sp. 409 ff.) bringt, nach Besprechung der älteren Bedeutungen, für die neuern einen Beleg aus Gellert, einen aus Bürger, einen aus Vofs, endlich einen aus Goethe: *„das was wir sinnliche schönheit oder anmut nennen* 38, 38;" und darauf schliefst der Artikel mit den Worten: *„was der weltweise seiner pflicht abspricht: „„ich kann dem pflichtbegrif gerade um seiner würde willen keine anmut beilegen. Kant* 6, 182."" Hätte der Hr. Verf. Kants Schriften und Schillers Abhandlungen selbst durchgearbeitet, so würde ihm nicht entgangen

*) In der Schrift: Das diese wort Christi das ist mein Leib noch fest stehen. Jenaer Ausg. der deutschen Werke Thl. III. 1588 Bl. 381 *b*.

sein, dass die angeführte Stelle Kants*) sich ausdrücklich auf Schiller bezieht, und dass demnach die Geschichte dieses Worts vor allem Belege aus Schillers berühmter Abhandlung „*Ueber Anmuth und Würde*" erheischte.

Am unumgänglichsten natürlich ist ein zusammenhängendes Studium der Literatur, wenn es sich darum handelt, zu bestimmen, welche Philosophen überhaupt einen beachtenswerthen Einfluss auf die Sprache und Literatur geübt haben. Hier ist es dem Hrn. Verfasser widerfahren, einen Schriftsteller gänzlich zu übersehen, dessen aufserordentlicher Einfluss dem, welcher die deutschen Classiker des achtzehnten Jahrhunderts studiert, auf Schritt und Tritt begegnet. Ich meine den Philosophen Christian Wolff. Bei einem grofsen Theil unserer Classiker des achtzehnten Jahrhunderts lässt sich der Zusammenhang mit der Wolffischen Philosophie, den wir in der Ausdrucksweise ihrer Schriften finden, auch äufserlich nachweisen. Lessing wurde als Leipziger Student durch Kästner in die Wolffische Philosophie eingeführt.**) Kant, obwohl Gründer einer neuen Epoche in der Philosophie, legte doch in seinen Vorlesungen noch die Lehrbücher der Wolffianer zu Grunde, nämlich Meier in der Logik, Baumgarten in der Metaphysik, so weit er sich auch von ihnen entfernte.***) Endlich Herder, scheinbar schon durch Kant von Wolff geschieden, preist noch die Aesthetik „des unsterblichen Baumgarten". †)

Bedenken wir nun, dass Wolff gerade darin seinen hauptsächlichsten Ruhm fand, dass er die Philosophie in deutsche Worte kleidete, und erinnern wir uns, in wie weiten Kreisen diese Philosophie die deutschen Universitäten beherrschte, so werden wir uns nicht wundern, wenn wir sie einen tief greifenden und bleibenden Einfluss auf den deutschen Wortschatz üben sehen. Für ein Wörterbuch wie das vorliegende, das nicht nach Art eines Glossars eine blofse Sammlung seltener Wörter, sondern eine geschichtliche Darstellung des gesammten Sprachschatzes geben will, sind bekannt-

---

*) Die Religion innerhalb der Grenzen u. s. w. 1794. S. 10 ff.

**) Danzel, Gotth. Ephr. Lessing I, 80, ff.

***) Jachmann, Immanuel Kant, Königsberg 1804. S. 28. Mit diesen wie mit den übrigen Belegen soll natürlich nur der auch äufserliche Zusammenhang dieser Schriftsteller mit Wolff und seiner Schule dargethan werden; der innere liegt in dem Sprachgebrauch ihrer Schriften in unzähligen Fällen vor.

†) In der Schulrede 1765, in Herders Lebensbild. Bd. I. Abtheilg. 2, S. 71.

lich die verbreitetsten und einflussreichsten Wörter und Begriffe die wichtigsten. Gerade für diese aber ist an vielen Stellen Christian Wolff von unberechenbarer Bedeutung. Sein Einfluss auf die Sprache wirkt bis auf den heutigen Tag in einem Umfang fort, den die Meisten kaum ahnen. Ich will dies an einigen schlagenden Beispielen darthun, die schon in den Bereich der bisher erschienenen Lieferungen des Wörterbuchs fallen. Unter *beweggrund* (Sp. 1773) wird nebst einem Citate aus Klinger auf *bewegungsgrund* (Sp. 1776) verwiesen. Für das Wort *bewegungsgrund* werden hier Belege aus Hagedorn, Gellert, Lessing, Wieland, Schiller und Lichtenberg gegeben. Das Wort geht aber über alle diese zurück. Es findet sich bei Christian Wolff. „Denn wenn alles seinen zureichenden Grund haben muss, warum es vielmehr ist, als nicht ist; so mufs es auch seinen zureichenden Grund haben, warumb wir etwas wollen und nicht wollen, gleichwie es unmöglich ist, dafs eine Wage einen Ausschlag geben kann, wenn nicht ein Gewicht vorhanden, welches ihn verursachet. Diese Gründe nun des Wollens und nicht Wollens pflegen wir Bewegungs-Gründe zu nennen“ (Vernünfftige Gedancken von Gott, Der Welt Und der Seele des Menschen, — von Christian Wollfen §. 496. In der 2. Aufl. Halle 1722. S. 300). Wichtiger noch ist die Geschichte eines Wortes, dessen Gebrauch und Ansehen in den letzten Menschenaltern immer mehr um sich gegriffen hat, des Wortes Bewusstsein. Der betreffende Artikel des Wörterbuchs lautet (Sp. 1791): „*bewustsein, n. conscientia, animus sui compos, selbstgefühl, erst im* 18. *jh. gebildet und häufig gebraucht*“ und nun folgt eine Reihe von Belegen, nämlich vier aus Kant, zwei aus Fichte, einer aus Al. von Humboldt, einer aus Goethe, einer aus Klopstock und zwei aus Leopold Ranke. Aber allen diesen Belegen geht an Alter weit voraus eine Menge von Stellen, in denen sich Christian Wolff des Wortes Bewustsein bedient. „Also hebet die völlige Dunckelheit das Bewustseyn auf“ (A. a. O. §. 731. Ausg. Halle 1751 S. 457). Das Merkwürdigste dabei ist, dass wir dies wichtige Wort, dessen sich dann die Späteren so häufig bedienen, bei Christian Wolff förmlich erst entstehen sehen. Der erste Paragraph seiner angeführten Metaphysik hebt an: Wir sind uns unserer und anderer Dinge bewust“ u. s. w. Auf diesen ersten Anfang kommt dann der Philosoph an vielen Stellen seines Buchs wieder zurück, z. B. §. 728 „Das erste, was wir von uns ange-

mercket haben, war, dafs wir uns unserer und anderer Dinge ausser uns bewust sind" u. s. w. (S. 448 der Ausg. von 1722.) Die Randbemerkung fasst dann den Inhalt dieses Paragraphen so zusammen: „Warum wir vom bewust seyn den Anfang machen." *bewust seyn* wird also hier noch als reiner Infinitiv zu *ich bin mir bewust* gefasst, und so behandelt die Ausgabe von 1722 das Wort in einer Menge von Stellen. Sie schreibt *bewust sein* getrennt als zwei Wörter, schwankt aber zwischen dem kleinen und grofsen Anfangsbuchstaben von *bewust* in *bewust seyn* und bahnt so die Bildung des selbständigen Substantivums an. Z. B. §. 731 schreibt die Randglosse: „Dunckelheit der innerlichen Empfindung hebet das bewust seyn auf." Im Paragraphen selbst wird geschrieben: „Also hebet die völlige Dunckelheit das Bewust seyn auf." Die Ausgabe von 1751 (die dazwischen liegenden sind mir nicht zur Hand) schreibt dann durchweg „das Bewustseyn" als Ein Wort Z. B. a. a. O.: „Also hebet die völlige Dunckelheit das Bewustseyn auf."

Wie für *Bewusstsein*, so gebührt auch für einen anderen Ausdruck, dessen Geschichte sich mit der des Wortes *Bewusstsein* an Wichtigkeit messen kann, Christian Wolff die bedeutendste Stelle, nämlich für den Ausdruck *Begriff* im Sinne von *notio*. Das Wörterbuch sagt unter *begrif* (Sp. 1312) „5) *notio, nach begreifen* 7, *vorstellung*." Darauf folgt dann eine Masse von Belegen, nämlich vier aus Winckelmann, einer aus Lessing, fünf aus Kant, einer aus Gotter, einer aus Klinger, sechzehn aus Goethe, endlich einer aus Schiller. Auch hier wieder war der Ausdruck durch Christian Wolff längst eingebürgert, ehe einer von den angeführten Schriftstellern die Feder ergriff. Und zwar bedient sich Wolff des Wortes *Begriff* nicht etwa nur so beiläufig, sondern es bildet einen ganz bestimmten unzähligemal wiederkehrenden Terminus seiner Philosophie. So handelt z. B. das ganze erste Capitel seiner vernünfftigen Gedancken von den Kräfften des menschlichen Verstandes (2. Aufl. Halle 1719) in sieben und fünfzig Paragraphen „Von den Begriffen der Dinge." Hinten in der Erklärung der Kunstwörter steht dann noch ausdrücklich: Begriff, *notio*, *idea*. Ausführlicher Begriff, *notio completa*. (Beiläufig, daran schliefsen sich die Sp. 863 citierten Stellen aus Kant an), Deutlicher Begriff *notio distincta,* Dunckler Begriff, *notio obscura*, Klarer Begriff, *notio clara,* Unausführlicher Begriff, *notio incompleta* u. s. w. Diese Beispiele

werden genügen, um die Wichtigkeit Christian Wolffs für den deutschen Ausdruck darzuthun, und wie in den bisherigen Lieferungen des Wörterbuchs, so wird auch in den folgenden die Geschichte so manches weit verbreiteten und eingreifenden Ausdrucks an Christian Wolff anzuknüpfen haben.

III. Jacob Grimm und die neuhochdeutsche Schriftsprache.

Das vorliegende „Deutsche Wörterbuch" nimmt den Begriff „Deutsch" in einem ganz andern Sinn als Grimms „Deutsche Grammatik." In der letzteren umfasst der Ausdruck Deutsch nicht nur das Hochdeutsche aller Perioden: Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch, sondern auch die übrigen Sprachen aller germanischen Stämme: Angelsächsisch, Englisch, Altnordisch, Schwedisch, Dänisch u. s. w. Dagegen beschränkt sich das „Deutsche Wörterbuch" auf die neuhochdeutsche Sprache, das heifst, nach der Bestimmung des Hrn. Verfassers, auf die hochdeutsche Sprache der letzten vier Jahrhunderte.*) Dadurch erhält natürlich der Verfasser zu diesem Zeitraum eine ganz andere Stellung als in seiner Grammatik. Während in der Grammatik die neuhochdeutsche Sprache nur einen kleinen Theil der Aufgabe bildet, wird sie hier ausschliefsliches Object der Betrachtung. Man könnte glauben, dies sei nur ein quantitativer Unterschied, und in gewissem Sinn ist es auch so oder sollte doch so sein. Allein man wird gewahr werden, dass diese Nöthigung, das Neuhochdeutsche ausschliefslich ins Auge zu fassen, auch qualitativ dem Hrn. Verfasser eine neue Aufgabe stellt. Der Hr. Verf. sieht nämlich wohl, dass es sich bei einem neuhochdeutschen Wörterbuch nicht blofs um gelehrte Forschungen handelt, die zunächst im Kreise der Fachgenossen bleiben, sondern dass ein solches Werk unmittelbar in das Leben der Gegenwart eingreift, indem seine Bestimmungen alle Gebildeten, ja das ganze Volk berühren. Er rechnet auf Leser jeden Standes und Alters.**) Hier drängt sich aber sofort die unabweisliche Frage auf: Welche Stellung nimmt der Grammatiker, mag er nun eine deutsche Grammatik oder ein deutsches Wörterbuch für das gröfsere Publicum schreiben, zur deutschen Schrift-

*) Vorrede Sp. XVIII.

**) Vorrede Sp. XII.

sprache der Gegenwart ein? In der Vorrede zur deutschen Grammatik erklärt sich Grimm gegen alle und jede deutsche Grammatiken, die für die Schule oder das gröſsere Publicum bestimmt seien. „Seit man die deutsche Sprache grammatisch zu behandeln angefangen hat,“ sagt er, „sind zwar schon bis auf Adelung eine gute Zahl Bücher, und von Adelung an bis auf heute eine noch fast gröſsere darüber erschienen. Da ich nicht in diese Reihe, sondern ganz aus ihr heraustreten will, so muſs ich gleich vorweg erklären, warum ich die Art und den Begriff deutscher Sprachlehren, zumal der in dem letzten halben Jahrhundert bekannt gemachten und gutgeheiſsenen für verwerflich, ja für thöricht halte.“ Und weiterhin: „Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiſs, d. h. ungelehrt, darf sich nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen: eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen, und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen.“ „Eine Grammatik der einheimischen Sprache für Schulen und Hausbedarf“ gibt es, wie Grimm weiter erklärt, nicht.

In seiner Grammatik, die der gelehrten Erforschung der alten Sprache neue glänzende Bahnen bricht, von aller unmittelbaren praktischen Verwendung aber gänzlich absieht, konnte Grimm diese völlige Isolierung von allen bisherigen deutschen Grammatikern festhalten. Bei einem neuhochdeutschen Wörterbuch, das dem ganzen Publicum dienen will, wird sich die Frage nicht umgehen lassen: In welchem Verhältnis stehen die Bestimmungen des Grammatikers zur Schriftsprache? — Ist es wirklich an dem, dass jeder Deutsche seine selbsteigene Grammatik ist und sich um die Regeln des Grammatikers nichts zu kümmern braucht? Ist es aber anders, hat man allerdings seine individuelle Sprache, wofern man die Schriftsprache richtig gebrauchen will, den Regeln der Grammatik zu unterwerfen, worauf gründet dann der Grammatiker die Regeln, deren Beobachtung er fordert?

Der Hr. Verfasser sucht sich zwar diesen Fragen dadurch zu entziehen, dass er in praktischer Beziehung einen wesentlichen Unterschied zwischen der Grammatik und dem Wörterbuch behauptet. „*Die grammatik*,“ sagt er in der Vorrede zum Wörterbuch, „*ihrer natur nach ist für gelehrte, ziel und bestimmung des allen leuten dienenden wörterbuchs, wie hernach noch entfaltet werden soll, sind*

---

*) Sp. VII.

neben einer gelehrten und begeisterten grundlage nothwendig auch im edelsten sinne practisch.“ Allein diese Ansicht beruht auf einer Täuschung. Der Gebrauch der Grammatik erstreckt sich zum mindesten eben so weit wie der des Wörterbuchs. Wo keine Schriftsprache ist, da bedarf der Eingeborene weder einer Grammatik noch eines Wörterbuchs. Mit der Ausbildung der Schriftsprache aber tritt für den, der sich ihrer fehlerlos bedienen will, auch die Nothwendigkeit der Grammatik ein. Dass das praktische Bedürfnis grammatischer Belehrung weder geringer noch auf einen engeren Kreis beschränkt ist als der Gebrauch des Wörterbuchs lehrt die tägliche Erfahrung. Trotz des Bannspruchs, den Grimm bereits vor sieben und dreissig Jahren über die Schulgrammatiken gethan, hat sich deren Zahl und Absatz nicht vermindert, sondern noch bedeutend vermehrt. Bis in die untersten Schulen hinein sieht man sich genöthigt, einige grammatische Kenntnisse mitzutheilen; und die Zahl derer, die eine deutsche Grammatik in Händen gehabt haben, ist sicherlich nicht geringer als die Zahl derer, die sich eines deutschen Wörterbuchs bedienen. Ja unter den letzteren ist wieder noch eine sehr beträchtliche Anzahl Solcher, die sich auch des Wörterbuchs vorzugsweise zu grammatischen Zwecken bedienen, indem sie darin nachschlagen, wie man ein Wort richtig schreibt oder abbeugt. Wie könnte es auch anders sein, als dass die Grammatik dem Wörterbuch vorangeht? Enthält doch jedes Wörterbuch, nicht blofs das grofse, gelehrte, sondern auch das kleinste Taschenwörterbuch einige grammatische Bestimmungen über das Geschlecht und die Beugung der Wörter, die nur der versteht, der einige elementare Kenntnisse in der Grammatik besitzt.

Der Verfasser eines neuhochdeutschen Wörterbuchs hat deshalb auch in grammatischer Beziehung der lebenden Sprache gegenüber seine Stellung zu nehmen. Er könnte sich zwar begnügen, ohne alle Entscheidung nur die Geschichte des Wortes zu erzählen und dem Leser zu überlassen, welcher unter den verschiedenen Formen er sich bedienen will, oder ob er nicht überhaupt noch eine ganz andere Form vorzieht, die sich bei keinem einzigen deutschen Schriftsteller findet. Aber er würde sich bald überzeugen, dass damit dem wirklichen praktischen Bedürfnis keineswegs gedient ist, dass dies vielmehr ausdrücklich zu wissen verlangt: Welche Form ist die richtige, das heifst, der gegenwärtig zu Recht bestehenden Schriftsprache angemessene? In dieser Forderung liegt aber

schon ausgesprochen, dass, wo es sich um die Schriftsprache handelt, keineswegs Jeder eine selbsteigene Grammatik ist. Und so sieht sich denn auch Jacob Grimm genöthigt, in einem Buche, das er ausdrücklich für das ganze Publicum bestimmt, grammatische Entscheidungen über die Formen der gegenwärtigen Sprache vorzutragen. Es fragt sich nur, auf welcher Grundlage dies geschehen soll.

Hat die Schriftsprache eines Volkes eine gewisse Höhe der Entwicklung erreicht, so wird man die Formen, deren sich die Classiker jener Höhezeit bedienten, als mustergültig bezeichnen. Es wird dies um so mehr geschehen, wenn jene Formen durch eine weit verbreitete Schulbildung grammatisch festgestelltes Gemeingut aller Gebildeten geworden sind. Ob die graphische Darstellung dieser Wortformen zweckmäfsigen Verbesserungen unterzogen werden solle und könne, ist eine Frage für sich. Die Formen selbst aber hat der Grammatiker als ein Gegebenes zu behandeln. In diesem Stadium befindet sich gegenwärtig unsre deutsche Schriftsprache. Fehlt es auch nicht an einzelnen Schwankungen, so ist doch die unermessliche Mehrzahl der Wortformen durch die Classiker des achtzehnten Jahrhunderts festgestellt und durch eine Unzahl von Grammatiken in den allgemeinen Gebrauch aufgenommen. In wie weit schöpferische Geister, die durch ihre Erzeugnisse neue Epochen der Literatur begründen, sich von jenen Formen lossagen dürfen, ist eine Frage, die sich nur thatsächlich entscheidet. Bei anderen Menschen aber nennt man Verstöfse gegen den festgestellten Sprachgebrauch Schnitzer.

Diese Ueberzeugungen sind in dem Sensus communis aller Gebildeten so fest gewurzelt, dass sie allen entgegenstehenden Theorieen Trotz bieten. Von den verschiedensten Theorieen aus sehen wir daher die Grammatiker, wenn es zum Treffen kommt, in die gewohnten Bahnen einlenken.

Das Grimmsche Wörterbuch gibt in den meisten Fällen keine ausdrückliche Auskunft, ob ein Wort oder eine Wortform noch gegenwärtig im Gebrauch ist oder nicht, sondern überlässt es dem Leser, dies aus den beigefügten Belegen zu entnehmen. In vielen Fällen geht dies auch, in andern aber ist es höchst unbequem und in manchen unmöglich. Bisweilen erklärt sich Grimm ausdrücklich für die durch den neueren Gebrauch festgestellte Form. Das Alles brauchen wir hier nicht näher zu erörtern. Was aber

einer genaueren Beleuchtung bedarf, ist die Theorie über die Befugnis des Grammatikers zur Abänderung längst festgestellter Wortformen, die sich an mehr als einer Stelle des Werkes geltend macht. So werden z. B. die schwachen Masculina, auch da, wo ihnen der Gebrauch der Schriftsprache längst die Endung *en* gegeben hat, auf die alte „organische" Form mit blofsem *e* zurückgeschoben: 2, 309 der *Brate* (statt *Braten*). 2, 218 der *Boge* (*flexus*, *arcus*, statt *Bogen*). Hier noch die besondere Bemerkung: „*den bei uns eingerissenen nom. bogen widerlegt auch die alte schreibung bog,*" und weiter unten: „*noch sprachwidriger ist, wenn man aus dem sg. bogen sogar den pl. bögen bildet.*" Ich führe diese letztere Stelle nicht an, um den Plural *bögen* zu vertheidigen, sondern weil in ihr die Form des Singulars: *Der Bogen* als sprachwidrig bezeichnet wird. Diese Form aber, die schon bei Luther vorkommt, hat bereits seit mehr als hundert Jahren die Form *Boge* dermafsen verdrängt, dass schon Frisch in seinem Wörterbuch (Berlin 1741) gar keine andere mehr aufführt. Unsere Dichter haben sie längst durch den Reim gesichert. „*Es stehet ein Regenbogen Wohl über jenem Haus! Sie aber ist weggezogen, Und weit in das Land hinaus.*" Goethe 1, 69 (1840). Als ein anderes Beispiel führen wir die Bemerkung an, die der Hr. Verf. am Schluss des Buchstabens *B* macht (Bd. II. Sp. 597 ff.). Dort setzt er nämlich auseinander, dass in der Lingualreihe das Gesetz der Lautverschiebung auch im Neuhochdeutschen völlig durchgedrungen sei; für die Gutturalreihe sei man auf die gothische Stufe zurückgewichen; dagegen herrsche in der Labialreihe schädliche Unsicherheit. In der Mehrzahl der Fälle habe man *B* beibehalten, in einigen aber sei man zu *P* fortgeschritten. Einzelne Triebe derselben Wurzel würden dadurch auseinander gerissen. Und darauf hin ist der Hr. Verf. der Meinung, man könnte getrost aufhören, in den Wörtern *pochen*, *prangen*, *Pracht*, *putzen* ein *p* zu schreiben. Man solle vielmehr schreiben *bochen*, *brangen*, *Bracht*, *butzen*. Wohin es mit unsrer gemeinsamen Sprache kommen würde, wenn man solche Grundsätze wirklich durchführen wollte, habe ich früherhin bei einer anderen Gelegenheit dargelegt.

IV. Jacob Grimm und die Geschichte der Sprache.

Wenn wir einerseits Grimm das historisch Gegebene mit gröfster Ehrfurcht behandeln und mit bewundernswerthem Eifer erforschen sehen, so drängt sich uns die Frage auf, wie es zugeht, dass derselbe Gelehrte auf der anderen Seite mit solcher Gewaltthätigkeit in den Bestand der neuhochdeutschen Sprache eingreift, wie wir es im vorhergehenden Abschnitt gesehen haben. Der Grund dieser Erscheinung liegt in Grimms Ansicht von der Entwicklung der Sprache. Obwohl er selbst als der ausgezeichnete Forscher, der er ist, sich an vielen Stellen von seiner eigenen Grundansicht frei macht, so bricht doch diese Grundansicht immer wieder durch. Diese Grundansicht aber besteht in der Ueberzeugung, dass wir in der Geschichte der älteren germanischen Sprachen das Gesetz besitzen, nach welchem sich die deutsche Sprache hätte entwickeln sollen. Was diesem Gesetz entspricht, ist „organisch", was von ihm abweicht, „unorganisch". Das „Unorganische" aber erscheint aus diesem Gesichtspunkt als fehlerhafte Abirrung vom „organisch Richtigen", und so glaubt sich der Grammatiker befugt, wo irgend möglich, das „Unorganische" wieder zu beseitigen und das angeblich „organisch Richtige" an dessen Stelle zu setzen.

Gehen wir tiefer auf Grimms Ansichten ein, so zeigt sich uns einerseits das unsterbliche Verdienst, das dieser ausgezeichnete Sprachforscher sich erworben hat, andrerseits aber treten uns auch die Stellen klar vor Augen, an denen die Ansichten desselben einer Fortbildung und theilweisen Umgestaltung bedürfen. Mit einem Scharfsinn und einer Ausdauer, welche die Bewunderung aller Zeiten in Anspruch nehmen werden, hat Grimm in seiner Grammatik die Laute und die Formen aller germanischen Sprachen zusammengestellt. Daraus hat sich ihm ergeben, dass die Laute dieser Sprachen keineswegs willkürlich wechseln, sondern dass die Laute der einen zu den Lauten der anderen in einem ganz bestimmten gesetzlichen Verhältnisse stehen. In der Aufspürung dieser Verhältnisse besteht ein grofser Theil von Grimms schönsten und eingreifendsten Entdeckungen. Dabei hat jedoch Grimm sein ganzes Augenmerk auf den vorgefundenen Thatbestand gerichtet; den Vorgang selbst aber, dessen Ergebnis dieser Thatbestand ist, lässt er fast ganz unerörtert; und wo er sich nothgedrungen darauf einlassen muss,

da wird man meistentheils erkennen, wie fern ihm ein tieferes Eindringen in diese Vorgänge liegt. Man hat nämlich in der geschichtlichen Sprachforschung drei Dinge zu unterscheiden: erstens den reinen Thatbestand, wie er in den geschriebenen Quellen oder den gesprochenen Sprachen vorliegt. Zweitens die Frage: Wie ist dieser Thatbestand geworden? Auf welche Weise hat sich der eine Zustand aus dem anderen entwickelt? Endlich drittens erst die Frage nach dem Warum dieser Entwicklung. Die Untersuchung der zweiten Frage ist durchaus nicht bedingt durch die Beantwortung der dritten. Ja es liefse sich denken, dass wir eine sehr eingehende Kenntnis des Vorganges selbst erhielten, ohne doch im Stande zu sein, den Grund des Vorganges aufzudecken.

Wenn wir das Verhältnis, in welchem die Laute einer Sprache zu den Lauten einer anderen Sprache stehen, durch vergleichende Wortforschung festgestellt haben, so fragt sichs weiter: Durch welchen Vorgang ist dieses Verhältnis entstanden? Abgesehen von allen Voraussetzungen, die aufserhalb unsrer Wissenschaft liegen, könnte jemand zunächst auf den Gedanken kommen, keiner dieser beiden Sprachzustände sei aus dem anderen hervorgegangen und auch nicht beide aus einem gemeinsamen dritten, sondern beide hätten von Anfang an nebeneinander bestanden. Etwa wie die wirklichen Species der Thiere und Pflanzen nicht auseinander hervorgehen, sondern nebeneinander bestehen. Aber je tiefer wir in die Sprachgeschichte eindringen, um so unwidersprechlicher zeigen sich uns die wirklichen Uebergänge dieser Laute. Die Nachkommen eines und desselben Volkes sprechen jetzt an derselben Stelle einen anderen Laut als ihre Vorfahren vor tausend Jahren. Wo uns z. B. die altsächsische Evangelienharmonie aus dem neunten Jahrhundert ein anlautendes *th* zeigt, in Wörtern wie *that*, *thanc*, *thîn* u. s. w., sprechen die Nachkommen eben jener alten Sachsen, deren Sprache uns die Evangelienharmonie überliefert, jetzt ein *d*, also *dat*, *danc*, *dîn*. Die Laute einer Sprache sind also nicht unwandelbar, wie es die specifischen Kennzeichen der Thier- und Pflanzenarten sind; sondern sie gehen ineinander über. Wollen wir uns aber nicht begnügen mit der blofsen vorgefundenen Thatsache, dass nämlich im Neuniederdeutschen sich ein *d* findet, wo im Altsächsischen ein *th* gesprochen wurde, so müssen wir uns auf irgend eine Weise den Vorgang zu vergegenwärtigen suchen,

wie diese Umwandlung stattfand. Wir haben ein zahlreiches Volk vor uns, welches spricht: *that, thanc, thîn* u. s. w. Einige Jahrhunderte später finden wir in demselben Volk diese Formen nicht mehr, sondern statt ihrer die Formen *dat, danc, dîn* u. s. w. Wie denken wir uns den Vorgang dieser Umwandlung? Offenbar nicht so, dass mit Einem Schlag die neuen Formen an die Stelle der alten getreten wären. Denn wollten wir dies, so müssten wir annehmen, dass an einem bestimmten Tag die alten Formen *that*, *thanc* u. s. w. aufgehört hätten und die neuen *dat*, *danc* u. s. w. an ihre Stelle getreten wären, und zwar im ganzen Sachsenlande von einem Ende bis zum anderen. Einen so abenteuerlichen und naturwidrigen Gedanken wird schwerlich Jemand festhalten wollen. Wir müssen vielmehr annehmen, dass die Umwandlung jener Formen eine allmähliche war. Das würde zunächst nur heifsen, dass ein Theil des Volkes die Formen *dat, danc* u. s. w. statt der älteren *that*, *thanc* zu gebrauchen begann, während ein anderer Theil sich noch der älteren bediente, und ein dritter vielleicht zwischen beiden hin und herschwankte. Es muss also eine Zeit gegeben haben, in welcher beide Formen für gleichberechtigt galten. Natürlich wird aber bei durchgreifenden Lautumwandlungen diese Annahme um so wahrscheinlicher, je näher sich die beiden Formen standen, je weniger die Veränderung den Sprechenden selbst auffiel. Daher lassen sich bei den durchgreifenden Lautumwandlungen der germanischen Sprachen in der Regel allmählich vermittelnde Uebergangsformen nachweisen. So namentlich bei der merkwürdigsten und umfassendsten Lautumwandlung der ganzen Sprachfamilie, bei der Lautverschiebung der Stummlaute. Hier ergibt sich der allmähliche Uebergang der Mediae in die Tenues, der Tenues in die Aspiratae von selbst. Für den scheinbar auffallenden Uebergang der Aspiraten in die Mediae aber ist die weiche Aspirata als Uebergangsstufe und deren stummlautender Bestandtheil als die zuletzt übrig bleibende Media nachgewiesen worden. Woraus sich dann zugleich ergab, dass anlautendes þ (*th*) durch Vermittlung von đ (*dh*) in *d* übergeht, nicht aber anlautendes *f*, das gar keine Aspirata ist, in *b*.*)

Wo aber auch ein allmählicher Lautübergang in dem oben

*) Vergl. oben: Die Aspiration und die Lautverschiebung. S. 1—104.

erörterten Sinn nicht nachgewiesen werden kann, da ist bei durchgreifendem Lautwechsel doch immer eine akustische Verwandtschaft der Laute anzunehmen, vermöge deren sie sich einander vertreten. Ueberall aber ist bei der Erörterung dieser Vorgänge auf die feinste physiologische Untersuchung der Laute zu dringen; und nirgends darf sich die Forschung mit dem blofsen Nachweis zufrieden geben, dass in der einen Sprache der eine, in der andern Sprache der andere Buchstabe steht. Vielmehr ist überall der Versuch zu machen, den einen Laut aus dem anderen oder beide aus einem dritten abzuleiten und die verschiedenen Vorgänge von einander zu scheiden.

Finden wir schon in dem Bisherigen, auf dem Boden der Natur, eine grofse Mannigfaltigkeit von Vorgängen, die nicht mit einander vermischt werden dürfen, so steigert sich diese Mannigfaltigkeit noch sehr, wenn wir die im engeren Sinn des Worts geschichtlichen Vorgänge in Betracht ziehen, die auf die Entwicklung einer Sprache eingewirkt haben. Durch Beimischung eines anderen Volksstammes können Wortformen eingedrungen sein, die sich aus der inneren Entwicklung der Sprache selbst durchaus nicht erklären lassen. Das Vorkommen dieser Formen gehört dann in eine ganz andere Classe von Vorgängen, als die bisher erörterten, und man würde sich umsonst zerquälen, physiologische Erklärungen zu suchen, wo man gar keinen physiologischen, sondern einen geschichtlichen Gegenstand vor sich hat.

Alle diese Fragen, die schon bei der blofs gesprochenen Sprache in Betracht kommen, wiederholen sich in verstärktem Mafs bei der Untersuchung der Schriftsprache. Die Schriftsprache beginnt, wenn die bis dahin blofs mündlich fortgepflanzte Sprache zum erstenmal geschrieben wird. Aber gleich hier am Eingang hat man sich vor einem Missgriff zu hüten. Man darf nämlich durchaus nicht von der Voraussetzung ausgehen, dass die Formen der gesprochenen Sprache, die nun zum erstenmal in Schrift gefasst wird, durchweg gleich sein müssten. Vielmehr wird sich in sehr vielen Fällen jenes Schwanken finden, das nach unserer obigen Schilderung von dem Fluss der sich fortentwickelnden Sprache unzertrennlich ist. Also wo auch nur ein einziges Denkmal vorläge, hätte man sich sorgfältig zu hüten, die nicht blofs in der graphischen Bezeichnung, sondern wirklich im Laut schwankenden Wortformen desselben überall gleich zu machen. Eben so

wenig darf dies natürlich geschehen, wenn mehrere Documente in ihren Wortformen von einander abweichen. Die Sache würde viel einfacher sein, wenn wir überall die Originalhandschrift des Verfassers besäfsen. Da dies aber meistens nicht der Fall ist, so bleibt dem Herausgeber ein gewisser Spielraum, wie viel er der Sprache des Verfassers, wie viel der Willkür oder Eigenthümlichkeit des Schreibers zutheilen will. Die Grenzen werden hier sehr verschieden ausfallen, je nachdem die Mittel, den Verfasser und den Schreiber zu unterscheiden, gröfser oder geringer sind. Ersteres ist z. B. der Fall beim Mittelhochdeutschen, Letzteres beim Angelsächsischen. Bei aller Anerkennung der Ergebnisse, die Grimm auf dem Wege der Sprachvergleichung erzielt hat, und ohne das Haltbare in denselben preiszugeben, wird man sich dennoch zu hüten haben, den Denkmälern der älteren germanischen Sprachen eine Ebenmäfsigkeit und Uebereinstimmung der Sprachformen aufzudrängen, die in dieser Weise gar nicht vorhanden war.*) Und zwar trifft dies bis auf einen gewissen Grad selbst die mittelhochdeutschen Denkmäler. Denn obwohl sich hier unter dem Einfluss der Schrift, der Höfe und der Dichter eine schon festere Gemeinsprache gebildet hatte, so war diese Gemeinsprache von einer so abgeschlossenen und durchgreifenden Uebereinstimmung doch noch weit entfernt, wie sie manche neuere Theoretiker ihr aufzwingen wollen.

Wenn nun die Schriftsprache eines zahlreichen und weitverbreiteten Volkes eine Reihe von Jahrhunderten durchläuft und sich in dieser Zeit einer immer gröfseren wirklichen Gleichheit nähert, so geschieht dies unter Einflüssen, die durchaus nicht der blofsen physiologischen Entwicklung der Sprache angehören. Vielmehr greifen hier vielfach Ereignisse der eigentlichen Geschichte ein, die aufserhalb aller physiologischen Berechnung liegen. Nehmen wir zum Beispiel die Entstehung und Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Hier können wir einerseits den unwidersprechlichen Zusammenhang mit dem Mittelhochdeutschen und durch dieses mit dem Althochdeutschen nachweisen. Eine ununterbrochene Reihe von Documenten verknüpft die Schriftstücke des 15. Jahrhunderts mit denen des 14. und 13. Syntax und Wortgebrauch bezeugen

*) Vgl. u. A. Reinhold Pauli, König Alfred, Berlin 1851. S. VII.

uns an unzähligen Stellen, dass die schriftsprachliche Ausbildung des 13., ja des 8. und 9. Jahrhunderts auch für das 15. und 16. nicht verloren war. Finden wir aber andererseits nicht blofs in Syntax und Wortgebrauch, sondern namentlich auch in den Lauten und Wortformen Vieles im Neuhochdeutschen ganz anders als im Mittelhochdeutschen, so dürfen wir durchaus nicht denken, dass sich dies alles mit reiner Naturnothwendigkeit unmittelbar auf dem Boden der Schriftsprache entwickelt habe. Fassen wir z. B. einen der wesentlichsten Unterschiede des Mittelhochdeutschen und des Neuhochdeutschen ins Auge: die mittelhochdeutschen *î* und *û*, die im Neuhochdeutschen zu *ei* und *au* geworden sind, so finden wir, dass die Volksmundarten der Länder, von denen die mittelhochdeutschen *î* und *û* ausgegangen sind, auch heute noch diese *î* und *û* festhalten. Wie im 13. Jahrhundert, so sagt der Alemanne auch heute noch *mîn hûs*, wo die neuhochdeutsche Schriftsprache *mein Haus* sagt. Dagegen sind in anderen Gegenden die Formen mit *ei* und *au* als mundartliche Besonderheiten längst vorhanden, ehe an eine neuhochdeutsche Schriftsprache gedacht wird. Dass nun diese Formen mit *ei* und *au* (*mein Haus* u. s. w.) die Formen der neuhochdeutschen Schriftsprache geworden sind, das beruht nicht auf einer inneren Umbildung der alemannischen Mundarten, welche die Grundlage des Mittelhochdeutschen waren, sondern es rührt daher, dass bei der Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache im 15. und 16. Jahrhundert der deutsche Osten das Uebergewicht über den Südwesten bekommen hat. Wie nun an dieser Stelle sich die mundartlichen Einflüsse des Südostens durchgreifend geltend gemacht haben, so die Einwirkungen anderer Mundarten an anderen Stellen unserer Schriftsprache bald in gröfserem, bald in geringerem Umfang. Dadurch dass neben Bayern und Oesterreich namentlich das mittlere Deutschland auf die Gestaltung der neuhochdeutschen Schriftsprache einwirkt, findet sich in derselben vieles den dortigen Mundarten Angehörige. Ja auch das Niederdeutsche unterwirft sich der Herrschaft der neuhochdeutschen Sprache nicht, ohne ihr einzelne seiner Formen und Redeweisen einzupflanzen. Formen wie *Flagge* (statt *Flacke*, wie es hochdeutsch heifsen müsste); *backen* (statt des hochdeutschen *bachen*, *coquere*) u. s. f. sind aus dem Niederdeutschen in die neuhochdeutsche Schriftsprache eingedrungen. In allen solchen Fällen kann natürlich keine Rede sein von einem physiologischen Uebergang eines älteren

hochdeutschen *ch* in ein späteres *ck* u. dgl., sondern es ist ein historischer Vorgang, der gerade jenen an sich älteren Formen erst später das Bürgerrecht in der neuhochdeutschen Schriftsprache verschafft hat.

Aus diesen Erörterungen ergeben sich wichtige Folgen für die richtige Auffassung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Wenn selbst bei der physiologischen Entwicklung der blofs gesprochenen Sprache eine durchgreifende Regelung nach sprachgeschichtlichen Voraussetzungen unstatthaft ist, so ist natürlich an eine solche Regelung gar nicht zu denken, wo rein historische Vorgänge ins Spiel kommen, die aufserhalb aller physiologisch-sprachgeschichtlichen Berechnung liegen. Hier gilt es vielmehr, das in der Schriftsprache Vorgefundene zu verzeichnen, und festzustellen, welche Formen in derselben zur Herrschaft gelangt sind. Hierum haben sich unsere deutschen Grammatiker seit lange bemüht und dadurch wesentlich zur Feststellung unsrer deutschen Schriftsprache beigetragen. So ist diese Schriftsprache, in der unsere grofsen Classiker ihre Werke geschrieben haben, keineswegs ein blofses Product der Natur, deren mit Nothwendigkeit wirkende Gesetze wir überall aus dem Product selbst nachweisen könnten. Vielmehr haben auf die gegebene Naturgrundlage die verschiedensten geschichtlichen Vorgänge eingewirkt, und diese unberechenbaren Einwirkungen bilden einen wesentlichen Factor unsrer zu Recht bestehenden Schriftsprache.

Hier klärt sich nun auch eine Frage auf, die praktisch von ebenso grofser Wichtigkeit ist, wie theoretisch, die Frage nämlich, in welchem Verhältnis die Grammatik zur Erlernung unsrer Muttersprache steht. Wäre unsre Schriftsprache ein reines Naturproduct, so würde es allerdings widersinnig sein, sie in den Schulen Deutschlands grammatisch lehren zu wollen. Denn sie bräche dann mit derselben unbedingten Naturnothwendigkeit aus jedem einzelnen Deutschen hervor wie die bestimmten Töne des Vogelgesanges aus jeder Art der Vögel. Nun aber ist unsere Schriftsprache, wie wir gesehen haben, keineswegs ein reines Naturproduct, sondern ihre Entstehung und Ausbildung beruht zugleich auf historischen Vorgängen im eigentlichen Sinn des Worts, und deswegen muss sie von dem, der sie vollständig und mit Sicherheit besitzen will, erlernt werden wie alles Historische, das nur der weifs, der es gelernt hat.

Wir werden am besten sehen, wie es sich mit der Schriftsprache verhält, wenn wir durch die verschiedenen Stufen sprachlicher Hervorbringung bis zu ihr hinaufsteigen. Wollen wir uns die Sprache als etwas denken, das in der Art mit Naturnothwendigkeit aus dem Sprechenden hervorbricht, dass der Sprechende im unbeschränkten Sinn der Schöpfer seiner Sprache ist: so werden wir zugeben müssen, dass eine solche Auffassung der Sprache nur auf den ersten Sprechenden passt, nicht aber auf die jetzt lebenden Menschen. Denn diese erhalten ihre Sprache durch Ueberlieferung. Das junge Geschlecht überkommt sie von dem älteren. So lange nun noch keine Schriftsprache besteht, ist diese Ueberlieferung eine unbewusste. Das Kind eignet sich die Sprache seiner Eltern an und bedient sich derselben, ohne dass darnach gefragt wird, ob die Sprache des Kindes wirklich genau mit der Sprache der Eltern übereinstimmt. Vielmehr können sich in der Sprache des Kindes seine physiologischen und sonstigen Eigenthümlichkeiten, so wie die Einflüsse seiner anderen Umgebungen ungestört geltend machen. Und wenn auch allzustarke Abweichungen von dem bisher Gewohnten auffallen, vielleicht sogar verspottet werden, so besteht doch keine bewusst erkannte Regel, nach welcher die eine Sprechweise als richtig, die andere als falsch bezeichnet werden könnte. Ganz anders nach der Ausbildung einer Schriftsprache. Der Erste, der eine Sprache in Schrift fasst, kann sich noch in derselben Lage befinden wie der schriftlose Mensch vor Einführung der Schrift. Wie dieser seine individuelle Mundart *spricht*, so *schreibt* jener seine individuelle Mundart. Bald aber zeigt sich der Unterschied des Sprechens und Schreibens. Das Gesprochene geht vorüber und richtet sich blofs an den engen Kreis der persönlichen Umgebung. Das Geschriebene bleibt bestehen und wirkt zeitlich und räumlich auf einen unberechenbar grofsen Kreis. So übt nun neben der mündlichen Ueberlieferung der Sprache auch das Lesen der vorhandenen Schriftwerke seinen Einfluss auf die Sprache des Schreibenden. Es hebt sich die Schriftsprache von der Mundart ab. Anfangs geschieht dies mehr gewohnheitsmäfsig, ähnlich wie bei der Ueberlieferung der gesprochenen Sprache, doch gleich in demselben Mafs dem Bewusstsein näher gerückt als Schreiben eine bewusstere Thätigkeit ist als Sprechen. Je mehr nun aber die Schriftsprache sich ausbildet und festsetzt, um so mehr drängt sich das Bedürfnis auf, das, was der

Schriftsprache gemäfs ist, in bestimmte Regeln zu fassen. So entsteht auf Grundlage der vorhandenen Schriftwerke die **Grammatik**, welche lehrt, was der Schriftsprache angemessen ist, was nicht. Das ist der Gang unserer schriftsprachlichen Cultur, und darauf beruht das Recht und die Nothwendigkeit eines Elementarunterrichts in der Muttersprache. Doch gerade aus diesem Herauswachsen der Schriftsprache aus den Mundarten ergibt sich andererseits auch die eigenthümliche Stellung, welche der Unterricht in der Muttersprache zu der bereits vorgefundenen Mundart des Kindes einnimmt. Die Sprache fliefst nicht aus der Grammatik, sondern die Grammatik regelt nur ihren Lauf. Doch ist dies an einem anderen Ort ausführlich dargelegt worden und braucht hier nicht wiederholt zu werden.*)

[*) Aus den voranstehenden Erörterungen (S. 352 — 360) ergibt sich einerseits, auf welchem Gebiet der unschätzbare Werth von Grimms Lautforschung liegt, während sich andrerseits zeigt, wo die auf Naturvorgängen beruhenden Lautwechsel ihre Grenze finden. Wo die sprachgeschichtliche Forschung in Zeiten einzudringen hat, aus denen keine unmittelbaren Urkunden vorliegen, da hat sie sich vor allem auf den naturgesetzlichen Lautwandel zu richten. Denn gerade was den naturgesetzlichen Lautwandel durchkreuzt, ist uns in jenen Urzeiten unzugänglich, da uns die Quellen dafür fehlen. Auch hier müssen wir uns zwar erinnern, dass auch in jenen Urzeiten schon die naturgesetzlichen Bedingungen nur die eine Seite des Lautwandels bilden, während die andere von eigentlich historischen Umständen abhängt und also für unsre Einsicht den Charakter des Zufälligen trägt. Wir werden deshalb zufrieden sein müssen, wenn es uns in der vergleichenden Sprachforschung gelingt, Reihen von Wörtern nachzuweisen, die unter demselben Gesetz des Lautwandels stehen, ohne zu erwarten, dass unser Gesetz keine Ausnahmen gestatten werde. Aber gerade dieser Nachweis bestimmter Gesetze, die über den Lautwandel ganzer Reihen von Wörtern walten, gibt der Etymologie erst ihren wissenschaftlichen Werth für die Erforschung der urgeschichtlichen Völkerverhältnisse; und für dieses unermesslich wichtige Gebiet der Wissenschaft stehen Grimms bahnbrechende Arbeiten in allererster Linie. Dagegen ist es eine Verkennung der Grundlagen, auf denen jene naturgesetzlichen Lautwechsel ruhen, wenn man glaubt, man könne mit ihrer Hülfe der Sprache den Weg vorzeichnen, den sie in urkundlich zugänglicher Zeit hätte nehmen sollen. Hier sehen wir vielmehr ganz genau, in welcher Weise jene natürlichen Lautwechsel durch eigentlich historische Vorgänge beschränkt werden. Vgl. auch unten die Abhandlung: „Die geschichtliche Entwicklung der Laute, mit Rücksicht auf H. B. Rumpelt.“ (1863.)]

V. Werth und Bedeutung des Grimmschen Wörterbuchs.

Wenn ich in den vorhergehenden Abschnitten manchen zum Theil tiefgreifenden Widerspruch gegen den Meister unseres Faches gewagt und die schwachen Seiten seines jüngsten grofsen Werkes offen dargelegt habe, so möge man dies nicht so missverstehen, als verkennte ich den unschätzbaren Werth und die unermessliche Bedeutung dieses Werkes. In den Excerpten seiner Mitarbeiter lag dem Hrn. Verfasser ein Material vor, wie es in solcher Reichhaltigkeit und Massenhaftigkeit noch nie für die neuhochdeutsche Sprache zusammengebracht worden ist. Zu diesem Material aber brachte der greise Meister seine unerreichte Beherrschung aller älteren germanischen Sprachen und jene unvergleichliche Combinationsgabe, welche alle Arbeiten desselben auszeichnet. Und was unsere volle Bewunderung beinah in gleichem Mafs in Anpruch nimmt, das ist die unverwüstliche Rüstigkeit und Arbeitskraft, mit welcher der siebzigjährige Greis das kolossale Material bewältigt. Welche Hindernisse sich dieser Bewältigung entgegenstellten und welche Mängel dem Buch unter den gegebenen Voraussetzungen ankleben mussten, das haben wir in den vorangehenden Abschnitten dargelegt. Aber trotz all dieser Mängel, die wir nicht verschwiegen haben, ist es den Hrn. Verfassern gelungen, ein Werk zu Stande zu bringen, das nach den verschiedensten Seiten hin im eminenten Sinn Epoche machend ist. Der neuhochdeutsche Wortschatz wird hier durch die Meisterhand Jacob Grimms mit den älteren germanischen Sprachen in etymologische Beziehung gesetzt. Es ist nicht nöthig, allen Combinationen des Verfassers beizustimmen; aber in sehr vielen Fällen eröffnet er uns die überraschendsten Blicke in den Zusammenhang der germanischen Wurzeln; und auch wo man anderer Meinung ist, wird man doch überall die beneidenswerthe Sicherheit bewundern, mit welcher der gefeierte Meister über den ganzen Reichthum der altgermanischen Sprachen gebietet.

Für das Studium der neuhochdeutschen Literatur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts fehlte es bisher an jedem auch nur einigermafsen zureichenden lexikalischen Hülfsmittel. Wer etwas tiefer in diese Literatur und ihre Sprache einzudringen versucht hat, der weifs, wie er oft zwanzig verschiedene Bücher nachgeschlagen hat, um über irgend ein einzelnes Wort Auskunft zu erhalten, und wie das ganze Ergebnis seiner Bemühung dann doch

ein trauriges Non liquet war. Hier, in dem Wörterbuch der Gebrüder Grimm, erhält er nun mit Einem Schlag Auskunft in einer Fülle und einer Reichhaltigkeit, wie sie ihm die mühseligsten Sammlungen eines langen Lebens nicht verschafft haben würden. Ebenso bietet das Werk für Form und Bedeutung der Wörter von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart herab einen solchen Reichthum an Belegen und Entwicklungen, dass es jedem, der sich gründlich mit der neuhochdeutschen Sprache beschäftigt, ganz unentbehrlich ist. Und so wollen wir denn mit dem herzlichsten Dank gegen die ehrwürdigen Herren Verfasser für diese neue reiche Gabe schliefsen.

X.

Offener Brief

an den

Herausgeber der Zeitschrift für die deutschen Mundarten.

(Aus: Die deutschen Mundarten. Eine Monatsschrift. — Her. von K. Frommann. Vierter Jahrgang. Nürnberg 1857.)

Verehrter Freund!

Sie wissen, dass es in unserer Zeit eine sehr gefährliche Sache ist, im Ruf eines Mannes zu stehen, der den Dürftigen reichlich spendet. Je mehr man gibt, je mehr wird als vorhanden vorausgesetzt, und je mehr wird man überlaufen. Wundern Sie sich also nicht, wenn es Ihnen als Herausgeber Ihrer „Deutschen Mundarten" ebenso ergeht. Die reichen und mannigfaltigen Gaben, mit denen Sie und Ihre geehrten Mitarbeiter uns schon beschenkt haben, reizen und ermuthigen zu dem Versuch, ob nicht da, wo bereits Vieles gewährt wird, auch manche andere Wünsche und Bedürfnisse ihre Befriedigung finden könnten. Die „Deutschen Mundarten" haben uns eine Fülle von höchst dankenswerthen Beiträgen zur Kenntnis der deutchen Dialekte gebracht: Bruchstücke älterer mundartlicher Schriften; Untersuchungen über die Lautverhältnisse und die Formen deutscher Dialekte; Zusammenstellungen von besonderen Ausdrücken und Redeweisen, die einzelnen Gegenden eigenthümlich sind; Proben gegenwärtiger deutscher Volksmundarten in reicher Auswahl, und so manches Andere; und das alles meistens begleitet von eben so gründlichen als belehrenden sprachlichen Bemerkungen. Unter dieser Menge von Gaben befinden sich bereits

manche, die nahe an die Art von Mittheilungen rühren, für welche ich ein gutes Wort einlegen möchte. Es scheint mir nämlich in dem gegenwärtigen Stadium der Sprachforschung von ganz besonderer Wichtigkeit, die Sprache in ihren allerindividuellsten Erscheinungen mit möglichster Schärfe und Genauigkeit zu erfassen, und dazu bietet kein Zweig der Linguistik die Mittel in so hohem Mafs wie die Beobachtung der lebenden Mundarten. Man fasst hier gewöhnlich eine grössere Menge von Menschen zusammen und gibt ihrer Mundart einen gemeinsamen Namen. So spricht man von der altbayerischen Mundart, von der niederrheinischen Mundart u. s. w. Dies Verfahren hat natürlich seine volle Berechtigung und soll hier nicht im mindesten angefochten werden. Wir wollen es vielmehr zum Ausgangspunkt unserer Bestimmungen nehmen. Wenn nämlich der Dialektforscher auch Hunderttausende, ja Millionen von Menschen unter einen solchen Gesammtnamen, wie die obigen, zusammenfasst, so weifs er doch recht wohl, dass diese grofsen Massen trotz des Gemeinsamen, das sie verbindet, in eine Menge von Untermundarten zerfallen. Diese Untermundarten streng zu bestimmen und abzugrenzen, ist freilich oft sehr schwer und bisweilen fast unmöglich. Je tiefer man aber in die Beobachtung des Besonderen hinabsteigt, um so mehr überzeugt man sich, dass jeder einzelne Mensch seine individuellen sprachlichen Eigenthümlichkeiten hat, von denen er gewöhnlich die eine mit diesem, die andere mit jenem anderen Menschen theilt. Niemals aber ist die Sprache zweier Menschen in der Art gleich, dass sie unbedingt identisch wäre. Man kann nun natürlich nicht daran denken, alle sprachlichen Eigenthümlichkeiten aller Individuen zu verfolgen. Wohl aber ist es vom gröfsten Interesse, wenigstens in ausgewählten Fällen die wirkliche Sprache verschiedener einzelner Menschen aus einer und derselben Gegend mit diplomatischer Genauigkeit kennen zu lernen. Die meisten Sprachproben, die wir in mundartlichen Werken zu lesen bekommen, so dankenswerth und bisweilen vortrefflich sie sind, fassen ausschliefslich oder doch vorzugsweise das Gemeinsame der Mundart ins Auge, und auch dies erfährt dann öfters noch eine bedeutende Einwirkung von Seite des schriftdeutsch gebildeten Verfassers. Man würde sich sehr täuschen, wenn man in Hebels oder Kobells anmuthigen Dichtungen eine Volksmundart zu lesen glaubte, die ganz so, wie sie hier auftritt, irgendwo vom Volke wirklich gespro-

chen werde.*) Aber auch wo der Zweck des Verfassers nicht eine selbständige dichterische Production, sondern nur die Mittheilung einer Sprachprobe zu wissenschaftlichen Zwecken ist, wird doch gewöhnlich nicht die Sprache irgend einer bestimmten Person, sondern es wird mit Abstreifung des Individuellen das Gemeinsame der landschaftlichen oder örtlichen Mundart mitgetheilt. Dem gegenüber wäre nun das, was ich meine, dass man ganz bestimmte Personen ins Auge fasste und ihre Sprache so treu wie möglich zu Papier brächte. Eine derartige Mittheilung würde sich zur bisher gewöhnlichen Weise verhalten wie ein Porträt zu einem historischen Gemälde. Und auch das Porträt wäre zu unsrem Zweck nicht in der idealisierenden Weise des Künstlers, sondern in der streng abspiegelnden des Daguerreotyps zu fassen. Hätten wir einen Apparat, der das Gesprochene eben so treu auffasste und auf dem Papier befestigte wie das Daguerreotyp das Gesehene, so würden dessen Leistungen dem entsprechen, was ich wünsche. Da wir aber einen solchen Apparat nicht haben, so müssen wir suchen, uns wenigstens einigermafsen dem zu nähern, was er uns bieten würde. Unbedingt gefasst hat die Sache unübersteigliche Schwierigkeiten. Aber eben deswegen kann nur von einer gröfseren oder geringeren Annäherung die Rede sein. Ich sage absichtlich: „Von einer gröfseren oder geringeren Annäherung". Denn selbst bei Preisgebung aller schwer zu fixierenden Feinheiten würde ein solcher Versuch, auch nur aus dem Groben gemacht, schon grofsen Gewinn bringen. Wir wären dabei erstens sicher, dass wir den Satzbau des Sprechenden ohne Beimischung des Aufzeichners vor uns hätten. Das ist aber eine Sache von viel gröfserem Belang als Mancher meint. Denn gerade vom Satzbau der wirklich gesprochenen Mundarten würde man eine ganz falsche Vorstellung bekommen, wenn man sich an manche sogenannte Dialektproben hielte. Zweitens aber würde eine solche porträtirende Auffassung uns unter allen Umständen die vom Sprechenden wirklich gebrauchten grammatischen Formen mittheilen. Auch hierin lassen uns nicht wenige der gewöhnlichen Dialektproben sehr im Ungewissen. Bald mischt der Verfasser Formen ein, die allerdings nach der Analogie der ganzen Mundart so lauten würden, wie sie

*) Vgl. die Bemerkungen von Rapp in dieser Zeitschr. 1855. Jahrg. II. S. 57.

der Verfasser gibt, wenn sie nämlich in dieser Mundart vorkämen. Sie kommen darin aber überhaupt gar nicht vor. Bald regelt der Verf. die wirklich vorkommenden Formen in der Art, dass er alle Schwankungen möglichst beseitigt und nur eine der gebrauchten Formen, die ihm der ganzen Analogie der Mundart am meisten zu entsprechen scheint, in seinen Mittheilungen durchführt. Dies alles fällt weg, sobald wir ein Spiegelbild dessen erhalten, was ein bestimmter Mensch wirklich gesprochen hat. Endlich würden noch die Laute des Sprechenden möglichst treu wiederzugeben sein. Hier betreten wir ein Gebiet, auf welchem allerdings nur relative Genauigkeit erreichbar ist. Aber auch mit dieser wäre schon viel gedient. Namentlich würde sich das lautliche Schwanken vieler Wortformen auch mit den bisherigen Mitteln der Lautbezeichnung schon in ziemlichem Umfang darstellen lassen.

Der Inhalt solcher Mittheilungen könnte ein sehr verschiedener sein. Bestände er in einem Märchen oder in einer sonstigen Erzählung, so wären (natürlich mit Vermeidung jeder Indiscretion) einige Worte über Stand, Alter und Art des Erzählers hinzuzufügen. Am leichtesten, sichersten und vielleicht auch belehrendsten dürfte es sein, kurze Aussprüche eines und desselben Menschen in dieser Art zu Papier zu bringen. Dabei wäre aber jedesmal, oder nach gewissen Rubriken, anzugeben, welchem Stande die Person angehörte, mit welcher der Redende sprach. Auf diese Art könnte man sich mehrere Personen eines und desselben Ortes auswählen, von denen man sich eine Reihe einzelner Aeufserungen in der angegebenen Weise aufzeichnete. Wählte man hiezu etwa drei bis vier Menschen, welche die Eigenthümlichkeiten der Mundart in besonderer Ungetrübtheit (wenn auch, wie sich zeigen wird, keineswegs in absoluter Gleichheit) festhielten, und weitere drei bis vier, deren Sprache sich stufenweise dem Schriftdeutschen mehr und mehr annäherte, so würde eine mäfsige Reihe solcher Aufzeichnungen eine so deutliche Anschauung von der wirklich gesprochenen Sprache der Ortsbewohner geben, wie man sie aus andersartigen Darstellungen nicht gewinnt. Daneben würde es auch von Interesse sein, eingewanderte Fremde, deren ursprünglicher Dialekt sich allmählich dem der neuen Heimath zugebildet hat, in ihren Eigenheiten zu belauschen. Fürchtete ich nicht, meine ganze Absicht wieder zu zerstören, so würde ich sagen: Das Beste wäre die Mittheilung vollständiger Gespräche, wie sie unter verschiedenen

Personen wirklich geführt worden sind. Aber so dankenswerth eine solche Mittheilung sein würde, so müsste doch dabei auf das dringendste gemahnt werden, unser eigentliches Ziel: historische Wirklichkeit im strengsten Sinn des Wortes, fest im Auge zu behalten.

Glauben Sie ja nicht, mein verehrter Freund, dass ich diese Art von Mittheilungen für leicht halte. Ich halte sie vielmehr für aufserordentlich schwer. Aber ich glaube auch, in mehreren Ihrer geehrten Mitarbeiter die rechten Leute zu erkennen, die im Stande wären, meine Wünsche zu erfüllen. Sollten sie sich dazu entschliefsen, so würden sie sicherlieh nicht nur mir, sondern der ganzen Sprachwissenschaft einen sehr erspriefslichen Dienst leisten. Und das versteht sich ja von selbst und braucht nicht erst besonders hervorgehoben zu werden, dass die verschiedenen Gaben, mit denen Sie uns bisher beschenkt haben, dadurch an ihrem eigenthümlichen Werth Nichts einbüfsen und auch in dem weiteren Fortgang der Zeitschrift uns Leser wie bisher zu gebührendem Danke verpflichten werden.

Erlangen, 29. April 1857.

Ihr ergebener

Rudolf v. Raumer.

XI.

Die sprachgeschichtliche Umwandlung

und die

naturgeschichtliche*) Bestimmung der Laute.

(Aus: Zeitschrift für die österr. Gymnasien. 1858, V. Heft.)

Durch die Entdeckungen der geschichtlichen Sprachforschung ist die Bedeutung der Lautlehre in ein neues Licht gestellt worden. Je mehr aber die Wichtigkeit der Lautlehre erkannt wird, um so mehr drängt sich das Bedürfnis auf, den Gegenstand derselben, nämlich die Laute selbst, möglichst klar und scharf aufzufassen. Diese Auffassung, insofern sie der unmittelbaren Beobachtung anheimfällt, gehört der Naturwissenschaft an. Es ist deshalb in hohem Grad erwünscht, dass bedeutende Naturforscher sich der Untersuchung dieses Gegenstandes zuwenden. Ich will hier unter den mannigfachen werthvollen Arbeiten, welche die neuere Zeit auf diesem Gebiet zu Tage gefördert hat, nur das hervorheben, was Johannes Müller und Ernst Brücke für Bestimmung und Anordnung der Sprachlaute geleistet haben. Untersuchungen dieser Art bedürfen vor allem eines gemeinsamen festen Bodens; und dieser ist in Brückes Schrift**) in ebenso klarer als zugänglicher Weise gegeben. Erst wenn man sich auf einer solchen Grundlage verständigt hat, kann man die schwierigeren und tiefer liegenden Fragen sowohl der naturwissenschaftlichen als der geschichtlichen Lautforschung zur Erörterung bringen. Wenn ich bei einigen dieser

---

[*) Oder wenn man lieber will: „naturwissenschaftliche". (1863.)]

**) Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute, von Ernst Brücke. Wien 1856.

Fragen früherhin aufgestellte Ergebnisse den Ansichten Brückes gegenüber festhalte, so bitte ich, mir dies nicht als Eigensinn auszulegen. Ich habe meine Aufstellungen einer erneuten sorgfältigen Prüfung unterworfen. Aber das Ergebnis dieser Prüfung hat mich nur von neuem überzeugt, dass meine im Jahr 1837 ausgesprochenen Ansichten, soweit sie die Aspiration und die Lautverschiebung betreffen, im wesentlichen richtig sind. In welchem Verhältnis aber diese bestimmte Lautentwicklung zu den verschiedenen Arten der Lautumwandlung überhaupt steht, das wird theils die folgende Abhandlung selbst, theils eine Zusammenhaltung derselben mit meinen übrigen linguistischen Arbeiten ergeben.

I. Die naturgeschichtliche Bestimmung der Laute.

1. Die naturgeschichtliche Bestimmung der Laute hat sich zuvörderst ganz zu halten an die Laute der Gegenwart als das Object unmittelbarer Beobachtung. Der Hauptgegenstand der Beobachtung ist die Art der Hervorbringung der Laute. Unterschiede, welche das Ohr wahrnimmt oder wahrzunehmen glaubt, sind nicht von der Hand zu weisen. Aber in den Kreis scharfer naturgeschichtlicher Beobachtung treten sie erst dann ein, wenn es gelingt, die Verschiedenheit der Hervorbringung mit Bestimmtheit nachzuweisen.*)

2. Wir unterscheiden vor allem die Töne der menschlichen Stimme und die Laute der menschlichen Sprache. Die Töne werden hervorgebracht durch das Schwingen der Stimmbänder in der Stimmritze; die Laute durch die Brechung des ausgeathmeten Luftstromes an den vom Kehldeckel bis zu den Lippen liegenden Organen. In Bezug auf die in der Stimmritze hervorgebrachten Töne unterscheidet man zwischen lauter Sprache und leiser Sprache (*vox clandestina*). Die laute Sprache entsteht, wenn wir die Hervorbringung der Laute, insoweit dies angeht, durch die Töne der Stimmbänder begleiten; die leise Sprache, wenn wir ohne das Mittönen der Stimmbänder sprechen. Auch die leise Sprache begleiten wir übrigens durch ein von der Hervorbringung der Laute

---

*) Ich stimme hier den Ansichten Brückes bei.

unterschiedenes Geräusch, das wir namentlich beim Flüstern der Vocale deutlich wahrnehmen können.*)

3. Die Laute sondern sich in Classen, und zwar nach drei verschiedenen Eintheilungsgründen, nämlich 1. nach der Stellung der Organe, 2. nach der Art der Lufteinströmung, 3. nach den Organen, mit denen sie hervorgebracht werden.

4. Nach der Stellung der Organe sondern sich die Laute 1. in solche, die zu ihrer Hervorbringung einen vollständigen Verschluss der Organe verlangen (Verschlusslaute, *literae explosivae*), 2. in solche, welche ohne einen vollständigen Verschluss der Organe hervorgebracht werden (Dauerlaute, *literae continuae.**) Die letzteren zerfallen wieder in solche, bei denen die Luft durch einen so engen Canal streicht, dass man das Geräusch der Luftbrechung deutlich vernimmt (consonantische Dauerlaute, *consonantes continuae*), und in solche, bei denen dies wegen der Weite der Oeffnung nicht der Fall ist (Vocale).

5. Den zweiten Eintheilungsgrund bildet die Art der Lufteinströmung. Man theilt die Consonanten gewöhnlich in harte und weiche, so dass z. B. das deutsche *p* hart, das *b* weich, und ebenso *ſs* in *gieſsen* hart, *s* (in *sagen, Wesen*) weich genannt wird. Gegen diese Eintheilung wird aber eingewendet, dass sie schwankend und ohne bestimmte, klar zu bezeichnende Grenze sei, indem der Eine schon hart nennt, was der andere noch weich findet. Man hat deshalb einen anderen Entscheidungsgrund aufgestellt, der eine sichere Grenze abgibt, nämlich den, ob sich mit der Hervorbringung eines Lautes der Ton der Stimme verbinden lässt oder nicht. Danach theilt man die Laute in tönende und tonlose. Der Unterschied lässt sich am besten beobachten bei einigen Dauerlauten, z. B. beim *s* und *ſs*. Während man das (sogenannte weiche)

---

*) Man erklärt das Geräusch durch eine solche Verengung der Stimmritze, „dass die Stimmbänder zwar nicht in tönende Schwingungen versetzt werden, aber doch die Luft, indem sie an ihnen vorüberströmt, ein Reibungsgeräusch hervorbringt“ (Brücke, S. 8). Wenn mich meine Beobachtung nicht täuscht, so verhält sich die Sache anders. Geht man nämlich von einem gesungenen Ton in das Flüstergeräusch über, so bemerkt man, dass das letztere nicht an derselben Stelle hervorgebracht wird wie der Sington, sondern etwas weiter oben.

**) Ich weiche bei diesem Ausdruck ein wenig vom gewöhnlichen Sprachgebrauch ab.

s dauernd aushält, kann man gleichzeitig einen Sington hervorbringen, sobald man aber in das (harte oder scharfe) *ſs* übergeht, verstummt auch sofort der Sington. Dieser bereits den altindischen Grammatikern bekannte Unterschied ist als Kriterium vortrefflich, weil er an die Stelle des schwankenden und undefinierbaren Unterschiedes für das Gehör eine sichere und nachzuprüfende Unterscheidung der Hervorbringung setzt. Aber weil der Ton der Stimme doch nur ein Begleitendes, nicht aber etwas dem Laute selbst Wesentliches ist, so wird man doch besser thun, die Ursache aufzusuchen, weswegen sich gewisse Laute nicht mit dem Ton der Stimme vereinigen lassen, und diese Ursache zum Unterscheidungszeichen zu nehmen. Diese Ursache ist aber keine andere als die, dass gewisse Laute durch blasen (*flare*) hervorgebracht werden, während andere durch hauchen (*halare*) entstehen. Blasen und singen aber schliefsen einander aus, wovon man sich sofort überzeugt, wenn man versucht, einen begonnenen Sington fortzuhalten, trotzdem dass man vom Hauchen ins Blasen übergeht.*) Den Unterschied, den man durch tonlos und tönend bezeichnet**), möchte ich deshalb lieber durch geblasen (*literae flatae*) und gehaucht (*literae halatae*) ausdrücken.***)

6. Was die Eintheilung der Laute nach den Organen oder nach den Articulationsstellen betrifft, so verweise ich auf Brückes eingehende Darstellung und begnüge mich hier nur, zur Verdeut-

---

*) Dieser Gegensatz von blasen und hauchen greift weit über die Unterscheidung der Laute hinaus, die nur eine einzelne Erscheinung desselben ist. So gibt es eine doppelte Art des Mundpfeifens, nämlich eine durch hauchen, die andere durch blasen. Wer durch blasen pfeift, der behauptet unerschütterlich, es sei unmöglich, zugleich zu pfeifen und zu singen; und er hat auch ganz recht, insofern er nur von seiner eigenen Art des Pfeifens redet. Dehnt er aber seine Behauptung auf jede Art des Mundpfeifens aus, so widerlegt ihn der Hauchpfeifer mit Leichtigkeit, indem er ihm den Sopran eines Liedes vorpfeift und gleichzeitig den Alt dazu singt.

**) Vgl. Brücke S. 7; 31; 55 ff.

***) Diese beiden Classen sind geschieden durch die Möglichkeit, mit der einen den Sington zu verbinden, welchem sich die andere versagt. So ist die gewöhnliche Verschiedenheit der Hervorbringung. Wir werden aber sehen, dass für den Hörenden diese beiden Classen unter gewissen Umständen dadurch in einander übergreifen, dass ein leises Blasen eine ähnliche Wirkung hervorbringt wie das blofse Hauchen. [Vgl. die richtigere Auffassung dieses Verhältnisses in der weiter unten folgenden Abhandlung über den Unterschied der harten und weichen Laute. (1863.)]

lichung eine Uebersicht über die gewöhnlichen Verschlusslaute und Spiranten (*consonantes continuae spirantes*) der neuhochdeutschen Gemeinsprache zu geben. Ich beschränke mich auf diese beiden Classen, weil sie im Verlauf dieser Abhandlung vorzugsweise in Betracht kommen sollen. Die Columne über die Vocale füge ich nur bei, um die Stellung der consonantischen Dauerlaute zwischen den Verschlusslauten und den Vocalen klar zu machen.

Articulationsstelle.	Verschlusslaute (*explosivae*)		Consonantische Dauerlaute (*conson. continuae*)		Vocale (sämmtlich *halatae*)
	geblasene (*flatae*) [= tonlose]	gehauchte (*halatae*) [= tönende]	geblasene (*flatae*)	gehauchte (*halatae*)	sind nicht überall mit derselben Bestimmtheit wie die Consonanten einzelnen Articulationsstellen zuzutheilen.
I. Kehllaute (*gutturales*)	*k*	*g*	*ch* (in *Sache*, Brückes χ^2)		
II. Gaumenlaute (*palatales*)			*ch* (in *Sichel*, Brückes χ^1)	*j* (in *jeder*)	
III. Cerebrallaute (*cerebrales*)			*sch* (in *schoen*)		
IV. Dentallaute (*dentales*)	*t*	*d*	*ſs* (in *gieſsen*)	*s* (in *sagen*, *Wesen*)	
V. Labiallaute (*labiales*)	*p*	*b*	*f*	w^2 (= französ. *v*) w^1 (das *u* in *Quelle*)	

Diese Verzeichnung der gewöhnlichen Verschlusslaute und Spiranten der neuhochdeutschen Gemeinsprache schlieſst sich an die in meiner Schrift über die Aspiration und die Lautverschiebung gegebene an. Nur in einem einzigen Fall komme ich dabei in Widerstreit mit Brücke, nämlich in Bezug auf den cerebralen Zischlaut (*sch* in *schoen*). Ich habe die Versuche wiederholt, die mich früherhin bestimmten, im Anschluss an die altindische Grammatik diesen Laut unter die Cerebralen einzureihen, und sie haben mir von neuem ergeben, dass die Articulationsstelle desselben zwischen der des *ch* (in *Sichel*, Brückes χ^1) und der des *ſs* (und *s*) liegt. Wenn man unsere Spiranten hintereinander mit *vox clandestina* vorbringt, so wird man sich davon überzeugen, mag man nun von hinten nach vorn oder von vorn nach hinten gehen. Man verenge den Luftcanal zuerst in einer solchen Folge, dass man mit dem *ch* in *Sache* beginnt, dann zu dem in *Sichel* übergeht, darauf lasse man *sch* und endlich *ſs* folgen. Ist man beim *ſs* angekommen, so kehre man sogleich ohne Unterbrechung zum *sch* zurück und man wird deutlich bemerken, dass die Articulationsstelle des *sch* etwas weiter hinten als die des *ſs* liegt. Das ist die gewöhnlichste Art des neuhochdeutschen *sch*. Die Bestimmung dieses Lautes wird aber dadurch etwas verwickelt, dass es auſser dem *ſs* und *sch* einen dritten Zischlaut gibt, dessen Articulationsstelle weiter hinten liegt als die des gewöhnlichen deutschen *sch*. Diesen Laut besitzt das Sanskrit in seinem palatalen Zischlaut (श, nach Bopps Bezeichnung *ś*). Hervorgebracht wird derselbe, wenn man die Zunge in derselben Gegend dem Gaumen nähert, wo wir es bei unsrem *ch* in *Sichel* thun; aber während wir den Theil der Zunge, der vor der Articulationsstelle liegt, beim *ch* (in *Sichel*) dem Gaumen möglichst fern halten, müssen wir ihn beim palatalen Zischlaut dem Gaumen nähern. Durch allmähliches Uebergehen von der Stellung der Lautwerkzeuge bei der Hervorbringung des palatalen Zischlautes (श, *ś*) zu der Stellung bei Hervorbringung des reinen cerebralen Zischlautes (ष = *s̒*, [ſh] *sh*, *sch*) erhalten wir eine ununterbrochene Reihe von Uebergangszischlauten, die zwischen dem palatalen *ś* und dem cerebralen *s̒* liegen, und dieser Zischlaute bedient sich ein Theil unserer Landsleute an der Stelle des reinen cerebralen *s̒* (= *sh*, *sch*).

II. Die sprachgeschichtliche Umwandlung der Laute.

1. Die Wörter der Sprachen haben im Laufe der Zeit ihre Laute geändert. Das steht fest und ist eine der wichtigsten Thatsachen für die Geschichte der Sprachen. Dass die Laute der Wörter sich geändert haben, erkennen wir, wenn wir den älteren Zustand der Sprachen mit dem jüngeren zusammenhalten. Aber der Vorgang der Aenderung selbst ist noch nicht genug erforscht. Dringen wir in das Dunkel, das diese Fragen vielfach noch umhüllt, tiefer ein, so finden wir, dass wir es mit einer grofsen Menge höchst verschiedenartiger Vorgänge zu thun haben, deren Sonderung uns bisweilen um so mehr Mühe macht, weil nicht selten ganz heterogene Vorgänge fast zu demselben Endergebnis führen.

2. Wenn von der Umwandlung der Sprachen und insbesondere der Sprachlaute die Rede ist, wird häufig sofort auf den „Sprachgeist" und seine Wunder zurückgegriffen. Ich bin weit entfernt, dem Tiefsinn, durch den die neuere Forschung sich auszeichnet, etwas abbrechen zu wollen. Aber ich halte es an der Zeit, dass wir uns zuvörderst mit klaren und unbefangenen Sinnen an die Wirklichkeit und deren Erscheinungen selbst wenden. Wir finden dann, dass der „Sprachgeist" nichts für sich allein, abgetrennt von den Menschen thut, dass vielmehr alle Veränderungen der Sprache durch die Menschen selbst hervorgebracht werden. Inwiefern diese Hervorbringung wirklich ein Erzeugnis der Menschen ist oder nicht, bleibt der Forschung vorbehalten, genug dass die Veränderungen selbst, sobald sie in die Erscheinung treten, ein Object der Beobachtung sind.

3. Richten wir unsere Beobachtung zunächst auf das, was sich vor unseren eigenen Augen, oder besser: vor unseren eigenen Ohren begibt, so erkennen wir folgende Thatsachen:

1) Jeder einzelne Mensch ändert im Lauf seines Lebens seine Sprache. Als Kind, vor der vollständigen Entfaltung des Sprachvermögens, spricht er sehr viele Wörter mit Lauten, die er späterhin aufgibt, und erreicht er ein höheres Alter, verliert er seine Zähne, so schwindet nicht nur die Schärfe der Articulation, sondern es zeigen sich auch an mehr als einer Stelle wirkliche Modificationen der früherhin gesprochenen Laute.

2) Schon daraus folgt, dass auch nicht einmal eine einzige

Familie, die aus Greisen, Vollwüchsigen und Kindern besteht, genau eine und dieselbe Sprache führt.

3) Aber auch die Vollwüchsigen unter sich haben niemals ganz die gleiche Sprache, auch nicht in lautlicher Beziehung. Dies folgt schon aus dem Princip der Individuation mit Nothwendigkeit. Jeder Mensch hat seine besonders gestalteten Lautwerkzeuge so gut wie seine besonderen Gesichtszüge. Nun ist aber die Hervorbringung der Laute bedingt durch die Gestalt der Lautwerkzeuge, welche den lautgebenden Luftstrom begrenzen. Also ist auch da, wo unser Ohr die dadurch hervorgebrachte Verschiedenheit nicht mehr wahrnimmt, diese Verschiedenheit dennoch vorhanden. In vielen Fällen aber vermag unser Ohr die Verschiedenheit auch sehr wohl aufzufassen.

4) Eine weitere, nicht selten vorkommende Verschiedenheit rührt daher, dass der eine Mensch einem Laut eine etwas andere Articulationsstelle gibt als der andere, und also, streng genommen, ganz eigentlich einen anderen Laut hervorbringt.

4. Denken wir uns die Möglichkeiten, die aus den eben dargelegten Verschiedenheiten unter einer gröfseren Anzahl von Menschen hervorgehen können, so finden wir sie von der mannigfaltigsten Art. Rührt die Abänderung des gehörten Lautes bei einem Individuum von der Unfähigkeit der Lautwerkzeuge zur Hervorbringung des gehörten Lautes her, so wird dies Individuum nothgedrungen die betreffende Abänderung vornehmen, wo nur immer derselbe Laut vorkommt. Denken wir uns eine ganze Familie oder selbst eine noch gröfsere Genossenschaft aus lauter Individuen bestehend, die an der besagten Unfähigkeit leiden, so wird mit Nothwendigkeit in dieser ganzen Körperschaft der früher gesprochene Laut verschwinden und der andere an dessen Stelle treten.

Denken wir uns dagegen, in einer Familie habe der eine Theil, z. B. der Vater, jene Eigenthümlichkeit der Aussprache, die Mutter aber nicht, so kann der Fall eintreten, dass die Kinder entweder ganz dem Vater oder auch ganz der Mutter nachfolgen, es kann aber auch geschehen, dass sie bei der Fähigkeit zu Beidem in einem Theil der Wörter dem Vater nachsprechen, in einem anderen Theil der Mutter und in einem dritten vielleicht zwischen beiden hin und herschwanken.

5. Beruht die Veränderung des gehörten Lautes nicht auf der Unfähigkeit des Sprechenden, den Laut hervorzubringen, sondern

nur darauf, dass die veränderte Aussprache den Lautwerkzeugen leichter ist als die überkommene, so werden die Folgen gewöhnlich andere sein als in den bisher besprochenen Fällen. Es können dann zwar auch einzelne Glieder der Genossenschaft an der früheren Aussprache festhalten. Da aber die Abänderung nicht auf einer individuellen Eigenthümlichkeit des Sprechenden, sondern auf dem Mechanismus der menschlichen Sprachwerkzeuge überhaupt beruht, so wird sie auch bei den übrigen Gliedern der Genossenschaft nicht blofs durch Nachahmung, sondern durch den Bau ihrer eigenen Organe veranlasst. Hierher gehören die meisten von den Fällen, in denen ein Laut durch die Nachbarschaft eines anderen umgestaltet wird.

6. Ein grofser Theil der Veränderungen, welche die Laute der Wörter im Lauf der Zeit erfahren, lässt sich auf die bisher angegebenen Arten erklären. Zumal wenn man hinzunimmt, dass die blofse Ungenauigkeit des Hörens und Sprechens Lautänderungen, welche den unter 4 besprochenen ähnlich sind, hervorbringt. Aufserdem aber finden wir eine Art von Umgestaltungen, die einer anderen Classe von Lautumwandlungen angehören als die bisher besprochenen. Es sind dies nämlich die Umwandlungen, in denen erstens von einer blofsen Ungenauigkeit der Ueberlieferung keine Rede sein kann, weil sie den ganzen Wortschatz oder doch einen sehr grofsen Theil desselben beherrschen; in denen zweitens eine Unfähigkeit, den früheren Laut hervorzubringen, nicht vorhanden ist, da derselbe Laut, der an der einen Stelle aufgegeben wird, an einer anderen wieder erscheint; und in denen drittens eine Einwirkung benachbarter Laute als Ursache der Umwandlung sich nicht nachweisen lässt. Dahin gehört die merkwürdigste Umwandlung der germanischen Sprachen: die Lautverschiebung der Stummlaute.*)

7. Die Art, wie ein Laut in den anderen übergeht, kann eine doppelte sein. Entweder ein bestimmter Laut geht sprungweise in einen anderen bestimmten Laut über, oder er durchläuft allmählich eine zusammenhängende Reihe von vermittelnden Zwischenlauten. Bei den Lautumwandlungen durch Nachbarlaute, zumal

*) Die verschiedenen Arten der Lautumwandlung sollen im Obigen natürlich nicht erschöpft werden. Sonst müsste z. B. auch von der Lautumwandlung durch blofse Analogie gesprochen werden. Aber ich verspare diese sowie manche andre verwandte Frage lieber auf eine andere Gelegenheit.

bei den Vocalen, findet sich häufig dieser allmähliche Uebergang, insbesondere aber ist er, soweit als irgend möglich, für die unter 6. besprochenen Lautumwandlungen festzuhalten.

III. Welche Mittel stehen uns zu Gebot, um die sprachgeschichtliche Umwandlung der Laute zu erforschen?

1. Wir sprechen hier nicht von der Feststellung der Thatsache, dass die Laute der Wörter sich umgewandelt haben; auch nicht davon, welche Gestalt der Wörter sich in der einen Sprache vorfindet, welche in der anderen; sondern wir fragen nach dem Vorgang selbst, durch welchen die eine Gestalt der Wörter und ihrer Laute an die Stelle der anderen getreten ist.

2. Auch davon ist hier nicht die Rede, wie Wortformen, welche in der gesprochenen Sprache bereits vorhanden waren, ihre Aufnahme in die Schriftsprache gefunden haben. Sondern danach fragen wir, wie in der gesprochenen Sprache selbst an die Stelle der einen Form des Wortes die andere getreten ist.

3. Wenn nun auch die Frage nach diesem Vorgang selbst eine andere ist als die Frage, welche Laute sich in der einen Sprache an der Stelle anderer Laute in einer anderen Sprache finden: so bilden doch die Forschungen über diese letztere Frage die Grundlage für die Untersuchung der ersteren. Die grofsartige Thätigkeit auf dem Gebiet der vergleichenden Lautlehre und deren bewundernswerthe Ergebnisse machen deshalb allein den Gedanken möglich, dass es gelingen werde, auch den Vorgängen selbst immer näher auf die Spur zu kommen. Die Arbeiten der hochverdienten Sprachforscher, denen wir jene reichen Ergebnisse verdanken, bilden daher die Grundlage für alle weiteren Untersuchungen. Vor allem ist es die vergleichende Untersuchung der indogermanischen Sprachen gewesen, die hier Bahn gebrochen hat. Ich erinnere nur an die Arbeiten von Rask, Bopp und Pott zur Verknüpfung des asiatischen und des europäischen Zweiges der indogermanischen Sprachen, an Jacob Grimms epochemachende deutsche Grammatik, an die Untersuchung der romanischen Sprachen durch Diez, der slavischen durch Miklosich und Schleicher, der celtischen durch Zeufs.*)

[*) Dazu kommen die neueren Arbeiten über das Griechische und Lateinische, wie die von Georg Curtius, Corssen u. A. (1863.)]

4. Alle diese Werke liefern nicht nur das Material zur Untersuchung der Lautumwandlung, sondern sie bahnen auch den Weg dazu durch die Beiträge, die sie selbst zur Lösung der Frage liefern. Ich brauche hier beispielsweise nur an das zu erinnern, was neuerdings Diez in der zweiten Ausgabe seiner Grammatik der romanischen Sprachen auch auf diesem Felde geleistet hat. Gerade die Arbeiten von Diez aber weisen uns recht deutlich auf die beiden Punkte hin, denen sich jetzt die Forschung vor allem zuzuwenden hat. Es ist dies erstens die Untersuchung der lebendigen Mundarten im engsten und im weitesten Sinne des Worts, und zweitens die physiologische Erforschung der Laute nicht blofs der noch lebenden, sondern auch der jetzt nicht mehr gesprochenen Sprachen.

5. Die Untersuchung der lebenden Mundarten wird sich neben der sehr dankenswerthen Bearbeitung der Dialekte ganzer Völkertheile, jetzt ganz besonders der möglichst exacten Erforschung und Darstellung der individuellen Sprechweise der einzelnen Menschen zuzuwenden haben. Das wird uns die Möglichkeit geben, aus dem tausendfältigen Nebeneinander Schlüsse zu ziehen auf das zeitliche Nacheinander.*)

6. Das zweite Erfordernis: die Untersuchung der Laute nicht mehr lebender Sprachen, ist mit grofsen Schwierigkeiten verknüpft; und dennoch ist diese Untersuchung die unerlässliche Vorbedingung, wenn wir von dem blofsen Nachweis der Buchstabenvertauschung zur Erforschung der Lautumwandlung vordringen wollen. Die Mittel, die uns zur Umsetzung der geschriebenen Buchstaben alter Sprachen in lebendige Laute zu Gebote stehen, sind sehr mannigfaltiger Art. Sie sind zum Theil im Bau der Sprachen selbst gegeben. Physiologische und euphonische Umwandlungen der Laute innerhalb der zu untersuchenden Sprache selbst bieten mannigfaltige Anhaltspunkte. Dazu kommt die Geltung der Laute im Metrum, die uns namentlich in den classischen Sprachen und im Sanskrit so manche Aufschlüsse gibt, und ihre Stellung im Reim, die für manche mittelalterliche Sprachen so wichtig wird. Wir wollen hier nicht alle einzelnen Hülfsmittel zur Bestimmung der Laute todter Sprachen durchgehen: die Aufnahme

*) Ich habe zu diesem Behuf einen Vorschlag in Frommanns Deutschen Mundarten, Jahrgang 1857, (siehe oben S.363 ff.) gemacht und erlaube mir hier, diesen Vorschlag sowie die ganze höchst verdienstliche Zeitschrift der Theilnahme aller Sprachkundigen zu empfehlen.

einzelner Wörter in andere Sprachen, die Umschreibung in ein anderes Alphabet u. s. w., sondern wir beschränken uns darauf, für die alten Hauptsprachen der indogermanischen Familie zwei Bestimmungsmittel unter den übrigen hervorzuheben, nämlich erstens die Angaben der einheimischen alten Grammatiker, und zweitens die sprachgeschichtliche Umwandlung der Laute selbst.

7. Die Wichtigkeit der alten Grammatiker für Bestimmung der Laute ist allgemein anerkannt. Worüber man klagt, ist nur, dass ihre Aussprüche zum Theil mehrdeutig, zum Theil schwer zu verstehen seien. Dass diese Klage nicht ganz ungegründet ist, geht schon daraus hervor, dass die scharfsinnigsten und redlichsten Forscher in manchen der wichtigsten Punkte zu ganz verschiedenen Resultaten gelangt sind. Doch ist dabei zu bemerken, dass die indischen Grammatiker ohne Vergleich schärfer, fassbarer und unzweideutiger in ihren Lautbestimmungen sind als die in ihrer Art gleichfalls sehr feinen griechischen.

8. Wenn ich die sprachgeschichtliche Umwandlung der Laute selbst als eines der Hülfsmittel bezeichne, die wir zur Bestimmung nicht mehr gesprochener Laute gebrauchen können, so verwahre ich mich zuvörderst gegen ein Missverständnis. In Bezug auf Max Müllers verdienstliche Schrift über die Sprachen auf dem Gebiete des orientalischen Kriegs sagt Brücke*): „Es muss ferner bemerkt werden, dass Max Müller das *e* und *o* für Diphthonge hält, die sich von den wahren Diphthongen wie englisch *I* und *ou* in *out* nur dem Grade nach unterscheiden. Es ist kaum begreiflich, wie ein Mann von Max Müllers Geist, nachdem er die Untersuchungen von Willis gelesen hatte, noch einen solchen, wenn auch noch so verbreiteten Irrthum vertheidigen konnte. Der Grund dieses speciellen Irrthums ist, wie mir scheint, ein anderer Irrthum von gröfserer Tragweite, den er leider mit vielen anderen Sprachforschern theilt, welche der Meinung sind, dass die Natur eines Sprachlautes ermittelt werden könne auf dem Wege der historischen und comparativ philologischen Forschungen, denn nur diese können hier mit der *theoretical analysis* gemeint sein, auf welche sich der Verfasser beruft. Diese ermittelt, wie die Laute in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern einer an die Stelle des anderen getreten sind; aber wenn dies auch nach noch

*) Grundzüge etc. S. 117.

viel unwandelbareren Gesetzen geschähe, als es in der That geschieht, so würde doch die Analyse der einzelnen Laute in Rücksicht auf die Bedingungen, durch welche sie zu Stande kommen, immer der directen Beobachtung und dem naturwissenschaftlichen Experimente überlassen bleiben." Ich unterschreibe diesen Ausspruch des scharf beobachtenden Physiologen Wort für Wort und wünsche nur, derselbe möchte einmal die Lautbestimmungen in manchen unserer aufserdem mit Recht gepriesensten grammatischen Werke einer naturwissenschaftlichen Prüfung unterwerfen. Er würde da auf eine Menge von Dingen stofsen, die fast noch unglaublicher sind als die oben angegebenen Ansichten Max Müllers*) über die angeblich diphthongische Natur des sanskritischen *ē* und *ō*. Also davon ist bei mir keine Rede, die Natur der Laute nach sprachgeschichtlichen Vorgängen bestimmen zu wollen im Widerspruch mit der naturgeschichtlichen Beobachtung. Was ich meine, ist vielmehr das: Wenn wir im Ungewissen sind, welcher Laut einem Zeichen einer nicht mehr gesprochenen Sprache zukommt, so können wir neben anderen Beweisgründen auch die Frage in Betracht ziehen: Welche Entwickelung hat der Laut dieses Zeichens im Verlauf der Sprachgeschichte genommen? Und aus der Beantwortung dieser Frage können wir Rückschlüsse auf die Natur des alten Lautes ziehen. Dass wir auf diesem Wege niemals zu einem Widerspruch gegen die naturwissenschaftlichen Bedingungen der Lauterzeugung gelangen können, ist durch sich selbst klar. Denn unsere ganze Untersuchung soll uns ja nur dazu dienen, unter mehreren naturwissenschaftlich möglichen Lauten des Zeichens den historisch wirklichen zu finden. Ich will dies an einem Beispiel klar machen. Das Althochdeutsche hat ein zweifaches *i*, nämlich ein kurzes und ein langes. Das kurze entspricht etymologisch einem gothischen (kurzen) *i*; das lange einem gothischen *ei*. Z. B. althochdeutsch *stilu* (*furor*) heifst gothisch *stila* (mit kurzem *i*); dagegen althochdeutsch *stîgu* (*scando*, mit langem *i*) heifst gothisch *steiga*. Wenn nun Jemand daraus den Schluss ziehen wollte, das althochdeutsche *î* sei ein Diphthong, weil es aus gothischem *ei* hervorgegangen, so würde er in den oben von Brücke mit Recht

---

*) Dass mit dieser Polemik den anderweitigen grofsen Verdiensten dieses ausgezeichneten Linguisten nicht zu nahe getreten werden soll, versteht sich von selbst.

gerügten Irrthum Max Müllers verfallen. Wenn er dagegen sagt: Das althochdeutsche *i* ist l a n g, wo es etymologisch einem gothischen *ei* entspricht; es ist aber kurz, wo es an der Stelle auch eines gothischen (immer kurzen) *i* steht", so wird er Recht haben, insofern nicht etwa anderswoher directe Gegenbeweise gegen diese Annahme geführt werden können.

IV. Die naturwissenschaftliche Bestimmung der Aspiraten und die germanische Lautverschiebung.

1. Eine der merkwürdigsten Lautumwandlungen auf dem ganzen Gebiet der indogermanischen Sprachen ist die Umgestaltung, welche die Stummlaute in dem germanischen Zweig dieser grofsen Sprachenfamilie erfahren haben. Diese Umgestaltung gehört nicht nur deswegen zu den merkwürdigsten, weil sie für die etymologische Forschung eine der wichtigsten ist, sondern mehr noch deswegen, weil sie mit wunderbarer Folgerichtigkeit durch eine ganze Familie von Lauten hindurchgreift und sich noch dazu im Lauf der Jahrhunderte ganz nach denselben Grundgesetzen nicht blofs einmal, sondern zweimal vollzogen hat. Diese Umwandlung, welcher Jacob Grimm den Namen der Lautverschiebung beigelegt hat, besteht bekanntlich darin, dass die germanischen Sprachen gothischer Lautstufe an der Stelle der griechischen Media die Tenuis, an der Stelle der griechischen Tenuis die Aspirata, endlich an der Stelle der griechischen Aspirata die Media zeigen. Dieselbe Umwandlung aber, welche das Gothische im Verhältnis zum Griechischen erfahren hat, macht dann späterhin zum zweitenmal das Althochdeutsche im Verhältnis zum Gothischen durch. Trotz aller Einschränkungen und Ausnahmen, welche der Verlauf dieser Entwickelung erfährt, haben wir demnach in dieser Lautumwandlung einen unbestreitbar auf die Natur dieser Laute gegründeten Process vor uns.

2. Um aber den Verlauf dieses Vorganges selbst zu erkennen, ist es durchaus nöthig, die Natur der bei demselben in Betracht kommenden Laute richtig zu bestimmen. Die T e n u e s oder die geblasenen (= tonlosen) Verschlusslaute machen keine Schwierigkeit. Die noch lebenden Sprachen besitzen sie so gut wie die todten, und die wesentliche Uebereinstimmung unserer *k*, *t*, *p* mit den altgriechischen *κ, τ, π* wird nicht angefochten. Etwas mehr Schwierigkeit würden die Mediae machen, wenn wir uns gleich von

vorn herein auf die genauere Bestimmung des Begriffes einlassen müssten, den die altgriechischen Grammatiker mit dem Ausdruck *μέσα* verbinden. Wir können aber diese Untersuchung vorläufig noch bei Seite lassen, indem es sich bei dem Gesetz der Lautverschiebung nicht um die specifischen Eigenthümlichkeiten der griechischen Aussprache handelt, sondern um die Laute, welche den Sprachen der griechischen Lautstufe überhaupt an einer bestimmten Stelle zukommen. Hier aber herrscht wieder eine ziemliche Uebereinstimmung darüber, dass die Laute, welche auf urgriechischer Stufe den gothischen Tenues etymologisch entsprachen, die gehauchten (= tönenden = weichen) Verschlusslaute waren, also im wesentlichen unsere *g*, *d*, *b*.

3. Die Schwierigkeit liegt in der Lautbestimmung der Aspiraten. Ich habe vor nunmehr einundzwanzig Jahren*) den Versuch gemacht, das Gesetz der Lautverschiebung genauer zu fassen dadurch, dass ich den Bereich der blofsen etymologischen Buchstabenvergleichung überschritt und in den historisch-physiologischen Vorgang der Lautumwandlung selbst einzudringen suchte. Zu den Ergebnissen dieser Untersuchung gehörte die genauere Bestimmung der griechischen und sanskritischen Aspiraten, ihre strenge Unterscheidung von den blofsen Spiranten (Reibungsgeräuschen) und der Nachweis, dass gerade die Aspiraten bei dem Vorgang der Lautverschiebung eine Hauptrolle gespielt haben, eine Rolle, welche die von den Aspiraten wesentlich verschiedenen Spiranten nicht zu übernehmen vermochten. Der Hauptunterschied zwischen Aspiraten und Spiranten wurde darin gefunden, dass die Aspirata ein Verschlusslaut (*explosiva*) mit einem Nachhall war, während die Spirans ein Dauerlaut (*continua*) ist, hervorgebracht nicht durch Verschluss, sondern durch blofse Annäherung der Lautwerkzeuge.

4. Die Ansichten, die ich in meiner im Jahre 1837 erschienenen Schrift ausgesprochen habe, würde ich natürlich jetzt nach langjährigem Weiterforschen in manchen einzelnen Punkten modificieren. An dem ganzen Gang der Untersuchung aber sowohl als an deren wesentlichen Ergebnissen halte ich heute noch fest, indem ich Alles, was dagegen vorgebracht worden ist, widerlegen zu können glaube. Den stärksten Stofs würden die von mir dargelegten Ergebnisse erhalten, wenn die Ansichten gegründet wären,

---

*) Vgl oben: Die Aspiration und die Lautverschiebung. S. 1—104.

die ein scharfsinniger Physiolog neuerdings über die Natur der alten Aspiraten aufgestellt hat. Brücke in der schon öfters angeführten Schrift ist nämlich der Meinung, die alten Aspiraten, sowohl die indischen als die griechischen, seien blofse Reibungsgeräusche (*spirantes*) gewesen. Er sucht diese Meinung mit den mannigfachsten Argumenten zu stützen, und ich fühle mich daher zu einem näheren Eingehen auf seine Beweisführung verpflichtet.

5. Wir besprechen zuerst die Aspiraten des Sanskrit. Hier beginnt Brücke seine Auseinandersetzung mit einem Argument, das er der schriftlichen Bezeichnung der sanskritischen Aspiraten entnimmt. „In der Dêvanâgarî, sagt er, haben ihre Zeichen nichts gemein mit denen der dazu gehörigen Verschlusslaute, nur das Zeichen für t^2 (*t* der Cerebralreihe) hat eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem seiner Aspirata. Es muss dies hier hervorgehoben werden, weil die fast vollständige Zusammenhanglosigkeit der Zeichen für die Beurtheilung der Natur der Laute nicht ganz ohne Bedeutung ist“.*) In demselben Mafs als das Letztere gerade für die Dêvanâgarî überhaupt von Bedeutung ist, wird sich natürlich Brückes Argument gegen seine eigene Ansicht wenden, sobald sich die Zeichen für die nicht aspirierten Verschlusslaute mit den Zeichen für die entsprechenden Aspiraten in offenbarem Zusammenhang zeigen. Dieser Zusammenhang aber unterliegt bei einer ganzen Anzahl von Zeichen nicht dem mindesten Zweifel und beschränkt sich keineswegs auf das *t* der Cerebralreihe. Ein Blick auf die Dêvanâgarîzeichen überzeugt uns von dieser Thatsache. Man vergleiche in der Gutturalreihe क (*ka*) und ख (*kʻa*); in der Palatalreihe ज (*g'a*) und झ (*g'ʻa*); in der Labialreihe प (*pa*) und फ (*pʻa*). Wie man sich die Entstehung dieser Aehnlichkeit erklären will, das hängt natürlich davon ab, welche Ansichten man von dem Ursprung und der Ausbildung der Dêvanâgarî überhaupt hat.

Nach der gegenwärtigen grammatischen Ueberlieferung der Inder „wird ein jeder Aspirate ausgesprochen wie sein Nicht-Aspirirter mit beigefügtem, deutlich vernehmbarem *h*. Man darf also nicht etwa ख (*kʻ*) wie ein deutsches *ch*, फ (*pʻ*) nicht wie *f*, oder थ (*tʻ*) wie ein englisches *th* aussprechen; sondern nach Colebrooke wird ख (*kʻ*) wie *kh* in *inkhorn*, फ (*pʻ*) wie *ph* in *haphazard*, und थ (*tʻ*) wie *th* in *nuthook* gelesen. Ebenso verhält es sich mit den

*) Brücke, Grundzüge etc. S. 82.

übrigen Aspiraten". *) Das kann nun auch Brücke nicht in Abrede stellen. Er meint aber, die jetzige Aussprache der sanskritischen Aspiraten sei nicht die ursprüngliche, diese sei vielmehr die blofser Reibungsgeräusche (Spiranten) gewesen: ख (*k*ᶜ) habe gelautet wie unser *ch* in *Spruch*, फ (*p*ᶜ) wie *f* u. s. w. **)

Ob dies an dem ist, darüber werden die älteren indischen Grammatiker Auskunft zu geben haben. In den Scholien zu Pâṇinis Grammatik finden wir eine Uebersicht über die sanskritischen Buchstaben mit Bezeichnung ihrer Hervorbringung sowohl nach den verschiedenen Organen als nach der Stellung der Organe. ***) Hier werden die sämmtlichen Aspiraten *k*ᶜ, *g*ᶜ u. s. w., ebenso wie die entsprechenden nicht aspirierten Verschlusslaute zu den Buchstaben gezählt, deren Hervorbringung *spris*ᶜ*ṭa* †), das heifst Berührung der Organe verlangt. Ich wüsste nicht, wie man die Natur der Verschlusslaute deutlicher bezeichnen könnte. Vielleicht aber erklärt Brücke, die Scholien zum Pâṇini seien ihm nicht alt genug, sie ständen vielmehr selbst schon unter dem Einfluss jener von ihm angenommenen erst neueren Umänderung in der Aussprache der indischen Aspiraten. Sehen wir uns daher nach den ältesten Zeugen indischer Grammatik um. In dem Prâtis'âkhya des Rigvêda ist uns eine Darstellung der sanskritischen Laute erhalten, die uns tief in das indische Alterthum zurückführt. Gleich das Alphabet, das dem ersten Paṭala vorausgeht, zeigt uns, wie eng in diesen ältesten Zeiten die Aspiraten mit den entsprechenden Nicht-aspirierten zusammenhiengen. Es werden nämlich die Buchstaben in der Weise aufgeführt, dass jede Aspirata mit den entsprechenden Nicht-aspirierten ein einziges Wort bildet, das durch die Endung des Dualis (*au*) die copulative Composition der beiden Buchstabennamen anzeigt. Also *ka* und *k*ᶜ*a* werden zusammengefügt zu dem Worte *kak*ᶜ*au*; *ga* und *g*ᶜ*a* zu dem Worte *gag*ᶜ*au*, u. s. w. ††) Entscheidend aber ist die Benennung und Bestimmung der Aspiraten in diesem alten grammatischen Werk. Die zehn sanskritischen

---

*) Bopp, Kritische Grammatik der Sanskrita-Sprache. Berlin 1834, S. 15 ff.

**) Brücke, S. 83.

***) Pâṇinis acht Bücher grammatischer Regeln. Her. von Böhtlingk. Bd. I, Bonn 1839, S. 3.

†) Ich umschreibe hier die Dêvanâgarîbuchstaben nach Bopps Weise.

††) S. die Ausgabe dieses Prâtiśâkhya von Regnier, *Études sur la Grammaire védique*, im *Journal Asiatique. Paris* 1856, *Février-Mars, p.* 169.

Aspiraten (*k̔*, *g̔*; *ć̔*, *ǵ̔*; *ṭ̔*, *ḍ̔*; *t̔*, *d̔*; *p̔*, *b̔*) werden nämlich mit den entsprechenden zehn nichtaspirierten Verschlusslauten und den fünf nasalen Consonanten unter dem Ausdruck *sparśâs* zusammengefasst. Dieser Ausdruck kommt von demselben Wort *spṛś* (*tangere*), zu dem das Wort *spṛś̔ṭa* (Berührung) in den Scholien zum Pâṇini gehört. Alle diese Laute, die Aspiraten einbegriffen, werden also von dem alten Grammatiker als Berührungslaute bezeichnet und ausdrücklich unterschieden von den Halbvocalen (*j*, *r*, *l*, *v*) und den Hauchlauten (*ûś̔mâ*), zu denen *h* und die Zischlaute gerechnet werden. Zum Ueberfluss erläutert ein altes Scholion die Stelle dahin, die *sparśâs* seien die Buchstaben, bei welchen die Lautwerkzeuge sich berühren.*) Für alle die fünfzehn Laute, die hier mit den Aspiraten eine und dieselbe Classe bilden, unterliegt diese Berührung auch keinem Zweifel; denn auch bei den nasalen Consonanten werden die eigentlichen Lautwerkzeuge vollständig geschlossen und nur der Nasencanal bleibt offen. Es ist also ganz deutlich, was der alte Grammatiker mit seiner Benennung *sparśâs* (Berührungslaute) meint, und es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, dass auch die Aspiraten zu seiner Zeit durch wirkliche Berührung der Lautwerkzeuge, das heifst als Verschlusslaute hervorgebracht wurden.

Hiemit glaube ich den Beweis, dass die Sanskritaspiraten Verschlusslaute waren, geführt zu haben, und es erübrigt nur noch, ein von Brücke besonders stark betontes Argument in sein richtiges Licht zu stellen. Max Müller in der oben angeführten Schrift**) sagt: „Nach den Sanskritgrammatikern bringen wir die Aspirata hervor als eine modificierte Tenuis, nicht als einen Doppelconsonanten, wenn wir damit beginnen, die Tenuis auszusprechen, aber sie, statt sie scharf abzubrechen, mit dem hervorkommen lassen, was sie den entsprechenden Wind (*flatus*, mit Unrecht wiedergegeben durch *sibilans*) nennen.“ Daraus glaubt nun Brücke folgende Schlüsse ziehen zu dürfen: „Fassen wir, sagt er***), zuerst diesen Passus ins Auge, so weit er die Tenuisaspiraten, d. h. die tonlosen Aspiraten angeht.†) So weit gibt er nicht dem geringsten Zweifel Raum, da Max Müller auf S. XXVII erwähnt, dass die Reibungs-

*) Regnier a. a. O. S. 194.

**) *The languages of the seat of war in the east*, *London* 1855, *p. XXXII.*

***) S. 83.

†) D. h. eben die von uns angeführten Worte Max Müllers.

geräusche von den Sanskritgrammatikern *winds* genannt werden. Es wird in ihm die Ableitung der tonlosen Reibungsgeräusche aus den tonlosen Verschlusslauten beschrieben. Kein Mensch konnte eine Beschreibung von solcher Einfachheit und Wahrheit erfinden, wenn diese Reibungsgeräusche nicht in der Sprache existierten. Die jetzige Aussprache der tonlosen Aspiraten ist somit nicht die ursprüngliche.“ Vielmehr seien die sanskritischen Aspiraten tonlose Reibungsgeräusche gewesen, nämlich ख (*k'a*) unser *ch* in *Spruch*, छ (*c̓'a*) unser *ch* in *sprich* u. s. w.

Diese ganze Beweisführung scheint mir aber an einem inneren Widerspruch zu leiden. Die indischen Grammatiker haben, auch nach Brücke, eine klare und richtige Vorstellung von den Reibungsgeräuschen. Zu diesen Reibungsgeräuschen (*ûs'mâ* bei den indischen Grammatikern, von Max Müller *wind* wiedergegeben) rechnen die indischen Grammatiker die Zischlaute, das *h* und einige andere. Aber gerade die Aspiraten, um die es sich hier handelt, rechnen sie nicht dazu, sondern unter die *spars'âs*, das heifst, unter die Laute, welche vollständige Berührung der Lautwerkzeuge verlangen. Was kann klarer sein, als dass die sanskritischen Aspiraten eben keine Reibungsgeräusche (Spiranten, *ûs'mânas*), sondern Verschlusslaute waren?

Was aber die Beschreibung ihrer Hervorbringung betrifft, die Max Müller aus den indischen Grammatikern mittheilt, so stimmt diese Beschreibung ganz genau und in der überraschendsten Weise mit der Darstellung überein, die ich vor einundzwanzig Jahren von den altgriechischen Aspiraten gegeben habe. Wir erhalten nach der Beschreibung des indischen Grammatikers eine Tenuis mit der nachklingenden, aber noch nicht völlig entwickelten Spirans, welche dieser Tenuis dem Organe nach entspricht. Ich habe damals diese unentwickelte Spirans durch ein vorgesetztes ħ bezeichnet und den geforderten Laut in folgender Weise abgegrenzt:

Nichtaspirierte Stummlaute		Spiranten	
p	*b*	*f*	*v*
t	*d*	*ſz*	*s*
k	*g*	*ch (spruch)*	*hh*

Daraus ergeben sich die harten Aspiraten pħv; tħs; kħhh. Entwickelt sich die nachfolgende Spirans vollständig, so erhalten

wir die Doppelconsonanten *pf; tfz* (neuhochdeutsch *z*) und das *kch*, das in manchen Dialekten der deutschen Schweiz noch vorkommt. Der Unterschied zwischen der Aspirata und dem entsprechenden Doppelconsonanten ist der: bei dem Doppelconsonanten (*pf, tfs, kch*) werden die Organe nach Hervorbringung der Tenuis in diejenige feste Stellung gebracht, die zur Erzeugung der deutlich entwickelten Spirans erforderlich ist. In dieser Stellung werden sie eine Zeitlang festgehalten, so dass sich die dadurch hervorgebrachte Spirans als einzelner articulierter Laut von der vorangehenden Tenuis klar abhebt. Weil die Lautwerkzeuge diese feste Stellung haben, kann man sie auch beliebig lange in dieser Stellung erhalten und z. B. forttönen lassen, *pfffff, tfzfzfzfz* u. s. w. Anders bei dem unentwickelten Nachhall der Aspirata. Dieser entsteht nur durch langsames Oeffnen der Organe nach dem Verschluss der Tenuis. Die Organe bleiben nicht einen Moment in derselben Lage, und es kann deshalb kein für sich bestehender, abtrennbarer Laut erzeugt werden; und ebensowenig kann dieser von seinem zeitlichen Beginn bis zu seinem Verhallen in ununterbrochener Veränderung begriffene Laut fortgehalten werden. Denn er beginnt mit dem Punkt der Oeffnung und endet mit einer solchen Erweiterung der Lautwerkzeuge, dass der hindurchströmende Luftzug kein vernehmbares Reibungsgeräusch mehr macht.

Ich habe mich hier absichtlich auf die einfachsten Verhältnisse beschränkt, um zunächst so klar als möglich zu machen, was ich meine.

6. Ueber die Natur der altgriechischen Aspiraten habe ich in meiner Schrift über die Aspiration und die Lautverschiebung ausführlich gehandelt.*) Ich habe aus dem Zusammenstimmen der altgriechischen Grammatiker mit der Entwicklung der Laute sowohl innerhalb der griechischen Sprache selbst als im Verhältnis des Griechischen zu den anderen indogermanischen Sprachen für die griechischen Aspiraten die im vorigen Paragraphen angegebenen Laute p̄hv; t̄hs; k̄hh nachgewiesen.**) Ich wüsste dem damals Aus-

---

*) Vgl. dazu auch meine Schrift: Ueber deutsche Rechtschreibung (Wien 1855). Siehe oben S. 169 ff.

**) Eine Wiederholung des ausführlichen Beweises, den ich in meiner Schrift über die Aspiration und die Lautverschiebung für meine Ansicht gegeben habe, würde erfordern, dass ich den gröfsten Theil des dort Gesagten hier noch einmal abdrucken liefse. Denn durch jede Auslassung einer antiken

geführten nicht viel hinzuzufügen und ich gestehe, dass auch die sonst so lehrreiche Schrift von Brücke gerade hier meine Ueberzeugungen nicht im mindesten wankend gemacht hat. Brücke geht davon aus, dass die altgriechischen Grammatiker mit ihrer Eintheilung der Buchstaben in *φωνήεντα* und *ἄφωνα* denselben Unterschied gemeint haben, wie er selbst ihn, im Anschluss an die indischen Grammatiker, zwischen tönenden und tonlosen Lauten macht. Aber schon ein einziger Umstand hätte ihn von dieser Annahme zurückbringen sollen. Die altgriechische Grammatik kennt ja nicht blofs *φωνήεντα* und *ἄφωνα*, sondern auch *ἡμίφωνα*. Was fangen wir mit diesen an? Sie müssten ein Mittleres zwischen tönenden und tonlosen Lauten in Brückes Sinn sein. Ein solches gibt es aber zugestandenermafsen nicht. Wir bleiben also bei der Annahme, welche *φωνήεντα* durch *vocales*, *ἡμίφωνα* durch *semivocales* und *ἄφωνα* durch *mutae* wiedergibt, und unter *vocales* die Vocale versteht, unter *semivocales* die Laute, welche durch Annäherung der Lautwerkzeuge, endlich unter *mutae* die Stummlaute, welche durch Verschluss der Organe hervorgebracht werden. Die Eintheilung dieser letzteren in *ψιλά* (*tenues*), *δασέα* (*aspiratae*) und *μέσα* (*mediae*) erklären wir so, dass *γράμμα ψιλόν* den Buchstaben bezeichnet, dessen Laut rein abgeschnitten wird ohne Nachhall; *δασύ* den Verschlusslaut mit einem starken Nachschuss nach Oeffnung des Verschlusses; endlich *μέσον* einen Laut, der zwar nicht den starken Nachhall des *γράμμα δασύ* hat, aber doch auch nicht die scharfe Abscheidung alles Nachhalls wie das *γράμμα ψιλόν*. Aus dieser Annahme erklärt sich auch aufs beste die Entwicklung, welche nicht blofs die *δασέα*, sondern auch die *μέσα* im Neugriechischen erfahren haben.

7. Legen wir die Ergebnisse zu Grunde, welche uns die Untersuchung der sanskritischen und altgriechischen Aspiraten geliefert hat, so finden wir, dass unsre jetzige hochdeutsche Sprache gar keine Aspiraten besitzt. Das Wesen der Aspiraten bestand darin, ein Verschlusslaut zu sein mit einem unentwickelten Nachhall. In diese Classe gehören also unsere *f*, *fs* und *ch* (sowohl in *sprich* als in *Spruch*) nicht. Denn sie sind Dauerlaute (*continuae*). hervorgebracht durch Annäherung, nicht durch Verschluss der

---

Belegstelle oder eines verknüpfenden Argumentes würde die dort gegebene Entwicklung nur an Beweiskraft verlieren.

Organe. Ebensowenig sind unser *pf* und unser *z* (= *ts*) Aspiraten. Denn sie heben zwar mit einem Verschlusslaut an, lassen diesem aber nicht einen solchen nur halb entwickelten Nachhall folgen, wie wir ihn oben (§. 5) beschrieben haben, sondern eine deutlich entwickelte Spirans. Unser *pf* und *z* sind somit Doppellaute, was die indischen und griechischen Aspiraten nicht waren.

8. Die germanischen Sprachen der gothischen Lautstufe besitzen eine gutturale Aspirata gar nicht mehr, von der labialen haben sie blofs einen geringen Rest bewahrt und auch diesen nur im Inlaut. Dagegen zeigen sie die dentale Aspirata sowohl anlautend als inlautend. *h* und *f*, welche diese Sprachen an den Stellen haben, an denen wir lautgeschichtlich Aspiraten erwarten könnten, sind keine Aspiraten, sondern Spiranten. Den Rest der labialen Aspirata besitzt das Altsächsische in seinem inlautenden ƀ. Die dentale Aspirata *th* (þ) haben die älteren germanischen Sprachen gothischer Stufe alle. Die neueren haben sie theils aufgegeben wie das Schwedische, Dänische und Niederdeutsche, theils arbeiten sie seit Jahrhunderten an ihrer Umwandlung und Hinwegschaffung, wie das Englische, das nur noch in den Fällen eine leise Spur der eigentlichen alten Aspirata zeigt, in denen die Aussprache seines *th* mit dem Verschlusslaut beginnt.

9. Halten wir das, was wir aus den indischen und griechischen Grammatikern über die Natur der Aspiraten lernen, zusammen mit den Ergebnissen der etymologischen Forschung, so erkennen wir an einem deutlichen Beispiel, wie erst aus der Verbindung der naturwissenschaftlichen Bestimmung der Laute und der etymologischen Wortvergleichung eine wirkliche Geschichte der Lautumwandlungen erwächst. An der Stelle der griechischen und sanskritischen Aspiraten finden wir etymologisch in den germanischen Sprachen gothischer Lautstufe den weichen (= tönenden = gehauchten) Verschlusslaut. Also griechisch *χ* = gothisch *g* (z. B. *χέω*, gothisch *giuta*); griechisch *ϑ* = gothisch *d* (z. B. *ϑύρα*, gothisch *daur*); griechisch *φ* = gothisch *b* (z. B. *φέρω*, gothisch *baira*). Diese Umwandlung wiederholt sich zum zweitenmal im Verhältnis des Hochdeutschen zu den germanischen Sprachen gothischer Lautstufe. Aber nur das dentale *th* der gothischen Stufe geht in hochdeutsches *d* über, nicht aber *h* in *g* oder *f* in *b*. Während die unzähligen gothischen *th* durchweg im Hochdeutschen zu *d* werden (gothisch *thanjan*, hochdeutsch *denen*, gothisch *thata*,

hochdeutsch *daz*, u. s. w.), bleiben *h* und *f* stehen (gothisch *haubith*, hochdeutsch *haupt;* gothisch *harjis*, hochdeutsch *heer;* gothisch *fôtus*, hochdeutsch *fuſs;* gothisch *faran*, hochdeutsch *fahren*). Was kann deutlicher sein als dieser Vorgang? Die wahre Aspirata hat den Verschlusslaut in sich, der nach Wegfall ihres Nachhalls übrig bleibt. Daher gehen die griechisch-indischen Aspiraten im Gothischen in weiche Verschlusslaute über, und ebenso dann Jahrhunderte später gothisch *th* in hochdeutsches *d*. Dagegen haben die Spiranten *h* und *f* einen solchen Verschlusslaut nicht in sich und darum gehen sie im Hochdeutschen nicht in *g* und *b* über, sondern bleiben stehen.

10. Noch liegt uns ob, zu zeigen, in welcher Art aus der Aspirata gerade die Media wurde. Von einer allgemeinen Nothwendigkeit ist natürlich keine Rede. Die harte Aspirata kann durch Aufgeben ihres Nachhalls auch den harten Verschlusslaut übrig lassen. So ist es dem altnordischen *th* im Schwedischen ergangen. Nach einer sehr verbreiteten, aber irrigen Theorie ist man vielleicht geneigt, der Aspirata, gerade wie wir sie auffassen, die Möglichkeit abzusprechen, mit dem weichen Verschlusslaut zu beginnen. Man wird sagen: „Schon der harte Verschlusslaut erfordert eine gröſsere Menge von Luft als der weiche. Wenn nun bei der Aspirata das Quantum des hervorströmenden Athems noch vermehrt wird, wie kann sie irgendwie mit dem weichen Verschlusslaut anheben?“ Allein diese Argumentation beruht auf einer irrigen physiologischen Voraussetzung. Die Härte des Verschlusslautes beruht allerdings auf der Menge des hervorgestoſsenen Athems, aber nicht auf dieser allein, sondern zugleich auf der zweiten Bedingung, dass der hervorgedrängte Athem einen festen und nur mit starkem Druck zu durchbrechenden Verschluss der Lautwerkzeuge findet. Lässt dagegen der Verschluss an Festigkeit nach, während die Masse des andringenden Athems die gleiche bleibt oder sich auch noch steigert, so erfolgen zwei Erscheinungen, die einander bedingen. Erstens nämlich wird dann ein Theil des Athems erst nach geöffnetem Verschluss nachstürzen und so die Bedingungen zur Bildung der wahren Aspirata hergeben. Und zweitens wird eben durch dies frühzeitigere Nachgeben des Verschlusses der Verschlusslaut selbst an Härte verlieren. Denn nur der vor Oeffnung des Verschlusses andrängende Athem bedingt die Härte des Lautes. So sehen wir gleichsam unter unseren Augen den harten, nicht aspi-

rierten Verschlusslaut (die Tenuis) durch noch weitere Steigerung allmählich in die Aspirata mit weicherem Verschlusslaut übergehen. Denn gerade die noch weitere Verstärkung des Athems über die Tenuis hinaus bewirkt die frühzeitigere Sprengung des Verschlusses. Es kann auf diese Weise sowohl die lautgeschichtliche Reihe *t — th — dh — d*, als auch sofort *t — dh — d* entstehen. Das Altsächsische liefert uns für den ganzen Vorgang die urkundlichen Belege.

[Zusatz. Ich knüpfe an die oben entwickelten Sätze eine Bemerkung über einen viel bestrittenen Punkt an, nämlich über die Frage, ob die harten Aspiraten des Griechischen oder die sie etymologisch vertretenden weichen des Sanskrit ursprünglicher sind. Einer der gründlichsten unter unsern indoeuropäischen Etymologen, Georg Curtius, hat zu erweisen gesucht, dass die griechischen harten Aspiraten sich aus den weichen des Sanskrit entwickelt haben. (Zeitschr. für vergl. Sprachforschung, 1853, S. 324; G. Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie II, S. 9 fg.). Ich bemerke dagegen Folgendes: Ob die griechischen Aspiraten überall hart waren, ist schwer zu entscheiden, da die griechische Schrift für die Aspirata jeder Lautreihe nur Ein Zeichen besitzt, und dies Zeichen also möglicherweise zugleich auch für die weiche Aspirata hätte verwendet werden können. Aber so viel steht fest und darüber sind wir einig, dafs der gewöhnliche Laut der griechischen *χ, ϑ, φ* die harte Aspirata war. Bei der Entscheidung der Frage, ob diese griechischen harten Aspiraten aus den sanskritischen weichen, oder umgekehrt die sanskritischen weichen aus den griechischen harten hervorgegangen sind, werden vorzüglich zwei Fragen in Betracht kommen, nämlich erstens, welche der beiden Sprachen in der ganzen Lautclasse, der die fraglichen Laute angehören, sich ursprünglicher zeigt, und zweitens, für welchen der beiden Vorgänge die Analogie des sonstigen indoeuropäischen Lautwandels spricht. Die erste Frage betreffend, so sind die Aspiraten eine Abtheilung der Verschlusslaute. Wie aber einerseits das Sanskrit im Vocalismus unleugbar dem Ursprünglichen treuer geblieben ist als das Griechische, so steht andrerseits in Bezug auf die Verschlusslaute das Griechische dem Ursprünglichen näher als das Sanskrit. Im Grofsen und Ganzen nehmen bekanntlich die sans-

kritischen Verschlusslaute dieselbe Stufe ein wie die griechischen. Aber wo hier im Besonderen das Sanskrit und das Griechische auseinandergehen, da ist bei weitem in den meisten Fällen die gröfsere Alterthümlichkeit auf Seite des Griechischen. Ich erinnere beispielsweise daran, wie oft die griechischen Gutturalen durch sanskritische Palatallaute*), ja durch den palatalen Zischlaut vertreten sind. Aber auch abgesehen von diesem eigenthümlichen und weit verbreiteten Ausweichen des Sanskrit von der ursprünglichen indoeuropäischen Grundlage zeigen die sanskritischen Verschlusslaute diese alte Grundlage bei weitem nicht so ungetrübt wie die griechischen. Man vergleiche die Tabelle, die Georg Curtius in seinem angeführten Werk (I, 98) über die regelmäfsige Lautvertretung der indoeuropäischen Sprachen gibt, und man wird sich davon überzeugen. Abgesehen von dem Punkt, dessen richtige Ansetzung in der indoeuropäischen Ursprache wir eben jetzt aufs reine bringen möchten, zeigt die Spalte der griechischen Verschlusslaute durchweg nur dieselben Laute wie die Spalte der indoeuropäischen Urlaute: $k = \varkappa$; $g = \gamma$; $t = \tau$; $d = \delta$; $p = \pi$; $b = \beta$. Vergleichen wir dagegen die Columne des Sanskrit, so finden wir eine wesentliche Abweichung. Das Sanskrit zeigt nämlich an der Stelle des ursprünglichen *k* nicht blofs *k*, sondern *k* und k^c; an der Stelle des ursprünglichen *t* zeigt das Sanskrit *t* und t^c; an der Stelle des *p* endlich *p* und p^c. Also eine gleichmäfsige und durchgreifende Abweichung des Sanskrit vom Ursprünglichen. Und sehen wir uns diese Abweichung genauer an, so kann uns nicht entgehen, dass sie in derselben Richtung liegt, welche die germanischen Sprachen älterer Lautstufe (Gothisch, Altsächsisch u. s. w.) durchgeführt haben. Ja in einigen Fällen sehen wir sogar das Sanskrit schon zu derselben Auflösung der die ursprüngliche Tenuis vertretenden Aspirate in die Spirans fortschreiten, die der gothische Anlaut in zwei Articulationsstellen durchgeführt hat. So wenn das ursprüngliche *k*ard im Sanskrit zu *h*ṛd wird.

So sind also die griechischen Verschlusslaute überall, wo sie sich von den sanskritischen in gröfserem Umfang unterscheiden,

---

*) Die Ursprünglichkeit oder Unursprünglichkeit der Palatallaute überhaupt können wir hier ganz aus dem Spiel lassen. Aber Niemand wird die Vertheilung der Palatallaute im Sanskrit den griechischen, lateinischen und germanischen Gutturalen gegenüber für das Ursprünglichere halten.

dem Ursprünglichen näher geblieben als die sanskritischen.*) Spricht nicht schon dies für die Wahrscheinlichkeit, dass auch in Bezug auf die aspirierten Verschlusslaute das Griechische den älteren Zustand bewahrt hat? Und gehen wir dann zur zweiten Frage über, für welchen der beiden Vorgänge die Analogie des übrigen indoeuropäischen Lautwandels spricht, so wird auch von Georg Curtius zugegeben, dass der Uebergang weicher Aspiraten in harte etwas sehr Auffallendes sei. Dagegen ist der Uebergang harter Aspiraten in weiche nicht nur nichts Auffallendes, sondern er ist eine durchgreifende und in den verschiedensten Formen immer wiederkehrende Erscheinung in der germanischen Abtheilung der indoeuropäischen Sprachen. So bildet die weiche Aspirata, wo sich eine solche noch erhalten hat, die Uebergangsstufe von der harten Aspirata zur Media. Gothisch *th;* altsächsisch *th — dh — d;* hochdeutsch *d.* Was ist da natürlicher, als dass wir die sanskritischen weichen Aspiraten in derselben Weise als eine Uebergangsstufe von den ursprünglichen und im Griechischen noch erhaltenen harten Aspiraten zu den gothischen Medien ansehen? Auch hier wieder geht das Sanskrit, dem Griechischen gegenüber, eine Strecke weit auf der Bahn, welche die germanischen Sprachen älterer Lautstufe weiter verfolgen. Wenn aber das Litauische und die slavischen Sprachen die alten indoeuropäischen harten Aspiraten durch weiche Verschlusslaute ersetzen, so haben sie auf der älteren Stufe genau denselben Lautprocess durchgemacht, den dann auf der jüngeren die neueren niederdeutschen Mundarten durchgemacht haben, wenn sie an der Stelle des altsächsischen *th* durchgängig ein *d* zeigen. (1863.)]

---

*) Dass dadurch die gröfsere Alterthümlichkeit des Sanskrit in manchen einzelnen Fällen nicht ausgeschlossen wird, versteht sich von selbst.

XII.

Weitere Erörterungen

über

das Wesen der Aspiraten,

mit Bezug auf

die Abhandlung des Hrn. Prof. Brücke über die Aspiraten des Altgriechischen und des Sanskrit.*)

(Aus: Zeitschrift f. d. österreich. Gymnasien 1859. V. Heft.)

In seiner Schrift: Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute (Wien 1856) hatte Hr. Prof. E. Brücke die Aspiraten des Altgriechischen und des Sanskrit für die Reibungsgeräusche der entsprechenden Verschlusslaute (Tenues und Mediae) erklärt. Diese Ansicht, nicht, wie das wohl bisweilen geschieht, aufs Gerathewohl ausgesprochen, sondern das Ergebnis einer eingehenden Untersuchung, musste um so schwerer ins Gewicht fallen, als ihr Urheber einer der feinsten Kenner der Physiologie der Sprachlaute und zugleich mit einer sehr umfassenden Kenntnis des hier einschlägigen linguistischen Materials ausgerüstet war. Nun weifs aber Jeder, der dem Gang der sprachgeschichtlichen Untersuchungen in den letzten zwanzig Jahren gefolgt ist, wie tief gerade die Frage über das Wesen der indogermanischenAspiraten in die sprachgeschichtliche Forschung eingreift. Eine ganze Reihe sprachgeschichtlicher Ergebnisse würde umgestofsen sein, wenn sich Brückes Ansicht als die richtige erwiese, dass die altgriechischen und sanskritischen Aspiraten blofse Reibungsgeräusche waren. Der

---

*) Im IX. Heft des Jahrgangs 1858 der Zeitschr. für die österr. Gymn.

Unterzeichnete, der in seiner Schrift über die Aspiration und die Lautverschiebung (Leipzig 1837) die entgegengesetzte Ansicht vertreten und mit dieser Ansicht weitgreifende Untersuchungen über den indischen, griechischen und germanischen Lautwechsel in Beziehung gesetzt hatte, sah sich daher aufgefordert, sowohl seine eigene Ansicht als die des Hrn. Prof. Brücke einer erneuten Prüfung zu unterwerfen. Das Ergebnis dieser Prüfung hat er im Zusammenhang mit einigen anderen belangreichen Fragen im fünften Heft des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift niedergelegt.*) Dies Ergebnis war, dass die altgriechischen und die sanskritischen Aspiraten keineswegs blofse Reibungsgeräusche, dass sie vielmehr Verschlusslaute mit einem unentwickelten Nachhall waren, wie dies schon in der Schrift über die Aspiration und Lautverschiebung zu erweisen versucht worden ist.

Es konnte mir nur erwünscht sein, dass ein so scharf beobachtender Naturforscher wie Hr. Prof. Brücke die Ergebnisse meiner Untersuchung einer erneuten strengen Prüfung unterwarf, und ich spreche es mit ganz besonderer Freude aus, dass mir nach der Abhandlung Brückes über die Aspiration des Altgriechischen und des Sanskrit (im IX. Heft des Jahrgangs 1858 dieser Zeitschrift) die wesentlichste Differenz unserer Ansichten beseitigt zu sein scheint. Der wesentlichste Punkt für die sprachgeschichtliche Forschung ist nämlich der, dass die Aspiraten keine blofsen Reibungsgeräusche waren, sondern Verschlusslaute mit einem Nachhall. In dieser Beziehung spricht sich Hr. Prof. Brücke in der angeführten Abhandlung, was die griechischen Aspiraten betrifft, S. 696, so aus: „Wenn ich auf das Bisherige und auf Hrn. v. Raumers Werk zurückblicke, so scheint mir Folgendes daraus hervorzugehen: 1. Es existieren triftige Gründe dafür, dass die griechischen Aspiraten φ, ϑ, χ wenigstens da, wo sie aus den entsprechenden Tenues hervorgegangen waren, ursprünglich als Verschlusslaute mit angehängtem Reibungsgeräusch derselben Articulationsstelle (v. Raumers unentwickelter Nachhall, unentwickelter Spirans) gesprochen wurden, und es ist v. Raumers Verdienst, diese Gründe nicht nur aus den Grammatikern, sondern auch mit Hülfe der Paläographie und der vergleichenden Sprachforschung ans Licht gezogen zu haben. 2. Es existierte aber auch schon zur classi-

[*) S. die voranstehende Abhandlung. (1863.)]

schen Zeit und selbst noch früher die Aussprache der Aspiraten als einfacher Reibungsgeräusche, und zwar $\varphi = f^1$; $\vartheta = s^4$; $\chi = \chi$ meiner Bezeichnung. 3. Die zeitliche und räumliche Ausbreitung dieser beiden Aussprachen lässt sich nicht mehr mit Sicherheit abgrenzen.“ In Bezug auf die Aspiraten des Sanskrit aber erklärt Brücke, dass er der Ansicht beistimme, welche ich in meiner letzten Abhandlung*) über dieselben dargelegt habe. Danach erkennt Brücke also auch die Sanskritaspiraten als Verschlusslaute mit einem nachfolgenden Reibungsgeräusche an. Wer sich der Folgerungen erinnert, die gerade aus dem stummlautenden Bestandtheil der Aspiraten für die geschichtliche Entwickelung der indogermanischen Consonanten gezogen worden sind, der wird einsehen, dass der wesentlichste Punkt der ganzen Frage hiemit als erledigt betrachtet werden kann. Denn dass neben jener den wirklichen Aspiraten zukommenden Aussprache auch im Altgriechischen schon in manchen Fällen eine andere Aussprache vorgekommen sein mag, will ich durchaus nicht in Abrede stellen und habe es auch schon in der von Hr. Prof. Brücke (S. 695) citierten Stelle meiner Schrift über die Aspiration und Lautverschiebung (S. 84) angedeutet. Wenn es sich um die Aussprache des Altgriechischen handelt, so bleibt natürlich Untersuchungen, wie sie Hr. Prof. Brücke hierüber anstellt, ihr ungeschmälerter Werth. Für die vergleichende Sprachforschung dagegen kommt diese Frage erst in zweiter Linie in Betracht.

Ein wirklicher und nicht unbedeutender Differenzpunkt zwischen Hrn. Prof. Brücke und mir ist nur noch die verschiedene Auffassung des Reibungsgeräusches, das dem stummlautenden Bestandtheil der Aspirate folgt. Abgesehen von der wirklich in der Sache liegenden Differenz bin ich hier von meinem verehrten Herrn Mitarbeiter ziemlich stark missverstanden worden. Ich darf mich aber nicht darüber beschweren. Denn ich muss Hrn. Brücke vollkommen Recht geben, wenn er verlangt, dass ich diesen Punkt in meiner neuesten Abhandlung in Beziehung zu den neueren physiologischen Untersuchungen über die Articulationsstellen hätte setzen sollen. An der Sache selbst hätte sich zwar dadurch nichts geändert. Aber ich wäre dann doch dem Verdacht entgangen,

---

*) S. oben S. 383 fg.

als wollte ich ganzen Völkern die Hervorbringung unmöglicher Laute zumuthen.

Ich glaube, am kürzesten und einfachsten zum Ziel zu kommen, wenn ich gleich an die Auseinandersetzung der Sache selbst gehe. Die Beseitigung der Missverständnisse wird sich dadurch von selbst machen. Ich habe das Reibungsgeräusch, das dem Verschlusslaut der Aspirate folgt, als ein unentwickeltes bezeichnet und versucht, dies unentwickelte Reibungsgeräusch von den entwickelten, deutlich abtrennbaren Lauten zu unterscheiden. Hr. Brücke leugnet (S. 700) die Möglichkeit eines solchen unentwickelten Reibungsgeräusches, und meint, diese Bezeichnung sei nur eine allegorische, an welcher ich gewiss festzuhalten verschmähen würde, „jetzt, wo die Dinge plan und einfach auseinander gelegt sind.“ Ich lege natürlich kein Gewicht darauf, gerade den einmal gewählten Ausdruck festzuhalten, wenn man einen besseren dafür anzugeben weifs. Die Sache selbst aber ist nichts weniger als beseitigt. Ein bestimmtes, articuliertes Reibungsgeräusch entsteht, wenn die Organe sich an einer bestimmten Articulationsstelle so weit nähern und zugleich an allen anderen Articulationsstellen so weit öffnen, dass klar und deutlich die Brechung des Luftstromes an jener ersten Stelle vernehmbar wird. Ein solcher klar articulierter Laut entsteht aber nur, wenn die Organe sich wirklich in die feste Stellung begeben, die zur Erzeugung dieses Lautes erforderlich ist, und in dieser Stellung, sei es auch noch so kurze Zeit, verharren. Natürlich dürfen sie nicht, wie dies bei den Taubstummen der Fall ist, länger in dieser Stellung verharren, als nöthig ist. Immer aber werden die einzelnen Stellungen der Organe in solcher Weise auf einander folgen, dass jede ihren bestimmten Zeitmoment füllt. Selbst wo zwischen den einzelnen articulierten Lauten verbindende Uebergangsstellungen stattfinden, wird man doch immer den Moment bezeichnen können, in welchem die Organe die Stellung einnehmen, die zur Hervorbringung dieses bestimmten Lautes nothwendig ist. Will man den Gegensatz zu diesen festumgrenzten Stellungen kennen lernen, wie sie zur Hervorbringung streng articulierter Laute erforderlich sind, so braucht man nur die Lautwerkzeuge an verschiedenen Articulationsstellen zugleich bis auf eine gewisse Entfernung einander anzunähern und durch den so gebildeten Canal hindurchzuhauchen. Die *vox clandestina* kann dann z. B. Geräusche bilden, von denen sich nicht

sagen lässt, ob sie den dentalen oder labialen Reibungsgeräuschen angehören. Ja bei einiger Uebung kann man sogar ein gutturales und ein labiales Geräusch zugleich hervorbringen. Sobald aber die Organe an einer der verschiedenen Articulationsstellen sich zur Hervorbringung eines bestimmten, klar articulierten Reibungsgeräusches formieren, verstummen mit dem Beginn dieses articulierten Reibungsgeräusches die Nebengeräusche der anderen Articulationsstellen. Mit anderen Worten: Wenn sich an der einen Articulationsstelle die Lautwerkzeuge in solchem Maſse nähern, dass der hindurchstreichende Luftstrom ein klar articuliertes Reibungsgeräusch hervorbringt, wird dieser Luftstrom an eben dieser Stelle in so weit abgefangen, dass der weiterströmende Wind nicht im Stande ist, an einer mehr nach vorn liegenden Articulationsstelle ein zweites Reibungsgeräusch zu erzeugen, wenigstens kein klar articuliertes. Während sich jenes durch eine weitere Oeffnung der Lautwerkzeuge hervorgebrachte, der Articulationsstelle nach dentale, aber unklare Reibungsgeräusch mit einem eben so unklaren labialen Reibungsgeräusch für den Hörenden gleichzeitig hervorbringen lässt, schlieſsen klares dentales *s* [s^2 Brückes] und klares labiales *f* [f^3 Brückes] einander aus. Sie können nur nacheinander, nicht aber gleichzeitig hervorgebracht werden.

Dies alles ist nicht etwa gesagt, um die Lehre von den Articulationsstellen, die gerade Brücke so fein entwickelt hat, unsicher zu machen. Der Zweck dieser Darlegung ist vielmehr zu zeigen, dass auſser den klar bestimmten Reibungsgeräuschen eine zweite Classe von minder klaren Reibungsgeräuschen möglich ist. Da sich bei dieser zweiten Classe der Luftstrom an denselben Organen bricht wie bei der ersten, so würde, der Construction nach, jedem klaren Reibungsgeräusch ein unklares entsprechen. Das heiſst: So weit es den menschlichen Sprachwerkzeugen möglich ist, können sich das untere und das obere Organ entweder bis zur Bildung einer engen Ritze annähern und dadurch ein klares Reibungsgeräusch erzeugen; oder sie können sich so entfernt bleiben, dass nur ein unklares Reibungsgeräusch derselben Articulationsstelle entsteht. Je weiter die Organe von einander entfernt sind, um so entschiedener ist das Reibungsgeräusch, bis es zuletzt bei völliger Oeffnung der Organe in den reinen Spiritus asper übergeht. So kann man durch immer weiteres Oeffnen der Organe von jedem bestimmten Reibungsgeräusch in den reinen Spiritus asper übergehen, sowohl von

s oder *f* aus als von *ch* [χ^2 Brückes]. Ebenso kann man umgekehrt durch immer gröfsere Annäherung an einer bestimmten Articulationsstelle vom reinen Spiritus asper zu dem klaren Reibungsgeräusch dieser Articulationsstelle gelangen. Je mehr sich in dieser Weise das bestimmte Reibungsgeräusch dem Spiritus asper nähert, mit anderen Worten: Je weiter die Organe auseinandertreten, um so undeutlicher wird der Einfluss der bestimmten Articulationsstelle auf das Reibungsgeräusch, bis er zuletzt im reinen Spiritus asper, insofern es einen solchen gibt, ganz verloren geht.*)

Wenden wir nun das bisher Entwickelte auf die Bildung der Aspiraten an. Wir wollen ausgehen von den Lauten, die uns allen bekannt sind. Die Versuche stellen wir mit *vox clandestina* (leiser Sprache) an, weil der Hinzutritt der Stimme die feinere Unterscheidung des Lautgeräusches stört. Wir machen unsern ersten Versuch in der Reihe der T-Laute. Steigert man den Druck des Athems vor der Hervorbringung eines *t* [t^1, alveolares *t* Brückes] so stark man kann, so wird man nur durch sehr rasches und weites Oeffnen der Lautwerkzeuge vermeiden können, dass dem *t* ein vernehmbares Reibungsgeräusch nachklingt. Ja ein feineres Ohr wird in diesem Fall auch bei der geschicktesten Hervorbringung die Spur eines nachtönenden Reibungsgeräusches wahrnehmen. Will man nun statt *t* ein *tſs* (unser *z*) hervorbringen, so muss man nach der Hervorbringung des *t* die Ränder der Vorderzunge fest angedrückt lassen und nur in der Mitte eine schmale Ritze bilden. Die durch diese enge Ritze streichende Luft erzeugt den bestimmten Zischlaut, aus welchem und dem vorangehenden *t* unser *z* (= *tſs*) zusammengesetzt ist. Bringt man dagegen nach Erzeugung jenes auf das höchste gesteigerten *t* die Lautwerkzeuge nicht in die Lage, die zur Erzeugung unseres *ſs* erforderlich ist, und unterlässt man andererseits auch die oben beschriebene rasche und weite Oeffnung der Organe, so bricht sich der nach Erzeugung des *t* hervorschiefsende Athem an den weiter nach vorn gelegenen Organen, ohne dass diese Organe eine solche Stellung einzunehmen brauchen, welche zur Erzeugung eines klaren Reibungsgeräusches nöthig ist. Es entsteht auf diese Weise eine ganze Reihe rasch

*) Dies alles gilt natürlich auch von s^1 und f^1 Brückes, über deren physiologische Natur ich 1837 noch nicht so im klaren war wie jetzt durch Brückes Untersuchungen.

auf einander folgender Reibungsgeräusche. Denn der nach dem *t* hervorschiefsende Luftstrom bricht sich zunächst hart vor der Oeffnung des *t*, dann an dem ganzen Bogen bis zur Schneide der oberen Vorderzähne; ja möglicherweise dann auch noch an den nicht weit genug geöffneten Lippen.

Das Gewöhnlichste wird nun sein, dass der nach dem gesteigerten Verschlusslaut nachstürzende Luftstrom sich an den Organen bricht, die zunächst vor der Oeffnung des Verschlusslautes liegen, so dass also den Gutturalen ein gutturales, den Dentalen (den T-Lauten) ein dentales, den Labialen ein labiales unklares Reibungsgeräusch folgt. Es liegt dies im Mechanismus der Lautwerkzeuge, vermöge dessen dieselben nach Hervorbringung eines Verschlusslautes regelmäfsig in der Gegend, die zunächst vor der geöffneten Stelle liegt, am nächsten beisammen sind, während sie sich mehr nach vorn immer weiter öffnen.

Ich habe im Jahre 1837 in meiner Schrift über die Aspiration und die Lautverschiebung durch Schlüsse, die ich aus der Combinierung der altgriechischen Grammatiker und der Lautentwickelung der indogermanischen Sprachen zog, für die altgriechischen Aspiraten den Lautwerth gefunden, dass sie Stummlaute (Verschlusslaute) gewesen seien mit einer nachtönenden unentwickelten Spirans (Reibungsgeräusch) derselben Lautreihe. Achtzehn Jahre später werden Bestimmungen der indischen Grammatiker über die Hervorbringung der Sanskritaspiraten mitgetheilt*), die ganz genau übereinstimmen mit meiner durch Schlüsse gefundenen Definition der altgriechischen Aspiraten. Ich denke, dies Zusammentreffen wird auch den Zweifelsüchtigsten überzeugen, dass es sich hier nicht um willkürliche Phantasien, sondern um streng erweisbare und streng erwiesene Thatsachen handelt.

Auch die Definition der indischen Grammatiker sagt ausdrücklich, dass wir die Aspirate nicht als einen Doppelconsonanten aussprechen dürfen, sondern so, dass wir damit beginnen, die Tenuis auszusprechen, aber sie, statt sie scharf abzubrechen, mit dem entsprechenden Wind hervorkommen lassen. Also auch die indischen Grammatiker wissen von Reibungsgeräuschen, die keine klaren und bestimmt articulierten Laute sind. Denn wären sie dies, so wür-

---

*) *Max Müller, The languages of the seat of war in the east, London* 1855. *p. XXXII.*

den sie zusammen mit dem vorangehenden Verschlusslaut den entschiedensten Doppelconsonanten bilden, was sie nach der ausdrücklichen Bestimmung der indischen Grammatiker nicht thun. Hr. Prof. Brücke meint zwar*): „— wenn man bedenkt, wie viel Deutsche es gibt, die unser Zett für einen einfachen Consonanten halten, und wenn man bedenkt, wie unmittelbar bei Einheit der Articulationsstelle das Explosivgeräusch des Verschlusslautes in das Reibungsgeräusch übergeht, so kann man es wohl für möglich halten, dass die alten Indier diese Laute als einfache betrachteten.“ Ich bin überzeugt, jeder Kenner der indischen Grammatik und gewiss Hr. Brücke selbst, der sich so einlässlich mit dem feingegliederten Lautsystem des Sanskrit beschäftigt hat, wird eine so rohe Auffassung entschiedener Doppelconsonanten von Seite der indischen Grammatiker für vollständig unmöglich erklären. Kein Deutscher, der auch nur den zehnten Theil der Aufmerksamkeit auf seine Sprachlaute gewendet hat, welche die indischen Grammatiker den sanskritischen widmen, wird Zett für einen einfachen Laut halten. Es gibt aber noch ein anderes, ganz unwidersprechliches Argument, dass die sanskritischen Aspiraten keine Doppelconsonanten waren. Wären sie dies nämlich gewesen, so würden sie in der indischen Metrik Position machen. Da sie dies nicht thun, so folgt, dass sie keine Doppelconsonanten waren. Ueberdies kommen manche von den Doppelconsonanten, die wir durch eine solche Auffassung der Aspiraten erhalten würden, im Sanskrit wirklich vor, die indischen Grammatiker unterscheiden sie aber streng von den Aspiraten und erkennen sie ganz richtig als Doppelconsonanten. So würden wir in der Reihe der vorderen T-Laute erhalten $t + s$. Dies *t* mit dem darauf folgenden entsprechenden *s* findet sich auch wirklich nicht selten, z. B. in Formen wie *jutsu*, *atsi*, die indischen Grammatiker aber sind weit entfernt, diese *ts* (त्स्) für Aspiraten zu halten und durch थ् (t^c) auszudrücken, sie schreiben sie vielmehr durch *ts*.

Auch im Altgriechischen würden alle Aspiraten regelmäſsig Position gemacht haben, wenn sie Doppelconsonanten gewesen wären**); zumal im ionischen Dialekt der alten Epiker, in welchem selbst Muta vor Liquida fast durchweg Position macht.

*) Ueber die Aspiraten etc., Zeitschr. 1858, IX. S. 969.

*) Die äuſserst seltenen Fälle, von denen ich Asp. und Lautverschiebung oben S. 71 spreche, beeinträchtigen das oben Gesagte natürlich nicht.

Da es nun feststeht, dass die alten Aspiraten Verschlusslaute mit einem darauf folgenden Reibungsgeräusch waren, so werden wir auch auf diesem Wege mit Nothwendigkeit zu der Schlussfolgerung geführt, dass dies Reibungsgeräusch kein zu einem selbständigen klaren Laut entwickeltes war. Es galt deshalb nicht als ein besonderer Laut, der mit dem vorangehenden Verschlusslaut einen Doppelconsonanten und somit Position gebildet hätte.

Wenden wir das oben Dargelegte auf die alten Aspiraten an, so erkennen wir auch, wie nahe sich der reine Hauch, der nach einigen Sanskritgrammatikern dem Verschlusslaut der Aspirata folgen soll, und das unklare Reibungsgeräusch, welches andere verlangen, einander standen. Sie gehen dermafsen ineinander über, dass auch feinhörende Beobachter in manchen Fällen streiten werden, ob der Oeffnung des Verschlusslautes der reine Hauch oder der leiseste Anfang eines unklaren Reibungsgeräusches folge.

Für die Sanskritaspiraten lag mir im J. 1837 nur ein sehr unvollständiges Material vor. Die wichtigste Angabe, an welche ich mich zu halten hatte, war die eines der gröfsten deutschen Kenner des Sanskrit, nämlich Bopps, gestützt auf die Aussage eines der gründlichsten englischen Sanskritaner, nämlich Colebrookes. Diese Angabe lautet: Ein jeder Aspirate wird wie sein Nicht-Aspirierter mit beigefügtem, deutlich vernehmbarem *h* ausgesprochen. Man darf also nicht etwa ख (k^c) wie ein deutsches *ch*, फ (p^c) nicht wie *f*, oder थ (t^c) wie ein englisches *th* aussprechen; sondern nach Colebrooke wird ख (k^c) wie *kh* in *inkhorn*, फ (p^c) wie *ph* in *haphazard*, und थ (t^c) wie *th* in *nuthook* gelesen. Ebenso verhält es sich mit den übrigen Aspiraten".*) Das sieht man wohl, diese Angabe steht weit ab von der obigen Max Müllers, wenn man die letztere (übrigens gegen ihre ausdrückliche Verwahrung) so auffasst, dass थ (t^c) wie unser *z* (= *tſs*) zu sprechen wäre. Dagegen rücken sich beide Angaben ganz nahe, wenn man das Reibungsgeräusch als ein unklares fasst. Ein weiterer Umstand, der uns verbietet, die alten Sanskritaspiraten als zusammengesetzt aus dem Verschlusslaut mit dem k l a r a r t i c u l i e r t e n Reibungsgeräusch derselben Reihe zu denken, ist der: Wäre dies der Fall, so würde d^c in *s*, *bh* in *f* (f^1 oder f^2 Brückes) oder *v* übergehen, nach Abfall des Verschlusslautes. Es liegen aber deutliche Beispiele vor,

---

*) Franz Bopp, Krit. Gramm. der Sanskrita-Sprache, Berlin 1834, S. 23.

dass sowohl d^c als b^c des ältesten, vedischen Sanskrit im epischen Sanskrit in ह (*h*) d. h. weiches *ch* (entsprechend dem harten in *wache*, χ^2 Brückes) übergegangen sind.*) Auch dies erklärt sich sehr einfach, wenn wir uns den unentwickelten Nachhall des Verschlusslautes in ältester Zeit dem reinen Hauch noch möglichst nahe denken. Denn obwohl es einerseits natürlich ist, dass dieser Hauch sich an den Organen bricht, die unmittelbar vor dem geöffneten Verschluss liegen, so ist doch andererseits der reine Hauch keinem Reibungsgeräusche so nahe verwandt als dem gutturalen. Dass übrigens hieraus nicht folgt, dass die sanskritischen $d^c = d + \chi^2$, $b^c = b + \chi^2$ waren, ist schon 1837 ausdrücklich gesagt worden.**)

Dass es aufser den bestimmten Reibungsgeräuschen, die durch ein, wenn auch noch so kurzes Verharren der Lautwerkzeuge in geringer Entfernung erzeugt werden, auch minder bestimmte gibt, ist oben dargelegt; dass diese unbestimmten Reibungsgeräusche den Nachhall der Verschlusslaute bei den altgriechischen und sanskritischen Aspiraten bildeten, ist dann ferner erwiesen worden. Es fragt sich nun weiter, ob wir ein Recht haben, diesen unbestimmten Nachhall als ein „unentwickeltes“ Reibungsgeräusch zu bezeichnen. Hr. Prof. Brücke erklärt sich mit der gröfsten Entschiedenheit dagegen. „Ein Reibungsgeräusch existirt oder es existirt nicht,“ sagt er. „Wenn es existirt, kann es mehr oder weniger intensiv sein, es kann kürzere oder längere Zeit dauern, es kann an der einen oder der anderen Articulationsstelle erzeugt werden; aber es kann nicht unentwickelt sein wie ein Organismus, erst Embryo, dann Thier oder Pflanze“.***) Hier findet ein Missverständnis Statt, das sich, glaube ich, heben lässt, weil es blofs daher rührt, dass mein verehrter Herr Mitarbeiter sich nur auf den Standpunkt des Physiologen gestellt hat, der den vorliegenden Laut beobachtet, nicht aber auf den des Sprachhistorikers, der diesen Laut im Uebergang zu anderen Lauten auffasst. Ich will die Sache so nüchtern und handgreiflich ausdrücken, dass sicherlich von Allegorie keine Rede sein kann. Ein Mensch sagt noch reines *t* (die Tenuis) im Anlaut eines Wortes; der zweite steigert den Athem

---

*) Die Aspiration und die Lautverschiebung 1837, oben S. 78 ff.

**) Ebend. oben S. 79.

***) Zeitschr. f. d. öst. Gymn. 1858, IX. S. 700.

bei Hervorbringung dieses *t* so, dass ein Theil desselben dem *t* nachstürzt, aber durch sehr rasches Oeffnen der Organe so, dass nur das feinste Ohr etwas Anderes hört als *t* + *h*; der dritte öffnet die Organe etwas langsamer und lässt die vor dem geöffneten Verschluss nach vorn liegenden Organe etwas näher beisammen, so entsteht der unbestimmte Zischlaut, den die indischen Grammatiker nach Max Müller als zweiten Bestandtheil der Aspirate fordern; endlich der vierte lässt die Lautwerkzeuge an der Stelle des geöffneten Verschlusses einen Moment in der nahen Stellung beisammen, welche zur Erzeugung eines klaren *ſs* nöthig ist, und erzeugt so den Doppelconsonanten *t* + *ſs*. Jeder Folgende ist der Meinung, den Laut, welchen er gehört hat, zu reproducieren, weil der Unterschied zwischen seiner Aussprache und der seines Vorgängers nur ein geringer ist. Dieser Vorgang kann sich in sehr kurzer Zeit vollziehen, oder er kann eine Reihe von Jahrhunderten füllen. Unter allen Umständen aber ist nicht abzusehen, warum man nicht sagen soll, das erst noch unentwickelte Reibungsgeräusch sei zu einem bestimmten entwickelt worden.

Zum Schluss will ich nur noch dem Missverständnis vorbauen, als sollten alle Lautübergänge in der angegebenen Weise aufgefasst werden. Ich verweise in dieser Beziehung auf meine Abhandlungen über das Deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm oben S. 352 — 360 und über die sprachgeschichtliche Umwandlung und die naturgeschichtliche Bestimmung der Laute, oben S. 374—381.*) Indem ich meinem verehrten Hrn. Mitarbeiter, Prof. Dr. Brücke, schliefslich noch einmal meinen Dank ausspreche für seine eingehende Kritik meiner Ansichten, möchte ich ihn bitten, den angeführten Erörterungen seine erspriefsliche Theilnahme zuzuwenden. Gewiss wird er sich dann überzeugen, dass mein Bestreben gerade dahin geht, die unklaren Vorstellungen von einer in der Luft schwebenden Entwickelung der Sprache zu beseitigen und in die wirklichen Vorgänge der Sprachumwandlung, sowohl die physiologischen, als die historischen, einzudringen.

---

*) Vgl. auch oben S. 363 ff.

XIII.

Die geschichtliche Entwicklung der Laute.

(Mit Rücksicht auf: H. B. Rumpelt, Deutsche Grammatik. Erster Theil. Lautlehre. Berlin, 1860.)

(Aus: Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien 1861. Heft III.)

I. Kurzer Rückblick auf die früheren Abhandlungen des Unterzeichneten.

Seit einer längeren Reihe von Jahren hat der Unterzeichnete einen Theil seiner Zeit der Erforschung der indogermanischen, insbesondere der deutschen Laute und ihrer geschichtlichen Entwickelung gewidmet. Er kann nun weder alles das, was in seinen früheren Abhandlungen steht, hier wiederholen, noch darf er voraussetzen, dass der Inhalt jener Abhandlungen den Lesern dieser Zeitschrift jederzeit gegenwärtig sei. Da er aber im Folgenden sich sehr häufig genöthigt sehen wird, auf jene früheren Arbeiten zurückzugreifen, so glaubt er, nicht nur in seinem, sondern auch im Interesse der Leser zu handeln, wenn er der Erörterung des Einzelnen einige allgemeine Hindeutungen auf den ganzen Gang seiner bisherigen Untersuchungen vorausschickt. Uebrigens bittet er, das was er hier über seine früheren Arbeiten sagt, sowie die Verweisungen auf diese Arbeiten nur in dem Sinne aufzunehmen, dass der Verfasser das, was er anderweitig bereits hinlänglich besprochen hat, hier nicht von neuem ausführlich erörtern konnte.

Den Grund auch zu seinen späteren Arbeiten hat der Unterzeichnete schon vor nunmehr vier und zwanzig Jahren gelegt in der Schrift über die Aspiration und die Lautverschiebung.*) Die

*) Leipzig, Brockhaus 1837. Oben S. 1—104.

darauf folgenden Jahre bestärkten ihn immer mehr in der Ueberzeugung, dass der Angelpunkt der lautgeschichtlichen Forschungen in der Frage nach der Fortpflanzung der Sprache liegt. Diese Frage bildet aber zugleich das Fundament für jede tiefer eindringende Untersuchung über den Unterricht in der Muttersprache. So leisteten dem Unterzeichneten auch für seine lautgeschichtlichen Forschungen die Studien wesentliche Dienste, deren Ergebnisse er im Jahr 1852 in seiner Schrift über den Unterricht im Deutschen dargelegt hat.*) Erst nach einer achtzehnjährigen Pause entschloss sich der Unterzeichnete, wieder etwas speciell zur Lautlehre Gehöriges zu veröffentlichen. Es war die Abhandlung über deutsche Rechtschreibung, die im Januarheft des Jahrgangs 1855 dieser Zeitschrift und dann im Lauf desselben Jahres mit einigen anderen Arbeiten vereinigt auch als besondere Schrift erschienen ist [oben S. 105—212]. Diese und die darauf folgenden Abhandlungen, welche der Unterzeichnete vom Jahr 1855 bis 1861 theils in dieser Zeitschrift, theils in Pfeiffers Germania und in Frommanns Deutschen Mundarten veröffentlicht hat, hängen auf das engste zusammen mit den Forschungen, welche in der oben erwähnten Schrift über die Aspiration und Lautverschiebung 1837 niedergelegt sind. Sie werden aber zugleich bezeugen, dass der Verfasser in der Zwischenzeit nicht gerastet hat.

Es versteht sich von selbst, dass der Verfasser von Jakob Grimms epochemachendem Meisterwerk: der deutschen Grammatik, ausgieng. Grimms Grammatik bildet die Grundlage für alle weitere Erforschung der germanischen Sprachen. Aber bei aller Hochachtung vor Grimm überzeugte sich der Unterzeichnete immer mehr, dass man, sowohl was die Methode als was die Ergebnisse betrifft, bei Grimm nicht stehen bleiben dürfe. Weit entfernt, den unvergänglichen Entdeckungen Grimms entgegentreten zu wollen, ist er vielmehr der Ueberzeugung, dass dieselben, so weit sie richtig sind, durch die von ihm versuchte Weiterführung noch mehr gesichert werden. Diese Weiterführung aber beschränkt sich nicht auf einzelne Berichtigungen, sondern sie sieht sich genöthigt, in wesentlichen Punkten den Ansichten Grimms entgegenzutreten.

Das, worauf es dem Unterzeichneten vom ersten Beginn seiner

*) Der Unterricht im Deutschen, dritte vermehrte und verbesserte Ausgabe, Stuttgart 1857.

sprachgeschichtlichen Arbeiten am meisten anzukommen schien, war die Erforschung der Vorgänge selbst, durch welche sich die Laute der Sprache im Lauf der Zeit umgestalten. Um aber diesen Vorgängen auf die Spur zu kommen, war vor allem die strengste Scheidung der gesprochenen und der geschriebenen Sprache nöthig. Dass Jakob Grimm den Unterschied von Schriftsprachen und Mundarten bespricht, versteht sich von selbst, und ebenso, dass er hier wie überall sehr vieles Geistreiche und Treffende sagt. Dass es ihm aber nicht gelungen ist, die gesprochene und die geschriebene Sprache streng auseinanderzuhalten und eben dadurch ihre wechselseitigen Beziehungen richtig zu erkennen, das wird mit der Zeit auch der gröſste Verehrer Grimms zugeben müssen. Ferner war für die Erforschung der lautgeschichtlichen Vorgänge in der bloſs gesprochenen Sprache eine möglichst genaue physiologische Untersuchung und Bestimmung der in Betracht kommenden Laute unerlässlich. Auch hier wieder tritt man den unsterblichen Verdiensten Jakob Grimms durchaus nicht zu nahe, sondern spricht nur aus, was in kurzem Niemand mehr leugnen wird, wenn man sagt, dass die Lautbestimmungen Jakob Grimms wesentlicher Verbesserungen bedürfen.

Fragen wir nun ferner nach dem Vorgang der Lautumwandlung selbst, so enthält Grimms Grammatik ein wahrhaft bewundernswerthes Material für derartige Untersuchungen. Und wenn von der etymologischen Lautvergleichung die Rede ist, so bietet Grimm nicht bloſs das reichste Material, sondern auch eine staunenerregende Fülle der scharfsinnigsten und trefflichsten Combinationen. Richtet man dagegen sein Augenmerk auf den Vorgang der Lautumwandlung selbst, so lässt sich ohne Schwierigkeit aus Grimms darauf bezüglichen Bemerkungen der Beweis führen, wie fern er einem tieferen Eindringen in diese Vorgänge stand. Und merkwürdig: oft liegen die schönsten und unvergänglichsten Entdeckungen, die Grimm auf dem Gebiet des etymologischen Buchstabenwechsels macht, hart neben der gröbsten Verkennung der wirklichen lautgeschichtlichen Vorgänge. Beispielsweise erinnere ich nur an Grimms mit Recht bewunderte Entdeckung des in manchen germanischen Sprachen durch *i*, im Altnordischen durch *i* und *u* bewirkten Umlautes, und daneben an die Art, wie Grimm das ungetrübte Stehenbleiben des ursprünglichen Vocals bei altem Ausfall des folgenden *i* (ahd. *brennu*, *branta*) für einen „Rückumlaut“

erklärt. Oder man erinnere sich des etymologischen Gesetzes, das man als Grimms glänzendste Entdeckung anzuführen pflegt, des Gesetzes der Lautverschiebung, und denke zugleich an die Art, wie dies Gesetz durch Grimms Ansichten von den Aspiraten ein lautgeschichtliches Räthsel bleibt.

Es konnte auch nicht anders sein. Denn eben um den Vorgang der Lautumwandlung in seinen vielfältigen Erscheinungen scharf ins Auge zu fassen, war jene strenge Scheidung der gesprochenen und der geschriebenen Sprache unumgänglich nothwendig, die wir in Grimms Grammatik vermissen.

Um den Vorgang der Lautwandlung in der blofs gesprochenen Sprache zu erforschen, haben wir uns vor allem an das zu halten, was sich der unmittelbaren Beobachtung darbietet. Das aber sind die Verhältnisse der gesprochenen Mundarten. In diese müssen wir mit der gröfsten Sorgfalt und Genauigkeit einzudringen suchen, sowohl in den Lautstand gröfserer und kleinerer Volksgenossenschaften als auch in die Aussprache der einzelnen Individuen. Wie fern aber Grimm diese ganze Betrachtungsweise lag, zeigen seine Worte über die Aufgabe der mundartlichen Forschung. „Wie mich dünkt, sagt er *), darf die historische grammatik weniger den bunten wirrwarr der mundartlichen lautverhältnisse, als bruchstücke einzelner flexionen, wortbildungen und selbst structuren berücksichtigen, die sich allerwärts unter dem volk erhalten haben.“ Also gerade die einzige Quelle, die uns zu Gebote steht, um uns eine unmittelbare Anschauung von den Lauten einer blofs gesprochenen Sprache zu geben, wird von Grimm verschmäht. Eben von dieser Quelle aber muss man ausgehen, wenn man in die Geheimnisse des alten Lautwandels eindringen will.**) Nur dadurch erhält man die Möglichkeit, auch die alten geschriebenen Quellen in lebendige gesprochene Laute zurückzuübersetzen. Nur auf diesem Wege kommt man über einen blofsen etymologischen Buchstabenwechsel hinaus und dringt in die wirklichen Vorgänge des Lautwandels ein.

Diese Abwendung Grimms von einer selbständigen und eindringenden Erforschung der gesprochenen Mundarten hinderte ihn

*) Gramm. I. (3. Ausg. 1840) S. 25.

**) Was Grimm, Gramm. I. (2. Ausg.) S. 451 fg. sagt, beweist nur einen relativen Unterschied zwischen der älteren gesprochenen Sprache und der neueren.

aber andrerseits auch, das Wesen der Schriftsprache zu erkennen. So wie es ihm in seiner aufserdem bewundernswerthen Darstellung der germanischen Sprachen nicht gelingt, die gesprochene Sprache in ihrem Unterschied von der geschriebenen klar und richtig aufzufassen, so begegnet es ihm auf der anderen Seite, die Schriftsprache wie eine Mundart zu behandeln. Daher seine Ansicht, dass es „eine Grammatik der einheimischen Sprache für Schulen und Hausbedarf nicht gebe"*), dass die Grammatik ihrer Natur nach nur für Gelehrte sei**), u. s. w. Da diese Behauptungen der handgreiflichen Erfahrung schnurstracks zuwiderlaufen, werden sie von denen unter Grimms Schülern, die mit dem Meister durch Dick und Dünn gehen, entweder bei Seite gelassen oder in ganz unerlaubter Weise umgedeutet. Aber jene Aeufserungen sind durchaus keine vereinzelte Sonderbarkeit Grimms, sondern sie stehen mit seiner ganzen Ansicht von der Sprache im innigsten Zusammenhang. Inwiefern diese Ansicht einerseits eine berechtigte ist, inwiefern sie aber andrerseits einer Umbildung und wesentlichen Einschränkung bedarf, das hat der Unterzeichnete zunächst auf dem Gebiet des deutschen Unterrichts nachzuweisen versucht.***)

Bevor ich diesen Theil meiner Abhandlung schliefse, will ich nicht unterlassen, noch einmal nachdrücklichst auszusprechen, dass ich weit entfernt bin, Grimms unsterbliche Verdienste und den unvergänglichen Werth seiner Arbeiten gerade auch auf den hier besprochenen Gebieten zu verkennen. Grimms Grammatik bleibt das Grundwerk, in das der deutsche Sprachforscher sich hineinzuarbeiten hat und das ihm nicht von der Seite kommen darf. Aber dass wir trotzdem über Grimm hinausgehen müssen, oder vielmehr dass wir, erst fast unbewusst, dann mit klarem Bewusstsein Grimms Ansichten in wesentlichen Beziehungen bereits überschritten haben, das wird sich nicht länger verkennen lassen.

---

*) Gramm. I. (1. Aufl.) Vorr. S. XI.

**) Deutsches Wörterbuch I. Vorr. Sp. VII.

***) Der Unterricht im Deutschen (3. Ausg. 1857) S. 88—92. — Ueber deutsche Rechtschreibung, Wien 1855, oben S. 205—212. — Das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm u. s. w. oben S. 358—360.

II. Deutsche Grammatik mit Rücksicht auf vergleichende Sprachforschung von Dr. H. B. Rumpelt, Privatdocenten an der Universität zu Breslau. Erster Theil. Lautlehre. Berlin 1860.

Indem wir das oben genannte Buch im folgenden Abschnitt benutzen wollen, um den gegenwärtigen Stand der deutschen Lautforschung mit den Aufstellungen der Grimmschen Grammatik zu vergleichen, schicken wir zuvörderst eine allgemeine Uebersicht über dessen Inhalt voraus. Der Hr. Verf. verspricht zwar eigentlich nur eine Darstellung der hochdeutschen Sprache, vom Althochdeutschen herab bis zum Neuhochdeutschen. Er behandelt aber als Grundlage des Ganzen mit gleicher Ausführlichkeit auch das Gothische, und daran thut er vollkommen recht. Sein Hauptaugenmerk hat er dabei gerichtet auf die Ergebnisse der vergleichenden indogermanischen Grammatik, insofern sie zur deutschen Sprache in Beziehung stehen. Namentlich sind es das Griechische, Lateinische und das Sanskrit, die er in solcher Weise in Betracht zieht. Als Leserkreis seines Buches denkt er sich vor allem Studierende. Was gleich von vorn herein ein günstiges Vorurtheil für den Verf. erweckt, ist die warme Liebe zur Sache, die sich überall ausspricht. Seine Aufgabe stellt sich der Verf. weniger in einer erneuten Durchforschung der Quellen, obwohl er auch diese nicht ausschliefst, als in einer klaren Darlegung der bereits gewonnenen Resultate Grimms, Graffs, Bopps und Anderer, hin und wieder mit dem Versuch, durch eigene Combinationen die Forschung weiter zu führen. Nach einer gedrängten Einleitung, in welcher der Verf. die grundlegenden Principien seines ganzen Werkes feststellt, geht er über zu dem ersten Hauptabschnitt, der „von den wichtigsten Lautverhältnissen im Allgemeinen“ handelt. Der Verf. spricht hier im ersten Capitel von den einfachen Lauten und zwar in viel eingehenderer Weise als dies gewöhnlich von den Specialgrammatikern zu geschehen pflegt*); darauf im zweiten Capitel von den Lautverbindungen; endlich im dritten von den Lautänderungen, und zwar behandelt er 1. die Lautverschiebung, 2. die Lautabstufung, 3. die

*) Aufgefallen ist uns, dass der Verf. S. 8 Brückes scharfsinnige Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute nicht angeführt hat.

Compensation, wobei er die verschiedenen Theorien über den germanischen Ablaut, wie sie Grimm, Bopp, Jakobi und Holtzmann aufgestellt haben, kritisch referiert, 4. die Gravitation, 5. die Figuration, endlich 6. die Contraction.

Mit diesem ersten Hauptheil des ganzen Buchs hat sich dann der Verf. eine umfassende Grundlage geschaffen für den zweiten, welcher „von den einzelnen deutschen Lauten im Besondern" handelt, und zwar im ersten Capitel von den gothischen Vokalen, im zweiten von den gothischen Consonanten, im dritten von den hochdeutschen Vokalen, endlich im vierten von den hochdeutschen Consonanten.*)

Was das vorliegende Buch vortheilhaft auszeichnet, ist die grofse Klarheit sowohl in der Vertheilung als in der Behandlung des Stoffs. Hr. Rumpelt geht keiner der Fragen, die ihm zur Sache zu gehören scheinen, aus dem Wege, sondern er sucht sie mit möglichster Präcision zu beantworten. Eben deswegen eignet sich das Buch sehr wohl, um sich über diese Fragen mit dem Hrn. Verf. auseinanderzusetzen, sei es nun beistimmend oder widersprechend.**)

III. Hrn. Rumpelts Ansichten im Verhältnis zu Grimm und zu den Arbeiten des Unterzeichneten.

Ueber sein Verhältnis zu Grimm und zu anderen Forschern spricht sich Hr. Rumpelt im Vorwort S. XII so aus: „Was die Darstellung der deutschen Sprachentwickelung selbst betrifft, so brauchen wir wohl kaum zu erwähnen, dass dieselbe auf Grundlage der Forschungen von J. Grimm ruht. Wie wäre es anders möglich! Seine „„Deutsche Grammatik"", jenes preiswürdige Denkmal deutschen Geistes und Gemüthes, ist eben mehr als blofse Grammatik, sie ist wesentlich auch Sprachschatz und kann als solcher nie veralten; so dass alle späteren Forscher immer und immer wieder zu ihr zurückkehren müssen, wenn sie nicht die Arbeit eines Lebens daran setzen wollen, — unvergleichlich Gethanes auf zweifelhaften Erfolg hin nochmals zu thun. Dass hiermit im Einzelnen, wo es nöthig erscheint, eine unmittelbare Prüfung der Denkmäler nicht

*) Ich bemerke, dass ich in dieser Inhaltsangabe die Schreibweise des Verfassers beibehalten habe.

**) Eine Anzahl von Versehen im Einzelnen, namentlich in den Beispielen des Buchs, hat der Unterzeichnete in Zarnckes Centralblatt berichtigt.

ausgeschlossen sein soll, versteht sich von selbst. — Der eigentlich grammatische Theil jenes Werkes ist, wie bekannt, in Grimm's späteren Schriften, besonders in seiner „„Geschichte der deutschen Sprache““, an mehreren Stellen berichtigt worden, wie es der veränderte Standpunkt der Sprachforschung erheischt; in solchen Fällen sind wir bemüht gewesen, dem Gange der Auffassung möglichst zu folgen und haben in wichtigeren Fragen den Verlauf derselben in Kürze mitgetheilt. Dass wir die Schriften auch anderer Forscher zu Rathe gezogen, dürfte das Buch am besten selbst bezeugen, und wo wir eigene Wege einschlugen, da wird man hoffentlich eine unparteiische Angabe des Sachverhältnisses und die Gründe unserer Abweichung nicht vermissen.“

Dass der Unterzeichnete dem hohen Lob der Grimmschen Grammatik, das Hr. Rumpelt ausspricht, vollkommen beistimmt, das braucht er hier nicht wiederholt zu versichern. Ebenso hat er schon oben ausgesprochen, in welchem Sinn auch seiner Ueberzeugung nach die ganze deutsche Sprachforschung der Gegenwart und Zukunft auf Grimm ruht. Wenn er aber nichtsdestoweniger der Ansicht ist, dass Hr. Rumpelt sich erstens schon viel weiter von Grimm entfernt, als er selbst wahrnimmt, und dass er sich zweitens noch weiter von Grimm hätte entfernen sollen, als er wirklich gethan hat, so wird sich aus dem Folgenden ergeben, inwiefern der Unterzeichnete in dieser seiner Ansicht Recht hat oder nicht.

1. Die strenge Scheidung zwischen Schrift und Laut.

Da wo Hr. Rumpelt die eigentlichen Grundprincipien seiner ganzen Arbeit darlegt, spricht er sich über die Behandlung der Sprachlaute folgendermafsen aus:

„Die Betrachtung der Sprachlaute kann von dreifachem Standpunkte aus geschehen: vom phonetischen, etymologischen, graphischen. A. Der phonetische Standpunkt hält sich streng an die Aussprache des Lautes, also an dessen natürliche Beschaffenheit, wie dieselbe aus der Art seiner Hervorbringung erkannt wird. B. Der etymologische Standpunkt stützt sich auf die Herkunft eines Lautes und die Aenderungen, denen derselbe im Laufe der Zeit unterworfen gewesen, mit Einem Worte auf dessen historische Verhältnisse. C. Der graphische Standpunkt geht von dem Zeichen (Buchstaben) aus, durch

welches ein Laut ausgedrückt wird."*) Etwas weiter unten fährt er dann fort: „Von diesen drei Standpunkten ist der erste, der phonetische (man könnte ihn auch den natürlichen nennen), die nothwendige Grundlage der beiden andern. Alle historisch-etymologischen Veränderungen der Laute haben, so weit sie nicht der intellectuellen Sphäre angehören, mehr oder weniger deutlich ihren Grund in rein phonetischen Verhältnissen."

Diese Sätze zeichnen der ganzen weiteren Ausführung des Buchs die Bahn vor. Auf sie gestützt beginnt der Verf. mit einer ausführlichen Darstellung der allgemeinen Lautlehre und lässt er dann auf diese erst die Abhandlung der einzelnen deutschen Laute folgen. Wenn der Hr. Verf. seine grundlegenden Sätze und seine darauf gegründete Methode in Behandlung der Lautlehre mit Grimms Verfahren in der zweiten Auflage der Grammatik vergleicht, so wird ihm der bedeutende Unterschied zwischen seinem Verfahren und dem Grimms nicht entgehen. Schon die Ueberschrift, die Grimm seinem Ersten Buch gibt, würde auf Rumpelts „Lautlehre" ganz und gar nicht passen. Denn dieses Erste Buch der Grimmschen Grammatik führt die Ueberschrift: „Von den Buchstaben." Dass dies aber keineswegs zufällig ist, sondern dass Grimm dort wirklich noch keine streng durchgeführte Scheidung zwischen Buchstaben und Lauten kennt, wie sie eben Hr. Rumpelt in seinem ganzen Werk überall fordert, davon kann man sich leicht überzeugen. Denn eben da, wo Grimm den Versuch macht, sich und den Leser über das Verhältnis von Laut und Schrift ins klare zu setzen, finden sich Behauptungen wie folgende: „In unserm worte: schrift z. B. drücken wir acht laute mit sieben zeichen aus, *f* nämlich stehet für *ph*".**) Hr. Rumpelt denke sich diesen Satz Grimms in seine eigene Lautlehre verpflanzt, und er wird den Abstand zwischen dieser und dem Verfahren Grimms mit Händen greifen. Dagegen vergleiche er seine grundlegenden Sätze und deren Durchführung mit dem, was der Unterzeichnete im Jahr 1837 in seiner Schrift über die Aspiration und die Lautverschiebung §. 15—17***) von dem Unterschied der etymologischen, graphischen und phonetischen Identität der Laute sagt, und er wird gewiss nicht

*) Einleitung S. 3.
**) Grimm, Gramm. I. (2. Ausg. 1822) S. 3.
***) Oben S. 17 fg.

in Abrede stellen, dass seine Principien sich denen des Unterzeichneten nahe anschliefsen.

Uebrigens will ich hier einem doppelten Missverständnis vorbeugen. Erstens nämlich bin ich weit entfernt, Hrn. Rumpelt irgendwie des Plagiats beschuldigen zu wollen. Er hat an einer anderen Stelle seines Buchs die angeführte Schrift über die Aspiration und die Lautverschiebung in einer Weise citiert, die sattsam beweist, wie fern ihm der Versuch liegt, seine Vorgänger verschweigen zu wollen. Zweitens aber kommt mir nicht in den Sinn, Grimms bahnbrechendes „Erstes Buch" herabsetzen zu wollen. Aber gerade ein eindringendes und liebevolles Studium dieses Buchs hat mich zu der Ueberzeugung geführt, dass wir bei seinen Sätzen nicht stehen bleiben dürfen.

2. Die Aspiraten.

Was wir im vorangehenden Abschnitt im allgemeinen dargelegt haben, das zeigt sich ganz besonders in Hrn. Rumpelts Darstellung der Aspiraten. Das Bestreben, „auf den Forschungen Grimms zu ruhn", bringt den Verf. hier in das seltsamste Gedränge, wie sich Jeder, welcher den Untersuchungen über jene geschichtlich so wichtigen Laute gefolgt ist, leicht denken kann. Fassen wir gleich die Hauptstelle ins Auge, in welcher Hr. Rumpelt über Grimms Lehre geradezu in Verzweiflung ausbricht. S. 322 fg. spricht er von dem Unterschied, den Grimm zwischen althochdeutschem *f* und *v* macht. Er führt Grimms Worte darüber aus Grammatik I. (2. Ausg.) S. 134 an, welche im Haupttheil so lauten: „Beiderlei Laut war ursprünglich und so wesentlich verschieden, als die goth. Tenuis von der goth. Aspirata. Man spreche das *v* (oder zweite *f*) milder als das vorige *f* und etwa zwischen *ph* und *w*, also wie *bh* aus, gleich dem goth. *f* in *gaf*, *þiuf*, kurz gleich dem sächs. *bh*" u. s. w. Hr. Rumpelt fährt dann nach Anführung dieser Stelle fort: „Die zahllosen Excerptoren Grimms haben sämmtlich aus dieser Quelle geschöpft und deren Inhalt meistens in folgende Regel zusammengefasst: „„*f* ist *ph*, *v* dagegen *bh*"", den Lesern es überlassend, was sie sich darunter denken wollen." Hr. Rumpelt gibt sich nun im weitern Verlauf die gröfste Mühe, sich Etwas darunter zu denken. Aber sein Endergebnis ist ein Ausbruch der Verzweiflung. „Doch nein, sagt er S. 323, Grimm meint wohl mit dem

Worte Aspirata nicht eine solche echte, sondern — —*) ja, hier stehen wir vor einem Räthsel. Was eigentlich nennt Grimm Aspiraten? Wir haben über den Gebrauch dieses Wortes die scrupulösesten Auszüge nicht blos aus der deutschen Grammatik, sondern auch aus der Geschichte der deutschen Sprache angelegt, und vermochten gleichwohl darüber nicht in's Klare zu kommen. So z. B. sind ihm das neuhochdeutsche *ch* und *sch* Aspiraten, desgleichen das althochdeutsche *ch* (aber nicht althochdeutsch *h*), auch das griechische *χ* (und zwar ohne nähere Bestimmung, also sowohl das älteste, wie jüngste); ferner das griechische *ϑ*, gothische *th*, aber auch das englisch-neugriechische, und mitunter das hochdeutsche *z* (*ʒ*); endlich das griechische *φ*, das althochdeutsche *ph* und das aus diesem entstandene *f*. — Sollte hiebei nicht der phonetische, etymologische und graphische Standpunkt vermischt worden sein? und zwar dergestalt, dass der etymologische das meiste, der phonetische das geringste Gewicht hatte?"

Kann man das, was wir im vorangehenden Abschnitt über Grimm gesagt haben, deutlicher zugeben als es hier von Hrn. Rumpelt selbst geschieht? Und wird irgend ein Unbefangener behaupten, dass es sich bei einer solchen durch Grimms sämmtliche Werke hindurchgehenden Vermischung des phonetischen, etymologischen und graphischen Standpunkts nur darum handelt, wie Hr. Rumpelt sich an einer anderen Stelle ausdrückt**), dass „ein paar Steine an Grimms Riesenbau vielleicht eine andere Lage erhalten?"

Das Seltsamste aber ist, dass Hr. Rumpelt überall vorauszusetzen scheint, das Richtige und Wahre in diesen Dingen sei je und je das allgemein Geltende gewesen, Grimm habe dies schon vorgefunden und in einer ganz unerklärlichen Weise an die Stelle des einfach Klaren das räthselhaft Verworrene gesetzt. Wir werden aber sehen, dass sich die Sache gerade umgekehrt verhält, dass nämlich erst nach dem Erscheinen des betreffenden Theils der Grimmschen Grammatik durch ganz specielle Untersuchungen das jetzt geltende Richtige an die Stelle der bei Grimm noch herrschenden Verwirrung getreten ist.

Aber sehen wir zunächst zu, wie Hr. Rumpelt sich die Sache

---

*) Die Gedankenstriche gehören Hrn. Rumpelt an.

**) S. 283.

denkt. Der grundlegende Abschnitt über die Aspiration lautet bei ihm also*):

„Wir müssen uns hier begnügen, die fast allgemein geltende Erklärung dieses Begriffs einfach mitzutheilen.

a) „„Aspiraten nennt man diejenigen explosiven Laute, welche mit einem einfachen aber hörbaren Hauche ausgesprochen werden. Sie sind am vollständigsten im Sanskrit ausgebildet worden, wo sowohl die Fortes als Lenes aller Classen in dieser Weise aspirirt werden können. Im Altgriechischen wurden nur die Fortes aspirirt und diese gingen dann später in die entsprechenden Reibelaute (also *kh*, *th*, *ph* in unser χ, ϑ, φ. Vf.) über. Der Hauch kann nur der Explosion folgen, nicht wie mit einem Reibelaute durchgängig verbunden sein. Es findet daher hier wirklich eine Composition statt. Wenn im Sanskrit dennoch die Aspiraten als einfache Laute aufgefasst und geschrieben werden (nur in der Gemination nicht), so ist dies dadurch zu erklären, dass der Hauch sich inniger als irgend ein anderer Consonant mit den explosiven Buchstaben verbindet und von so geringem Gewicht ist, dass er keine Position bildet, ja dass er eigentlich nur eine Verlängerung desselben Hauches ist, welcher jedem Consonanten von selbst inhärirt.““ Lepsius a. a. O. S. 43. 44.

b) „„Ein jeder Aspirate wird wie sein Nicht-Aspirirter mit beigefügtem, deutlich vernehmbarem *h* ausgesprochen. Man darf also nicht etwa *kh* wie ein deutsches *ch*, *ph* nicht wie *f*, oder *th* wie ein englisches *th* aussprechen, sondern nach Colebrooke wird *kh* gerade so wie in *inkhorn*, *ph* wie in *haphazard*, *th* wie in *nuthook*, *bh* wie in *abhorr* etc. gelesen. Ebenso verhält es sich mit den übrigen Aspiraten““ (*gh*, *dh*, *bh*). Bopp, Kl. Gr. S. 15, 16.

c) „„Der Uebergang von einfacher Consonanz zu diphthongischer ist ein ganz allmäliger. Eine Tenuis, z. B. *t*, hart gesprochen wie in *Tag*, hat einen fast hörbaren Hauch nach sich. So wie dieser Hauch stärker und für sich vernehmlich wird, so ist der Diphthong da, dessen erster Bestandtheil eine Muta (denn auch der Media kann man ein *h* nachfolgen lassen) und dessen zweiter der Spiritus asper ist. Diese Art von Aspiraten entsteht aber nur, wenn die Organe nach der Aussprache des stummlautenden Theiles des Diphthongen sich sogleich weit öffnen, um dem un-

---

[*) S. 43. (1863.)]

gebrochenen und ungefärbten Gutturalhauche Durchgang zu gestatten. Die Aussprache solcher Diphthongen hat daher etwas Gezwungenes, Mühsames an sich, und ihr wirkliches Vorkommen in den Sprachen ist beschränkt.““ Schleicher, Zet. S. 128.“

Was Hr. Rumpelt in diesen Paragraphen noch weiter andeutet, können wir hier übergehen, da nach seiner eigenen Aussage „die folgenden Entwickelungen wenigstens in der Hauptsache nichts damit zu thun haben.“ Wohl aber müssen wir bemerken, dass sowohl Lepsius als Schleicher im Verfolg der ausgehobenen Stellen auf das zu sprechen kommen, was auch Hr. Rumpelt im nächsten Paragraphen unter dem Namen der Affrication behandelt.

Nach den obigen Citaten des Hrn. Rumpelt aus Lepsius, Bopp und Schleicher hat es nun allerdings den Anschein, als seien die Sprachforscher seit lange „fast ganz allgemein“ einverstanden, was man unter einer Aspirate zu verstehen habe, dass diese nämlich ein Verschlusslaut mit einem Nachhall sei, und dass demnach die neuhochdeutschen *f* und *ch* keine Aspiraten sind. Darnach erscheint es in der That sehr auffallend, dass Grimm diese fast allgemein angenommene einfach strenge Bestimmung verworfen, die für die Lautgeschichte so überaus wichtige Grenze zwischen Aspiraten, die Verschlusslaute sind, und harten Spiranten (nhd. *f*, *ch*), die zu den Dauerlauten gehören, niedergerissen und so die auch Hrn. Rumpelt zur Verzweiflung treibende Verwirrung angerichtet hat.

In Wahrheit aber verhält sich die Sache ganz anders. Sehen wir uns Hrn. Rumpelts Gewährsmänner etwas näher an! Was zuerst Bopp betrifft, so citiert Hr. Rumpelt dessen Worte so, als wenn Bopp eine allgemeine Definition der Aspirate gäbe. Dies ist aber in der angeführten Stelle aus Bopps Kritischer Grammatik der Sanskrita-Sprache durchaus nicht der Fall. Vielmehr thut Bopp dort weiter nichts, als dass er, gestützt auf englische Gewährsmänner, Bericht darüber erstattet, wie die indischen Pandits die s a n s k r i t i s c h e n Aspiraten aussprechen. Wie weit Bopp davon entfernt war, eine allgemeine Bestimmung über das Wesen der Aspiraten geben zu wollen, durch welche die Aspiraten gegen die Spiranten abgegrenzt und wodurch namentlich unsere deutschen Dauerlaute *f* und *ch* von der Classe der Aspiraten ausgeschlossen würden, das lässt sich mit leichter Mühe aus Bopps Schrif-

ten darthun. Die Kritische Grammatik der Sanskrita-Sprache, aus welcher die obige Stelle genommen ist, erschien im J. 1834, und obwohl Bopp für die Aspiraten des Sanskrit auch in seiner Vergleichenden Grammatik dieselben Bestimmungen gibt, so schreibt er selbst in der zweiten Ausgabe dieses Werks vom Jahr 1857 noch: „Das Althochdeutsche meidet dagegen in den meisten Quellen *ch* (oder dafür doppeltes *hh*) am Wort-Ende, und setzt in dieser Stellung *h*, auch da, wo die Aspirata die Verschiebung einer altgermanischen Tenuis ist, z. B. im Accus. der geschlechtlosen Pronomina, wo *mih*, *dih*, *sih* für goth. *mik*, *thuk*, *sik*, mhd. und nhd. *mich*, *dich*, *sich* steht“.*) Bopp rechnet demnach so gut wie Grimm althochdeutsches auslautendes *h*, über dessen Zugehörigkeit zu den Continuis kein Streit ist, unter die Aspiraten. Ferner sagt Bopp: „Die Labiale sind im Gothischen: *p*, *f*, *b*, mit ihrem Nasal *m*. Das Hochdeutsche hat bei diesem Organ, wie das Sanskrit bei den sämmtlichen, eine doppelte Aspiration, eine dumpfe (*f*) und eine tönende (vgl. §. 25), welche *v* geschrieben wird, und dem sanskrit. भ् *b*' näher steht“.**) Also die Continua *f* ist Bopp gleichfalls eine Aspirate. Und so behandelt Bopp auch im weiteren Verlauf die gothischen *f*, unsere hochdeutschen *f* und *ch* fort und fort als Aspiraten. Nur gerade vom hochdeutschen *z*, das doch wenigstens den stummlautenden Bestandtheil mit den wirklichen Aspiraten gemein hat, bemerkt er, dass „*z* = *ts* die Stelle der Aspirata vertritt“.***) Aus allem Angeführten ergibt sich unwidersprechlich, dass Bopp ebenso wenig als Grimm Bestimmungen aufgestellt hat, welche die Aspiraten als Verschlusslaute von den Spiranten als Dauerlauten unterscheiden.

Die Worte, die Hr. Rumpelt aus Schleicher anführt, finden sich im Ersten Theil von dessen Sprachvergleichenden Untersuchungen, der im Jahr 1848 erschienen ist. Dass Schleicher sich gerade in dem Abschnitt, welchem die betreffenden Worte entnommen sind, den Ansichten des Unterzeichneten anschliefst, das spricht er am Beginn dieses Abschnitts offen aus. „Unter den Werken, sagt er S. 120, die ich über die physiologische Erklärung der Laute und Lautwechsel zu Rathe zog, hat mir besonders die schon mehr-

*) Vergleichende Gramm. von Franz Bopp. 2. Ausg. Bd. I. Berlin 1857. S. 110.

**) Ebend. S. 114.

***) Ebend. S. 122.

fach erwähnte Schrift v. Raumers über Aspiration und Lautverschiebung vielfache Belehrung gewährt. Den von Raumer betretenen Weg werde ich auch hier einschlagen und somit nur die Anwendung der Raumerschen Methode auf einen gröſseren Kreis von Lauten und auf die uns hier beschäftigenden Lautwechsel insbesondere als Eigenes bezeichnen dürfen.“ Aus dieser Stelle ergibt sich: 1. dass Schleicher die Bestimmungen, welche den eigentlichen Inhalt der Schrift über die Aspiration und Lautverschiebung bilden, aus dieser Schrift entnommen hat, und zu diesen Bestimmungen gehören die oben von Rumpelt ausgehobenen; 2. dass Schleicher in der Schrift über die Aspiration und Lautverschiebung eine besondere Methode gefunden hat, die sich mithin von der Grimmschen Methode unterscheiden muss; 3. dass Schleicher sich dieser Methode anschlieſst und sie auf einen gröſseren Kreis von Lauten und Sprachen anwendet. Es ist mir natürlich sehr erfreulich gewesen, den von mir angebahnten Weg durch einen Sprachforscher von Schleichers umfassenden Kenntnissen gebilligt und weiter verfolgt zu sehen.

Endlich führt Hr. Rumpelt noch eine Stelle aus der grundlegenden Schrift von Lepsius an, die unter dem Titel: Das allgemeine linguistische Alphabet, im Jahre 1855 erschienen ist. Dass auch diese Stelle, insofern sie die germanischen Aspiraten in ihrem Unterschied von den Spiranten mitumfasst, auf die von Schleicher zu Grunde gelegten Untersuchungen zurückgeht, ergibt sich aus ihr selbst. Eine besondere Hinweisung hatte Lepsius in einer Schrift, deren Hauptgegenstand ein ganz anderer ist, um so weniger nöthig, als er schon S. 16 der Untersuchungen, um die es sich hier handelt, im allgemeinen gedacht hatte.*)

So ist also das Ergebnis unserer näheren Prüfung folgendes: Was Hr. Rumpelt Grimms Ansichten über die germanischen Aspiraten „als fast ganz allgemein geltende Erklärung“ gegenüberstellt, ist keineswegs eine von jeher angenommene Ueberzeugung fast aller Sprachforscher, sondern es ist vielmehr das, was der Unterzeichnete im Jahr 1837 als Resultat ganz bestimmter Untersuchun-

*) Dass übrigens Lepsius vor dem Jahr 1837 die in Frage stehende Ansicht noch nicht hatte, ergibt sich aus seiner im J. 1836 erschienenen Schrift „Zwei sprachvergleichende Abhandlungen u. s. w.“, in welcher S. 8 das lateinische und das gothische *f* und das hochdeutsche *f* und *ch* theils implicite, theils ausdrücklich unter die Aspiraten gerechnet werden.

gen über die Aspiration und Lautverschiebung ausgesprochen hat. Nun könnte zwar Jemand meinen, es komme wenig darauf an, ob man die deutschen *f* und *ch* Aspiraten nenne oder nicht. Allein es kommt in der Sprachgeschichte eben so viel wie in jeder anderen Wissenschaft darauf an, dass man nicht Wesen zu einer Gattung rechne, die einer ganz anderen Gattung angehören. Denn mit der Natur eines Lautes hängt die Rolle, die er in der Sprachgeschichte spielt, auf das engste zusammen; und es ist deshalb von der gröfsten Wichtigkeit, diese Natur möglichst scharf und richtig zu erkennen. Dies tritt uns ganz besonders klar vor Augen in der Geschichte der indogermanischen Stummlaute, wie wir gleich im folgenden Abschnitt von neuem sehen werden.

3. Die Lautverschiebung.

Rask hat in seinen Untersuchungen über den Ursprung der alten nordischen Sprache die Beobachtung gemacht und durch Beispiele erwiesen, dass die griechischen und lateinischen Stummlaute den altnordischen in folgender Weise etymologisch entsprechen*):

Griechisch-lateinisch		Altnordisch
π	=	*f*
τ	=	*th*
κ	=	*h*
β meist	=	*b*
δ	=	*t*
γ	=	*k*
φ	=	*b*
ϑ	=	*d*
χ	=	*g*

Man sieht wohl, dass in diesen Beobachtungen Rasks die eine Hälfte des Grimmschen Gesetzes von der Lautverschiebung steckt. Ohne Frage hat Rasks oben genannte Schrift über den Ursprung der nordischen Sprache auf die ganze Entwicklung der Grimmschen Lautlehre und ganz besonders auch auf die Entdeckung der germanischen Lautverschiebung einen bedeutenden Einfluss gehabt.**)

---

*) *R. K. Rask, Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse. Kjöbenhavn* 1818, *p.* 169 *ff.*

**) Die Bedeutung jener Schrift Rasks für die ganze indogermanische Sprachforschung scheint mir übrigens noch nicht nach Verdienst anerkannt·

Nichtsdestoweniger aber können wir durchaus nicht unterschreiben, was Bopp in der 2ten Ausgabe der Vergleichenden Grammatik S. 119 über die Entdeckung des Lautverschiebungsgesetzes sagt:

„Es war mir bei meiner früheren Behandlung dieses Gegenstandes (erste Ausg. p. 78 ff.) entgangen, dass schon Rask in seiner Preisschrift „„*Undersögelse* etc.““ (Kopenhagen 1818), wovon Vater in seinem „Vergleichungstafeln der europäischen Stammsprachen““ betitelten Werke eine Uebersetzung des interessantesten Theiles gegeben hat, das obige, in der That unübersehbare Gesetz klar und bündig ausgesprochen hat, jedoch nur mit Berücksichtigung des Verhältnisses der nordischen Sprachen zu den klassischen, und ohne der zuerst von J. Grimm bewiesenen zweiten Lautverschiebung des Hochdeutschen zu gedenken.“

Der Ansicht, dass Rask der Entdeckung des Lautverschiebungsgesetzes bedeutend vorgearbeitet habe, würde man unbedenklich beipflichten. Was aber den eigentlichen Inhalt der aus Bopp ausgehobenen Stelle betrifft, so müssen wir uns dahin erklären, dass Bopp gerade das Wesentlichste in Grimms Entdeckung völlig verkennt. Gewiss bilden Rasks Zusammenstellungen die eine Wurzel der Grimmschen Entdeckung, und ohne Zweifel war Rasks nachdrückliches Dringen auf Feststellung bestimmter Lautverschiebungsgesetze von großem Einfluss auf Grimms ganze Forschung: aber gerade das Wesentliche im Grimmschen Lautverschiebungsgesetz sucht man vergebens bei Rask; es ist vielmehr das unbestreitbare Eigenthum Grimms. Dies Wesentliche besteht aber keineswegs bloß darin, dass Grimm dem von Rask angeblich „klar und bündig ausgesprochenen Gesetz“ der classisch-nordischen Lautverschiebung die nordisch (gothisch-)hochdeutsche hinzugefügt hat. Das Wesentliche besteht vielmehr darin, dass eben durch diese Weiterführung erst Grimm auch in den Raskischen Beobachtungen das zusammenfassende Gesetz erkannte und nachwies, dass ein und dasselbe Gesetz sich zweimal im Verlauf der indogermanischen Sprachengeschichte vollzogen hat. Grimm hat dies auch sehr wohl erkannt und in den Worten ausgesprochen: „Es

Wenn man die zweite Ausgabe des ersten Bandes von Grimms Grammatik mit der ersten vergleicht, nimmt man den Einfluss von Rasks Schrift sehr deutlich wahr. Ich bemerke dies ausdrücklich, eben weil ich mich in Hinsicht des Lautverschiebungsgesetzes gegen Bopp erklären muss.

legt bei Wortforschungen weniger an der Gleichheit oder Aehnlichkeit allgemein-verwandter Consonanten, als an der Wahrnehmung des historischen Stufengangs, welcher sich nicht verrücken oder umdrehen lässt". *)

Das Ergebnis seiner Entdeckung fasste Grimm in die Worte zusammen**): „Die ganze für Geschichte der Sprache und Strenge der Etymologie folgenreiche zweifache Lautverschiebung stellt sich tabellarisch so dar:

griech.	*P.*	*B.*	*F.*	*T.*	*D.*	*Th.*	*K.*	*G.*	*CH.*
goth.	*F.*	*P.*	*B.*	*TH.*	*T.*	*D.*	. .	*K.*	*G.*
althd.	*B(V)*	*F.*	*P.*	*D.*	*Z.*	*T.*	*G.*	*CH.*	*K.*

Oder anders aufgefasst:

griech.	goth.	alth.	griech.	goth.	alth.	griech.	goth.	alth.
P	*F*	*B(V)*	*T*	*TH*	*D*	*K*	. .	*G*
B	*P*	*F*	*D*	*T*	*Z*	*G*	*K*	*CH*
F	*B*	*P*	*TH*	*D*	*T*	*CH*	*G*	*K*".

Prüfen wir nun die Grimmsche Entdeckung gerade in Bezug auf den Punkt, den Grimm selbst als den wichtigsten bezeichnet, nämlich in Bezug auf den wirklichen historischen Stufengang, so ergibt sich Folgendes: Man sieht aus der mitgetheilten Hauptstelle Grimms, so wie aus den von Grimm hinzugefügten Bemerkungen, dass Grimm zwar das gothische *h* von den Aspiraten ausschliefst, nicht aber das gothische und lateinische *f*. Daher nun rühren die Anstrengungen Grimms, im Althochdeutschen an der etymologischen Stelle des gothischen *f* irgend etwas dem *b* Aehnliches zu entdecken. Grimm schloss so: Der gothischen Aspirata entspricht etymologisch die althochdeutsche Media. Nun ist das gothische *f* eine Aspirata; also muss der Laut, den wir im Althochdeutschen an dessen Stelle finden, ein *b* oder doch dem *b* nahe verwandt sein. Daher soll denn, wie wir oben sahen, das althochdeutsche *v* „wie *bh* ausgesprochen werden," was Hrn. Rumpelt so in Verzweiflung setzt. Denn *bh* scheint doch wenigstens einige Aehnlichkeit mit dem gewünschten *b* zu haben. Aber alle diese Schlüsse halten vor dem wirklichen Althochdeutschen nicht Stich. Keine einzige althochdeutsche Quelle, auch nicht die sonst die Lautverschiebung am treusten

*) Grimm, Gramm. I. (2. Ausg.) S. 588.

**) Ebend. S. 584.

durchführenden s. g. strengalthochdeutschen, zeigt im Anlaut eine Spur von *b* an der Stelle des gothischen *f*. Vielmehr steht im Althochdeutschen an der Stelle eines gothischen *f* unverbrüchlich entweder wieder *f* oder ein *v*, das beständig mit *f* wechselt und ihm also jedenfalls auf das nächste verwandt sein muss.

Eine weitere Schwierigkeit des Grimmschen Lautverschiebungsgesetzes bildete die Frage nach dem wirklichen Vorgang der Lautumwandlung. Denn die Steigerung von der Media zur Tenuis, von der Tenuis zur Aspirata hatte zwar nichts Auffallendes, desto räthselhafter aber blieb, wie man sich den Uebergang von der Aspirata zur Media zu denken habe.

Diese Schwierigkeiten veranlassten mich im Sommer 1836 zu den Untersuchungen, die ich im Jahre 1837 in meiner Schrift über die Aspiration und Lautverschiebung veröffentlicht habe. Ich gelangte zu der Ueberzeugung, dass man vor allem streng scheiden müsse zwischen Schrift und Laut. Denn nur die Laute kommen bei solchen Lautwandlungen wie die hier vorliegenden in Betracht, und nur auf diesem Wege ist es möglich, in den Vorgang der Lautumwandlung selbst einen Einblick zu gewinnen. Das aber ist das eigentliche Ziel der Lautgeschichte. Die etymologische und die phonetische Forschung sind zu diesem Behuf auf das engste zu verbinden und haben sich wechselseitig zu unterstützen. So drehte sich z. B. Grimms obiger Schluss über die Natur der althochdeutschen *f* und *v*, die wir etymologisch an der Stelle des gothischen *f* finden, geradezu um; und es war vielmehr zu schliefsen: An der Stelle des gothischen *th* finden wir im Althochdeutschen *d*. Da wir nun an der Stelle des gothischen *f* kein *b* finden, so wird das gothische *f* höchst wahrscheinlich einer anderen Lautclasse angehören als das gothische *th*.

Die hauptsächlichsten Ergebnisse der Untersuchung waren folgende:

„1. Alle wahren Aspiraten des Sanskrit, Griechischen (Lateinischen) und Deutschen*) haben einen stummlautenden Bestandtheil, und dadurch unterscheiden sie sich von den Spiranten."

„2. Hinter dem stummlautenden Theil der Aspirate wird ein vernehmbarer Hauch gehört, und dadurch unterscheiden sich die

*) „Deutsch" nach Grimms Sprachgebrauch als Bezeichnung aller germanischen Sprachen.

Aspiraten von den Tenuibus. Dieser Hauch kann zwar der Theorie nach auch ein reiner, der Muta abgesondert nachklingender Spiritus asper sein, ist aber in der Regel der Anfang einer charakteristischen Spirans gewesen."

„3. Hieraus folgt, dass weder das lateinische und deutsche *f*, noch das neuhochdeutsche *ch* (sa*ch*e) und *jj* (si*ch*el) den Namen von Aspiraten verdienen. Sie sind nichts als scharfe Spiranten. Mithin haben das Lateinische und Hochdeutsche alle Aspiraten eingebüfst."

„4. Die Grimmsche Lautverschiebung beruht auf dem Vorhandensein wirklicher Aspiraten. Wo diese fehlen, hat sie ein Ende, daher kein Uebergang von gothischem *f* in hochdeutsches *b*."

„5. Als Uebergangsstufe aus der dunklen Aspirate (k^c, t^c, p^c) in die Media (*g*, *d*, *b*) haben wir die helle Aspirate (g^c, d^c, b^c) nachgewiesen, wenn sie auch nicht immer graphisch unterschieden wird".*)

Dadurch wird festgestellt, „dass das Gesetz der Lautverschiebung durch zwei sich zwar ergänzende, jedoch wohl zu unterscheidende Erscheinungen in den deutschen Dialekten so harmonisch durchgeführt ist. Die erste derselben ist das Steigern der einfachen Stummlaute, die zweite das Absterben nachhallender Hauchlaute".**)

Ich kann hier natürlich weder die Beweisführung wiederholen, durch welche die obigen Resultate gewonnen werden, noch auch die verschiedenen anderen Punkte alle berühren, die sich im Laufe der Untersuchung ergaben. Ich glaube aber, dass schon aus den angeführten Sätzen Jedem, der nicht mehr auf dem Standpunkt des blofsen etymologischen Buchstabenvergleichens steht, sondern dem es um eine wirkliche Lautgeschichte zu thun ist, klar sein wird, worin die Besonderheit der in der Schrift über die Aspiration und Lautverschiebung niedergelegten Untersuchungen besteht. Nur zwei Punkte möchte ich hervorheben, von denen man vor dem Erscheinen dieser Untersuchungen weder bei Grimm noch bei sonst

---

*) Die Aspiration und die Lautverschiebung, oben S. 87 fg.

**) Ebend. S. 88. Dass die Worte „erste" und „zweite" in dieser Stelle nicht etwa temporal, sondern disjunctiv zu fassen sind, ergibt sich aus der ganzen Schrift zur Genüge

Jemandem etwas findet, nämlich die Bedeutung, welche die wirklichen Aspiraten für den Process der Lautverschiebung haben, und den Satz, dass die Media der gothischen Stufe und ebenso das hochdeutsche *d* nur der stummlautende Rest der Aspiraten der vorangehenden Stufe sind.

Sowohl die in jener Schrift befolgte Methode als die dadurch gewonnenen Ergebnisse haben vielfachen Anklang gefunden. Auch Hr. Rumpelt tritt jener Schrift grofsentheils bei. Nur Ein Punkt ist es hauptsächlich, in welchem Hr. Rumpelt nicht beistimmen zu können erklärt. Ich muss deshalb auf diesen Punkt hier etwas näher eingehen. S. 263 ff. spricht Hr. Rumpelt von der allgemeinen Theorie des Lautwandels. In einer Anmerkung dazu (S. 264) äufsert er sich folgendermafsen: „das Beste oder vielmehr das Einzige, was wir in dieser Hinsicht besitzen, ist das Buch R. v. Raumer's: „ „Aspiration und Lautverschiebung“ “ (1837), wie wir denn auf die Untersuchungen dieses Forschers hiermit dringend hinweisen; er war der Erste, welcher den Unterschied zwischen Laut und Schrift nachdrücklich hervorhob. Wenn wir gleichwohl seiner Darstellung nicht überall oder eigentlich in der Hauptsache nicht beizustimmen vermögen, so beruht dies auf unserm Zweifel gegen seinen Ausgangspunkt, nämlich die Theorie der Lenes, welche letzteren nach Raumer nichts Anderes sind als minder stark gehauchte Fortes. Hieraus ergibt sich ihm dann, neben der von uns aufgestellten, auch noch eine andere Affrikationsreihe: *Fortis — Affricata fortis — Affricata lenis — Lenis*, welche wir von unserem Standpunkt aus nicht zugeben können. Vgl. a. a. O. §. 32, 2.“

Um dem Leser deutlich zu machen, was diese Stelle eigentlich aussagt, theile ich einige Zeilen aus einem früheren Abschnitt von Hrn. Rumpelts Buch mit. „Wir unterscheiden demnach, heifst es S. 42, drei Arten von consonantischen Diphthongen: A. Aspiraten, d. i. Verschmelzungen der Explosivlaute mit dem Spiritus asper, z. B. sanskr. *kh, gh; th, dh etc.* B. Affrikaten, d. i. Verschmelzungen der Aspiraten mit ihrem homorganen Fricativlaute. Beisp. *khχ, ths, phf.* C. Eigentliche Doppellaute, d. i. Verschmelzungen einer Explosiva mit einer Fricativa. a) Homorgane (Affrikations-Diphthonge): *kχ, ts (z), pf.* b) Heterorgane: *kv (q), ks (x), ps (ψ)*“.

Also was Hr. Rumpelt leugnet, ist die Uebergangsreihe *t — th — dh — d.* Nicht wegen des Ueberganges von *t* in *th*, sondern wegen des Ueberganges *th — dh — d.* Hierauf erwidere ich:

1. Die Reihe *th—dh—d* ist keineswegs eine blofs theoretische Annahme, sondern sie ist eine historische Thatsache. Das Altsächsische liefert in Menge die auch durch die Schrift ausgedrückten Belege: Gothisch *vairthan*, altsächsisch *werthan*, *werdhan*, *werdan*, althochdeutsch *werdan.* Gothisch *airtha*, altsächsisch *ertha, erdha, erda,* althochdeutsch *erda;* u. s. w., u. s. w., wie dies Aspiration und Lautverschiebung (1837), oben S. 33—36, ausführlich nachgewiesen ist. *)

2. So sehr ich selbst gerade auf die Beachtung der physiologischen Natur der Laute bei Beurtheilung des Lautwandels dringe, so sehr würde man diese Forderung missverstehen, wenn man den Uebergang von einer Lautgattung in die andere leugnen wollte. Dieser Uebergang liegt in unzähligen Fällen klar vor Augen und braucht deshalb nicht erst erwiesen zu werden.

3. Wogegen sich Hr. Rumpelt sträubt, das kann nur die Annahme von Uebergangsformen zwischen t^c und *d*, p^c und *b*, k^c und *g*, und ebenso zwischen *d* und *t*, *b* und *p*, *g* und *k* sein. Dahin nämlich spricht sich der Verfasser schon an einer früheren Stelle seines Buches aus. **) Er verwirft die Ansicht, wonach der Unterschied zwischen *k*, *t*, *p* und *g, d*, *b* darin besteht, dass erstere mit kräftigerem, letztere mit schwächerem Luftdruck explodieren. Er will daher nichts wissen von einem blofs graduellen Unterschied dieser Laute und entscheidet sich vielmehr für einen specifischen, obwohl ihm die ganze Sache noch sehr dunkel scheint. Ich könnte hier auf das verweisen, was ich in einer früheren Abhandlung über diesen Gegenstand dargelegt habe. ***) Bei der Wichtigkeit der Frage ziehe ich es vor, noch einmal darauf zurückzukommen.

Die Controverse ist also die: der eine Theil behauptet, der Unterschied zwischen *b* und *p*, *d* und *t*, *g* und *k* sei ein blofs gradueller, durch den gröfseren oder geringeren Luftdruck, durch welchen die Explosion erfolgt, hervorgerufener. Es lasse sich also durch ganz allmähliche Steigerung des Luftdruckes eine Reihe von

---

*) Was dort am Altsächsischen nachgewiesen ist, zeigt sich ebenso auch auf anderen Gebieten der germanischen Sprachen. So wird das altnordische *th* mit dem schwedischen *d* durch das Schwanken des älteren Schwedischen zwischen *th* und *dh* vermittelt. Vgl. z. B. in *Geijer och Afzelius, Svenska Folk-visor III,* 197 *fg.* das Schwanken zwischen *The, dhe* und *de.*

**) S. 7 fg.

***) Oben S. 368 ff.

Lauten bilden, die durch zunehmende Verhärtung vom weichsten *b* bis zum härtesten *p* hinüberführen. Und dasselbe gilt dann auch von *d* und *t*, *g* und *k*. Dagegen behauptet der andere Theil, der Unterschied zwischen *b* und *p*, *d* und *t*, *g* und *k* sei ein specifischer. Der wesentliche Unterschied sei nämlich der, dass bei *b*, *d* und *g* die Stimme mittöne, bei *p*, *t* und *k* aber dies nicht der Fall sei. Gegen diese Annahme Kempelens und Anderer hat schon Johannes Müller*) geltend gemacht, es sei nicht richtig, dass der Unterschied zwischen *p*, *t*, *k* und *b*, *d*, *g* in einem Mittönen der Stimme bei der letzteren Reihe bestehe; denn auch *b*, *d*, *g* könnten ganz stumm gebildet werden. Dieser Einwurf Johannes Müllers ist unwiderleglich, wenn man den Unterschied so fasst, dass bei *b*, *d*, *g* die Stimme mittönen müsse. Anders aber stellt sich die Sache, wenn man sagt, bei *b*, *d*, *g* könne die Stimme mittönen, bei *p*, *t*, *k* nicht.

Weil die Explosiven unter allen Umständen den Strom des Athems unterbrechen und dadurch die Deutlichkeit des Experiments stören, wollen wir unsere Versuche mit den Dauerlauten (*continuis*) beginnen. Man spreche mit leiser Sprache (*vox clandestina*)**) den weichsten Laut *ſ*. Lässt man diesen Laut forttönen ohne Steigerung des durch die Ritze der Lautwerkzeuge getriebenen Athems, so bleibt er sich gleich als weichstes *ſſſſ*. Steigert man dagegen während der anhaltenden Hervorbringung den durch die Ritze getriebenen Athem, so kann man ganz allmählich den weichsten Zischlaut *ſ* in einen härteren und endlich in den härtesten übergehen lassen. Nun wiederhole man dieselben Experimente, während man zugleich in der Stimmritze einen Sington hervorbringt. Da wird man folgende Erfahrungen machen: 1. Während man in der Lautritze (an der Zungenspitze) das weiche *ſſſſ* hält, kann man gleichzeitig in der Stimmritze einen Sington erzeugen. 2. Sucht man dagegen bei dem oben beschriebenen allmählichen Steigern des weichsten *ſ* zum härteren und härtesten einen Sington zu halten, so tritt bei dieser Steigerung ein Moment ein, in welchem der Sington plötzlich verstummt. Dieser Moment bezeichnet die Grenze zwischen dem weichen und dem harten *ſ*.

So haben wir also einerseits eine allmähliche Steigerung vom weichsten *ſ* zum härtesten, wie der Versuch mit *vox clandestina***)

*) Handbuch der Physiologie des Menschen II. S. 235.

**) Unter *vox clandestina* wird hier nicht das unbestimmte Kehlkopf-

beweist; und andererseits einen bestimmten Grenzpunkt, der die ganze Reihe der S-Laute in zwei Hälften scheidet, wie der Versuch mit begleitender Singstimme beweist. Wie hängt dies nun zusammen? Folgendermafsen: Der Laut des *ſ*, des weichsten wie des härtesten, wird lediglich in der Ritze der Lautwerkzeuge hervorgebracht. Die gröfsere oder geringere Härte des *ſ* hängt nur ab von dem gröfseren oder geringeren Luftdruck, der gegen die Lautritze drängt und eine gröfsere oder geringere Masse Luft in der gleichen Zeit durch die Lautritze treibt. Da sich nun der Luftdruck ununterbrochen steigern lässt, so muss auch seine Wirkung, — in unserem Fall das in der Steigerung begriffene *ſ* —, eine ununterbrochene Reihe bilden. Die Luft aber, die zur Hervorbringung des geforderten Luftdrucks nöthig ist, übt ihren Einfluss auch auf den Kehlkopf und die Stimmritze. Nur die geringeren Grade des geforderten Luftdrucks gestatten eine solche Stellung der Stimmritze, dass die Hervorbringung eines Tones möglich ist. Dagegen wirkt der stärkere Luftdruck, der auf die Lautwerkzeuge geübt wird, auch auf den Kehlkopf in solcher Weise ein, dass die Oeffnung seiner Theile die Hervorbringung eines Tones in der Stimmritze unmöglich macht.*)

Uebertragen wir das, was wir bisher an den Dauerlauten (*continuis*) nachgewiesen haben, auf die Schlaglaute (*explosivae*), so sehen wir, dass auch ihre Hervorbringung denselben Bedingungen des Luftdrucks unterworfen ist, wie die der Dauerlaute. Wir können deshalb durch allmähliche Steigerung des Luftdrucks eine ununterbrochene Reihe vom weichsten *b* zum härtesten *p* herstellen; nur dass diese Reihe bei den Schlaglauten natürlich in einer unendlichen Menge von Punkten besteht. Die Theilung dieser Reihe in solche Laute, bei denen die Stimme mittönen kann, und in solche, bei denen dies nicht möglich ist, hat auch hier ihren Grund

---

geräusch, sondern die gesammte leise Sprache im Gegensatz zur lauten verstanden. (1863.)]

*) Ich habe in einer früheren Abhandlung (oben S. 370 fg.) gezeigt, dass der hier beschriebene Unterschied derselbe ist wie der zwischen Hauchen und Blasen. Durch das Anhauchen der Stimmbänder wird zwar der Luftstrom für den gehauchten Consonanten gebrochen; man kann aber einen genau ebenso weichen Consonanten ohne Ansprechen der Stimmbänder hervorbringen, sobald man nur keinen stärkeren Luftstrom durch die Ritze der Lautwerkzeuge treibt, als im Fall des Mittönens der Stimmritze.

nicht in den Lautwerkzeugen, sondern in der Rückwirkung des stärkeren Luftdrucks auf die Stimmwerkzeuge.

Es ist also nicht abzusehen, warum nicht durch allmähliche Steigerung des zur Hervorbringung der Stummlaute aufgewendeten Luftdrucks auch eine allmähliche Steigerung der Stummlaute stattgefunden haben soll. Von dem Moment an, in welchem der geringere Grad des Luftdrucks nicht mehr genügt, gehen sie in den höheren Grad des Luftdrucks über, welcher die Möglichkeit des Mittönens der Stimme ausschliefst. Der höchste Grad der ersten Art aber und der niedrigste der zweiten grenzen hart aneinander.

Auf dieselbe Weise, wie wir die Möglichkeit einer allmählichen Steigerung von *b* zu *p*, *d* zu *t*, *g* zu *k* nachgewiesen haben, nimmt rückschreitend die Härte des stummlautenden Bestandtheils der Aspiraten ab, und so erhalten wir den Uebergang von *th* in *dh*. Dieser Uebergang aber war das Zweite, woran Hr. Rumpelt in der oben angeführten Stelle Anstofs nahm.*)

Ich habe mich absichtlich in der bisherigen Erörterung streng an die physiologische Seite der Sache gehalten. Fasst man den wirklichen Vorgang des sprachgeschichtlichen Lautwandels ins Auge, so kann es sich bei dem allmählichen Uebergang des einen Lautes in den andern natürlich nur darum handeln, dass die Laute sich so nahe rücken, dass die Sprechenden den Unterschied nicht mehr gewahr werden. Hier aber stehen ohne Zweifel die härtesten gehauchten Laute den weichsten geblasenen so nahe, dass nur die Beobachtung, ja oft erst das absichtliche physiologische Experiment den Unterschied wahrzunehmen vermag.

4. Die Schriftsprache und die neuhochdeutsche Rechtschreibung.

Wer nur einigermafsen dem Gang der deutschen Sprachforschung in den letzten Jahren gefolgt ist, der weifs, dass die Beurtheilung der deutschen Rechtschreibung auf das engste zusammenhängt mit der Ansicht, die man von der deutschen Schriftsprache hat. Alles Hin- und Herreden über deutsche Rechtschreibung ist

---

*) Was die Möglichkeit weicher Aspiraten überhaupt betrifft, wie sie das Sanskrit und mehrere germanische Sprachen zeigen, so verweise ich auf das, was ich oben S. 390 auseinandergesetzt habe.

deshalb eine gänzlich verlorene Mühe, so lange man sich nicht über das Wesen der deutschen Schriftsprache verständigt hat. Nun haben wir oben gesehen, dass Grimm das Wesen der Schriftsprache in solchem Mafs verkennt, dass er jede Einwirkung der Schule und der Grammatik auf die Erlernung der Schriftsprache als unberechtigt verwirft. So wie die Sprache sich fortpflanzt, bevor es eine Schriftsprache gibt, so denkt sich Grimm auch die Ueberlieferung der Schriftsprache. Daraus sollte nun eigentlich folgen, dass der Grammatiker dem Schüler überhaupt nicht dreinzureden, dass er vielmehr nur zu beobachten hat, wie sich die Sprache in dem Scriptum des Schülers weiter entwickelt. Und wirklich erklärt ja auch Grimm: „Es gibt keine Grammatik der einheimischen Sprache für Schulen und Hausbedarf."*) Wenn nun Grimm nichts destoweniger keineswegs blofs die deutsche Rechtschreibung, sondern auch die deutsche Schriftsprache selbst ändern will, so hängt dies so zusammen: Aus den älteren germanischen Sprachen hat sich Grimm gewisse Regeln über die Entwickelung der Laute abgezogen. Was nun in unserer jetzigen Schriftsprache diesen Regeln entspricht, das nennt Grimm organisch, was ihnen nicht entspricht, unorganisch. Darauf beruht die sogenannte historische Schreibweise, wie sie Weinhold, Vilmar und viele Andere entwickelt haben, und wie sie bis vor wenig Jahren dem Princip nach als die wissenschaftlich allein berechtigte galt.**) Die Leser erinnern sich, wie dies Princip als ein dem wirklichen Entwicklungsgang und dem Wesen der Schriftsprache widersprechendes und somit wissenschaftlich unhaltbares erwiesen worden ist.

Hr. Rumpelt kann sich einerseits der richtigen Anschauung nicht verschliefsen, andererseits möchte er um jeden Preis an Grimm festhalten. Man kann sich denken, in welche Bedrängnis er dadurch gerathen muss. Unsere Orthographie nennt er mit Grimm eine elende. „Aber ihr aufzuhelfen, sagt er, ist wahrlich die historische Methode nicht geeignet (sie macht das Uebel nur ärger), sondern allein die phonetische. Wer wagt es diesen Weg fest und beharrlich einzuschlagen?"***) In welches Labyrinth der Hr. Verf. sich bei dieser Zwitterstellung verirrt, das will ich an einem

---

*) Gramm. I. (1. Aug.) Vorr. S. XI.

**) Vgl. K. Klaunig, Ueber deutsche Rechtschreibung, Leipzig 1857, S. 18.

***) Rumpelt, Deutsche Gramm. I. S. 242.

Beispiel zeigen. Hr. Rumpelt möchte, dass wir für den Laut unseres *ch* ein einfaches Zeichen hätten und nicht mehr, wie bisher, „ein zusammengesetztes Zeichen für den einfachen Laut.“ Darauf fährt er fort: „Schon J. Grimm hat es anerkannt, wie wünschenswerth für unsere Sprache statt des *ch* ein einfaches Zeichen, etwa *χ*, wäre. Möchte es ihm doch gefallen haben, dasselbe in seinen Schriften anzuwenden! Das Gewicht seines Namens wäre hinreichend gewesen, den urtheilslosen Spott niederzuschlagen, und Nachfolge wäre hier so wenig ausgeblieben, wie bei seinen andern, mindestens ebenso kühnen, phonetisch aber weniger gerechtfertigten Neuerungen.“ Dazu die erklärende Anmerkung: „Wir denken hier besonders an den Gebrauch des *ʒ*.*) In wie vielen wissenschaftlichen Schriften finden wir dasselbe eingeführt! Durchdringen konnte es nicht, weil es blofs etymologisch, nicht phonetisch richtig war; in zwanzig Jahren wird kein Mensch mehr *Waʒʒer*, *haʒʒen, auʒ*, *kreiʒ* etc. schreiben, wie es denn Grimm selbst nicht mehr thut; aber *Saχχe*, *laχχen*, *Faχ* (nach neuhochdeutscher, allerdings nicht phonetischer, Regel eigentlich *Faχχ*) hätte, nachdem sich die erste Verwunderung gelegt, Geltung gewinnen können, weil zuletzt sich am Ende doch Jeder überzeugt hätte, dass er dabei nichts Anderes schreibt als was er spricht.“**) In welchen Knäuel von Widersprüchen Hr. Rumpelt sich hier verwickelt, das liegt für den, der Grimms Schriften ohne Vorurtheil liest, auf flacher Hand.

Hr. Rumpelt will eine phonetische Schreibweise und deshalb für den einfachen Laut unseres neuhochdeutschen *ch* ein einfaches Zeichen. Grimm wollte, bei seinem verunglückten Versuch in Betreff der Zischlaute, der neuhochdeutschen Sprache den längst erloschenen Unterschied der mittelhochdeutschen *ʒʒ* und *ss* wieder aufdrängen. Und das stellt Hr. Rumpelt in solcher Weise nebeneinander, als sei er im Wesentlichen mit Grimm einverstanden, nur hätte eben Grimm lieber das thun sollen, was phonetisch richtig war, und das unterlassen, was „blofs etymologisch, nicht phonetisch richtig“ war! Das Seltsamste bei der Sache aber ist noch, dass Grimm überhaupt unser neuhochdeutsches *ch* gar

*) Hr. Rumpelt meint, wie aus dem ganzen Zusammenhang hervorgeht, Grimms neuhochdeutsches *ß*.

**) Rumpelt, Deutsche Gramm. I. S. 267.

nicht für einen einfachen Laut hält und also gleich in der Praemisse entgegengesetzter Ansicht ist als Hr. Rumpelt. Wer sich in die neuere Lautforschung eingelebt hat, wird es kaum glauben, er mag sich aber aus Grimms Grammatik, Bd. I. (2. Ausg.) S. 11 *) selbst überzeugen, dass Grimm unser *ch* für einen „componierten consonanten" hält, den er mit *rs, ts* u. dgl. zusammenstellt. Ja, weit entfernt, *ch* für ein componiertes Zeichen eines einfachen Lauts zu halten, erklärt Grimm vielmehr *f* für das einfache Zeichen eines Doppellautes. **)

Es ist zu bedauern, dass Hr. Rumpelt in Bezug auf die Entwicklung der Schriftsprache nicht eine selbständigere Stellung eingenommen hat, oder eigentlich müssen wir sagen, dass er sich der Stellung, die er einnimmt, nicht klarer bewusst geworden ist. Denn das hat ihn gehindert, mit der nöthigen Umsicht und der ihm sonst eigenen Unbefangenheit das Verhältnis der Schrift zur Schriftsprache zu prüfen. Gerade wer sich, wie Hr. Rumpelt, für eine Umgestaltung unserer Schrift im phonetischen Sinne erklärt, muss sich über das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache die klarste Rechenschaft geben.

Wer dies thut, dem wird nicht entgehen, welche Bedeutung die überlieferte Schreibung als Grundlage unserer deutschen Gemeinsprache hat. Er wird sich überzeugen, dass alle Neuerungen in unserer Rechtschreibung von dieser Grundlage ausgehen müssen, wenn sie nicht das Dasein einer deutschen Gemeinsprache überhaupt wieder in Frage stellen wollen.

5. Der wirkliche Vorgang des Lautwandels.

Grimm führt uns in der Deutschen Grammatik eine Reihe von Schriftsprachen vor. Er zeigt uns mit staunenswerther Gelehrsamkeit und aufserordentlichem Scharfsinn, dass die Laute dieser Sprachen grofsentheils in bestimmten gesetzmäfsigen Verhältnissen stehen. Man bekommt den Eindruck, dass die Völker

---

*) Was Grimm im Deutschen Wörterbuch unter *CH* und im Anhang zu G. Michaelis, Ueber die Anordnung des Alphabets (Berlin 1858) S. 41 fg. sagt, stimmt mit dem oben aus Gramm. I. (2. Ausg.) S. 11 Angeführten gerade so gut und so schlecht, wie die von Rumpelt gesammelten Ansichten Grimms über die Aspiraten unter sich übereinstimmen.

**) Gramm. I. (2. Ausg.) S. 133.

grofse einheitliche Massen bilden, die sich einer und derselben Sprache bedienen, so dass Abweichungen von dieser geschlossenen Einheitlichkeit nur als besondere mundartliche Abnormitäten erscheinen. Dass der „Sprachgeist“ so feste Gesetze einhält, das erfüllt uns mit dem Staunen des Unbegreiflichen. Aber wie es bei dieser Umwandlung der Sprachlaute eigentlich zugeht, das bleibt uns verborgen.

Gerade das Eindringen in diese Vorgänge selbst halte ich für das eigentliche Ziel der geschichtlichen Lautforschung. Erst dadurch erhalten wir auch für die Schriftsprachen ein richtiges Urtheil über die gesetzliche und die anomale Lautvertretung. Aber die Untersuchung verlangt hier gerade den entgegengesetzten Ausgangspunkt von dem Grimms. Wir müssen vor allem nach den Lautverhältnissen der nicht geschriebenen Sprache fragen. Die nichtgeschriebene Sprache finden wir auf germanischem Boden jetzt nur noch in den Mundarten. Hier aber tritt uns gerade das entgegengesetzte Bild von jenen grofsen gleichheitlichen Massen entgegen, als welche uns die Schriftsprachen erscheinen. Jeder Mensch spricht, streng genommen, seine eigene individuelle Mundart. Nie sprechen auch nur zwei Menschen ganz gleich, und wo es einer oberflächlichen Wahrnehmung so scheinen möchte, da wird die fortgesetzte und eindringende Beobachtung die wirklich vorhandenen Unterschiede bald gewahr werden. So birgt schon die kleinste Vereinigung von Menschen, die Familie, die ersten Anfänge der Sprachentrennung in sich, und zwar ist dies der Fall ebenso in der geistigen Behandlung der Sprache wie in ihrer lautlichen Ausprägung. Schreiten wir dann fort von der Familie zur Gemeinde, von der Gemeinde zum Gau, vom Gau zum ganzen Volksstamm, so sehen wir die Laute in tausendfache Verschiedenheiten auseinandergehen. Fragen wir nach dem Ursprung dieser Verschiedenheiten, so haben wir natürlich zunächst abzusehen von solchen Verschiedenheiten, welche durch die Einwirkung anderer, benachbarter Stämme hervorgerufen worden sind. Beschränken wir uns aber zuvörderst auf die Verschiedenheiten, die in dem Volksstamm selbst erwachsen sind, so weist uns ihr Ursprung auf dieselbe Individuation hin, die wir schon im engsten Kreise, in der Familie, beobachten können.*)

*) Vgl. die sprachgeschichtliche Umwandlung und die naturgeschichtliche Bestimmung der Laute, oben S. 368 fg.

Die Zersplitterung durch diese Individuation würde in kurzer Zeit noch viel weiter gehen, als es wirklich der Fall ist, wenn nicht die individuellen Abweichungen, durch welche die Einzelnen sich von den überlieferten Lauten entfernen, meistentheils überwogen und zurückgedrängt würden durch die grofse Masse der Anderen, die gerade in den betreffenden Fällen am Ueberlieferten festhält. Das Ueberlieferte wird daher erst dann schwankend und zuletzt verdrängt, wenn ein überwiegender Theil der Sprechenden in der Umgestaltung des Bisherigen übereinstimmt. Denken wir uns eine Sprache, die immer nur von einem einzigen Individuum auf ein anderes einziges Individuum fortgepflanzt würde, so würde die jedesmalige Umwandlung der Sprache in den sprachlichen Eigenthümlichkeiten dieses einen Individuums bestehen. Beobachten wir die sprachlichen Eigenthümlichkeiten der Individuen, insofern sie die Laute betreffen, so sehen wir, dass sie von doppelter Art sind. Ein Theil derselben rührt nur von vereinzelten Unrichtigkeiten in der Auffassung und Wiedergabe des Gehörten her, ein anderer und viel wichtigerer aber liegt in den Organen des sprechenden Individuums. Und zwar haben wir hier nicht blofs die Sprachwerkzeuge, mit denen das Gehörte wiedergegeben wird, sondern auch das Gehör, mit welchem das Vernommene aufgefasst wird, in Betracht zu ziehen. Das sprechende Individuum hat die Absicht, das Gehörte wiederzugeben; aber statt mit seinen Lautwerkzeugen wirklich dasselbe hervorzubringen, was ihm überliefert ist, erzeugt es nur etwas dem Ueberlieferten Aehnliches. Indem aber diese Abänderung entweder auf der Beschaffenheit oder doch auf dem bestimmten Gebrauch seiner Organe beruht, entsteht für die betreffenden Laute eine durchgreifende Umwandlung. In dem von uns angenommenen Fall einer Sprache, die immer nur von einem einzigen Individuum auf ein anderes einziges Individuum fortgepflanzt würde, müssten also in der angegebenen Weise die regelrechtesten Lautwechsel entstehen.

Nun wird aber die Sprache in Wirklichkeit*) nicht von einem einzigen Individuum auf ein einziges Individuum fortgepflanzt, sondern sie ist, auch im engsten Kreise, das gemeinsame Eigenthum

---

*) Denken liefse sich, dass der von uns fingierte Fall ausnahmsweise auch einmal in Wirklichkeit vorkäme; aber für die Untersuchung der weltgeschichtlichen Sprachen wird er aufser Betracht bleiben können.

Mehrerer. Sie hat also bereits in der Familie eine verschiedenartige Gestaltung, da die Sprache der Mutter nie ganz identisch ist mit der des Vaters. Je gröfser aber die Zahl der Individuen ist, unter denen sich die Sprache fortpflanzt, um so gröfser ist auch die angegebene Mannigfaltigkeit. Sehen wir nun auch ganz ab von den durch blofs vereinzelte Missgriffe entstehenden Lautänderungen und halten wir uns blofs an jene zweite, bei dem Individuum durchgreifende Art des Lautwandels, so erkennen wir doch, dass auch diese zweite Art in der ganzen Masse der Sprechenden keineswegs immer regelrecht durchgreifende Lautänderungen hervorrufen wird. Denn die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Individuen, wenn sie auch bei diesen selbst das ganze Gebiet eines Lautes beherrschen, werden sich in der ganzen Masse der Sprechenden kreuzen und wechselseitig beschränken, so dass sehr wohl bei dem einen Wort die Aussprache des einen Individuums zur Herrschaft gelangen kann, während bei dem anderen die Aussprache eines anderen durchdringt. So können auch aus solchen Lautwandlungen, die bei dem einzelnen Individuum durchgreifend und regelmäfsig sind, für die ganze Sprache anomale oder vereinzelte Lautvertretungen entstehen.

Wenn dagegen die ganze Masse oder doch die überwiegende Mehrzahl der Sprechenden von einer und derselben Richtung des Umwandelns beherrscht wird, so tritt eine ähnliche Erscheinung ein, wie wir sie oben für die durchgreifende Lautänderung des Individuums nachgewiesen haben. Ein und dieselbe Umgestaltung der Laute trägt dann im ganzen Wortschatz oder doch in dessen gröfstem Theil den Sieg davon, und so entsteht das, was man die regelmäfsige Lautvertretung nennt.*) Diese Art der Umwandlung wird in einem zahlreichen und sprachlich fein organisierten Volk um so leichter von statten gehen, wenn die Umbildung durch eine Reihe von möglichst leisen Lautübergängen ver-

*) Es ist ein sehr guter Gedanke von G. Curtius in den „Grundzügen der griechischen Etymologie," die regelmäfsige Lautvertretung von der unregelmäfsigen getrennt zu behandeln. [Nur dürfen wir nicht aufser Acht lassen, dass auch die unregelmäfsige Lautvertretung daraus hervorgehen kann, dass der physiologisch regelrechte Lautwechsel einzelner Individuen in der gesammten Sprache nur für einzelne oder einige Wörter durchdringt. Daher die fliefsende Grenze zwischen regelmäfsiger und unregelmäfsiger Lautvertretung, indem bald eine gröfsere, bald eine kleinere Anzahl von Wörtern denselben Lautwandel zeigt. (1863.)]

mittelt wird.*) Doch haben wir uns natürlich auch dann die Sache nicht so zu denken, als wenn nun alle sprechenden Individuen in der Umgestaltung der Laute genau Schritt hielten. Vielmehr werden sowohl einzelne Individuen als ganze Gegenden bald weiter voran, bald weiter zurückgeblieben sein und dadurch auch hier sich für jeden einzelnen Jahresdurchschnitt die mannigfachsten Nebenformen bilden.

Dies Alles können wir wahrnehmen und, so zu sagen, Schritt für Schritt verfolgen an der grofsen Umwandlung der germanischen Stummlaute. Die erste Veränderung derselben von der griechisch-sanskritischen Stufe zur gothisch-sächsisch-nordischen liegt zwar hauptsächlich nur in den Endergebnissen vor uns. Um so tiefer aber vermögen wir in die zweite Veränderung, die das Hochdeutsche vom Gothisch-sächsisch-nordischen unterscheidet, einzudringen.

Die verschiedenen althochdeutschen Quellen bieten nämlich eine solche Mannigfaltigkeit der Laute, dass wir im Stande sind, die Umwandlung der urdeutschen (gothisch-sächsisch-nordischen) Stummlaute in die am weitesten vorgeschrittenen alemannischen Schritt für Schritt zu verfolgen.**) Wir sehen da die urdeutschen Stummlaute in einer und derselben Richtung, aber durchaus nicht aller Orten gleichen Schritts vorrücken. Und wenn wir auch nicht gerade annehmen dürfen, dass der Verlauf der Bewegung überall der gleiche gewesen sei, wie er uns durch die verschiedenen Mittelstufen in den althochdeutschen Sprachdenkmälern noch heute vor Augen liegt, so genügen die Aufschlüsse, die uns die althochdeutschen Quellen geben, doch vollkommen, um uns in den wirklichen Vorgang jener durchgreifenden Lautumwandlung einen Blick zu gestatten.

Wir haben bisher die Umwandlung der Laute in der blofs gesprochenen Sprache betrachtet. In ein ganz anderes Gebiet aber treten wir ein, wenn wir von der Schriftsprache reden. Während die blofs gesprochene Sprache nur durch Vermittlung des Ohres von Munde zu Munde geht, hat die geschriebene Sprache die Fähigkeit, über weite Räume und Zeiten hinweg zu wirken.***) So

---

*) Ohne dass jedoch deshalb für diese Art des Lautwandels überall eine stetige Reihe anzunehmen ist, wie bei der germanischen Lautverschiebung.

**) Vgl. die Aspiration und die Lautverschiebung, oben S. 1—104.

***) Vgl. R. v. Raumer, Die Einwirkung des Christenthums auf die althoch-

ist sie im Stande, grofse Volksmassen, mögen dieselben über einen noch so ausgedehnten Flächenraum verbreitet sein, zu einer wirklich einheitlichen Sprache zu verbinden. Dafür ist nun aber auch die Art, wie sich die Schriftsprache fortpflanzt und verbreitet, eine ganz andere als bei der blofs gesprochenen Sprache. Je weiter die Schriftsprache sich allmählich von dem Charakter einer blofsen in Schrift gefassten Mundart entfernt, je mehr sie sich das ganze Gebiet eines ausgebreiteten Volkes unterwirft, um so ferner treten ihr die einzelnen Glieder des Volkes. Es ist keine Rede mehr von einer solchen unbedingt naturwüchsigen Fortpflanzung wie bei der blofs gesprochenen Sprache, wobei ein Jeder ganz und gar seiner Natur folgt. Vielmehr befindet sich der Einzelne der Schriftsprache gegenüber nicht selten in dem Fall, seine besondere Mundart aufgeben zu müssen und sich dem, was die Schriftsprache vorschreibt, zu unterwerfen. Dies Abgehen von dem, was wir thun würden, wenn wir uns bewusstlos unserer Natur überliefsen, fordert aber das, was wir, im Gegensatz zur blofsen Naturwüchsigkeit, Lernen nennen.

Der Unterschied zwischen der Schriftsprache und der blofs gesprochenen Sprache tritt uns recht klar vor Augen, wenn wir auch innerhalb der Schriftsprache die Vervollkommnung der ihr eigenthümlichen Verbreitungsmittel in Betracht ziehen. Die schriftliche Aufzeichnung trägt bereits das Wort des Dichters, ohne Dazwischentreten eines Anderen, in ferne Gegenden und Zeiten. Aber die Abschriften, die von der ersten Aufzeichnung genommen werden, können wieder mannigfache sprachliche Eigenthümlichkeiten des Abschreibers in das ursprüngliche Werk hineinbringen; jede Abschrift ist bis auf einen gewissen Grad ein neues sprachliches Individuum. Ganz anders seit Erfindung des Bücherdrucks. Hier werden Tausende von buchstäblich gleichen Exemplaren über das ganze Volk von einem Ende seines Sprachgebietes bis zum anderen verbreitet und dadurch der einheitlichen Schriftsprache noch ein ganz anderer Vorschub geleistet, als dies bei dem blofs handschriftlichen Copieren der Fall sein konnte.*)

---

deutsche Sprache, Stuttgart 1845, S. 12 fg. — Der Unterricht im Deutschen, 3. Ausg., Stuttg. 1857, S. 89 fg. — Das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm u. s. w., oben S. 331 fg.

*) Natürlich kann auch ohne das Hinzutreten der Buchdruckerkunst die Entwicklung einer Sprache von den ersten Anfängen des Aufschreibens bis

Ich habe bisher absichtlich die Schriftsprache nur von der Seite aufgefasst, von welcher sie zur blofs gesprochenen Sprache im Gegensatz steht. Erst wenn wir uns diesen Gegensatz recht klar gemacht haben, können wir untersuchen, wie sich die Schriftsprache allmählich aus den Mundarten herausbildet und wie sie, so lange sie eine lebende Schriftsprache ist, mit der gesprochenen Sprache in Zusammenhang bleibt. Auf diese Weise treten uns die verschiedenen Stufen ihrer Entfaltung deutlich auseinander, und wir sind vor dem Missgriff bewahrt, rückwärts oder vorwärts Bestimmungen auf die eine Stufe zu übertragen, die nur von der anderen gelten.

In der althochdeutschen Periode wird in verschiedenen Gegenden der Versuch gemacht, die bis dahin blofs gesprochene Sprache in Schrift zu fassen. Wir haben daher in den althochdeutschen Sprachdenkmälern sehr verschiedene Mundarten vor uns. Die geschriebenen Werke beginnen zwar schon in der althochdeutschen Zeit auf einander einzuwirken, und insofern bahnt sich bereits eine gemeinsame Schriftsprache an. Aber von einer wirklich zum Abschluss gekommenen Schriftsprache, welcher man die Eigenthümlichkeiten anderer Sprachquellen als blofs mundartliche entgegensetzen könnte, ist in der althochdeutschen Zeit keine Rede. Grimm bezeichnete die Formen, welche nach seiner Ansicht das Gesetz der Lautverschiebung am strengsten durchführen, als „strengalthochdeutsch.“ In solchen strengalthochdeutschen Formen tritt nicht blos *t* an die Stelle des goth. *d* (ahd. *teil* = goth. *dails*), sondern auch *k* an die Stelle des *g* (ahd. *kuot* = goth. *gôds*), *p* an die Stelle von *b* (ahd. *petti* = goth. *badi*). Die überwiegende Mehrzahl der althochdeutschen Quellen zeigt aber diese Verschiebung nur in der dentalen Reihe (*teil* = *dails*), nicht in der gutturalen und labialen; vielmehr bleibt sie in diesen beiden letzteren auf gothisch-urdeutscher Stufe stehen (ahd. *guot* = goth. *gôds;* ahd. *betti* = goth. *badi*). Dies Verfahren der meisten deutschen Mundarten und der aus ihnen hervorgegangenen althochdeutschen Sprachquellen hat dann in den späteren Perioden der deutschen Sprachentwicklung bei der Festsetzung einer gemeinsamen Schriftsprache

---

zur vollendeten Schriftsprache stattfinden. So war es bei den Römern. Aber hier so gut wie bei den neueren europäischen Völkern geht mit der Ausbildung der Schriftsprache die Entstehung der Grammatik Hand in Hand.

den Ausschlag gegeben. Graff hatte daher ganz recht, sich nicht den Grimmschen strengalthochdeutschen Formen, sondern den Formen der weit überwiegenden Mehrheit der althochdeutschen Quellen anzuschliefsen, als er sich genöthigt sah, für die Anordnung seines althochdeutschen Sprachschatzes Grundformen anzusetzen. Es ist auch bereits vor mehr als zwanzig Jahren der tiefer liegende Grund jener Stockung der Lautverschiebung in der gutturalen und labialen Reihe und ihres Durchdringens in der dentalen angegeben worden. Er liegt darin, dass die Lautverschiebung mit dem Vorhandensein echter Aspiraten in Verbindung steht und schon auf urdeutschem Boden die gutturale und labiale Aspirate grofsentheils verloren gehen, während die dentale sich behauptet.*) Auch Hr. Rumpelt erklärt sich mit Recht gegen Grimms Begriff des Streng-hochdeutschen und setzt die Sache auf der von Graff gegebenen

*) Aspiration und Lautverschiebung, oben S. 65; 74; 88. Doch darf der Vorgang nicht so gefasst werden, dass erst die Aspirate in die Media übergehen müsse und dadurch dann das Vorrücken von *b* in *p*, *d* in *t*, *g* in *k* veranlasst werde. Dagegen spricht 1. dass ein Uebergang anlautender gothischer *h* in ahd. *g*, gothischer anl. *f* in ahd. *b* auch in solchen ahd. Quellen nicht vorkommt, die doch goth. *b* in *p*, goth. *g* in *k* übergehen lassen. Hier würde also die Wirkung ohne die Ursache da sein, wenn die Umwandlung der Aspiraten in die Mediae der Anlass zur übrigen Verschiebung wäre. 2. Otfrids Sprache hat in der dentalen Reihe noch die urdeutschen anl. *th* (*thir* = goth. *thus*) und dennoch bereits die Verschiebung von gothisch *t* in althochdeutsch *z* (goth. *taikns* = *zeichan* bei Otfrid). — Die beiden Hälften der Lautverschiebung, — Ablegung des Nachhalls der Aspiraten einerseits und Steigerung der Lenes zu Fortes, der Fortes zu Aspiraten, Doppellauten oder harten Spiranten andrerseits, — sind also getrennt zu halten, haben sich aber in der Fortbildung der hochdeutschen Sprache harmonisch ergänzt. [Auch die Ansicht, dass der Uebergang der Tenues in Aspiraten der Grund, die Verwandlung der Aspiraten in Mediae, der Mediae in Tenues die Folge davon sei, lässt sich nicht halten. Warum sind denn die altsächs. dentalen Aspiraten im neueren Niederdeutschen durchweg in die Media übergegangen, während doch die altsächs. dentalen Tenues noch heute im Niederdeutschen Tenues sind? Man muss vielmehr bei dieser ganzen Frage zwei Dinge unterscheiden, nämlich erstens den physiologischen Uebergang des einen Lauts in den anderen in der Sprache des einzelnen Individuums, und zweitens das Durchdringen der Lautumwandlung in der Sprache des gesammten Volkes. In ersterer Beziehung sind die beiden Hälften der Lautverschiebung unabhängig von einander; dagegen hat in Bezug auf das Durchdringen des neuen Lautes das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein wirklicher Aspiraten mitgewirkt. Aber natürlich ist hier die Einwirkung keine absolute, wie sie es in der ersteren Beziehung sein müsste. (1863.)]

Grundlage recht klar und fasslich auseinander. Nur hätte er wieder nicht so weit gehen sollen, in althochdeutscher Zeit jene Verhärtung von *g* in *k* als „eine blos landschaftliche Entartung"*) zu bezeichnen. Denn dies setzt, abgesehen von allem Andern, zu Keros Zeit das Vorhandensein einer normgebenden hochdeutschen Schriftsprache voraus, wie sie damals noch längst nicht bestand.

Die Ansicht, als hätte in der mittelhochdeutschen Zeit jeder Dichter sich der landschaftlichen Mundart seiner Heimath bedient, ist eine längst beseitigte. Vorzüglich durch Grimms und Lachmanns Forschungen ist unwidersprechlich festgestellt worden, dass es am Ende des 12ten und während des 13ten Jahrhunderts eine hochdeutsche Gemeinsprache gab, welche Dichter aus sehr verschiedenen Gegenden Deutschlands vereinigte. Untersuchen wir aber die Art dieser mittelhochdeutschen Gemeinsprache näher, so finden wir, dass sie sich von unserer neuhochdeutschen Schriftsprache wesentlich unterscheidet. Gewiss hat auch an der Festsetzung der mittelhochdeutschen Gemeinsprache die schriftliche Aufzeichnung, wie sie sich vom Althochdeutschen durch Vermittlung der dichtenden Geistlichen zum eigentlichen Mittelhochdeutschen fortpflanzt, ihren Antheil gehabt. Die Hauptsache aber war der mündliche Verkehr an den Höfen der gesangliebenden Fürsten, welcher Dichter mit Dichtern und Dichter mit ihrem Publicum verband. Die Sprache, deren sich im mündlichen Umgang die wohlsprechenden und höfisch gebildeten Herren und Frauen bedienten, war auch die Sprache, in welcher Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Strafsburg, Walther von der Vogelweide u. s. w. ihre Dichtungen abfassten. Andrerseits bildet und befestigt sich die mündliche Sprache der höfisch gebildeten Kreise an den Werken der Dichter, so dass zwischen beiden eine ununterbrochene Wechselwirkung eintritt.

Auf den ersten Blik könnte es scheinen, als sei die Stellung unsrer neuhochdeutschen Dichter zu unsrer Schriftsprache ungefähr dieselbe wie die der mittelhochdeutschen Dichter zur mittelhochdeutschen Gemeinsprache. Aber näher besehen, befindet sich die Sache ganz anders. Natürlich bleiben gewisse Analogien. Auch der neuhochdeutsche Dichter nimmt Manches aus dem mündlichen Verkehr auf, und auch die gegenwärtige Umgangssprache wird viel-

---

*) Rumpelt, Deutsche Gramm. I. S. 252.

fach durch den Ausdruck der Dichter beherrscht. Was aber die Wortformen betrifft, so steht jetzt hinter beiden: der gebildeten Umgangssprache und der Sprache der Dichter, die geschriebene Sprache. Beide erkennen die Wortformen der Schriftsprache als das an, was jetzt in viel weiterem Umfange, als es je das Mittelhochdeutsche vermocht, alle Deutschen aller Stämme und aller Himmelsgegenden zu einer gemeinsamen Sprache verbindet.

Man wird vielleicht einwenden, dass doch auch die neuhochdeutschen Dichter ihre mundartlichen Eigenheiten haben, und dass sie mithin keineswegs an die vorhandene Schriftsprache gebunden seien. Aber gerade an diesem Punkt lässt sich der Unterschied zwischen der mittelhochdeutschen Gemeinsprache und der neuhochdeutschen Schriftsprache recht deutlich machen. Die mittelhochdeutschen Dichter zeigen trotz der gemeinsamen höfischen Sprache gewisse mundartliche Eigenthümlichkeiten, an denen man die besondere Heimath der Einzelnen erkennt. Bei der Herausgabe mittelhochdeutscher Dichtungen hält sich die philologische Kritik mit Recht nicht sclavisch an die Handschriften, sondern sie sucht aus inneren Kriterien, insbesondere aus den Reimen die wirkliche Sprache des Dichters herzustellen. Glaubt man sich nun überzeugt zu haben, dass die Reime eines Dichters in irgend einem Fall ein mundartliches Abgehen dieses Dichters von der mittelhochdeutschen Gemeinsprache beweisen, so legt man, wenigstens im Reim, dem Dichter ohne weiteres diese ihm eigenthümlichen mundartlichen Sprachformen bei. So hält z. B. die mittelhochdeutsche Gemeinsprache *i* und *ie* streng auseinander. Aus Wolframs Reimen aber zieht Lachmann den Schluss, dass dieser Dichter *dier* (*tibi*), *mier* (*mihi*), *siep* (*scribrum*) gesprochen habe, und so schreibt Lachmann denn auch Parz. 795, 29 *dier*; eb. 599, 3 *siep;* Wolframs Lieder 9, 13 *mier.* Ebenso hält die mitttelhochdeutsche Gemeinsprache das kurze *u* und den Diphthong *uo* streng auseinander. Aber gestützt auf die Reime schreibt Lachmann in Wolframs Parzival 300, 23 *suon* (*filius*) statt *sun*; 237, 14 *kuont* statt *kunt*; 352, 29 *fuont* statt *funt;* 181, 11 *gebuonden* statt *gebunden*; u. dgl. m.*)

*) Diese Beispiele sind dem reichhaltigen Abschnitt Grimms, Gramm. I. (3. Ausg.) S. 206 fg. entnommen. Ob man übrigens mit Lachmann *suon* oder mit Grimm *tun* (statt *tuon*) schreibt, ist für unsre obige Beweisführung gleichgültig. Denn beide Formen (*suon* und *tun*) sind der mittelhochdeutschen Ge-

Damit vergleiche man nun die Stellung, welche unsre neuhochdeutschen Dichter zur Schriftsprache einnehmen. Goethe und Schiller haben bisweilen mundartliche Formen. Wo sich diese Formen in den Urausgaben ihrer Werke durch die Schrift ausgedrückt finden, da behält sie ein kritischer Herausgeber bei. Wie aber halten wir es bei solchen Eigenthümlichkeiten, die wir im Gegensatz zu dem, was geschrieben steht, aus den Reimen u. s. f. erschliefsen können? Bei Goethe und Schiller finden sich nicht selten Reime, die sich aus ihrer heimathlichen Mundart erklären lassen. Wenn Goethe *entzünden* auf *binden*, *füllst* auf *willst*, *bemüht* auf *sieht*, *geniefse* auf *Füfse* reimt, so dürften wir dies nach Analogie der mittelhochdeutschen Textbehandlung nicht als unreine Reime ansehen. Vielmehr hätten wir uns zu erinnern, dass Goethes heimathliche Frankfurter Mundart *entzinden*, *fillst*, *bemieht*, *Fiefse* lautet. Wem aber fällt es ein, diese Frankfurter mundartlichen Formen statt der schriftdeutschen in eine Ausgabe von Goethes Gedichten einzusetzen?

Was wir hier an einem einzelnen Falle sehen, das zeigt uns den tiefen und weitgreifenden Unterschied zwischen der mittelhochdeutschen Gemeinsprache und der neuhochdeutschen Schriftsprache. Dem mittelhochdeutschen Dichter ist noch gestattet, in ganzen Reihen von Wortformen seine eigenen mundartlichen Wege zu gehen. Ja von hier aus öffnet sich uns der Blick in eine immer gröfsere Abweichung von der mittelhochdeutschen Regel, wie wir sie in mannigfaltiger Abstufung auch bei solchen Dichtern finden, von denen man nicht sagen kann, dass sie sich einer eigentlichen Volksmundart bedienen. Dadurch wird die Annahme einer wirklichen mittelhochdeutschen Gemeinsprache durchaus nicht aufgehoben; aber wir sehen daraus, dass diese Gemeinsprache bei weitem nicht so fest umgrenzt und abgeschlossen war wie unsere Schriftsprache.

Auf eben dieser Flüssigkeit der mittelhochdeutschen Sprache beruht weiter die Möglichkeit der Vorgänge, durch welche wir im Lauf des 14ten bis 16ten Jahrhunderts das Neuhochdeutsche entstehen sehen. Dieser Process aber unterscheidet sich sehr wesentlich von dem Uebergang des Althochdeutschen zum Mittelhoch-

---

meinsprache fremd. Beiläufig bemerke ich, dass die 2. Ausg. des Parz. auch 600, 3 *huorte* statt *hurte* liest.

deutschen, nicht nur dadurch, dass jetzt ein weit umfassenderes Eingreifen verschiedenartiger Mundarten eintritt, sondern ganz besonders dadurch, dass die Verschmelzung dieser Bestandtheile weit mehr als früherhin durch die Schrift geschieht. So tritt die gemeinsame Schriftsprache dem Einzelnen immer ferner, und ganz naturgemäfs bildet sich nun die grammatische Behandlung der Schriftsprache aus, welche für den ganzen weiten Bereich der Schriftsprache feststellt, was dieser gemäfs ist, was nicht.

Es folgt demnach aus der Natur der neuhochdeutschen Schriftsprache ein Doppeltes: Erstens, dass man bei der Frage nach der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache sein Augenmerk noch auf ganz andere Dinge zu richten hat als auf die physiologischen und rein naturwüchsigen Lautübergänge der blofs mündlich fortgepflanzten Sprache; zweitens aber, dass die Schlüsse, die man von der Behandlung des Mittelhochdeutschen auf die des Neuhochdeutschen zieht, unstatthaft sind.

XIV.

Ueber den Unterschied der harten und weichen (tonlosen und tönenden) Laute.*)

(Aus: Zeitschrift für die österr. Gymnasien. 1863, II. Heft.)

„Vielleicht wird es manchem Leser überraschend sein zu hören, dass der praktisch so allgemein bekannte und scheinbar auch theoretisch so nahe liegende Unterschied zwischen *fortis* und *lenis* eines der schwierigsten Probleme der Phonetik bildet, um dessen Lösung Physiologen und Grammatiker sich unsäglich viele Mühe gegeben haben, ohne doch bisher ein endgültiges, allgemein anerkanntes Resultat zu erreichen." Diese Worte, mit denen Hr. Dr. Rumpelt seine Schrift über den in Frage stehenden Gegenstand einleitet, wird sicherlich Jeder unterschreiben, der sich mit dem vorliegenden Problem wissenschaftlich beschäftigt hat. Hr. Rumpelt gibt zuvörderst einen geschichtlichen Ueberblick über die verschiedenen Ansichten, welche in Betreff der harten und weichen Laute aufgestellt worden sind. Er geht aus von der populären Ansicht und zeigt dann, wie Kempelen (1791) diese Ansicht bestritt, indem er den Unterschied zwischen *b*, *d*, *g* einerseits und *p*, *t*, *k* andererseits darein setzte, dass bei den ersteren „die Stimme immer mitlautet," bei den letzteren nicht. Der Verf. stellt darauf die von Kempelen abweichenden Ansichten anderer Physiologen dar, unter denen er Schulthefs, Joh. Müller (1837) und Merkel (1857) hervorhebt, und bespricht sodann die Stellung, welche verschiedene

---

*) Mit Bezug auf: Ueber den Unterschied der harten und weichen (tonlosen und tönenden) Laute, von Dr. Rumpelt (Programm). Breslau 1862. und: Investigations into the Laws of English Orthography and Pronunciation. By Prof. R. L. Tafel, A. M., Washington University, St. Louis. Vol. I. No. 1. New York 1862.

Grammatiker (Becker 1836, Rapp 1836, R. v. Raumer 1837, Bindseil 1838, Heyse 1838 und 1853, Schleicher 1848) zu der Frage eingenommen haben. Nach dieser geschichtlichen Einleitung wendet sich der Verf. zu dem gegenwärtigen Stand der Frage, indem er zur Besprechung der Ansichten Brückes übergeht. „Im Ganzen jedoch, so beginnt der Verf. diesen Abschnitt, gewann die Theorie Kempelens immer mehr an Verbreitung, wie denn auch Brücke, gegenwärtig wohl unbestritten die erste Autorität auf dem Felde physiologischer Lautforschung, sein Gewicht dafür in die Wagschale legt“ (S. 10). Hierauf gibt der Verf. eine Darstellung von Brückes Ansicht, gröſstentheils mit dessen eigenen Worten, wie er sie in seinen Grundzügen der Physiologie und Systematik der Sprachlaute*) (Wien 1856) niedergelegt und in dem Aufsatz gegen Merkel („Phonetische Bemerkungen“, Zeitschr. für die österr. Gymn. 1857. S. 749 fg.) und in der „Nachschrift zu Prof. Joseph Kudelkas Abhandlung“ (Wien 1858) weiter erläutert und vertheidigt hat. Brücke erklärt sich bekanntlich, in Uebereinstimmung mit Kempelen, dahin: „Die zum Tönen verengte Stimmritze bildet also den wesentlichen Unterschied der Mediae von den Tenues, alle übrigen sind äuſserliche abgeleitete. Man hat gesagt, Tenues und Mediae unterscheiden sich durch die Stärke der Explosion, man könne dies wahrnehmen, wenn man die Hand dem Munde gegenüberhalte und dann abwechselnd eine Tenuis und die dazu gehörige Media ausspreche. Dann werde die Hand bei der Tenuis von einem sehr kräftigen, bei der Media von einem kaum merklichen explosiven Hauche getroffen; lege man dagegen die Hand auf die Brust, so fühle man dieselbe beim Explodieren vor der Tenuis deutlich einsinken, bei der Media aber nicht. Dies ist alles richtig, aber die Erscheinungen sind secundärer Natur. Bei der Media ist die Stimmritze zum Tönen verengt und somit das plötzliche Ausströmen der Luft aus den Lungen auch nach Eröffnung des Mundcanals noch gehindert, bei der Tenuis ist die Stimmritze weit offen, daher das plötzliche und gewaltsame Hervorbrechen der Luft bei Oeffnung des Mundcanals und das correspondierende Zusammensinken des Brustkastens“.**) Den Haupteinwurf, den

*) Zuerst erschienen in der Zeitschr. für die österr. Gymn. 1856. S. 589 fg.

**) Brücke, Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute, S. 56.

Johannes Müller gegen Kempelens Ansicht gemacht hat, dass die Mediae auch ohne Zuthun der Stimme gebildet werden können, wie dies die Unterscheidung von *b* und *p*, *d* und *t*, *g* und *k* in der Flüstersprache (*vox clandestina*) beweist, berücksichtigt Brücke in seiner ersten grundlegenden Schrift noch nicht direct. Aber in der Nachschrift zu Prof. Kudelkas Abhandlung bespricht er auch diesen Punkt in seiner klaren und unzweideutigen Weise. „Es ist unrichtig, heifst es dort S. 6 fg., wenn Prof. Kudelka behauptet, dass die weichen Consonanten ihren Charakter als solche nicht dem Tönen der Stimme verdanken. Er beruft sich darauf, dass ihr eigenes Geräusch in Folge der schwächeren Strömung, mit der sie gebildet werden, von dem der entsprechenden harten verschieden sei, und dass man sie deshalb auch in der leisen Sprache, bei der die Stimmbänder gar nicht schwingen, von den harten Lauten unterscheiden könne. Ich meinerseits habe nur behauptet, dass die Stellung der Mundtheile bei den weichen Lauten ganz ebenso sei, wie bei den entsprechenden harten, nicht aber, dass die eigenen Geräusche beider vollkommen identisch seien. Die Modification nun, welche das eigene Geräusch erleidet, hängt wesentlich ab vom Zustande der Stimmritze; soll die Stimme tönen, so muss die Stimmritze verengt werden, dadurch wird der Luftstrom geschwächt und das eigene Geräusch des harten Consonanten in das eigene Geräusch des weichen verwandelt. Wollen wir beim Flüstern die weichen Consonanten von den harten unterscheiden, so schwächen wir ebenfalls durch Verengung der Stimmritze den Luftstrom, nur lassen wir die Stimmbänder nicht schwingen, sondern die Luft tritt mit einem leichten Reibungsgeräusche zwischen ihnen hervor, demselben, durch das wir bei den geflüsterten Vocalen den Ton der Stimme ersetzen. Der Ton der Stimme verleiht aber den weichen Lauten ihren Charakter nicht nur indirect durch Modification der eigenen Geräusche, sondern auch direct und unmittelbar." *) — „Bis jetzt haben wir nur von den Reibungsgeräuschen gesprochen, es bleibt noch von den Verschlusslauten, von dem Verhältnisse der Mediae zu den Tenues zu handeln übrig. Dieses Verhältnis ist ebenso wie das der weichen und harten Reibungsgeräusche bereits von Kempelen, auf den ich schon in meiner ersten Abhandlung hinwies, vor nunmehr 67 Jahren mit solcher Gründlichkeit erläutert

*) Die hier folgende Stelle werden wir weiter unten mittheilen.

worden, dass ich hier kaum noch etwas hinzufügen kann und ich muss auch hier wieder auf Kempelens Buch verweisen oder auf meine phonetischen Bemerkungen*), wo ich Kempelens Auseineinandersetzung wörtlich angeführt habe. Kempelen hat sich auch hier durch Gegenversuche mit seiner Sprachmaschine von der Richtigkeit seiner subjectiven Beobachtungen überzeugt. Es ist ganz nichtssagend, wenn man sich Kempelen gegenüber darauf beruft, dass man auch beim Flüstern Tenues und Mediae von einander unterscheiden könne, denn auch dem oberflächlichsten Beobachter kann es nicht entgehen, dass, wie ich vorher erwähnte, das Flüstern nicht in einem blofsen Hervorbringen der Consonantengeräusche besteht, sondern dass wir auch den Ton der Stimme durch ein heiseres Kehlkopfgeräusch, die sogenannte *vox clandestina*, ersetzen." — — „Diese Flüsterstimme nun wenden wir auf die Mediae beim Leisesprechen gerade so an, wie beim lauten Sprechen den Ton der Stimme, und da auch bei der Hervorbringung der *vox clandestina* die Stimmritze verengt wird, so erleidet das eigene Geräusch des Verschlusslautes dadurch ähnliche Modificationen wie beim lauten Sprechen durch das Einsetzen der Stimme, denn in beiden Fällen wird durch Verengerung der Stimmritze der gegen den Verschluss andrängende Luftstrom in hohem Grade geschwächt." Ich habe diese Hauptstellen aus den Schriften Brückes in etwas gröfserem Umfange ausgehoben, weil sich nachher an diese Aussprüche unsere weiteren Erörterungen anknüpfen werden.

Zuletzt kommt Hr. Rumpelt auf die Ansichten zu sprechen, welche der Unterzeichnete in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien entwickelt hat. „Eine Vermittelung beider Standpunkte, sagt er, hat R. v. Raumer angebahnt in einem Aufsatze: „„Die sprachgeschichtliche Umwandlung und die naturgeschichtliche Bestimmung der Laute"" (Zeitschr. für die österr. Gymn. 1858, p. 353 fg.)."**) Und nachdem er dann die hiehergehörige Hauptstelle aus dieser Abhandlung mitgetheilt hat, fährt er fort (S. 19): „Noch bestimmter dargelegt wird diese vermittelnde Auffassung in einem späteren Aufsatze: „„Die geschichtliche Entwickelung der Laute,"" ebenfalls in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1861, p. 267 fg."***)

---

*) Zeitschr. für die österr. Gymn. 1857, S. 761.

**) S. oben S. 368—393.

***) S. oben S. 405—443.

Auch aus dieser Abhandlung hebt der Hr. Verf. die wesentlichste Stelle aus, so dass der Leser einen richtigen Begriff von den daselbst ausgeführten Ansichten bekommt. Ich kann hier das früher Entwickelte nicht in seiner ganzen Ausführlichkeit wiederholen und beschränke mich darauf, zu bemerken, dass der wesentlichste Punkt meiner Erörterungen in Folgendem lag: Ich gebe zu, dass der Umstand, ob sich mit einem Consonanten das Tönen der Stimme verbinden lasse oder nicht, ein sehr gutes Kriterium abgebe, um die Grenze zwischen weichen und harten Lauten zu bestimmen. „Weil aber der Ton der Stimme doch nur ein Begleitendes, nicht aber etwas dem Laute selbst Wesentliches ist, so wird man noch besser thun, die Ursache aufzusuchen, weswegen sich gewisse Laute nicht mit dem Ton der Stimme vereinigen lassen, und diese Ursache zum Unterscheidungszeichen zu nehmen. Diese Ursache ist aber keine andere als die, dass gewisse Laute durch Blasen (*flare*) hervorgebracht werden, während andere durch Hauchen (*halare*) entstehen. Blasen und singen aber schliefsen einander aus. — — Den Unterschied, den man durch tonlos und tönend bezeichnet, möchte ich deshalb lieber durch geblasen (*literae flatae*) und gehaucht (*literae halatae*) ausdrücken". *) Ich suche dann weiterhin **) nachzuweisen, dass allerdings, was den Vorgang in der Lautritze betrifft, eine allmähliche Steigerung vom weichsten Laute bis zum härtesten sich hervorbringen lässt, wenn man den durch die Lautritze getriebenen Luftstrom allmählich verstärkt. Der härteste Grad des gehauchten Lautes (der *litera halata*), mit welchem sich das Tönen der Stimme verbinden lässt, grenzt unmittelbar an den ihm zunächst liegenden Härtegrad des geblasenen Lautes (der *litera flata*), welcher durch die Erweiterung der Stimmritze das Tönen der Stimmbänder ausschliefst.

Hr. Dr. Rumpelt tritt (S. 20 fg.) den von mir gegebenen Bestimmungen bei: „Die eben mitgetheilte Auffassung R. v. Raumers, sagt er, scheint uns dem Sachverhältnis vollkommen entsprechend. Mit anderen Worten: Wir glauben, dass bei der Scheidung jener Lautpaare nicht der Vorgang in der Stimmritze, wie immer derselbe sein möge, sondern der in der Lautritze mafs-

---

*) Die sprachgeschichtliche Umwandlung und die naturgeschichtliche Bestimmung der Laute, oben S. 371.

**) S. oben S. 427.

gebend gewesen ist, dass bei Aufgebung dieses Standpunktes man zu Consequenzen gedrängt wird, welche der Grammatik nicht förderlich wären. Hiernach bedarf es wohl keiner weiteren Rechtfertigung, warum wir noch immer die Bezeichnungen harter und weicher Laut (Fortis und Lenis) beibehielten, ja, ihnen den Vorzug vor der anderen Bezeichnung: tonloser und tönender ausdrücklich zuerkennen müssen." „Eine blofse Allegorie, heifst es weiter unten, wie Brücke sagt, scheint uns diese Bezeichnung denn doch nicht; sie drückt vielmehr etwas ganz Reales aus, nämlich den allgemein empfundenen Eindruck des Ohrs." Hr. Rumpelt verstärkt die Beweisführung gegen das Gewicht, welches Brücke bei Scheidung der Laute auf den Zustand der Stimmritze gelegt wissen will, durch den Hinweis auf die *L*- und *R*-Laute. „Brücke ist dadurch genöthigt, sagt er*), auch bei den *L*- und *R*-Lauten die Scheidung in tonlose und tönende vorzunehmen, so dass sich nach Hinzufügung der Articulations-Theilung ungefähr 12 *L*- und ebenso viele *R*-Laute ergeben, welche sämmtlich eigene Zeichen verlangen und erhalten. Wenn wir nun kein Lautsystem der Welt kennen, worin das laute (tönende) *L* und *R* von dem leisen (tonlosen) durch besondere Zeichen getrennt wurden, wenn ferner noch heute Jedermann, mag er einem Bildungsstande angehören, welchem er wolle, zwischen diesen Lauten mit lauter und leiser Aussprache keinen Unterschied weder macht, noch bemerkt, vielmehr darauf ausdrücklich hingewiesen, die Verschiedenheit für unwesentlich erklärt: so — schliefsen wir — muss der Grund, weshalb die weichen Mutae und Spiranten von den harten so allgemein und sicher getrennt wurden, ein anderer gewesen sein als der, welcher in dem Mittönen der Stimme liegt."

Mag man auch von der entgegengesetzten Seite die Darstellung und die Beweisführung des Hrn. Dr. Rumpelt zu widerlegen suchen, so wird ihm doch Niemand absprechen, dass er seinen Gegenstand mit völligem Verständnis dessen, was er will, und mit naturwissenschaftlicher Strenge behandelt und nicht mit der gegenstandlosen Verschwommenheit, mit welcher bis auf den heutigen Tag keineswegs blofs viele Sprachforscher, sondern auch manche Physiologen in Fragen der Lautforschung zu verfahren pflegen.

---

*) S. 21.

Dass wir diese für die Lautforschung sehr wichtige Frage jetzt so klar und bündig erörtern können, das verdanken wir nächst Kempelen vorzugsweise den scharfsinnigen und trefflich geschriebenen Untersuchungen Brückes. Wenn ich aber nichtsdestoweniger die Ansicht festhalte, dass wir uns bei der Bezugnahme auf das Mittönen der Stimme nicht beruhigen dürfen, sondern den gemeinsamen Grund der Weichheit der Consonanten und der Möglichkeit, die Stimme mittönen zu lassen, aufsuchen müssen, so bitte ich, meine Gründe zu prüfen.

Brückes Ansicht lässt sich auf folgende zwei Hauptpunkte zurückführen:

1. Der Unterschied zwischen den weichen und den harten Consonanten besteht darin, dass bei den ersteren die Stimme mittönt, bei den letzteren nicht. Und zwar muss in lauter Sprache bei den weichen Consonanten die Stimme wirklich mittönen.*)

2. In leiser Sprache (*vox clandestina*), bei welcher das Tönen der Stimmbänder überhaupt wegfällt, ersetzt das Kehlkopfsgeräusch, mit welchem die weichen Consonanten verbunden sind, das Mittönen der Stimmbänder. Unter allen Umständen aber ist das Mittönen eines Geräusches, das nicht in der Lautritze hervorgebracht wird, sondern im Kehlkopf, ein nothwendiges Erfordernis der weichen Consonanten.**)

Prüfen wir diese Sätze näher, so werden wir uns vor allem zu hüten haben, nicht das, was erst bewiesen werden soll, gleich in die Definition aufzunehmen. Sagen wir: „Weiche Consonanten sind solche, bei denen die Stimme mittönt", so versteht sich von selbst, dass wir zu dem Ergebnis gelangen: „Wenn bei einem Consonanten die Stimme nicht mittönt, so ist er kein weicher." Nehmen wir vollends das Wort „tönend" gleich in die Benennung auf, so ist der Satz „Tönende Consonanten sind solche, bei denen die Stimme mittönt," ganz unangreifbar, wird aber auch von Keinem, der etwas von der Sache versteht, angegriffen werden. Die Frage ist vielmehr die, ob die so definierten tönenden Consonanten mit den weichen sich decken. Mit anderen Worten: Ob das Gebiet der tönenden Consonanten das ganze Gebiet der

---

*) Nachschrift zu Prof. Kudelkas Abhandlung, S. 7.

**) Ebend. S. 7 und 8.

weichen umspannt, oder ob nicht vielmehr die tönenden Consonanten nur eine Abtheilung der weichen sind.

Wir untersuchen nun zuerst den zweiten Satz Brückes, dass der weiche Consonant jederzeit von einem im Kehlkopf erzeugten Geräusch begleitet sei, also wenn nicht, wie in der lauten Sprache, vom Tönen der Stimmbänder, dann in der leisen (*vox clandestina*) von dem im Kehlkopf entstehenden Flüstergeräusch. Wir gehen aus von dem früherhin nachgewiesenen Unterschied zwischen Hauchen und Blasen und der darauf begründeten Eintheilung in gehauchte (*literae halatae*) und geblasene Laute (*literae flatae*). Die weichen Consonanten entstehen, wie das gleichfalls früher dargethan worden ist, durch Hauchen, die harten durch Blasen. Die Frage, ob die weichen Consonanten jederzeit mit einem Kehlkopfgeräusch verbunden sein müssen, entscheidet sich also danach, ob das Hauchen oder doch der Grad des Hauchens, welcher zur Hervorbringung der weichen Consonanten erfordert wird, jederzeit mit einem Kehlkopfsgeräusch verbunden ist. Man mache zu diesem Behuf folgenden Versuch: Man fülle durch Einathmen seine Lungen mit Luft und hauche dann bei weit geöffnetem Mund die angesammelte Luft rasch aus, so wird man deutlich das Flüstergeräusch des Kehlkopfs vernehmen. Hierauf wiederhole man den Versuch in der Art, dass man die angesammelte Luft möglichst langsam durch den Kehlkopf strömen lässt, und man wird sich überzeugen, dass man im Stande ist, dies in solcher Weise zu bewerkstelligen, dass man nicht das geringste Flüstergeräusch hört. Nähert man während dieses zweiten Versuchs die Lautwerkzeuge an irgend einer Articulationsstelle so weit, dass ein Reibungsgeräusch entsteht, so wird man bald erkennen, dass dies Reibungsgeräusch unter sonst gleichen Umständen um so weicher ist, je schwächer der zwischen den Lautwerkzeugen hindurchstreichende Luftstrom ist. Nun ist aber dieser Luftstrom um so schwächer, je langsamer die Luft aus den Lungen entlassen wird. Folglich werden bei dem langsamsten, ohne alles Flüstergeräusch vor sich gehenden Ausströmen der Luft, wie es unser zweiter Versuch beschreibt, die weichsten Reibungsgeräusche entstehen. Mithin ist zur Hervorbringung dieser Reibungsgeräusche nicht das mindeste Flüstergeräusch im Kehlkopf nöthig.*)

*) Beiläufig möchte ich mir hier eine Bemerkung erlauben, die ich als

Was aber hier von den Reibungsgeräuschen gesagt ist, das lässt sich ganz in gleicher Weise auch von den Verschlusslauten darthun. Man unterbreche z. B. den im zweiten Versuch beschriebenen langsamen und geräuschlosen Luftstrom durch Schliefsen und Oeffnen der Lippen, und man wird die weichsten Lippenverschlusslaute hervorbringen. Aus alle diesem folgt, dass ein begleitendes Flüstergeräusch im Kehlkopf durchaus kein Erfordernis der weichen Consonanten ist.

Ich glaube nicht, dass der eben beschriebene Versuch an irgend einem Mangel leidet. Vielleicht aber wird man uns Folgendes einwenden: Bei dem verlangten langsamen und geräuschlosen Ausströmen der Luft wird offenbar der Kehlkopf weiter geöffnet als bei der Hervorbringung des gewöhnlichen Flüstergeräusches der *vox clandestina.* Es ergibt sich dies daraus: Man kann den im Brustkasten angesammelten Athem auch langsam und dennoch mit Flüstergeräusch entlassen, wenn man die Oeffnung des Kehlkopfs verengt, und hier beobachtet man Folgendes: Ist der Kehlkopf zum Flüstergeräusch verengt, so entweicht die Luft aus dem Brustkasten von selbst nur langsam. Ist dagegen der Kehlkopf so weit geöffnet, dass bei dem oben beschriebenen langsamen Ausströmen des Athems kein Flüstergeräusch entsteht, so muss man zur Erreichung dieses langsamen Ausströmens den Athem absichtlich in der

---

eine Anfrage zu weiterer Prüfung zu betrachten und nicht mit dem eigentlichen Inhalt dieser Abhandlung zu vermischen bitte. Es wird gewöhnlich angenommen, die Vocale haben kein Eigengeräusch. Macht man aber seine Versuche mit dem oben beschriebenen geräuschlosen Ausathmen, so erkennt man, dass auch die Vocale ihr Eigengeräusch haben. Man lasse zuerst bei weit geöffnetem Mund den Athem in der angegebenen Weise ohne Tönen der Stimmbänder und ohne Kehlkopfgeräusch ausströmen und bringe dann während dieses Ausströmens die Lautwerkzeuge in die Stellung, die zur Erzeugung des *i* erforderlich ist, und man wird ein deutliches *i* vernehmen, ohne dass sich an dem geräuschlosen Ausströmen der Luft aus dem Kehlkopf das Mindeste ändert. Derselbe Versuch lässt sich mit dem *u* machen. Beim *a* erschwert ihn die Stellung der Lautwerkzeuge, welche das Eigengeräusch nur sehr leise und dessen Abtrennung vom Kehlkopfgeräusch äufserst schwierig macht. Das *a* hat am wenigsten Eigengeräusch. — Das Eigengeräusch der Vocale gehört derselben Gattung von Geräuschen an wie das Flüstergeräusch des Kehlkopfs. Spricht man die Vocale in Verbindung mit einem Flüstergeräusch des Kehlkopfs, so vermischt sich dies mit dem Eigengeräusch der Vocale in solcher Art, dass man die beiden Geräusche kaum zu unterscheiden vermag.

Brust zurückhalten, weil er sonst durch die weitere Oeffnung rasch und mit Geräusch hervorstürzt. Hieran könnte nun Jemand die Frage knüpfen, warum wir jenes langsame und geräuschlose Ausströmen des Athems zum Hauchen und nicht vielmehr zum Blasen rechnen. Wir erwiedern: Das Blasen ist ein ganz bestimmter Vorgang in den menschlichen Athmungsorganen. Es entsteht, wenn die gegen die vorderen Theile der Luftwege (des Ansatzrohres) gedrängte Luft so stark comprimiert wird, dass sie die Oeffnungen des Kehlkopfs auseinandertreibt. Bei dem früher beschriebenen Versuch, den dentalen Zischlaut (Brückes z^3 und s^3) vom weichsten bis zum härtesten zu steigern und zugleich einen Sington zu halten, kann man deutlich wahrnehmen, dass der Uebergang vom gehauchten zum geblasenen Zischlaut keineswegs dadurch hervorgebracht wird, dass man freiwillig die Oeffnung des Kehlkopfs erweitert. Vielmehr gehen bei dem stärker werdenden Andrang der Luft und der dadurch bewirkten gröfseren Compression plötzlich die Wandungen des Kehlkopfs auseinander und schneiden dadurch die Möglichkeit eines Singtons und eines Flüstergeräusches ab. Während wir also bei dem geräuschlosen Ausathmen mit weit geöffnetem Mund den Kehlkopf ausdrücklich öffnen und den hervorströmenden Athem absichtlich langsam aus dem Brustkasten entlassen müssen, haben wir beim Blasen dies alles nicht nur nicht nöthig, sondern das Oeffnen des Kehlkopfs erfolgt durch physische Nothwendigkeit. Nicht als Beweis für die Richtigkeit der Sache, sondern nur zur Rechtfertigung des Ausdrucks füge ich hinzu, dass auch der gewöhnliche Sprachgebrauch jenes geräuschlose Ausathmen bei weit geöffnetem Munde mit dem Wort „hauchen“ bezeichnet.

Wir gehen über zu dem ersten Satz Brückes. Dieser Satz fordert, dass bei den weichen Consonanten die Stimme wirklich mittönen müsse. „Wir Deutschen“, meint Brücke, „sind in Rücksicht auf die Unterscheidung der weichen Laute sehr nachsichtig und lassen z. B. ein geflüstertes, d. h. nur durch Verengerung der Stimmritze modificiertes *s* in der Conversation leicht statt des tönenden passieren, ja in manchen Gauen ist diese Substitution ganz gewöhnlich. Wenn sie sich auch auf der Kanzel und der Bühne niemals anerkannte Geltung verschafft hat, so rügt man sie doch kaum; wenn aber Jemand im Französischen *v, z* oder *j*, im Englischen ein *v* oder ein weiches *th* in der gewöhn-

lichen lauten Sprache ohne Schwingungen der Stimmbänder aussprechen wollte, so würde er sich eines garstigen Sprachfehlers schuldig machen." *)

Hier ist zuvörderst der Thatbestand richtig zu stellen, und da muss ich meinem verehrten Herrn Gegner auf das entschiedenste widersprechen. Es ist durchaus nicht an dem, dass wir Deutsche nur aus Nachsicht weiche Consonanten ohne Mittönen der Stimme „passieren lassen"; dass diese Aussprache „sich auf der Kanzel und der Bühne niemals anerkannte Geltung verschafft habe"; dass man sie zwar eigentlich „rügen sollte", dies jedoch „kaum" thue. Der wahre Thatbestand ist vielmehr der: In dem bei weitem gröfsten Theil von Deutschland, d. h. fast in ganz Süd- und Mitteldeutschland ist die Aussprache, die Brücke als einen nur nachsichtig geduldeten Sprachfehler hinstellt, die zu Recht bestehende. Nicht blofs die Volksmundarten, sondern die gebildetsten Männer: Geistliche, Professoren, Parlamentsredner, sprechen so und würden es als eine unerträgliche Ziererei von sich weisen, wenn man ihnen zumuthen wollte, bei *s*, *b*, *d*, *g* u. s. w. die Stimme mittönen zu lassen. Und zwar ist dies keineswegs blofs in den Gegenden so, wo man die weichen und harten Laute nicht scharf unterscheidet. Ich selbst habe in meiner Bekanntschaft die Erfahrung gemacht, dass ein hochgebildeter Mann, in eine solche Gegend verpflanzt, es unbegreiflich fand, wie man so verschieden klingende Laute wie *d* und *t*, *b* und *p*, *g* und *k*, *s* (französisch *z*) und *fs* (französisch anlautendes *s*) mit einander verwechseln könne; und dieser Mann, der in seiner eigenen Aussprache weiche und harte Laute auf das schärfste unterschied, verband mit seinen weichen Consonanten nicht die leiseste Spur eines Mittönens der Stimmbänder. Dagegen ist in Niederdeutschland, auf Grundlage der dortigen Volksmundarten **), auch in der Sprache der Gebildeten das Mittönen der Stimme bei den weichen Consonanten weit verbreitet. Da aber die hochdeutsche Gemeinsprache sich nicht aus den niederdeutschen, sondern aus den hochdeutschen Mundarten entwickelt hat, so ist

*) Nachschrift zu Prof. Kudelkas Abhandlung, S. 7.

**) Meine Beobachtungen in Bezug auf das Mittönen der Stimme in den niederdeutschen Mundarten sind nur sporadisch. Ich kann deswegen nicht sagen, inwiefern der obige Satz etwa Ausnahmen erleidet. Jedenfalls aber ist das Mittönen der Stimme bei den Niederdeutschen, wenn nicht allgemein, so doch weit verbreitet.

die Mehrzahl der deutschen Gebildeten in ihrem vollkommenen Recht, wenn sie die weichen Consonanten ohne Mittönen der Stimme ausspricht, und die niederdeutsche Art, die Stimme mittönen zu lassen, bildet in hochdeutscher Rede die, wenn auch mit Recht, geduldete Ausnahme. Unter diesen Verhältnissen ist nicht daran zu denken, das Mittönen der Stimme für das Deutsche zum Kennzeichen der weichen Consonanten zu machen. Vielmehr steht die Sache so, dass die Mehrzahl der Deutschen ihre weichen Consonanten ohne Mittönen der Stimme spricht, während die Minderzahl die Stimme mittönen lässt. Dass das Mittönen der Stimme ein untrügliches Präservativ gegen das Uebergehen der weichen Laute in die harten ist, das ist ganz richtig, und darauf beruhen die praktischen Kunstgriffe der Taubstummenlehrer. Aber ebenso ist auf der anderen Seite unleugbar, dass die Hervorbringung weicher, von den harten verschiedener Consonanten möglich ist, ohne die Stimme mittönen zu lassen. Wir haben oben den theoretischen Beweis dafür gegeben, indem wir nachwiesen, dass nicht einmal ein Flüstergeräusch ein nothwendiges Erfordernis der weichen Consonanten sei, und praktisch kann man sich täglich davon überzeugen, wenn man mit sprachlich fein gebildeten Männern umgeht, welche den Unterschied zwischen weichen und harten Consonanten auf das deutlichste hören lassen, ohne die Stimmbänder zu Hülfe zu nehmen.

Mit dem oben dargelegten Thatbestand hängt eine andere Erscheinung zusammen, von deren Vorhandensein man sich bei genauerer Beobachtung leicht überzeugen kann. Es gibt nämlich in Deutschland nicht wenige Menschen, in deren Aussprache die Grenze zwischen Mittönenlassen und Nichtmittönenlassen der Stimme gar nicht so gezogen ist, dass sie mit der Grenze zwischen harten und weichen Consonanten zusammenfällt. Selbstverständlich lassen sie bei allen harten Consonanten die Stimme nicht mittönen, weil dies nicht möglich ist. Dagegen bei den weichen Consonanten machen sie einen Unterschied. Manche lassen z. B. beim *w* die Stimme mittönen, beim *s* aber nicht. Wieder Andere begleiten aufser dem *w* auch das *s* mit der Stimme, aber nicht die weichen Verschlusslaute. Sehr häufig findet man Individuen, die nur die Nasalen (Resonanten) mit dem Ton der Stimme verbinden, alle anderen Laute nicht; und auch diese scheiden sich wieder in solche, welche dies immer thun, und in solche,

welche es bald thun, bald unterlassen.*) Man kann dies letztere besonders deutlich beobachten bei der Aussprache des Wortes Nein. Sprechen solche Individuen ein gewöhnliches, schlichtes Nein, so lassen sie die Stimme erst beim Beginn des Diphthongen einfallen, bringen sie dagegen ein zweifelnd oder auch nachdrücklich gedehntes Nein hervor, so begleiten sie schon das anlautende *n* mit der Stimme. Alle diese Schwankungen aber werden nicht so angesehen, als sei die Aussprache ohne Mittönen der Stimme etwas Mundartliches, dessen man sich auf der Kanzel oder auf der Rednerbühne zu enthalten habe, sondern man behandelt sie als etwas vollkommen Gleichgültiges.

Die in früheren Abhandlungen von mir aufgestellte und in dem oben Stehenden weiter begründete Ansicht erhält in ihrem Hauptpunkt eine willkommene Unterstützung durch ein Werk, dessen Herausgabe vor kurzem in New-York begonnen hat. Die American Philosophical society nämlich publiciert ein umfangreiches Werk: Investigations into the Laws of English Orthography and Pronunciation. By Prof. R. L. Tafel, A. M., Washington University, St. Louis. Der Verfasser dieses Werkes, dessen erste Lieferung im Laufe dieses Jahres in New-York erschienen ist, knüpft seine selbständigen und umfassenden Untersuchungen, wie er selbst ausspricht, vielfach an die Arbeiten Brückes**) und des Unterzeichneten***) an. In Bezug auf die Consonanten geht Hr. Prof. Tafel auf den von mir aufgestellten Unterschied von Blasen und Hauchen ein†) und theilt demgemäſs die Verschlusslaute in

I.	II.
Hard consonants	*Soft consonants* (weiche Consonanten)
= *blown* (geblasen)	= *breathed* (gehauchte)
	a) *sonant* (tönende)
	b) *non-sonant* (nicht tönende).††)

In Bezug auf die harten Consonanten stimmen das Englische und das Deutsche überein. In beiden Sprachen werden sie durch

---

*) D. h. sie lassen bei der Hervorbringung des *n* die Stimmbänder bald mittönen, bald nicht. Im letzteren Fall vernimmt man dann während der Hervorbringung des *n* nur ein Flüstergeräusch.

**) S. 2 fg. des angeführten Werkes.

***) Ebenda S. 5.

†) S. 42.

††) S. 43.

Blasen hervorgebracht, mithin ohne jede Möglichkeit eines Mittönens der Stimme. Bei den weichen Consonanten dagegen hebt der Hr. Verf. den Unterschied zwischen dem Englischen und Deutschen hervor. „Wenn die weichen Consonanten mit tönendem Hauchen (*sonant breathing*) hervorgebracht werden, so erhalten wir die englischen oder tönenden weichen Consonanten“. Dagegen sind ihm die deutschen weichen Consonanten „nichttönende weiche Consonanten“.*) In Bezug auf die Hervorbringung dieser deutschen weichen Consonanten treffen wir bei dem Hrn. Verf. ein eigenthümliches Schwanken, das aber seine Erklärung in der Natur der Sache findet. Bei der Erörterung der einzelnen Consonanten nämlich rechnet der Hr. Verf. die deutschen weichen Consonanten überall zu den gehauchten, d. h. zu denen, welche einer Verbindung mit der Stimme fähig sind, wenn sie auch diese Verbindung nicht wirklich zur Ausführung bringen. So sagt er vom *b*: „Wenn wir den Lippenverschluss durch Hauchen öffnen (*by breathing against it*), so erhalten wir den nicht-tönenden weichen Lippenconsonanten *b* im Deutschen (*the non-sonant labial soft consonant* 𝔟 *in German*), und indem wir den Hauch tönend machen, und ihn in dem hinteren Theil des Mundes sammeln, bevor wir den Organverschluss damit sprengen, den gewöhnlichen weichen Lippenconsonanten *b* im Englischen (*the common labial soft consonant b in English*“.**) Ganz ebenso vereinigt und unterscheidet er das deutsche und das englische *d****), und das deutsche und das englische *g*.†) Dagegen sagt er, wo er im allgemeinen von den deutschen und englischen weichen Consonanten spricht: „In der Bewegung der Luft, die man Blasen (*blowing*) nennt, gibt es unzählige Grade der Schnelligkeit; wenn sie auf den geringsten Grad von Schnelligkeit herabgebracht ist, so dass sie dem Hauchen ähnelt, so erhalten wir durch sie die deutschen weichen Consonanten, welche die nicht-tönenden weichen Consonanten sind (*we obtain by it the German soft consonants*, *which are the non-sonant soft consonants*“.††) Der Widerspruch, dass der Hr. Verf. bei der Darstellung der einzelnen Consonanten die deutschen wei-

*) S. 42.

**) S. 46.

***) S. 47.

†) S. 48 fg.

††) S. 42.

chen Consonanten zu den durch Hauchen (*breathing*) hervorgebrachten rechnet, in der allgemeinen Erörterung aber zu den geblasenen (*blown*), jedoch bis zur Grenze der gehauchten, abgeschwächten, findet seine Erklärung darin, dass unter den Deutschen, welche die weichen Consonanten nicht-tönend aussprechen, allerdings viele an der Stelle der gehauchten die angrenzenden geblasenen hervorbringen. Dass übrigens die Ansicht des Hrn. Verfassers dahin geht, die eigentliche mustergültige Aussprache der deutschen weichen Consonanten sei die nicht-tönende gehauchte, ergibt sich schon aus seinem oben mitgetheilten Schema, wo er die gehauchten (*breathed*) Consonanten in tönende (*sonant*) und nicht-tönende (*non-sonant*) eintheilt.*)

Fassen wir zum Schluss noch einmal die Ergebnisse unserer Untersuchungen zusammen:

1. Die Consonanten zerfallen in geblasene (*literae flatae*) und gehauchte (*literae halatae*).

2. Durch Blasen entstehen die harten Consonanten, durch Hauchen die weichen.

3. Die harten Consonanten sind immer tonlos, weil sich mit dem Blasen weder das Tönen der Stimmbänder, noch ein Kehlkopfgeräusch verbinden lässt.

4. Das Hauchen, wodurch die weichen Consonanten hervorgebracht werden, kann sowohl mit dem Ton der Stimme, als mit einem Kehlkopfgeräusch verbunden werden. Es braucht aber weder das Eine noch das Andere der Fall zu sein.

5. Verbinden wir das Hauchen bei der Hervorbringung der weichen Consonanten mit dem Ton der Stimme, so erhalten wir die weichen Consonanten des Englischen.

6. Verbinden wir das Hauchen bei der Hervorbringung der weichen Consonanten auch in der lauten Sprache entweder mit einem bloſsen Kehlkopfgeräusch oder auch mit gar keinem Geräusch,

---

*) Ich kann hier auf den lehrreichen Inhalt des übrigen Werkes, so weit es in dieser ersten Lieferung vorliegt, nicht eingehen, da ich nur Einen bestimmten Punkt der Lautlehre zu besprechen habe. Ich gedenke später auf dies Werk zurückzukommen; aber das muss ich, um Missverständnissen vorzubeugen, gleich hier bemerken, dass die obigen mit meinen Aufstellungen übereinstimmenden Ansichten sich innerhalb des Rahmens einer neuen Consonanteneintheilung finden, bei welcher der Hr. Verf. seinen eigenthümlichen Weg geht.

so erhalten wir die weichen Consonanten, wie sie die gebildete Aussprache des mittleren und südlichen Deutschlands wiedergibt.

7. Das Mittönenkönnen der Stimme bildet den Mafsstab, ob ein Consonant zu den weichen gehört.

8. Statt des in Nr. 7 Ausgesprochenen können wir auch sagen: Alle die Consonanten, die zu ihrer Hervorbringung des Blasens nicht bedürfen, sind weich.

9. Wenn wir auch der Ansicht nicht beistimmen, wonach das wirkliche Mittönen der Stimme das entscheidende Merkmal der weichen Consonanten wäre, so erkennen wir doch den grofsen Werth von Brückes hiehergehörigen Untersuchungen vollkommen an. Das Verhältnis der Stimme zur Hervorbringung der Laute ist nicht blofs für den Physiologen, sondern auch für den Sprachforscher von grofser Bedeutung. So werden z. B. Völker, die ihre weichen Verschlusslaute durchweg mit dem Ton der Stimme begleiten, weit schwerer als die, welche dies nicht thun, einen durchgreifenden Uebergang von den weichen Verschlusslauten zu den harten machen, weil ein solcher Uebergang bei ihnen nicht blofs eine Steigerung des Luftdruckes in der Lautritze, sondern zugleich das Wegfallen der begleitenden Stimme fordert. Dagegen werden Völker, welche die weichen Verschlusslaute ohne den Ton der Stimme aussprechen, geneigt sein, dieselben mit den harten zu vermischen oder in diese übergehen zu lassen. Die niederdeutschen Stämme, einschliefslich der Engländer, verbinden die weichen Verschlusslaute mit dem Ton der Stimme und sind auf der zweiten Stufe der germanischen Lautverschiebung stehen geblieben; dagegen sind die hochdeutschen Stämme, welche die weichen Consonanten ohne Begleitung der Stimme aussprechen, theilweise oder ganz in die dritte Stufe der Lautverschiebung eingerückt. Dürfen wir nicht daraus schliefsen, dass in ältester Zeit auch die Völker gothischer Lautstufe (Niederdeutsche, Angelsachsen u. s. w.) ihre weichen Verschlusslaute ohne Begleitung der Stimme aussprachen, da sie mit solcher Uebereinstimmung die griechisch-sanskritischen weichen Consonanten der Urzeit in die entsprechenden harten verwandelt haben? Ich will mit dieser Bemerkung nicht eine Erklärung der germanischen Lautverschiebung geben, sondern nur auf ein wichtiges Moment beim Uebergang der weichen Laute in die harten hinweisen.

XV.

Die Urverwandtschaft der semitischen und indoeuropäischen Sprachen.

---

§. 1.

Seit lange schon kannte man die Familie der semitischen Sprachen als ein zusammengehöriges Ganzes. Den gröfsten Fortschritt der neueren Linguistik bezeichnet die Entdeckung der indoeuropäischen (indogermanischen, arischen, mittelländischen) Sprachenfamilie. Diese beiden Familien, — die semitische und die indoeuropäische, — umschliefsen bekanntlich die für die Entwicklung der Menschheit wichtigsten Völker. Der genealogische Zusammenhang der Sprachen ist innerhalb jeder dieser beiden Familien mit unumstöfslicher Gewissheit festgestellt. Aber den wirklich genealogischen Zusammenhang dieser beiden Familien unter einander in überzeugender Weise darzuthun, das hat bis jetzt noch nicht gelingen wollen.

§. 2.

Dem Unternehmen, die semitischen und die indoeuropäischen Sprachen auf eine gemeinsame Grundlage zurückzuführen, scheinen sich gleich von vorn herein fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu stellen. Die beiden Mittel, durch welche die indoeuropäische Sprachforschung die ursprüngliche Einheit der indoeuropäischen Sprachen vom Sanskrit bis zum Englischen und Neuhochdeutschen erweist, sind die vergleichende Grammatik und eine auf bestimmte Lautgesetze gegründete Etymologie. Für die Vereinigung der semitischen mit den indoeuropäischen Sprachen scheinen beide Mittel zu versagen. Was die Grammatik betrifft, so erklärt einer der geistvollsten Kenner der

semitischen Sprachen: „Observons d'abord que sur la question grammaticale il n'y a qu'un avis. Les linguistes qui ont le plus exagéré la thèse des affinités entre les langues indo-européennes et sémitiques, ont reconnu que les systèmes grammaticaux de ces deux familles étaient profondément distincts, et qu'il est impossible de faire dériver l'un de l'autre par les procédés de la philologie comparée. (Ernest Renan, Hist. génér. — des langues Sémitiques, I. [Paris 1855] p. 428.)

Einer wissenschaftlichen Wortvergleichung aber tritt gleich am Eingang die principielle Verschiedenheit der semitischen und der indoeuropäischen Wurzeln entgegen. Während in den semitischen Sprachen das Gesetz der drei consonantischen Grundbuchstaben gilt, wird für die indoeuropäische Wurzel die Einsylbigkeit als Regel angenommen. Die Versuche, die semitischen Wurzeln zu zerlegen, haben bis jetzt die Zustimmung der gröfsten Kenner nicht zu gewinnen vermocht. Die Vergleichungen einzelner semitischer und indoeuropäischer Wörter blieben sporadisch. Es wollte nicht gelingen, den Lautwechsel zwischen den beiden grofsen Sprachfamilien auf bestimmte Gesetze zurückzuführen. Das aber ist es, was von der Wissenschaft gefordert wird, um den wirklich genealogischen Zusammenhang zwischen zwei Sprachen zu erweisen. „L'étymologie reste un jeu arbitraire, sagt der oben genannte Gelehrte (p. 441), tant que l'on n'a point déterminé expérimentalement les lois d'après lesquelles les sons se permutent en passant d'une langue à l'autre: c'est la connaissance de ces lois qui donne à la philologie comparée dans le sein de la famille indo-européenne un si haut degré de certitude. Or, non-seulement l'étymologie sémitico-arienne ne possède pas de règles analogues: mais on ne voit aucune possibilité d'arriver sur ce point à quelque chose de satisfaisant. Jusque-là, cependant, il est clair que les rapprochements entre les deux familles, livrés à l'appreciation de chacun et au jugement si trompeur de l'oreille, n'auront aucun caractère scientifique.“

§. 3.

Unter solchen Umständen wird der Versuch, die Urverwandtschaft zwischen den semitischen und indoeuropäischen Sprachen nachzuweisen, von Vielen als ein von vorn herein verzweifeltes Unternehmen betrachtet. Daraus, dass schon so viele

derartige Versuche gescheitert sind, ziehen sie den Schluss, dass alle Versuche, dies Problem zu lösen, scheitern müssen, und stellen den, welcher sich trotzdem an dies Unternehmen wagt, auf Eine Linie mit dem, welcher die Quadratur des Cirkels sucht. Um so erfreulicher ist es, dass einer der gröfsten Sprachforscher, Heinrich Ewald, die Hoffnung wach erhält, dass es gelingen werde, die Kluft, welche die beiden grofsen Sprachgeschlechter trennt, auszufüllen. *)

Der Nachweis der Urverwandtschaft zwischen den semitischen und indoeuropäischen Sprachen hat sich auf die zwei oben (§. 2) bezeichneten Seiten zu erstrecken, nämlich erstens auf den grammatischen Bau beider Sprachfamilien und zweitens auf ihren Wortschatz. In ersterer Beziehung werden wir einen der wichtigsten Theile des Sprachbaus, nämlich die Flexion des Verbums in beiden Sprachfamilien vergleichend untersuchen. In Betreff des Wortschatzes wird es vor allem darauf ankommen, an irgend einer Stelle ein durchgreifendes Lautwandelgesetz aufzufinden, das die beiden grofsen Sprachfamilien miteinander verknüpft.

I.

Die hebräische und die indoeuropäische Verbalflexion.

§. 4.

Wir verstehen hier unter Verbalflexion die Bildung der Personen, der Numeri, der Tempora und der Modi. Die Modi, zu deren Betrachtung das Hebräische nur ein dürftiges Material liefert, werden wir von unserer Erörterung ausschliefsen. Die Bildung der Causativa, Iterativa u. s. f. gehört nicht der Flexion, sondern der Wortbildung an.

§. 5.

Wir können die Bildungen zweier Sprachen vergleichen ganz abgesehen von dem Gedanken, dass zwischen diesen Sprachen eine Urverwandtschaft bestehe. Wenn wir aber zwei Sprachen ver-

*) Sprachwissenschaftliche Abhandlungen von H. Ewald I. im IX. Band der Abhandlungen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Göttingen 1861; II. im X. Band, ebend. 1862.

gleichen in dem Gedanken, dass diese Sprachen urverwandt sind, das heifst, dass sie aus einer gemeinsamen Stammsprache entsprungen sind, so müssen wir uns zuvörderst eine allgemeine Vorstellung von der Beschaffenheit dieser Ursprache zu machen suchen, um zu wissen, worauf wir bei unserer Vergleichung die Aufmerksamkeit zu richten haben.

§. 6.

Die Sprache, aus welcher die semitischen und die indoeuropäischen Sprachen als ihrer gemeinsamen Wurzel hervorgewachsen wären, müsste jedenfalls weit zurückliegen auch hinter dem ältesten uns erhaltenen Hebräischen. Denn dies Hebräische ist bereits geschieden vom Arabischen. Wir gelangen also rückwärts gehend zunächst zu der semitischen Ursprache, aus welcher das Hebräische und das Arabische entsprungen sind. Wollen wir uns auch diese semitische Ursprache, bei der nahen Verwandtschaft des Hebräischen und des Arabischen, nicht so gar weit zurückliegend und nicht so sehr verschieden vom Hebräischen und Arabischen denken, so ist die Sache doch ganz anders, wenn wir eine gemeinsame Ursprache als Grundlage der semitischen und der indoeuropäischen Sprachen annehmen. Diese Ursprache muss jedenfalls, bei der grofsen Verschiedenheit der semitischen und der indoeuropäischen Sprachen, sehr weit hinter jener semitischen Ursprache und mithin noch weiter hinter dem uns zugänglichen Hebräischen zurückliegen.

Selbstverständlich sprechen wir hier nicht von chronologischen Bestimmungen, da wir für die Schnelligkeit oder Langsamkeit sprachlicher Umgestaltungen keine allgemein gültigen Anhaltspunkte besitzen. Sondern wir sagen nur dies: Eine Sprache, die wir uns als die gemeinsame Mutter der semitischen und der indoeuropäischen Sprachen denken sollen, muss insofern weit hinter dem Hebräischen zurückliegen, als sie noch eine von diesem sehr verschiedene Gestalt gehabt haben muss.

§. 7.

Die Flexionen des hebräischen Verbums zeigen noch deutlich ihren Ursprung. Sie sind Zusammensetzungen der prädicativen Wurzel mit den Personalpronominibus. Das Personalpronomen ist meistentheils noch leicht zu erkennen und in manchen Fällen so wenig verändert, dass dem Sprechenden nicht entgangen sein kann,

dass er sich hier eines Personalpronomens bedient. Wer fort und fort das Wort אַתֶּם für „Ihr Männer" und אַתֵּן für „Ihr Frauen" gebrauchte, dem konnte auch noch nicht entschwunden sein, dass er dieselben Wörter in קְטַלְתֶּם und קְטַלְתֶּן aussprach.

§. 8.

Wir haben gesehen, dass ein grofser Theil der hebräischen Verbalflexionen noch deutlich die Form der Personalpronomina bewahrt. Nun bieten schon das Hebräische und das Arabische Anlass zu der Beobachtung, dass selbst in der semitischen Urzeit das Verhältnis der Pronomina zu den Verbalwurzeln noch freier und flüssiger war als in der uns vorliegenden Gestalt der semitischen Sprachen. Um wie viel mehr muss dies der Fall gewesen sein in einer so fernen Urzeit, wie sie die gemeinsame Stammsprache der semitischen und der indoeuropäischen Sprachen voraussetzt? Versteht man unter Flexionen gewisse Theile des Worts, die, für sich allein unverständlich, nur dazu dienen, die Beziehungen des Worts auszudrücken, so waren Flexionen damals noch gar nicht vorhanden. Die prädicativen und die pronominalen Stämme, die dann späterhin zu flectierten Zeitwörtern verwuchsen, waren überall noch deutlich zu unterscheiden. Ihre Zusammenfügung war erst im Beginnen und ebendeswegen noch nicht in der Weise fest verwachsen, wie späterhin. Und da die Wörter, aus denen dann später die abgetrennt nicht mehr verstandenen Flexionen hervorgiengen, noch ihr selbständiges Leben bewahrten, so konnte der Sprechende zwischen Wörtern gleicher oder doch ähnlicher Bedeutung wählen und sie zu demselben Zweck verwenden.

§. 9.

Aus dem Vorangehenden ergibt sich, in welcher Weise eine Vergleichung der semitischen und der indoeuropäischen Verbalflexion angestellt werden muss. Es kann keine Rede davon sein, eine vollendete Verbalflexion im Sinn der indoeuropäischen Sprachen zu Grunde zu legen. Dies würde voraussetzen, dass die gemeinsame Sprache der Semiten und Indoeuropäer vor deren Scheidung eine solche vollendete Verbalflexion bereits besessen habe, was den Folgerungen widerspricht, die wir aus der Entwickelung der semitischen Sprachen (§. 8) gezogen haben. Da das Zusammenwachsen der Personalpronomina mit den prädicativen Wurzeln damals jedenfalls noch in den Anfängen begriffen war, so

wird sich unsere Vergleichung vielmehr auf folgende zwei Punkte zu richten haben:

1. Auf die Personalpronomina selbst, und

2. Auf die Art, wie diese Personalpronomina und vielleicht auch noch andere Bestandtheile der späteren Flexionen verwendet worden sind, um den prädicativen Wurzeln verbale Beziehungen zu geben.

I. Die hebräischen und die indoeuropäischen Personalpronomina.

§. 10.

Zu den gröfsten Errungenschaften der vergleichenden indoeuropäischen Grammatik gehört die Entdeckung, dass in den Flexionen des indoeuropäischen Zeitworts die Personalpronomina enthalten sind. Zwar ist im Einzelnen noch Manches dunkel; aber die Thatsache selbst steht fest. Da nun bekanntermafsen gerade in solchen Zusammensetzungen, wie die Flexionen, sich bisweilen das Alterthümliche zu erhalten pflegt, so ziehen wir sowohl auf indoeuropäischer, als auf semitischer Seite die Form, welche Pronomina in ihrer Verbindung mit der prädicativen Wurzel zeigen, in den Bereich unserer Vergleichung.

§. 11.

Die hebräischen Personalpronomina, von denen im Folgenden die Rede sein wird, sind diese:

Singular.

I. Person, אָנֹכִי

II. Person, m. אַתָּה (אַתָּ); arabisch أَنْتَ (*anta*). Am Verbum תָּ; arabisch تَ (*ta*).

f. אַתְּ (אַתִּי, eigentlich אַתִּי); arabisch أَنْتِ (*anti*).

III. Person, m. הוּא; arabisch هُوَ (*huwa*).

f. הִיא; arabisch هِيَ (*hija*).

Dual.

II. Person (commune), arabisch أَنْتُمَا (*antumâ*); am Verbum تُمَا (*tumâ*).

III. Person (commune), arabisch هُمَا (*humâ*).

Plural.

I. Person אֲנַחְנוּ (נַחְנוּ, אֲנוּ); am Verbum נוּ.

II. Person, m. אַתֶּם, arabisch أَنْتُمْ (*antum*); am Verbum תֶּם.

f. אַתֵּן, אַתֵּנָה, arabisch أَنْتُنَّ (*antunna*); am Verbum תֶּן, arabisch تُنَّ (*tunna*).

III. Person, m. הֵם, הֵמָּה, arabisch هُمْ (*hum*); am Verbum וּ (ursprünglich וּן).

f. הֵן, הֵנָּה, arabisch هُنَّ (*hunna*); am hebräischen Perfectum wie masc., arabisch نَ (*na*).

Ich bemerke zu dieser Uebersicht, dass nur die Formen aufgeführt sind, die wir bei unserer weiteren Untersuchung brauchen werden, und dass das Arabische nur da zugezogen ist, wo es uns unentbehrlich sein wird.

§. 12.

Ueberblicken wir die hebräischen Personalpronomina, so stellt sich sofort heraus, dass die Pronomina der ersten und zweiten Person aus zwei Bestandtheilen zusammengesetzt sind, nämlich aus der Vorsylbe *an* und aus dem darauf folgenden Pronomen.

I. Pers. sing. *an-ôki;* plur. *an-achnu.* II. Person sing. masc. *at-tâ*, arabisch *an-ta;* fem. arab. *an-ti;* dual. arabisch *an-tumâ*; plur. m. *at-tem*, arabisch *an-tum;* f. *at-tên, at-tênâh,* arabisch *an-tunna.*

Eine weitere Beobachtung ergibt, dass auch der zweite Theil in den Pronominibus der II. Person sich noch einmal zerlegen lässt, nämlich in das allen Pronominibus der II. Person gemeinsame Zeichen dieser Person *t* und die diesem *t* folgende Bezeichnung des Geschlechts und des Numerus. Dieser letzte Bestandtheil steht offenbar in Zusammenhang mit den Pronominibus der III. Person.

Pronomina der II. Person.	Pronomina der III. Person.
Singul. m. *at-t-â* (arab. *an-t-a)* *t-a* wahrscheinlich aus *tva*	הוּא, arab. *huwa*
f. *at-t-i*, arab. *an-t-i*	הִיא, arab. *hija*
Dual, commun., arab. *an-t-umâ*	arab. *humâ*
Plural. m. *at-t-em*, arab. *an-t-um*	*hêm*, arab. *hum*
f. *at-t-ênah, at-t-ên*, arabisch *an-t-unna.*	*hên, hênnah*, arab. *hunna.*

Wenn man den letzten Bestandtheil der Pronomina der II. Person mit den Pronominibus der III. Person vergleicht, so fällt die Uebereinstimmung dieses Bestandtheils mit den Pronominibus der III. Person sowohl im Hebräischen, als im Arabischen in die Augen. Die Pronomina der II. Person sind also, abgesehen von dem vorausgehenden *an* so aufzulösen:

at-t-â = tu is
at-t-i = tu ea
an-t-umâ = tu ii (eae) duo
at-t-em = tu ii
at-t-ênah = tu eae.

Wobei das lateinische *tu* natürlich nicht in der specifisch singularen Bedeutung, sondern als allgemeines Zeichen der II. Person zu fassen ist.

§. 13.

Wollen wir eine Vergleichung zwischen den semitischen und den indoeuropäischen Personalpronominibus anstellen, so müssen wir uns vor allen Dingen erinnern, wie grofsen Umwandlungen diese kleinen Wörter auch innerhalb der indoeuropäischen Sprachen, an deren Urverwandtschaft Niemand zweifelt, unterworfen worden sind. Man denke an so nah verwandte Sprachen, wie das Lateinische und Griechische, wie weit gehen da z. B. *vos* und *ὑμεῖς* auseinander! Unter solchen Umständen wird Niemand daran denken, sofort alle Schwierigkeiten lösen und eine lückenlos durchgeführte Parallele zwischen den semitischen und den indoeuropäischen Personalpronominibus aufstellen zu wollen. Wir werden uns vielmehr freuen, wenn es uns gelingt, so viele Uebereinstimmungen nachzuweisen, dass der Gedanke an zufälligen Gleichklang ausgeschlossen ist.

§. 14.

Gehen wir zu einer Vergleichung der einzelnen Personalpronomina über, so sehen wir zuvörderst, dass die semitischen Sprachen selbst die beiden Bestandtheile der Pronomina der I. und II. Person so behandeln, dass sie bald den einen, bald den andern festhalten. So wird im Hebräischen aus *an-ôkî* ein kürzeres *anî*, aus *an-achnû* ein *anû*. Dagegen aus *at-tâ* in dem Afformativ des Verbums *tâ*, ohne das vorausgehende *an;* und ebenso aus *at-tem* ein kürzeres *tem*. In derselben Weise haben nun auch die indoeuropäischen Sprachen bald den einen, bald den anderen Bestandtheil der Personalpronomina festgehalten.

Das Pronomen der I. Person Singularis, hebräisch *an-ôkî,* zeigt in seinem zweiten Theil (*ôkî*) dasselbe Wort wie das lat. *ego,* griech. *ἐγών,* Sanskr. *aham,* u. s. w.

Das Pronomen der II. sing. hebr. *at-tâ* stimmt in derselben Weise zum lat. *tu*, griech. *σύ* (aus *τύ*), Sanskrit *tvam* u. s. w.

Das Pronomen der III. sing., hebr. הוּא, הִיא, findet sich wieder in dem geschlechtigen mit *h* anlautenden Pronomen der indoeuropäischen Sprachen. Lat. *hi-c,* gothisch (*his*) in dem Dativ *himma daga* (hodie), dem acc. neutr. *hita*; altsächsisch, angelsächsisch *he,* u. s. w.

Das Pronomen der I. plur., hebr. *an-achnu,* abgekürzt *anû* begegnet uns wieder im lat. *nos;* in der Nebenform *nas*, welche das Sanskrit für den Accus., Dativ und Genitiv des Plurals des Pronomens der I. Person gebraucht. Ebenso wird man denselben Stamm nicht verkennen in der sanskritischen Nebenform des Acc., Dat. und Genit. Dualis *nau,* und dem griech. Dual *νῶϊ.* Desgleichen gehört hierher die Form *uns,* welche in den germanischen Sprachen die obliquen Casus von gothisch *veis*, hochdeutsch *wir* u. s. w. bildet. Vielleicht ist nach alle diesem die Vermuthung nicht zu kühn, dass sich in dem gothischen Dativ und Accusativ Dualis *ugkis* (lies *unkis*), dem althochdeutschen *unc, unch*, eine Spur auch des consonantischen zweiten Bestandtheils von *an-achnu* erhalten haben könnte.

Die II. Person Dualis, arabisch *an-tumâ*, am Verbum *tumâ,* und die II. Person Pluralis, hebr. m. *at-tem,* am Verbum *tem;* arabisch *an-tum,* am Verbum *tum,* fassen wir zusammen. Von einem einzeln stehenden, mit *t* anlautenden Pronomen der II. plur. hat sich in den indoeuropäischen Sprachen wenig erhalten. Bopp, der

rein vom indoeuropäischen Gesichtspunkt aus das anlautende *j* im sanskrit. *yu* (im acc. *yus*ᶜ*mân* [vos] u. s. f.) aus *t* erweicht sein lässt, bringt dafür das pâli-prâkritische *tumhê* bei.*) Ich möchte das altnordische *thêr* (vos) hinzufügen, das dem gothischen *jus* (vos) gegenübersteht und an der altnordischen Dualform *thit, thiđ* (ihr beide) sein Gegenstück hat.

Wenn es nun allerdings um die alleinstehenden Formen indoeuropäischer Pronomina der II. plur., welche den semitischen nahe geblieben sind, dürftig bestellt ist, so hat uns gerade hier das mit dem Verbum verwachsene indoeuropäische Pronomen die dem Semitischen nahe stehende Form um so schlagender erhalten. Die II. Person Dualis bildet das arabische Zeitwort durch *tumâ*. قَتَلْتُمَا (*qataltumâ*, ihr beide tödtet). Dies arabische *tumâ* stimmt ganz zu der Endung der II. Person Dualis in den Flexionen zweiter Ordnung des Sanskrit: *tam*. (So bilden bekanntlich im Parasmaipadam ihre II. Person Dualis der Aorist, das Imperfectum, der Potentialis und der Imperativ.) Z. B. der Aorist *a-dâ-tam* (ihr beide gabt); *a-dik-s*ᶜ*a-tam* (ihr beide zeigtet). Im Griechischen, das kein *m* im Auslaut duldet, sondern dasselbe zu *n* schwächt, heifst die entsprechende Dualendung *τον*, und diese Endung kommt im Griechischen allen Dualen des Activums zu: *τύπτε-τον* (ihr beide schlagt), *ἐδείξατον, ἐ-δί-δο-τον* u. s. w.

So wie nun die II. Person Dualis, deren *m* im ursprünglichen Zustand durch den darauf folgenden Vocal geschützt war (arabisch *tumâ*), in den ältesten indoeuropäischen Sprachen den nasalen Auslaut bewahrte, so gieng die Nasalis der II. Person Pluralis, die schon von Alters her unbeschützt im Auslaut stand, in den indoeuropäischen Sprachen verloren. So wurde aus dem *tem* des Hebräischen (dem *tum* des Arabischen) im Sanskrit *ta* (und *t*ᶜ*a*), im Griechischen *τε*. Z. B. im sanskrit. Aorist *a-dâ-ta* (ihr gabt); *a-dik-s*ᶜ*a-ta* (ihr zeigtet); Präsens: *tuda-t*ᶜ*a* (ihr stofst) u. s. w. Griechisch *ἔ-δο-τε, ἐ-δείξα-τε; τύπτε-τε* u. s. w.

---

*) Bopp, Vergleichende Grammatik II. (2.) S. 112.

II. Die Bildung des hebräischen Imperfectums (Futurums).

§. 15.

Das Hebräische hat bekanntlich nur zwei Tempora. Man nannte diese Tempora früherhin Praeteritum und Futurum. Unleugbar bietet die Bedeutung, welche diese Tempora an vielen Stellen haben, Anlass zu dieser Benennung. Aber eben so gewiss passt die Bezeichnung an unzähligen Stellen nicht und musste deshalb sehr häufig irreführen oder zu gewaltsamen Erklärungen nöthigen. Es gehört daher zu den grofsen Verdiensten Ewalds, dass er nicht nur diese Bezeichnung, sondern die ganze durch sie ausgedrückte Auffassung verlassen und die scharfsinnige Entwicklung der hebräischen Tempuslehre an deren Stelle gesetzt hat, die er in die praegnanten Benennungen: Perfectum und Imperfectum zusammenfasst.

§. 16.

„Die Bildung der Personen erfolgt im Perfect so, dass abgekürzte Formen des Personalpronomen, wie auch die Plural- und Femininbezeichnung hinten (als Afformativa) an den Verbalstamm angehängt werden."*)

„Die Personen des Imperfect bildeten sich auf die entgegengesetzte Weise wie die des Perfect, nämlich indem man abgekürzte Formen des Personal-Pronomen (Praeformativa) vor den Stamm und zwar vor die abstracte Stammform (קְטֹל) setzte."**)

Mit den angeführten Worten spricht die Gesenius-Rödiger'sche Grammatik die allgemein geltende Ueberzeugung über die Bildung der hebräischen Tempora aus. Mögen die Ansichten der Sprachforscher aufserdem auch noch so weit auseinandergehen, in diesem Punkt stimmen sie alle überein.

§. 17.

Die Durchführung der Ansicht von der Bildung der Imperfectformen durch Praeformative stöfst jedoch an einigen Stellen auf so grofse Dunkelheiten, dass es bis jetzt noch nicht gelungen ist,

---

*) Gesenius, Hebräische Gramm. Neu bearbeitet und herausgegeben von E. Rödiger. 19te Aufl., Leipzig 1862, S. 93.

**) Ebend. S. 98.

sie in solcher Weise aufzuhellen, dass einer der verschiedenen Erklärungsversuche sich Bahn gebrochen hätte. Einer dieser Punkte ist die Bildung der III. Person Singularis und Pluralis masculini generis durch das Präformativ Jod.

Früherhin suchte Ewald „dies dunkle j" von הוּא abzuleiten, später aber kam er von diesem Gedanken zurück und erklärte dies י für erweicht aus *l* oder *n*. „Denn *l* entspricht nach §. 103 richtig einem möglichen Fürworte der dritten Person, findet sich auch noch für diese Verbalflexion im chald. לֶהֱוֵה und einmal im hebr. לִכְרֹת = יִכְרֹת Jes. 44, 14; und im Syrischen lautet diese Person im sg. u. pl. beständig *n'*—."

Aber diese Ansicht, obwohl im Jahr 1855 von dem ersten Kenner des Semitischen ausgesprochen, vermochte nicht, sich Bahn zu brechen. Rödiger sagt in der neuesten Ausgabe der von ihm umgearbeiteten Gesenius'schen Grammatik*) im Jahr 1862: „In der dritten Person יִקְטֹל (Grundf. *jăqtŭl*) ist das י nicht so leicht zu erklären, da sich im Hebräischen kein entsprechendes Pronomen findet; vielleicht steht das י als ein etwas stärkerer Consonant für ו (von הוּא = arab. *hŭwă*)." — Rödiger spricht also in erster Linie in Betreff dieses י ein Non liquet aus; in zweiter aber schliefst er sich immer noch am liebsten der früheren Ansicht Ewalds an, die Ewald selbst jetzt verwirft.

§. 18.

Ein zweiter sehr dunkler Punkt in Bezug auf die Praeformativa des Imperfectums ist das Verhalten des ו consecutivum vor diesen Praeformativen. Während nämlich das ו consecutivum des Perfectums der Form nach ein gewöhnliches copulatives וְ ist, zeigt es vor dem Imperfectum unverbrüchlich die Form וַ, und dies וַ hat noch dazu die Kraft, den Anlaut des Imperfects durch Dagesch forte zu verdoppeln, oder wo die Natur des beginnenden Lautes dies nicht zulässt, die Aenderungen zu bewirken, die nach den Lautgesetzen der hebräischen Sprache in solchen Fällen statt der Verdoppelung eintreten.

Dass hier nach Form und Bedeutung etwas Absonderliches vorliegt, ergibt sich aus den Versuchen, diese Erscheinung zu deuten. Ewald sagt über „das bezüglich fortschreitende Imperfectum" S. 513 des Ausführl. Lehrbuchs (6te Ausg., 1855): „Dem Imper-

---

*) Ebend. S. 99.

fectum setzt sich als ein auf die Vergangenheit hinweisendes Zeitwörtchen die Sylbe *a-* mit Verdoppelung des nächsten Mitlautes vor (vielleicht ursprünglich *ad,* אָז S. 223), welche fürwörtlichen Ursprungs und dem Augmente entsprechend so viel als *da* bedeutet, sich aber mit dem dadurch nachdrücklicher werdenden וְ *und* stets in *va-* mit Verdoppelung des folgenden Mitlautes verschmolzen hat; erst durch dies Verschmelzen der 2 Wörtchen entsteht das nachdrücklichere und, welches eine Handlung in den Kreis der Vergangenheit verweist."

Aber auch diese Deutung vermochte nicht, durchzudringen. Noch 1862 sagt Rödiger vom Wāw consecutivum Imperfecti: „Dieses וַ ist ein der Form nach verstärktes Wāw copulativum (vgl. בַּמָּה, כַּמָּה, לָמָּה, wo die Präpositionen בּ, כּ, לְ auf ähnliche Art verstärkt sind) in dem Sinne: *und da, und so.*"*) Hiemit ist die Ewaldsche Annahme einer Composition abgelehnt, dass aber mit dem Wort: „Verstärkung" eine wirkliche Erklärung gegeben sei, das wird wohl Niemand behaupten. Denn die Hauptfrage bleibt immer noch zu lösen, warum denn dies verstärkte וַ mit seiner Kraft, den folgenden Anlaut zu verdoppeln, schlechterdings auf das Imperfectum beschränkt ist und sich niemals beim Perfectum findet. Ein dem וַיִּקְטֹל entsprechendes וַקָּטַל ist bekanntlich unerhört.

§. 19.

Zu dem allem kommt nun aber weiter noch eine Hauptschwierigkeit, die man nur deswegen weniger betont, weil man sie für unabwendbar hält. Ist es denn nicht ein in den flectierenden Sprachen höchst auffallender Umstand, dass die ganze Tempusbildung dadurch bewirkt werden soll, dass man das einemal die Personalpronomina hinter, das andremal vor den Stamm stellt? Denn man merke wohl: Nicht um die Hervorbringung gewisser modaler Unterschiede durch die Stellung der Pronomina im Satz handelt sichs, sondern um die ganze Bildung der Tempora durch alle Arten der Conjugation in der ganzen semitischen Sprachenfamilie. Denn diese Bildung der Tempora durch Vor- oder Nachsetzung der Personalpronomina greift ebenso durch den ganzen Bau des Arabischen, wie sie den des Hebräischen beherrscht.**)

*) Gesenius-Rödiger, Hebr. Gramm., 19. Aufl., 1862, S. 103.

**) Nicht das Voranstellen der Personalpronomina soll hier als etwas Auffallendes bezeichnet werden, sondern die Unterscheidung der Tempora

Und wenn dies eigenthümliche Mittel, den Unterschied der Zeiten zu bezeichnen, wenigstens streng eingehalten wäre! Aber dies ist bekanntlich keineswegs der Fall. Vielmehr wird bei einer ganzen Anzahl von Formen des Imperfectums (Futurums) ein bedeutender Theil des Pronomens *hinter* den Stamm gestellt, statt, wie es der Voraussetzung nach sein sollte, *vor* denselben: תִּקְטְלִי, תִּקְטֹלְנָה u. s. w.

§. 20.

Alle diese Umstände berechtigen uns zu der Frage, ob denn nicht vielleicht die ganze Annahme, dass die Bildung des Imperfects durch *Praeformativa*, *d. h. durch Voranstellung der Personalpronomina* geschehe, irrig sei. Ich fühle recht wohl, wie misslich es ist, einer Annahme entgegenzutreten, an deren unumstöfslicher Richtigkeit Niemand zweifelt. Aber dennoch trage ich kein Bedenken, zu erklären: Die Annahme, dass das zweite Tempus (Imperfectum, Futurum) im Hebräischen dadurch gebildet werde, dass die Personalpronomina als Praeformativa vor den Stamm gestellt werden, ist falsch. Das, was man bisher für solche vorangestellte Personalpronomina gehalten hat, sind keine Praeformativa, sondern es sind vielmehr die Reste eines durchgebeugten Verbums, das vorn an den Stamm angeschoben worden ist, und zwar ist dies Verbum kein anderes als das gewöhnliche Verbum substantivum הָיָה. Die durchgebeugten Formen dieses Verbums hat man vor die einfachste Form des Stammes, den Infinitiv, gestellt, und so erhielt man die Formen, die wir jetzt nach grofser, aber sehr wohl zu begreifender Verkürzung des Hülfsverbums als die Formen des Imperfectums (Futurums) vor uns haben.

---

durch dies Mittel. Das Koptische stellt die Personzeichen des Thatworts gleichfalls voran. Aber das Koptische hat die Personzeichen des Thatworts *nie am Ende, sondern stets voran*. „Im Koptischen ist jede Spur von ihnen am Ende völlig verschwunden.“ Ewald, Ueber den Bau der Thatwörter im Koptischen (Abhandlungen der K. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen IX. Bd., Abhandlungen der hist.-philol. Klasse) S. 173. Die *Unterscheidung der Tempora* in den semitischen Sprachen durch Vor- und Nachsetzung der Personalpronomina erscheint also vom Standpunkt des koptischen Vorderbaus gerade ebenso auffallend wie vom Standpunkt des indoeuropäischen Hinterbaus.

§. 21.

Machen wir zuerst den Versuch aus dem Gröbsten und ohne alle Hülfshypothesen, indem wir das durchgebeugte Perfectum von הָיָה neben die entsprechenden Formen des Imperfectums (Futurums) von קָטַל stellen.

Singular.

3. m. יִ־קְטֹל הָ־יָה
3. f. תִּ־קְטֹל הָיְ־תָה
2. m. תִּ־קְטֹל הָיִי־תָ (הָיִ־תָ)
2. f. תִּ־קְטְלִי הָיִי־ת
1. אֶקְטֹל הָיִיתִי (?)

Plural.

3. m. יִ־קְטְלוּ הָ־יוּ
3. f. תִּקְטֹלְנָה
2. m. תִּ־קְטְלוּ הֱיִי־תֶם (הֱיִ־תֶם)
2. f. תִּ־קְטֹלְנָה הֱיִי־תֶן (הֱיִ־תֶן)
1. נִ־קְטֹל הָיִי־נוּ

Vergleichen wir die letzten Laute des durchgebeugten הָיָה mit den Anlauten des durchgebeugten Imperfectums יִקְטֹל, so springt der Zusammenhang zwischen diesen beiden in die Augen. Nur die Formen des Imperfectums haben י zum Anlaut, bei denen die entsprechenden Formen von הָיָה keinen oder keinen selbständigen Consonanten hinter dem י haben. Daher יִקְטֹל aus הָיָה־קְטֹל, יִקְטְלוּ aus הָיוּ־קְטֹל־וּ.*)

Dagegen findet sich in alle den Formen des Imperfects, die mit ת anlauten, ausnahmslos auch in den Flexionen von הָיָה ein ת. Und ebenso entspricht das anlautende נ der 1. plur. נִקְטֹל dem letzten Consonanten in הָיִינוּ.

§. 22.

Gehen wir etwas tiefer auf die Bildung dieses Tempus compositum ein, so müssen wir uns vor allem erinnern, dass seine Entstehung in eine sehr alte Zeit der semitischen Sprachentwicklung fällt. Denn in diesem Grundbau zeigt das arabische Verbum eine durchgreifende Uebereinstimmung mit dem hebräischen. Die Entstehung dieses Tempus fällt also in die Zeit vor der Scheidung

*) So wollen wir vorläufig ansetzen, bis wir weiter unten über einen Nebenumstand noch klarer sehen.

des Hebräischen und Arabischen. Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, dass die Pronomina, die allmählich zu Flexionen mit dem Stamm verwachsen sind, damals in ihren Beziehungen zum Stamm noch viel selbständiger und flüssiger waren als späterhin. Auch die alte Ansicht über die Bildung des Imperfectums (Futurums) nimmt an, dass in Formen wie תְּ־קְטֹל־נָה (2. plur. fem.) das Pronomen des Feminins der 2. plur. תֵּנָּה*) getrennt worden ist in das dem Stamm vorausgeschickte ת und das ihm nachgesetzte נָה. Behalten wir diese in jener alten Zeit noch vorhandene Selbständigkeit der Pronomina im Auge, so brauchen wir natürlich nicht anzunehmen, dass Formen wie תִּקְטֹלְנָה entstanden sind aus הֱיִי־תֶן־קְטֹל־נָה, sondern wir dürfen vielmehr voraussetzen, dass das Pronomen, welches die weibliche Mehrzahl bezeichnet, nur einmal gesetzt wurde, nämlich am Schluss des Ganzen; zwischen den Stamm היה und den Stamm קטל aber nur das Zeichen der 2ten Person ת. Das Ganze wird demnach etwa so ausgesehen haben:

הֱיִי־ת־קְטֹל־נָה,

das heifst wörtlich nach der Reihenfolge seiner Bestandtheile:

esse — (pronomen personae secundae) — *occidere* — *eae.*

Natürlich soll diese nothwendigerweise sehr mangelhafte Uebersetzung hier nur dazu dienen, die einzelnen Bestandtheile in ihrer Sonderung und Aufeinanderfolge zu veranschaulichen, nicht aber die Bedeutung des Tempus compositum zu erklären, worauf wir später erst zu sprechen kommen.

Bedenken wir, wie weit die Zeit dieser Tempusbildung vor der Zeit liegt, der die uns zugängliche hebräische Sprache angehört, so müssen wir uns vielmehr wundern, dass die hebräische Conjugation von הָיָה, so wie sie da ist, in acht Fällen von neunen zu den Anlauten des Imperfectums (Futurums) stimmt, als dass wir etwas Auffallendes darin finden, dass dies in einer einzigen Form nicht der Fall ist. Dieser Fall, — die 1. singul., — hat bereits im Perfectum eine auffallende Bildung (תִּי), die von dem Pronomen separatum der 1. Person Sing. (אֲנִי, אָנֹכִי) stark abgeht. Es ist deshalb gewiss keine besondere Kühnheit, wenn wir annehmen,

*) Das hebr. pronomen separatum אַתֵּנָה hat dann noch die Vorsilbe אַן in sich (arab. أَنْتُنَّ) (s. oben §. 12).

dass die uralte semitische Conjugation, die dem ersten Theil der Imperfectformen zu Grunde liegt, eine erste Person Sing. bildete, die dem Pronomen dieser Person noch näher stand. Nach den uns zugänglichen Formen würde also diese erste Person des Imperfects etwa geheifsen haben היי־אֲנִי־קְטֹל; und daraus wäre mit Aufgebung alles Uebrigen geworden אֶקְטֹל. Dass auch das נ von אֲנִי ausgeworfen wurde, mag seinen Grund auch darin haben, dass sonst diese Person mit der 1. plur. נִקְטֹל zusammengefallen wäre.*)

§. 23.

Wir nahmen bei unserer Erklärung an, dass die Wurzel הָיָה n dieser tempusbildenden Verbindung mit anderen Wurzeln im Verlauf der Zeit eine Verkürzung erfahren habe. Für eine solche Verkürzung des einfachsten und am häufigsten gebrauchten Verbums bieten nicht nur andere Sprachen naheliegende Analogien (vgl. z. B. die Geschichte der Wurzel *as* in den indoeuropäischen Sprachen), sondern die semitischen Sprachen selbst geben uns dafür die Belege an die Hand. So, wenn im Hebräischen selbst, unter gewissen Umständen, aus יִהְיֶה wird יְהִי, oder, was ganz zu unsrem Fall stimmt, im Syrischen der erste Radical der Wurzel des Verbum substantivum überhaupt unterdrückt wird. Wenn nun dergleichen schon ohne alle besondere Ursache bei dem selbständig gebliebenen הָיָה vorkommt, um wie viel mehr müssen wir es erwarten, wo dies Verbum zum blofsen, an eine andere Wurzel angeschobenen Hülfsverbum herabgesunken ist?

§. 24.

Untersuchen wir nun weiter, ob sich nicht irgend eine Spur jenes ehemals vorhandenen ersten Theiles von הָיָה am Imperfectum (Futurum) erhalten hat, so bietet sich uns die Behandlung des ו consecutivum vor den Imperfectformen gleichsam von selbst dar. Wir haben gesehen, welche Mühe es der bisherigen Ansicht von der Imperfectbildung durch Praeformativa kostet, die Erscheinungen zu erklären, welche das ו consecutivum beim Imperfectum begleiten. Ist dagegen יִקְטֹל aus הָיָה־קְטֹל entstanden, so erklärt sich die Form וַיִּקְטֹל ganz einfach. Wir haben in der Verdoppelung

---

*) Ob bei dem anlautenden אֶ von אֶקְטֹל vielleicht der Auslaut des arabischen أَنَا in Anschlag gebracht werden darf, lasse ich dahingestellt.

des ־ und dem vorangehenden Pathach die letzten Spuren des einst vorhandenen Verbums הָיָה übrig. וַיִּקְטֹל ist entstanden aus וְ־הָיָה־קְטֹל. Und ebenso in allen übrigen Formen des Imperfects mit ו consecutivum. Z. B. וַתִּקְטֹל aus וְ־הָיְתָה־קְטֹל. — וַנִּקְטֹל aus וְ־הָיִינוּ־קְטֹל u. s. w. Das schon in uralter Zeit dem Imperfectum vorn angefügte ו consecutivum hielt die zwischen diesem ו und der zweiten Wurzel eingeschobenen Formen von הָיָה noch einigermafsen zusammen, so dass sie sich nicht in solchem Mafs verflüchtigen konnten wie da, wo ihnen dieser einschliefsende Zaun fehlte.

Was die Verdoppelung des Anlauts mit Ausfall des ursprünglich vorausgehenden ה betrifft, so ist zu erinnern an Formen wie מַזֶּה Exod. 4, 2; מַלָּכֶם Jes. 3, 15.

Anm. Das Bedürfnis, die nach Form und Bedeutung so eigenthümliche Erscheinung des ו consecutivum beim Futurum zu erklären, hat frühere Gelehrte zu Deutungen desselben veranlasst, welche den Schein der Aehnlichkeit mit unsrer Auffassung an sich tragen, sich aber wesentlich davon unterscheiden. Einige wollten in diesem וַ gar nicht die Copulativpartikel sehen, sondern die zweite Hälfte des Wortes הָיָה, so dass also וַיִּקְטֹל entstanden sein sollte aus הָיָה יִקְטֹל. Andere liefsen וַיִּקְטֹל hervorgehen aus וְהָיָה יִקְטֹל. Beide Meinungen hat aber die neuere Forschung wieder aufgegeben. Dass unsere Auffassung sich nicht blofs von der ersteren, sondern auch von der zweiten Ansicht wesentlich unterscheidet, ist durch sich selbst klar. Denn jene beiden Ansichten stimmen mit allen übrigen Sprachforschern darin überein, dass das hebräische Futurum durch Praeformativa gebildet sei, und vor dies durch Praeformativa gebildete Futurum setzt dann die eine Ansicht הָיָה, die andere וְהָיָה. Dagegen verwerfen wir die ganze Annahme, dass das Futurum (Imperfectum) durch Praeformativa gebildet sei, lassen also auch וַיִּקְטֹל nicht aus וְהָיָה יִקְטֹל entstehen, sondern aus וְהָיָה קְטֹל. Wir sehen also in dem ו consecutivum futuri gar nichts Absonderliches, sondern die gewöhnliche Futurform יִקְטֹל, + וְ. Wie das Futurum überhaupt hervorgangen ist aus הָיָה קְטֹל, so ist וַיִּקְטֹל hervorgegangen aus וְהָיָה קְטֹל.

§. 25.

Bevor wir weiter gehen, wollen wir ein par mögliche Einwendungen beseitigen. Erstens wird vielleicht Mancher meinen,

*) Vgl. Gesenius-Rödiger, Hebr. Gramm. (19.) S. 103, Anm. 3.

unsere Ansicht widerspreche der bekannten Thatsache, dass das Hebräische nicht die Fähigkeit der indoeuropäischen Wortzusammensetzung besitzt. Aber das hebräische Imperfectum (Futurum) ist nach der von uns aufgestellten Ansicht gar kein Compositum im Sinn der indoeuropäischen Sprachen, sondern es wird vielmehr ein durchgebeugtes Verbum mit einer anderen Verbalform zusammengeschoben. „Wörter, welche dem Begriffe nach neben einander zu ordnen sind, können (im Hebräischen) enger wie in Ein Wort zusammengezogen werden. Dies ist zum Theil ein bloſses Zusammenwachsen, wie es sich bei stets verbundenen Wörtern durch die Zeit bilden kann, wie bei den Zahlwörtern von 11—19.“ *)

Zweitens könnte Jemand darauf hinweisen, dass das Arabische als einzeln vorkommendes Wort nur die Form هوى besitze, nicht aber die Form mit Jod, diese vielmehr sich nur im Hebräischen finde. Allein bei dieser ganzen Betrachtung hat man Folgendes im Auge zu behalten: Der Grundbau des arabischen Verbums stimmt in den hier in Betracht kommenden Beziehungen mit dem hebräischen. Die Entstehung dieses Grundbaus gehört also einer Zeit an, in welcher das Arabische sich noch nicht vom Hebräischen geschieden hatte, das heiſst, einer Zeit, die um zwei- bis dreitausend Jahre älter ist als die ältesten Denkmäler der arabischen Sprache. Und obwohl das Arabische in vielen Beziehungen ursprünglichere Formen bewahrt hat als das Hebräische, so würde es doch „ein groſser Verstoſs sein, wenn man das Arabische wie zur Mutter des Hebräischen machen wollte.“ **) Es lässt sich also sehr wohl denken, dass das Hebräische uns aus dem gemeinsamen Sprachschatze eine Wortform bewahrt hat, die dem Arabischen im Lauf von mehr als zwei Jahrtausenden als selbständiges Wort verloren gegangen ist, so dass sich die Spuren ihres früheren Vorhandenseins nur noch in der uralten Bildung des Imperfectums finden.

§. 26.

Seiner Entstehung gemäſs nennen wir das zweite Tempus des Hebräischen, das man bisher Imperfectum oder Futurum nannte,

---

*) Ewald, Ausführl. Lehrb. (6.) S. 576. Gegen eine Fähigkeit des Hebräischen, im Sinn der indoeuropäischen Sprachen zusammenzusetzen, spricht sich bekanntlich Ewald auf das entschiedenste aus. Vgl. Ausführl. Lehrb. (6.) §. 5, b; §. 107; §. 270.

**) Ewald in den Gött. Gel. Anz. 1861, S. 1803.

Tempus compositum; dagegen nennen wir das erste Tempus, das bisher den Namen Perfectum oder Praeteritum führte, Tempus simplex.*)

§. 27.

Wir haben im Bisherigen die Form des Tempus compositum (Imperfectum, Futurum) erörtert. Gehen wir nun zu seiner Bedeutung über, so wird die erste Frage sein, ob die semitischen Sprachen ihren Infinitiv überhaupt so verwenden, dass eine Verbindung desselben mit dem Verbum הָיָה wahrscheinlich ist. Selbst wenn die semitischen Sprachen in dem Zustand, in welchem sie uns vorliegen, nichts Derartiges böten, könnten wir uns darauf berufen, dass wir es hier mit einem viel älteren Zustand der semitischen Sprachen zu thun haben, als der in ihren erhaltenen Aufzeichnungen gegebene, und dass mithin diese einfachste Anreihung des Infinitivs sich nicht nothwendig bis in diese spätere Zeit erhalten zu haben brauche. Aber wir befinden uns in einer viel günstigeren Lage. Eine solche Anreihung des Infinitivs an ein Verbum finitum ist nämlich in der Sprache des Alten Testaments ganz gewöhnlich. 1. Sam. 6, 12: הָלְכוּ הָלֹךְ וְגָעוֹ (sie giengen gehen und brüllen; hier so viel als: gehend und brüllend). Ja bei dem Verbum הָיָה selbst lässt sich diese Anknüpfung des Infinitivs noch belegen. Genes. 8, 5: וְהַמַּיִם הָיוּ הָלוֹךְ וְחָסוֹר (und die Wasser waren gehen und abnehmen).**)

Was das Verhältnis der längeren Infinitivform zur kürzeren betrifft, so genügt es, auf Ewald (6.) §. 240, b zu erweisen, wo es vom Infinitiv absolutus heifst: „Seine Bildung setzt eigentlich den Infinitivus constructus als die nächste Infinitivart voraus und geht von ihm aus.“

§. 28.

Wir haben im vorangehenden Paragraphen die Construction des Verbi finiti mit dem Infinitiv des Hebräischen besprochen, um die syntaktische Möglichkeit unserer Ableitung des semiti-

*) Kürzer könnte man die beiden Tempora schlechtweg als Simplex und Compositum bezeichnen. Z. B. קִטֵּל ist das Simplex Piel; יְקַטֵּל ist das Compositum Piel, u. s. w.; wie man bisher sagte: Das Perfectum (Praeteritum) Piel, und das Imperfectum (Futurum) Piel u. s. w. Man gewönne dadurch eine Bezeichnung, die sich streng an den Thatbestand anschlösse, ohne in irgend einer Weise der Syntax vorzugreifen.

**) Vgl. Ewald, Ausf. Lehrb. (6.) §. 280. — Gesenius-Rödiger (19.) §. 131.

schen Tempus compositum (Imperfectum, Futurum) zu erweisen. Fragen wir nun weiter nach der Bedeutung und dem Gebrauch des **Tempus compositum** (Imperfectum, Futurum), so finden wir unsre Annahme von dessen Entstehung auf das schönste bestätigt. Man darf natürlich nicht erwarten, dass alle Erscheinungen des späteren Sprachgebrauchs gleich im etymologischen Ursprung der Wortform vorliegen. Aber dem Wesen nach bietet unsre Ableitung des Tempus compositum (Imperfectums, Futurums) die Grundlage für den gesammten so verwickelten Gebrauch dieses Tempus. Es kann natürlich nicht unsre Absicht sein, hier diesen umfassenden Abschnitt der hebräischen Syntax eingehend zu erörtern, sondern unsre Aufgabe ist nur, zu zeigen, dass unsre Ableitung des Tempus compositum mit den Bestimmungen in Einklang steht, die man aus dem Gebrauch dieses Tempus gewonnen hat. Die Verbindung הָיָה כְּתֹב (woraus יִכְתֹּב) kann einerseits heifsen: „Er war schreiben", in dem §. 27 erörterten Sinn. Andrerseits kann הָיָה כְּתֹב den Begriff des Zukünftigen ausdrücken, ähnlich wie späterhin הָיָה mit einem durch die Präposition לְ verbundenen Infinitiv das Imbegriffsein ausdrückt. וַיְהִי הַשֶּׁמֶשׁ לָבוֹא (paratus fuit sol ad occidendum, h. e. in eo fuit ut occideret) Gen. 15, 12.

Wir werden nachher eine schlagende Parallele für diese doppelte Möglichkeit kennen lernen, die in der Verbindung des Verbum *sein* mit einem anderen Verbalbegriff liegt. Hier will ich vorläufig nur an den Gebrauch von *werden* im Deutschen erinnern. Uns dient dies Hülfszeitwort jetzt verbunden mit dem Infinitiv zur Bildung des Futurums: *Ich werde suchen; ich werde weinen.* Die ältere Sprache kannte aber auch die Verbindung von *werden* mit dem Infinitiv zur Bezeichnung der Vergangenheit: *suochen wart; wart weinen.* (Grimms Gramm. 4, 7.)

Von den angegebenen Grundlagen aus lassen sich die verschiedenen Bedeutungen des hebräischen Tempus compositum (Imperfectums, Futurums) auf das schönste entwickeln. Wir müssen davon ausgehen, dass der erste Theil des Tempus compositum das Tempus simplex (Perfectum, Praeteritum) von הָיָה ist. Dies Tempus simplex (Perfectum, Praeteritum) kann natürlich von Hause aus auch in seiner Verbindung mit einem Infinitiv alle die verschiedenen Bedeutungen haben, die es an sich hat, und wir haben nur zu untersuchen, welche Modificationen diese Bedeutungen durch die Verbindung mit dem Infinitiv erhalten. Wir bekommen

dann nach der oben gegebenen Grundeintheilung zwei Massen des Gebrauchs.

I. Das Tempus compositum kann ganz ebensowohl etwas Vergangenes bezeichnen wie das Tempus simplex. In der Regel wird das Tempus compositum in solchen Fällen ein Dauerndes oder sich Wiederholendes bezeichnen, insofern das ausführlichere: „Er war schreiben", die Handlung mehr in ihrer Dauer darstellt, als das einfache: „Er schrieb". So heisst es 1. Sam. 1, 7 von Elkanah: כֵּן יַעֲשֶׂה שָׁנָה בְשָׁנָה (so war er thun Jahr an Jahr). Aber nothwendig ist der Begriff des Dauernden oder sich Wiederholenden mit dem Gebrauch des Tempus compositum für die Vergangenheit durchaus nicht verbunden, so wenig mit dem: „Er that", das in den germanischen schwachen Praeteritis steckt (gothisch *nasi-da; nasi-dêdum* u. s. f.), überall der Begriff des Dauernden oder sich Wiederholenden verbunden ist. So wird der Gesang Moses 2. Mos. 15, 1 mit den Worten eingeleitet: etc. אָז יָשִׁיר־מֹשֶׁה וּבְנֵי יִשְׂרָאֵל (da war singen [that singen] Mose u. s. w.).

Daran schliefst sich an der Gebrauch des Tempus compositum mit ו consecutivum. Dieser Gebrauch hat nach unserem Ausgangspunkt nicht das mindeste Auffallende. Wir brauchen das Tempus compositum nur in seiner Grundbedeutung zu fassen: „Er war (that) sprechen", u. s. f., und Alles ist ganz einfach.

II. Das Tempus compositum יִכְתֹּב, aus הָיָה כְתֹב, drückt ein Zukünftiges aus: „Er ist (wird) schreiben". Die Schwierigkeit besteht hier nicht in der futurischen Verbindung mit dem Infinitiv, sondern in der richtigen Auffassung des Tempus simplex. Das Hebräische hat kein Praesens, sondern die Grundbedeutung seines Tempus simplex ist die der Vergangenheit. Nun lässt sich aber das Vergangensein in doppelter Weise fassen. Erstens an sich, so dass das Ausgesagte bereits vergangen war, bevor der Sprechende anfieng zu reden. In diesem Sinn drückt das Tempus simplex (קָטַל) im Hebräischen dasselbe aus, was die Tempora der Vergangenheit in den indoeuropäischen Sprachen. Zweitens aber kann die durch das hebräische Tempus simplex ausgedrückte Vergangenheit so aufgefasst werden, dass das Ausgesagte nur im Verhältnis zu seinem Ausgesprochenwerden bereits vergangen ist. Streng genommen ist ja Alles, was ich aussage, indem ich es aussage, bereits vergangen. Indem ich sage: „Der Wagen fällt um", ist das Umfallen oder doch der Theil desselben, den ich wahrge-

nommen habe, bereits geschehen. In Bezug auf den Sprechenden gehört hier das Ausgesagte bereits der Vergangenheit an, dagegen an sich betrachtet lässt es sich im Sinn der indoeuropäischen Sprachen als Praesens auffassen. So Psalm 1, 1: „Heil dem Manne, der nicht wandelt (הָלַךְ), — der nicht betritt (עָמַד), — der nicht sitzt (יָשַׁב)“. Eigentlich streng genommen: „Der (bis ich dies aussage) nicht gewandelt ist, — nicht betreten hat, — nicht gesessen hat“.

In diesem praesensartigen Sinn müssen wir das Tempus simplex הָיָה auffassen, wenn es mit dem Infinitiv eines anderen Zeitworts zum Tempus compositum in futurischer Bedeutung zusammenwächst. Also יִכְתֹּב = הָיָה כְּתֹב, er ist (wird) schreiben.

Nach diesen Erörterungen wird es auch nichts Auffallendes für uns haben, wenn, wie so häufig, das futurische Tempus compositum mit dem Tempus simplex wechselt. Genes. 24, 40: Jehovah יִשְׁלַח מַלְאָכוֹ אִתָּךְ וְהִצְלִיחַ דַּרְכֶּךָ. Erinnern wir uns, dass יִשְׁלַח entspringt aus הָיָה שְׁלֹחַ, so sehen wir das darauf folgende הִצְלִיחַ in vollkommener Uebereinstimmung damit. „Jehovah ist (wird) senden seinen Engel mit dir und er macht glücklich deinen Weg“.

Dass auch ohne ein vorausgehendes Tempus compositum das Tempus simplex auf die Zukunft gehen kann, liegt in seinem oben entwickelten Uebergang in die Praesensbedeutung. Dies praesentische Tempus simplex gebraucht dann das Hebräische ganz so, wie andere Sprachen z. B. das Gothische, das Hochdeutsche u. s. f. ihr Preasens in der Bedeutung des Futurums gebrauchen.

Ich glaube nun zur Genüge bewiesen zu haben, dass unsere Ableitung des Tempus compositum (Imperfectum, Futurum) in schönem Einklang mit dessen Gebrauch steht. Weiter aber hatten wir hier Nichts zu erweisen. Für das syntaktische Verständnis hebräischer Texte liegt dann natürlich eine Hauptschwierigkeit darin, dass das Hebräische für alle jene mannigfaltigen Beziehungen nur so wenige lautlich unterschiedene Formen hat. Es kommt also Alles auf die feinste Zergliederung der Satzbildung an, und hier liegt eins der unvergänglichsten Verdienste von Ewalds Grammatik.

III. Die indoeuropäische Tempusbildung.

§. 29.

Eine der schönsten Entdeckungen Franz Bopps ist die Zerlegung des sanskritischen, griechischen und lateinischen Futurums in ihre ursprünglichen Bestandtheile.

Danach steckt in dem sogenannten Auxiliarfuturum des Sanskrit (*dâ-syâmi*, ich werde geben) und im Futurum des Griechischen (*δώ-σω*) das Verbum *as* (lat. *esse*, griech. *εἰμί* aus *ἐσ-μί*); in dem Futurum des Lateinischen (*ama-bo, doce-bo*) die Wurzel *b'û* (lat. in *fu-i*, griech. *φύω*). Mit denselben Verbis bilden diese Sprachen ein Tempus der Vergangenheit: Das Sanskrit ein Augmentpraeteritum (*a-taut-sam*, ich stiefs, von *tud*); das Griechische den Aoristus primus *ἔτυψα* (*e-typ-sa*); *ἔδειξα* (*e-deik-sa*). Das Lateinische bildet, seinem Futurum (*ama-bo*) entsprechend, sein Imperfectum nicht mit der Wurzel *as*, sondern mit der Wurzel *b'u*: *ama-bam, doce-bam.*

Dieser von Bopp zuerst im Jahr 1816*) ausgesprochene und dann sowohl in seinen Sanskritgrammatiken als in der Vergleichenden Grammatik weiter entwickelte Gedanke ist jetzt Gemeingut der indoeuropäischen Sprachforscher. An seiner Richtigkeit zweifelt kein Sachverständiger; nur über die verschiedenen Möglichkeiten der Durchführung herrscht noch einiger Zwiespalt. Bopp nimmt an, das Auxiliar-Futurum des Sanskrit (*dâ-syâmi*) sei zusammengesetzt aus dem Verbalstamm und einem „aus dem isolirten Gebrauch entschwundenen Futurum der Wurzel *as* (sein)"**), welches *syâmi, syasi* u. s. w. gelautet habe. Diese Futurform bringt Bopp in nächsten Zusammenhang mit dem Potentialis von *as*: *syâm, syâs* u. s. w.***) Schleicher nimmt statt dessen an, das Futurum sei gebildet durch „eine Praesensform der Wurzel *as* mit *ja* (V. Form†); also *as-jâ-mi, as-ja-si* u. s. f.), welche, wie so manche Praesensstämme im Indogermanischen, Futurbeziehung hat".††) Beide

---

*) Franz Bopp über das Conjugationssystem der Sanskritsprache, Frankfurt a. M. 1816, S 29 fg.; S. 96.

**) Bopp, Vergleichende Gramm. II, 2. Ausg., Berlin 1859, S. 540.

***) Ebend. II, S. 541. Vgl. Bopp, Krit. Gramm. der Sanskrita-Sprache, Berlin 1834, S. 196 fg.

†) Die vierte Classe der indischen Grammatik, Bopp, Krit. Gramm. §. 271.

††) Schleicher, Compendium der vergleichenden Grammatik der indogerm. Sprachen, Weimar 1861, S 616.

Gelehrte stimmen also darin überein, dass sie schon in der hinzugefügten Form der Wurzel *as* eine Bezeichnung des Futurums finden, und beide suchen deshalb auch in dem zweiten Bestandtheil der griechischen und lateinischen Futura eine schon vor der Zusammensetzung futurische Form. Was für diese Ansicht beigebracht wird, scheint mir aber nur dies zu beweisen: 1) Die Form von *as*, mit welcher das Auxiliar-Futurum des Sanskrit gebildet wird, steht in Beziehung zum Potentialis von *as*. 2) Es gibt Spuren, dass auch das Griechische eine solche Form zur Bildung des Futurums verwendet hat; so die von Bopp (II, S. 544) angeführten dorischen Futura *πραξίομεν, χαριξιόμεθα* u. s. w., und manches Andere.

Dagegen scheint es mir ein ebenso gewaltsames, als überflüssiges Unternehmen, alle griechischen Futura aus Verkürzungen der in solcher Weise vorausgesetzten Formen ableiten zu wollen. Die gewöhnlichen griechischen Futura sind vielmehr aus der Zusammensetzung des Verbalstamms mit dem Indicativ Praesentis von *as* (*ἐς*) entstanden. Die Form von *as* (*ἐς*), welche im Griechischen die Bedeutung des Futurums erhalten hat, *ἔσομαι* oder activ (wenn sie sich erhalten hätte) *ἔσω* ist nichts als eine Nebenform des Präsens *εἰμί* (dorisch *ἐμ-μί*, assimiliert aus *ἐσ-μί*). *ἔσω* verhält sich zu *ἐσμί* wie *δεικνύω* zu *δείκνυμι*. Mit diesem *ἔσω* nun sind die gewöhnlichen griechischen Futura gebildet *τυπ-εσω*, daraus *τύψω*; *στα-εσω*, daraus *στήσω*, u. s. w.

Als begriffliche Parallele führe ich an, dass die romanischen Sprachen ihr Futurum aus dem Indicativ Praesentis von *habeo* gebildet haben. Französisch *il aimera*, d. i. *il aimer a* aus *ille amare habet*. Im Spanischen bisweilen noch getrennt *cantar-te-hé* (*cantare te habeo = te cantabo*).

Man wird vielleicht gegen die Ableitung des griechischen Futurums aus einem indicativischen *ἔσω* einwenden, dass das Griechische ein *σ* zwischen Vocalen ausstofse.*) Wäre hier die Rede von einer dem Griechischen unbekannten Ekphonese, so würde gegen diese Einwendung nicht aufzukommen sein. So aber ist es durchaus nicht; das Griechische besitzt vielmehr *σ* zwischen Vocalen in Wörtern wie *μοῦσα* u. s. f. nicht selten. Es kann also nur die Rede sein von der etymologischen Behandlung ursprünglicher *σ*

*) Auf die Möglichkeit dieses Einwandes hat mich mein verehrter College Prof. Dr. Spiegel aufmerksam gemacht.

zwischen Vocalen im Griechischen. Hier aber bietet der Aoristus primus, auf dessen Entstehung wir zunächst übergehen werden, ein schlagendes Beispiel, dass das Griechische bisweilen auch zwischen Vocalen das ursprüngliche *σ* bewahrt. Denn wenn man beim Futurum die Erhaltung des *σ* aus einem überall anzunehmenden *sj* erklären wollte, so fällt dieser Grund beim Aoristus I. weg. Denn hier lassen auch die, welche alle griechischen Futura auf *sj*-Formen zurückführen wollen, in *ἐποίησα, ἐτίμησα* u. s. w. ein *σ* zwischen Vocalen gelten, das durch kein darauf folgendes *j* geschützt war.

§. 30.

Die ersten vier Arten des Vielförmigen Augmentpraeteritums bildet das Sanskrit durch eine Zusammensetzung des Verbalstamms mit dem Augmentpraeteritum von *as*. Das *â* des Praeteritums von *as*: *âsam,* geht bei dieser Zusammensetzung verloren und vor die ganze Neubildung tritt das Augment *a*. Aus *a*+*tud*+*âsam* wird *atautsam.* So würde nach Bopp der Vorgang bei Bildung dieser Augmentpraeterita aufzufassen sein.*)

Diesen Arten des Vielförmigen Augmentpräteritums entspricht im Griechischen der Aoristus primus: *ἔτυψα, ἔδειξα* u. s. w. Auch das Griechische unterscheidet diesen Aorist von dem ähnlich gebildeten Futurum durch Vorsetzung des Augments (*ε*).

§. 31.

Ueber die Entstehung des Augments gibt uns die Geschichte der griechischen Sprache einen deutlichen Fingerzeig. Wenn wir hier von der Entstehung des Augments reden, so meinen wir damit nicht den etymologischen Ursprung der Partikel, welche dann später als Augment verwendet worden ist. Auch davon sprechen wir nicht, seit wie langer Zeit diese Partikel als selbständiges Wörtchen besonders gern dem Verbum vorangeschickt worden sein mag. Sondern wenn wir hier das Aufkommen des griechischen Augments untersuchen, so meinen wir damit, seit wann dieser Zusatz ein nothwendiger Bestandtheil gewisser Verbalformen geworden ist. Bekanntlich bildet die homerische Sprache die Tempora, die späterhin das Augment haben müssen, bald mit, bald ohne Augment.

*) Bopp, Vergl. Gramm. II, 423 fg. Auf die verschiedenen Formen, mit und ohne Wriddhi u. s. f., gehe ich hier nicht ein.

Man hat dies wohl bisweilen so gefasst, als habe Homer sich die Freiheit genommen, das Augment abzuwerfen. Danach bekämen wir für die Geschichte der griechischen Sprache folgenden Gang: Zuerst eine Periode, welche das Augment regelrecht durchführte. Dann eine Periode (die homerische), welche das Augment nach Belieben wegliefs. Endlich drittens wieder eine Periode (die attische), welche das Augment an den bestimmten Stellen setzen musste. Ich glaube, es wird einfacher sein, wenn wir uns die Sache so denken: Erst eine Periode, in welcher die Partikel, aus der späterhin das Augment erwuchs, noch ein selbständiges Wort war, das man also anwenden konnte oder auch nicht. In dieser Periode sind demnach die Verbalformen ganz ohne Augment. Darauf eine Periode, in welcher zwar jenes früherhin selbständige Wörtchen mit dem Verbum zusammenwächst; aber da die Verbalformen früherhin ohne diese vorgesetzte Partikel waren, so ist noch keine Nöthigung vorhanden, sie immer zu setzen, sondern man kann sich nach Belieben der älteren augmentlosen Formen oder der mit der Augmentpartikel verwachsenen bedienen. So finden wir es beim Homer. Endlich drittens eine Periode, in welcher die Verbindung mit dem Augment für die Indicative gewisser Tempora zur Nothwendigkeit wird, während die anderen Modi (Conjunctiv, Optativ u. s. w. der Aoriste) noch die Erinnerung an den früheren augmentlosen Zustand erhalten.

Diese naturgemäfse Ansicht über die allmähliche Ausbildung des griechischen Augments wird durch die Geschichte anderer indoeuropäischer Sprachen unterstützt. Auch im Sanskrit behandelt die älteste Zeit das Augment (*a*) viel freier als die spätere. In den Vedas steht das Augment bisweilen, wo es die spätere Zeit nicht hat; sehr oft aber bleibt es weg, wo es das spätere Sanskrit setzen muss. (S. Theodor Benfey, Vollständige Grammatik der Sanskritsprache, Leipzig 1852, S. 362, Anm. 2.) Dem Lateinischen fehlt das Augment ganz. Es ist aber, zumal nach allem bisher Entwickelten, viel natürlicher, anzunehmen, dass die indoeuropäischen Völker vor ihrer Trennung das Augment als nothwendigen Bestandtheil der Tempusbildung noch nicht hatten, als dass es eine so alte Sprache wie das Latein bis auf die letzte Spur sollte verloren haben.*)

---

*) Bopp hatte früherhin in dem *ē* von *leg-ē-bam* einen Rest des Augments

§. 32.

Im Voranstehenden haben wir gezeigt, dass das Augment kein ursprünglicher Bestandtheil der Aoriste ist. Sehen wir nun weiter zu, aus welchen früherhin selbständigen Wörtern der Aoristus primus und die vier ersten Formen des sanskritischen Vielförmigen Augmentpraeteritums zusammengewachsen sind. Ihre Bestandtheile sind

1. die jedesmalige Wurzel;
2. die Wurzel *as* (sein);
3. die Personalpronomina.

Einer näheren Darlegung bedarf diese Aufstellung hier nicht, da ihre sämmtlichen Data in Bopps Schriften erwiesen sind. Denn wir sprechen nicht von der chronologischen Reihenfolge, in welcher sich jene Grundbestandtheile des Aoristus primus zusammengefunden haben mögen, sondern nur von diesen Grundbestandtheilen selbst, und über diese waltet seit Bopps scharfsinnigen Untersuchungen kein Zweifel mehr.

§. 33.

Aus welchen Bestandtheilen ist das ursprünglichste indoeuropäische Futurum zusammengesetzt, wie es sich in dem gewöhnlichen Futurum des Griechischen erhalten hat? Seine Bestandtheile sind

1. die jedesmalige Wurzel;
2. die Wurzel *as*;
3. die Personalpronomina.

Folglich sind die Bestandtheile des ältesten indoeuropäischen Futurums genau dieselben wie die des Aoristus primus. Mit anderen Worten: Das indoeuropäische Futurum und der Aoristus primus sind ursprünglich eine und dieselbe Form und erst durch spätere Dissimilation geschieden. Diese Dissimilation wurde sowohl im Sanskrit als im Griechischen dadurch bewirkt, dass die Personalpronomina im Aorist eine gröſsere Abstumpfung erfuhren als im Futurum; im Sanskrit und in einem Theil der griechischen Futura aber auſserdem auch noch durch die Einschiebung der desiderativen Wurzel *i* in die Futurform.

---

finden wollen. Er ist aber später an der Richtigkeit dieser Auffassung selbst zweifelhaft geworden. Bopp, Vergl. Gramm. (2.) II, 403. — S. auch die Widerlegung jener Annahme bei G. Curtius, Die Bildung der Tempora und Modi im Griech. und Lat., Berlin 1846, S. 291 fg.

§. 34.

In ähnlicher Weise wie das griechische Futurum und der griechische Aoristus primus führt sich das lateinische Futurum und das lateinische Imperfectum auf dieselben Grundbestandtheile zurück, nämlich

1. die jedesmalige Wurzel;
2. die Wurzel *b'û;*
3. die Personalpronomina.

Auch hier lassen wir die chronologische Reihenfolge des festeren Verwachsens der einzelnen Bestandtheile offen. Ebenso lassen wir unentschieden, ob in dem lateinischen Futurum das desiderative Einschiebsel anzunehmen ist oder nicht, oder ob vielleicht im lateinischen Futurum die beiden Arten der Futurbildung, die wir im Griechischen nachgewiesen haben, zusammengeflossen sind.

§. 35.

Fragen wir nach der Grundform der Wurzeln, von welcher wir bei der bisher besprochenen Tempusbildung auszugehen haben, so ist zuvörderst so viel klar, dafs diese Grundform nicht im Praesens zu suchen ist. Dies spricht die Sanskritgrammatik schon dadurch aus, dass sie die zusammengesetzten Tempora: das Futurum und den Aoristus primus nicht unter die Specialtempora (Praesens und Imperfect), sondern unter die Allgemeinen Tempora rechnet. Also nicht der Praesensstamm, sondern der Stamm der Generaltempora ist das zu Grunde Liegende. Fragt man aber weiter, welches unter den Allgemeinen Temporibus die ursprünglichste Form bewahrt hat, so kann darüber kein Zweifel sein. Es ist der nichtzusammengesetzte Aorist, der Aoristus secundus der griechischen Grammatik. Diesem Aorist entsprechen im Sanskrit die Formen 5—7 des Vielförmigen Augmentpraeteritums bei Bopp.*) Unter diesen Formen ist es die fünfte und nächstdem die sechste, welche den reinsten Verbalstamm bieten. Dass *λαβ-εῖν* den Verbalstamm reiner bietet als *λαμβάν-ειν, τεκ-εῖν* reiner als *τίκτ-ειν, θαν-εῖν* reiner als *θνήσκ-ειν* u. s. w. kann keinem Zweifel unterliegen. Die gewöhnlichste Bedeutung des Aorist im Indicativ, im Participium und meist auch im Infinitiv**) ist die der Vergangenheit. Dass es

*) Bei Benfey, Vollst. Gramm. der Sanskritsprache §. 839 fg., die drei ersten (einfachen) Formen des Aorist.

**) Was den Infinitivus Aoristi anbelangt, vgl. Krüger, Griech. Sprachl.

aber mit den griechischen Aoristen eine eigne Bewandtnis hat, zeigt sich in den übrigen Modis derselben. Diese bezeichnen kein Tempus, sondern sie unterscheiden sich von den entsprechenden Modis des Praesens nur dadurch, dass man durch die Modos des Praesens hauptsächlich eine dauernde, durch die des Aorist eine momentane Handlung bezeichnet. Vgl. Hermann. ad Viger. 165, b. — Krüger, Griech. Sprachl. (3.) §. 53, 6, Anm. 4. Eine andere Eigenthümlichkeit bezeugt uns gleichfalls, dass die griechischen Aoriste ursprünglich einen viel weiteren Umfang der Bedeutung gehabt haben als die eines blofsen tempus historicum. Der Indicativ des Aorist wird nämlich auch angewendet, um einen allgemeinen Erfahrungssatz auszudrücken: *Ῥώμη μετὰ μὲν φρονήσεως ὠφέλησεν, ἄνευ δὲ ταύτης πλείω τοὺς ἔχοντας ἔβλαψε, καὶ τὰ μὲν σώματα τῶν ἀσκούντων ἐκόσμησε, ταῖς δὲ τῆς ψυχῆς ἐπιμελείαις ἐπεσκότησεν.* Isocr. *πρὸς Δημ.* §. 6.*)

§. 39.

So erkennen wir also im Griechischen und ganz ähnlich im Sanskrit den Aoristus simplex (aoristus secundus) als das ursprünglichste Tempus. Durch Zusammensetzung seiner Stammform mit dem Verbum *ἐς* (*as*) bildet sich ein Tempus compositum, das sich in das Futurum und den Aoristus compositus (aoristus primus) spaltet.**)

Durch Reduplication des Anlauts des reinen Stammes entsteht das Perfectum. Durch eine Verstärkung oder Erweiterung der reinen Wurzel, wie sie im Aoristus simplex vorliegt, bilden sich die Specialtempora: das Praesens und das Imperfect.

(3.) §. 53, 6, A. 9: „Der Infinitiv des Aorists bezieht sich am gewöhnlichsten in der Bedeutung des Indicativs auf die Vergangenheit: *ποιῆσαι*, gethan haben. Doch kann auch er zeit- und dauerlos überhaupt das Eintreten einer Handlung, s e l b s t e i n e r k ü n f t i g e n, bezeichnen."

*) Vgl. Buttmann, Griech. Gramm. (12.) §. 137, Anm. 5. — Matthiä (3.) §. 502, 3. — Krüger (3.) §. 53, 10, Anm. 2. — Bäumlein (2.) §. 523.

) In dem *ἐς* von *ἔσω haben wir den reinen Verbalstamm vor uns. Gehen wir also auf die älteste Zeit zurück, in welcher die Personalendungen noch gleich und ein Augment noch nicht vorhanden war, so fallen dies *ἔσω* und das *ἔσα**, das den Schluss des Aorist. I bildet, in einen einzigen Aorist. II zusammen. Denn von einem besonderen Praesensstamm findet sich in *ἔς* Nichts.

Zusammenfassung.

§. 40.

Aus der Zergliederung der semitischen Sprachen hatten wir vorläufig das Ergebnis gewonnen, dass bei der Sprache, aus welcher sowohl die semitischen, als die indoeuropäischen Sprachen hervorgegangen sind, noch keine Rede sein könne von entwickelten Flexionen im indoeuropäischen Sinn. Vielmehr müssen in dieser Sprache die Wörter, aus denen die späteren Flexionen erwachsen sind, noch ihre selbständige und allgemein verstandene Bedeutung gehabt haben. Es kann sich also nur darum handeln, in welcher Weise diese Wörter verwendet worden sind, um den praedicativen Wurzeln verbale Bedeutung zu geben. Aus dieser Verwendung können dann allmählich die verschiedenartigsten Zusammenfügungen hervorgehen, die im weiteren Verlauf den Charakter von abgetrennt nicht mehr verstandenen Flexionen annehmen. Die verschiedenen derartigen Processe können in der einen Beziehung schon weiter vorgeschritten sein als in der anderen. Aber jedenfalls haben wir uns in Betreff der angebahnten Flexionsbildung in jener den Semiten und Indoeuropäern gemeinsamen Ursprache noch Alles in lebendigem Werden zu denken.

Hieraus ergab sich, worauf wir bei Vergleichung der semitischen und der indoeuropäischen Verbalflexion unser Augenmerk zu richten haben, nämlich

1. auf die Wörter, aus deren Verbindung mit den praedicativen Wurzeln die Flexionen entstanden sind, und

2. auf die Art, wie diese Wörter verwendet worden sind.

Was den ersten Punkt betrifft, so haben wir uns (§§. 10—14) von der Urverwandtschaft der semitischen und indoeuropäischen Personalpronomina überzeugt.

Die Verwendung dieser, beiden Familien gemeinsamen Pronomina zur Herstellung verbaler Beziehungen ist in den semitischen und indoeuropäischen Sprachen wesentlich dieselbe. Sie werden der prädicativen Wurzel hinten angefügt zur Bezeichnung der Personen und der Numeri. Dass die semitischen Sprachen bei der II. und III. Person das männliche und weibliche Geschlecht unterscheiden, die indoeuropäischen nicht, begründet keinen wesentlichen Unterschied, sondern es beweist nur, wie viel näher

noch die klaren und verstandenen Flexionen der semitischen Sprachen der gemeinsamen Ursprache stehen, als die verdunkelten indoeuropäischen. Wie mit dem Verständnis der angefügten Pronomina auch die Beziehung auf das Geschlecht allmählich schwindet, dafür liefern die semitischen Sprachen selbst schlagende Beweise. So unterscheidet das Arabische nicht blofs im Tempus compositum, sondern auch im Tempus simplex das Geschlecht der III. Person Pluralis. Das Hebräische hat diesen Unterschied im Tempus compositum (Imperfectum, Futurum) festgehalten; im Tempus simplex (Perfectum, Praeteritum) hat es ihn aufgegeben und setzt das Masculinum für beide Geschlechter.

In Betreff der Tempusbildung nahm die bisherige Auffassung einen diametralen Gegensatz zwischen den semitischen und den indoeuropäischen Sprachen an. Die semitischen Sprachen sollten ihren Tempusunterschied dadurch bezeichnen, dass sie bei dem einen Tempus die Personalpronomina hinten, bei dem anderen vorn an die Wurzel anfügten. Nicht um die semitischen Sprachen den indoeuropäischen näher zu rücken, sondern um gewisse noch nicht befriedigend gelöste Schwierigkeiten auf semitischem Boden selbst zu beseitigen, haben wir diese ganze Theorie von einer Tempusbildung durch Praeformativa verworfen, indem wir nachwiesen, dass das semitische Imperfectum (Futurum) vielmehr aus einem Zusammenwachsen des durchgebeugten Perfectums des Verbums הָיָה mit dem Infinitiv der praedicativen Wurzel entstanden ist.

Diese rein auf semitischem Boden durchgeführte Erklärung des Imperfectums (Futurums) ergab uns dann einen sehr schönen Vergleichungspunkt mit den indoeuropäischen Sprachen. Wir erkannten in diesen Sprachen den einfachen Aorist (den griechischen Aoristus II.) als das ursprünglichste Tempus. Aus dem Thema dieses Aoristes zusammengefügt mit der Wurzel *as* (ἐς) und den Personalpronominibus entstand ein Tempus, das sich in das Futurum und den Aoristus primus spaltete. Dies Tempus hatte nach seiner Entstehung und seiner Bedeutung die gröfste Aehnlichkeit mit dem semitischen Tempus compositum. Was die Bedeutung betrifft, so ist schon in seiner nachherigen Spaltung in Futurum und Aoristus primus derselbe Umfang gegeben, welchen das hebräische Tempus compositum hat. Die Entstehung dieses indoeuropäischen Tempus compositum aber ist fast ganz dieselbe

wie die des semitischen Tempus compositum (Imperfectum, Futurum). In beiden Fällen wird die prädicative Wurzel mit dem durchgebeugten Verbum „sein“ zusammengefügt. Dass die Sprache in jener Urzeit noch die Freiheit hatte, verschiedene Verba von ähnlicher Bedeutung zur Erreichung desselben Zweckes zu verwenden, ergiebt sich auch schon auf rein indoeuropäischem Boden. Das Sanskrit und das Griechische verwenden die Wurzel *as* (ἐς), das Lateinische die Wurzel *b'û*. In derselben Weise verwenden die semitischen Sprachen das Verbum הָיָה. — Das Verbum „sein“ kann der anderen Wurzel entweder vorangeschickt oder nachgestellt werden. Das Erstere ist die einfachere Weise, und an dieser halten die Semiten fest, während die Indoeuropäer das Verbum „sein“ der anderen Wurzel nachfolgen lassen.

Dieser Unterschied stimmt mit einer allgemeineren Eigenthümlichkeit, welche die semitischen Sprachen gegenüber den indoeuropäischen zeigen. In der Wortfolge hält das Semitische noch an der einfachsten Weise fest. Es lässt das Allgemeine vorausgehen und das Besondere darauf folgen. Auch bei den Beziehungen des Nomens schickt das Semitische das Begrenzte voraus und lässt das Begrenzende nachfolgen, während die indoeuropäischen Sprachen ihre grofsartige Fähigkeit der Wortzusammensetzung in der umgekehrten Richtung entfalten. Ebenso lässt nun auch hier das Semitische das allgemeine „sein“ vorausgehen und fügt ihm die besondere Bestimmung dieses Seins an: הָיָה קְטֹל. Der Indoeuropäer schickt das Besondere voraus und lässt das Allgemeine folgen: *τύπ-σει*. Diese verschiedene Stellung ist charakteristisch für die beiden grofsen Sprachfamilien nach ihrer Scheidung. Wollte man aber jene verschiedene Stellung für etwas so Fundamentales erklären, dass der Uebergang von der einen zur anderen unmöglich sei, so würde sich dies leicht widerlegen lassen. Der Wechsel zwischen beiden Stellungen findet sich ja nicht selten in einer und derselben Sprache. Der Römer sagte *amatus sum* und *sum amatus*. — Eine und dieselbe Sprache setzt in der einen Periode ihrer Entwicklung das Hülfsverbum nach, in der anderen vor. Im heutigen Englischen sagt man: *he did live;* zugleich aber bewahrt man aus einer älteren Periode der Sprachbildung die Form *he lived*, welche im Angelsächsischen heifst *leofode,* im Gothischen *libai-da* (1. plur. *libai-dêdum*) und dasselbe Verbum *„thun“* (facere) hinter die praedicative Wurzel setzt, die

das heutige Englisch dem Infinitiv voranschickt. — Das Futurum der romanischen Sprachen ist, wie schon bemerkt, hervorgegangen aus dem Infinitiv und dem ihm folgenden Indicativ Praesentis von *habere*. Eine romanische Mundart aber, das Sardische, setzt das Hülfsverbum *habere* nicht hinter den Infinitiv, sondern davor. Das Futurum von *cantai* (singen) lautet nicht *cantarhapu*, sondern *hapu cantai*.*) Mögen wir uns also in der Ursprache, aus welcher einerseits die semitischen, andrerseits die indoeuropäischen Sprachen hervorgegangen sind, entweder beide Stellungen gebräuchlich denken, oder mögen wir annehmen, dass in jener Urzeit nur die einfachere semitische Stellung (הָיָה קְטֹל) vorhanden war, die indoeuropäische (*τύπ-σει*) aber erst später aufgekommen ist: Beides wird nach den Analogien, die wir aus der historisch klaren Geschichte der germanischen und romanischen Sprachen beibringen konnten, keine Schwierigkeit haben.

So sehen wir die semitischen und die indoeuropäischen Sprachen aus einer gemeinsamen Ursprache hervorgehen. Ihre Bildungsmittel sind dieselben und auch die Verwendung dieser Mittel kommt sich bei tieferem Eindringen in die Ursprünge beider Familien ganz nahe. Wir können uns daher sehr wohl veranschaulichen, wie noch um einen Schritt weiter zurück beide Sprachgruppen nur eine einzige bildeten.

Das aber ist es, was wir zu erweisen haben: Die Gemeinsamkeit des Ausgangspunktes. Dass dann beide Völkerfamilien von diesem gemeinsamen Ausgangspunkt theilweise verschiedene Wege einschlugen, ist ja eben der Grund, durch welchen die zwei grofsen Sprachengeschlechter: das semitische und das indoeuropäische, entstanden sind.

---

*) Diez, Grammatik der Romanischen Sprachen (2.) II, S. 111.

II.

Der regelmäfsige Lautwandel zwischen den semitischen und indoeuropäischen Sprachen nachgewiesen an dem etymologischen Verhältnis der hebräischen weichen Verschlusslaute zu den indoeuropäischen harten.

§. 41.

Eine Hauptschwierigkeit für die Vergleichung der semitischen und indoeuropäischen Sprachen bietet die Dreibuchstabigkeit der semitischen Wurzeln. Der nächstliegende Gedanke scheint zu sein, dass die Wissenschaft zuvörderst im Bereich der semitischen Sprachen selbst die Frage zu erledigen habe, inwiefern die radices triliterae ursprünglich sind oder nicht. Aber wenn der gröfste Kenner der semitischen Sprachen (Ewald, Ausführl. Lehrb. der hebr. Sprache, 6. Ausg. 1855, S. 26) erklärt, die Dreilautigkeit der Wurzeln gehe in die frühste Urzeit der semitischen Sprachen zurück und es könne daher Nichts verkehrter sein, als diese Grundeigenthümlichkeit des Semitischen irgendwie verkennen zu wollen, so folgt daraus, dass auf dem semitischen Boden selbst eine Zerlegung der dreibuchstabigen Wurzeln nicht unternommen werden kann. Vielmehr wird sich über die Ursprünglichkeit oder Unursprünglichkeit der dreilautigen Wurzeln erst dann entscheiden lassen, wenn es gelingt, über die Ursprünge des Semitismus hinauszugehen. Dies kann aber nur dadurch geschehen, dass man das Semitische in streng wissenschaftlicher Weise mit den nichtsemitischen Sprachen in genealogischen Zusammenhang bringt. Dazu aber ist vor allem die Auffindung fester Gesetze für den Lautwandel nöthig. Um jedoch solche Gesetze auch nur zu suchen, muss man die semitischen Wörter mit denen nichtsemitischer Sprachen vergleichen, und dies ist zwischen den semitischen und den indoeuropäischen Sprachen in gröfserem Umfang nicht möglich, ohne dass man bisweilen einen Theil der semitischen Wurzel preisgibt. Es wird hier nur darauf ankommen, sich zuvörderst innerhalb dessen zu halten, was die semitischen Sprachen selbst an die Hand geben. Dahin aber gehört unstreitig zweierlei. Erstens die geringere Festigkeit, welche die Hauchlaute und die Halbvocale ו und י als selbständige consonantische Bestandtheile der Wurzel haben. „Die

Hauche verlieren endlich leicht ihren Laut, so dass nur der Vocal bleibt, der ohnedem an der Stelle lauten würde; was indess zunächst nur von den ganz reinen und schwachen Hauchen ה א und besonders von א gilt." (Ewald a. a. O. S. 85.) Bei ו und י aber ist das Gesagte schon durch ihre Umwandlung in וּ und ֵי gegeben. Zweitens wird sich nicht in Abrede stellen lassen, dass bisweilen die beiden ersten Consonanten die eigentlichen Grundbuchstaben der Wurzel bilden, so dass verschiedene Wurzeln sich in denselben vereinigen. Man vergleiche z. B. die Wurzeln קָצַץ und קָצָה (abschneiden), קָצַר (kürzen), קָצַב (abhauen) (Ewald a. a. O. S. 27). Obschon die gröfsten Kenner der semitischen Sprachen diese Thatsache anerkennen, habe ich doch nur in vereinzelten Fällen von derselben Gebrauch gemacht. Dagegen habe ich mich streng aller solchen Vergleichungen enthalten, bei denen ein Theil der semitischen Wurzel für ein Praefixum hätte erklärt werden müssen, weil diese ganze Frage noch sub judice ist. Selbstverständlich aber ist hier nicht die Rede von dem anlautenden י, dessen Wegfall Niemand leugnet. — Wenn wir so auf rein semitischem Boden und mit den innerhalb des semitischen Gebietes zugestandenen Mitteln die semitischen Wurzeln den indoeuropäischen anzunähern suchen, so müssen wir andererseits auf indoeuropäischem Gebiet die Frage offen lassen, ob wirklich alle indoeuropäischen Wurzeln ohne Ausnahme ursprünglich einsylbig waren. Die nackten Wurzeln werden bekanntlich auf indoeuropäischem Gebiet gröfstentheils nur durch grammatische Construction gewonnen, und es muss sich deshalb erst zeigen, ob wir nicht in manchen Fällen Laute von der Wurzel abgeschnitten haben, die ihr in der That angehören.

§. 42.

Die Frage über die Natur der einzelnen Laute in den semitischen Wörtern lässt sich auch noch aus einem anderen Gesichtspunkt auffassen. Wir können nämlich untersuchen, inwiefern etwa die semitischen Sprachen die ursprünglichsten Wurzeln durch wortbildende Suffixe erweitert haben. Einen Anknüpfungspunkt bieten uns hier die semitischen Wörter, welche über die Dreibuchstabigkeit hinausgegangen sind. Wörter wie גַּרְזֶן (Axt, von גָּרַז, schneiden), כַּרְמֶל (Baumgarten, von כֶּרֶם, guter Boden, Weinberg), zeigen uns, wie das Hebräische durch Laute, die es an den kürzeren

Stamm hinten anfügt, neue Wörter bildet.*) Da wir uns hier von dem Vorhandensein solcher Suffixe im Hebräischen überzeugen, so steht auch nichts der Annahme entgegen, dass eben diese Suffixe und vielleicht noch manche andere früherhin an Wurzeln angehängt worden sind, welche weniger als drei Radicale hatten. Wir könnten hier an eine eigentliche unmittelbare Wurzelerweiterung denken. Aber sehen wir auch davon ab**), so bleibt nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die höchste Wahrscheinlichkeit, dass durch solche Zusätze aus kürzeren Wurzeln Nomina und aus diesen wieder denominative Verba gebildet worden sind. Das Hebräische bildet aber seine denominativen Verba so, dass sie das Aussehen von Wurzelwörtern haben. Z. B. לָבַן (albus fuit). Davon לְבֵנָה (der Ziegelstein); und davon wieder לָבַן (lateres formavit). Wie schon bei den einfachsten Wurzeln, so ist es deshalb insbesondere bei den hebräischen Zeitwörtern eine erst allmählich zu lösende Frage, wie vielen von ihnen Nomina zu Grunde liegen.

§. 43.

Die **indoeuropäischen** Sprachen besitzen eine grofse Menge von Suffixen, durch welche sie aus Verbalstämmen Nomina und auch aus Nominibus neue Nomina bilden. Fragen wir nach dem Alter dieser Suffixa, so reichen sie in das höchste Alterthum der indoeuropäischen Familie zurück. Sie sind grofsentheils ein Gemeingut der indoeuropäischen Sprachen und finden sich deshalb oft bei den geographisch und chronologisch entferntesten Gliedern der Familie. So bildet z. B. im Sanskrit das Suffix *ka* Deminutiva***), und eben dieses *k* finden wir wieder im niederdeutschen *ken* (*heseken, lembeken*), im neuhochdeutschen *chen* (*Häschen, Lämmchen*). Ebenso hat sich das deminutive *l* im Lateinischen (*puerulus* u. s. f.) erhalten und im Deutschen *lein* (*Knäblein*); im Gothischen noch die Deminutivbildung durch blofses *l*†) mit der geschlechtlichen Flexion *magus, παῖς; magula, παιδάριον.*

---

*) Ewald, Lehrb. (6.) 1855, §. 154; §. 163. — Gesenius-Rödiger (19.), S. 79.

**) Vgl. aber auch Ewald, Grammatica critica linguae Arabicae, Lips. 1831, p. 89.

***) Bopp, Krit. Gramm. der Sanskrita-Sprache (1834), S. 319. — Benfey, Vollst. Gramm. der Sanskritspr. §. 559, V.

†) Grimm, Gramm. III, 665 fg. Oder, wenn man das Thema der schwachen Declination zu Grunde legt, *l-n*. S. Ulfilas ed. Gabelentz et Loebe, II, 2, p. 114.

Sehen wir vollends ab von der besonderen Bedeutung, in welcher sich die einzelnen wortbildenden Suffixe in den verschiedenen indoeuropäischen Sprachen festgesetzt haben, und fragen blofs nach dem Vorhandensein dieser Suffixe, so unterliegt es keinem Zweifel, dass dieselben in die gemeinsame Urzeit der indoeuropäischen Sprachen zurückreichen.

§. 44.

Die indoeuropäischen Sprachen bieten ferner eine merkwürdige Erscheinung in Bezug auf die Erweiterung ihrer Wurzeln. „Es ist nämlich ganz unverkennbar, dass uns mehrere Wurzeln in solchen Doppelformen erhalten sind, von denen die eine um einen auslautenden Consonanten länger ist als die andere.“ *) Wenn wir das griechische Verbum *τύφω* mit dem sanskritischen *d'ûp* vergleichen, so können wir nicht umhin, beide Verba auf die kürzere Wurzel *θυ*, sanskrit. *d'û* zurückzuführen. „Die Wurzel *d'û* ist also durch *p* verstärkt und stellt sich in dieser erweiterten Form in die Reihe der sanskritischen Causativbildungen auf *p*, denen sich indes auch eine Anzahl von Formen ohne entschiedene causative Bedeutung anschliefst (Pott I, 27).“ **) Wie *p*, so finden sich *k, s* und andere Laute als solche Erweiterungen am Ende einfacherer Wurzeln. ***) Man hat versucht, diese Erweiterungen durch Vermittlung von Nominalbildungen zu erklären. Aber es hat nicht gelingen wollen, diese Auffassung durchzuführen. Georg Curtius schliefst daher seine Kritik der verschiedenen Deutungsversuche mit den Worten: „Damit dürften wohl alle denkbaren Möglichkeiten erschöpft sein, und es bleibt uns schwerlich etwas andres übrig als zu bekennen, dass wir von dem Ursprung dieser erweiternden Zusätze nichts wissen.“ †)

§. 45.

Setzen wir jetzt das, was §. 41 u. 42 über die semitischen, §. 43 u. 44 über die indoeuropäischen Sprachen gesagt ist, in Beziehung zu einander, so ergibt sich Folgendes: In beiden Familien finden wir Erweiterungen einfacherer Wurzeln durch Consonanten, die am Ende hinzugefügt werden. In beiden Familien

*) G. Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie I, S. 49.

**) Ebend. S. 50.

***) Ebend. S. 51 fg.

†) Ebend. S. 58.

zeigt sich ferner eine Wortbildung durch hinten an das Grundwort angefügte Suffixe. Und diese beiden Erscheinungen gehen sowohl auf semitischem, als auf indoeuropäischem Boden in die entfernteste Urzeit der betreffenden Sprachfamilie zurück.

Wir haben diese Untersuchung hier nicht zu dem Zweck angestellt, um aus dem Vorhandensein dieser Suffixe einen Grund für die Urverwandtschaft der semitischen und indoeuropäischen Sprachen zu gewinnen. Sondern unsre Absicht ist nur die, der Meinung entgegenzutreten, als dürfe in semitischen Wörtern keine Spur einer Wurzelerweiterung oder eines Suffixes enthalten sein, welche sich in den indoeuropäischen Sprachen vorfinden. Da beide Familien unbestreitbar schon in urältester Zeit solche Zusätze besitzen, so ist es ein unerwiesenes Vorurtheil, dass sie niemals in derartigen Fortbildungen zusammentreffen sollen. Es wird vielmehr unter den gegebenen Umständen eine offene Frage bleiben müssen, ob und wo dies etwa geschehen ist, und erst die fortgesetzte Untersuchung kann den wahren Zusammenhang der Sache herausstellen.

§. 46.

Man thut bisweilen, als wenn schon die verschiedene Behandlung des Vocalismus in den semitischen und in den indoeuropäischen Sprachen ein hinreichender Grund sei, um jede Verwandtschaft zwischen den beiden Sprachfamilien von vorn herein für unmöglich zu erklären. Nur deswegen müssen wir diese Frage hier mit einigen Worten berühren. Die eigenthümliche Rolle, welche die Vocale in den semitischen Sprachen spielen, soll natürlich nicht geleugnet werden. Wenn man aber thut, als wenn sich in dieser Beziehung gar nichts irgendwie Aehnliches in den indoeuropäischen Sprachen fände, so ist dies irrig. Ein grofser Theil der semitischen Vocalveränderungen beruht auf ähnlichen Gründen, wie sehr Vieles in den indoeuropäischen Sprachen, nämlich auf dem Einfluss, den das Wortende auf das Innere des Wortes übt. So unterscheidet sich קְטַלְתֶּם ganz ähnlich von קָטַלְתִּי, wie sich im Sanskrit *vêdmi* von *vidmas, tanômi* von *tanumas* unterscheidet. Sollte aber Jemand diese, übrigens schon ziemlich weit greifenden Parallelen zwar zugeben, aber eine unversöhnliche Scheidung der semitischen Sprachen von den indoeuropäischen darin finden, dass die ersteren den ganzen Wortbau bis in die feinsten Modificationen der Bedeutung hinein von der Behandlung der Vocale beherrschen lassen; so wäre

er daran zu erinnern, dass ein ganzer Hauptast der indoeuropäischen Sprachen, nämlich der germanische, gleichfalls in seinem tiefsten Wesen von der Abwandlung der Vocale bestimmt wird. Natürlich soll der germanische Ablaut nicht in realen Zusammenhang mit dem semitischen Vocalwechsel gebracht werden. Auch ist es ja bekannt, dass ein grofser Theil des germanischen Vocalismus sich mit Hülfe der älteren indoeuropäischen Sprachen auf ähnliche Gründe zurückführen lässt, wie der oben berührte Unterschied von *vêdmi* und *vidmas* u. s. w. Aber was ich darthun möchte, ist dies: Wenn auch noch in einer späteren Zeit ein einzelner Ast der indoeuropäischen Familie sich so ganz von Einer Richtung durchdringen lassen konnte, wie viel weniger dürfen wir eine verwandte, wenn auch weit eigenthümlichere Erscheinung in jenen ältesten schöpferisch urkräftigen Zeiten für unmöglich erklären, in denen sich die semitischen und die indoeuropäischen Sprachen von einander getrennt haben? Also nicht eine Erörterung des semitischen Vocalismus soll hier gegeben, sondern nur Verwahrung eingelegt werden gegen den Bann, den Manche des Vocalismus wegen auf jeden Versuch legen, zuvörderst an anderen Stellen die semitischen und indoeuropäischen Sprachen in Verbindung zu setzen.*)

§. 47.

Die wissenschaftliche Etymologie der neueren Zeit unterscheidet sich von der früheren insbesondere dadurch, dafs sie nicht blofs einzelne Wörter nach der zufälligen Aehnlichkeit ihres Klangs mit einander vergleicht, sondern dafs sie darauf ausgeht, Lautgesetze zu entdecken, welche die Sprachen mit einander verknüpfen. Es kommt daher vor allem darauf an, sich über die Beschaffenheit und Bedeutung solcher Lautgesetze zu verständigen. Wenn wir eins der neusten und besten Erzeugnisse der etymologischen For-

*) „This would be to cut the wings of the Science of Language, and to confine it like a prisoner in its Aryan cage.“ Ich kann nicht umhin, diese Worte auf unsren Fall anzuwenden, die ein geistvoller und gelehrter Linguist in einem anderen Zusammenhang ausgesprochen hat, nämlich Max Müller in seiner Einleitungsvorlesung über die Wissenschaft der Sprache, gehalten in der Royal Institution den 21. Febr. 1863 (s. Macmillan's Magazine, March 1863, p. 348). Aufser dieser ersten und dem Auszug aus der 3. und 4. Vorlesung im Saturday Review, die mir der Hr. Verfasser zuzusenden die Güte hatte, ist mir bis jetzt noch Nichts von Max Müllers Vorlesungen zugänglich gewesen.

schung, Georg Curtius Grundzüge der griechischen Etymologie zur Hand nehmen, so drängt sich uns eine doppelte Betrachtung auf. Erstens erkennen wir die aufserordentlichen Fortschritte, welche die Etymologie durch das Studium des Sanskrit und durch die Erforschung der germanischen Sprachen gemacht hat. Man sagt kaum zu viel, wenn man behauptet, dass die Etymologie durch das Sanskrit und die germanischen Sprachen erst zu einer Wissenschaft erhoben worden ist. Erst von daher hat man gelernt, Lautgesetze im Sinn der neueren Wissenschaft aufzusuchen. Zweitens aber zeigt uns Curtius Versuch, den ganzen Gewinn der bisherigen Forschung auf einem einzelnen Felde geordnet zusammenzustellen, wie weit die etymologischen Zusammenhänge der Sprachen davon entfernt sind, sich überall ausnahmslos durchgreifenden Lautgesetzen, wie unentrinnbaren Naturgewalten, zu unterwerfen. Vielmehr treten uns nur einige wenige Lautgesetze entgegen, die wirklich den ganzen Wortschatz durchdringen; und auch diese nicht ohne zahlreiche Ausnahmen. Der gröfste Theil der lautlichen Analogien aber beschränkt sich auf einen gewissen Bruchtheil der Wörter, während andere Wörter in gleicher Lage andere Wege eingeschlagen haben. Dies Ergebnis der indoeuropäischen Sprachforschung ist weit entfernt, ihr zur Unehre zu gereichen. Vielmehr spricht dasselbe gerade das aus, was wir nach Mafsgabe der wirklichen Vorgänge des Lautwechsels erwarten müssen. Wir haben in früheren Abhandlungen dargelegt, wie hier physiologische und geschichtliche Vorgänge zusammenwirken und sich wechselseitig durchkreuzen und beschränken. Wir haben gezeigt, wie die nebelhaften Vorstellungen von dem, was „die Sprache“ thut, aufgegeben werden müssen, und wie wir vielmehr uns klar zu machen haben, in welcher Weise die sprechenden Menschen bei der Fortpflanzung der Sprache zu Werke gehen. Wer sich dessen erinnert, der wird weder erwarten, dafs der Lautwandel ausnahmslosen Naturgesetzen unterworfen sei, noch wird er die wirklich vorgefundenen Lautgesetze deswegen anzweifeln, weil sie nur einen gröfseren oder geringeren Theil der Wörter beherrschen.*)

§. 48.

Wie sämmtliche näher erforschte Sprachen, so zeigt auch das Hebräische alle die Erscheinungen, die mit Nothwendigkeit daraus

*) Vgl. oben S. 134 fg.; S. 352—360; S. 363 fg.; S. 374 fg.; S. 432 fg.

folgen, dass die Sprache nicht das Werk eines Einzigen, sondern das Erzeugnis vieler zeitlich und räumlich getrennter Menschen ist. Schon in der mündlich fortgepflanzten Sprache müssen sich hier, wie überall, öfters mundartlich verschiedene Wortformen gebildet haben. In der Schriftsprache aber, in welcher uns die Bücher des Alten Testaments überliefert sind, fliefsen Lautformen sehr verschiedener Mundarten zusammen. Läge dies nicht schon in der Natur der Sache, so würden wir doch hinreichend über diese Erscheinung durch das aufgeklärt, was wir im Alten Testament über die Schicksale des jüdischen Volkes und seiner Stammväter lesen. Solche verschiedene Lautformen eines ursprünglich gleichen Worts nehmen dann häufig auch eine veränderte Bedeutung an. Aber erst wenn man das, was auf diese Weise an verschiedenen Stellen entsprungen ist, in Abzug gebracht hat, kann man untersuchen, inwiefern etwa auch ein und derselbe Mensch Lautformen verändert habe, um der neu geschaffenen Form eine andere Bedeutung zu geben.

Was wir hier für die hebräische Sprache in Anspruch nehmen, zeigt sich ganz ebenso in den Sprachen, deren Entwicklung wir historisch genau verfolgen können. Unsere neuhochdeutsche Schriftsprache z. B. enthält Wortformen, welche sehr verschiedenen Gegenden und sehr verschiedenen Zeiten ihren Ursprung verdanken. Während der Lautstand ihrer stummen Consonanten im ganzen der gemeinhochdeutsche ist, zeigt eine Anzahl von Wörtern die niederdeutsche Form, wie *Flagge*, *backen* u. s. f.

Andererseits hat die neuhochdeutsche Schriftsprache eine Anzahl von Wortformen aufgenommen, welche den über das Gemeinhochdeutsche fortgeschrittenen Lautstand des so genannten Strengalthochdeutschen zeigen, z. B. *Pauke* statt *Bauke*, *Pracht* statt *Bracht* u. s. w. Oefters finden sich in der neuhochdeutschen Schriftsprache Doppelformen von verschiedenem Lautstand, theils ohne Unterschied der Bedeutung, wie in *burzeln* und *purzeln*, *Bausbacke* und *Pausbacke*; theils mit verschiedener Bedeutung, wie in *Knabe* (puer) und *Knappe* (junger Diener eines Ritters); *Rabe* (corvus) und *Rappe* (equus niger); *Deich* (Damm) und *Teich* (piscina, lacus). Aber auf germanischem Boden, wo wir die geschichtliche Entwicklung der Laute durch anderthalb Jahrtausende urkundlich verfolgen können, fällt es keinem wissenschaftlichen Sprachforscher ein, aus diesen Mischungen den Schluss zu ziehen, dass an den Gesetzen Nichts sei, welche das Niederdeutsche mit

dem Hochdeutschen, das Gemeinhochdeutsche mit dem Strengalthochdeutschen verknüpfen u. s. w. Die Sprachforschung stellt sich vielmehr die Aufgabe, in der scheinbaren Verwirrung den Faden der regelmäfsigen Entwicklung aufzufinden; mag auch diese Entwicklung, dem Wesen der Sprachgeschichte gemäfs*), noch so vielfach gekreuzt und durchbrochen worden sein.

§. 49.

Bei etymologischen Vergleichungen wird besonders gewarnt, sich nicht irre führen zu lassen durch Wörter, welche die eine Sprache von der andern entlehnt hat. Diese Warnung ist ganz am Ort, wenn aus solchen entlehnten Wörtern Schlüsse auf Urverwandtschaft der Sprachen gezogen werden sollen. Wenn es sich aber darum handelt, Untersuchungen über den Lautwandel anzustellen, dann erleidet jene Warnung eine bedeutende Einschränkung. Auf den Gebieten der Sprachgeschichte, auf denen wir diese Vorgänge urkundlich verfolgen können, sehen wir nämlich die entlehnten Wörter einen zwiefachen Weg einschlagen. Bisweilen behaupten sie die Laute der Sprache, welcher sie entlehnt sind; bisweilen aber werden sie in den Strom des Lautwandels hineingezogen, welcher die Wörter der aufnehmenden Sprache beherrscht. Im ersteren Fall würde es sehr verkehrt sein, daraus, dass ein solches Lehnwort dieselben Laute in beiden Sprachen hat, den Schluss zu ziehen, dass zwischen diesen beiden Sprachen etymologische Lautgleichheit stattfinde. Im zweiten Fall aber können gerade entlehnte Wörter einen Fingerzeig geben über die Richtung, welche die Laute in der entlehnenden Sprache genommen haben. Ein solches Lehnwort gleicht einem Span, den wir in den Fluss werfen, um an seiner Fortbewegung zu erkennen, in welcher Richtung das Wasser fliefst.**)

§. 50.

Unter den Gesetzen, welche den Lautwandel innerhalb der indoeuropäischen Sprachen beherrschen, ist bekanntlich eines der wichtigsten das Gesetz der germanischen Lautverschiebung, dessen Entdeckung Grimm gehört, wenn sie auch durch die Arbeiten von Rask vorbereitet worden ist. Nach diesem Gesetz entsprechen etymologisch den griechisch-sanskritischen Mediis gothische Tenues,

---

*) Vgl. den Schluss des vorangehenden Paragraphen.

**) Vgl. oben: Die Aspiration und die Lautverschiebung §. 59, 2.

den griechisch-sanskritischen Tenues gothische Aspiraten, den griechisch-sanskritischen Aspiraten gothische Mediae; und derselbe Lautwechsel hat sich dann im Verhältnis des Gothischen zum Althochdeutschen noch einmal wiederholt. So wird das Gesetz von Grimm aufgestellt. Aber wir dürfen uns nicht damit begnügen, dies Gesetz als ein Wunder anzustaunen oder als eine etymologische Zauberformel anzuwenden, sondern wir müssen suchen, in die einzelnen wirklichen Vorgänge einzudringen, welche das so genannte Lautverschiebungsgesetz zusammenfasst. Wir finden dann, dass sehr verschiedenartige Vorgänge zusammengewirkt haben, um in den germanischen Sprachen die Erscheinung hervorzubringen, die man das Gesetz der Lautverschiebung nennt. Diese Vorgänge aber müssen wir sondern, wenn wir weitere Folgerungen aus ihnen ziehen wollen. Wir finden nun zuvörderst, dass das germanische Lautverschiebungsgesetz sich in zwei ganz heterogene Vorgänge zerlegt, nämlich einerseits in die Steigerung der weichen Verschlusslaute zu harten, der harten zu aspirierten; andererseits in die Ablegung des Nachhalls der Aspiraten und die dadurch bewirkte Umwandlung der aspirierten Verschlusslaute in nicht aspirierte. Aber auch die beiden Vorgänge, welche die erste Hälfte der germanischen Lautverschiebung bilden, sind wieder wohl von einander zu scheiden. Bei der einen, dem Uebergang der weichen Verschlusslaute in harte, kommt in Betracht, welche Rolle die Mitwirkung oder Nichtmitwirkung der Stimme spielt. Dagegen fällt dieser Umstand bei dem Uebergang der harten Verschlusslaute in aspirierte harte weg; bei dem Uebergang in aspirierte weiche aber kommt er möglicherweise zum Vorschein, aber an einer ganz anderen Stelle.*)

§. 51.

Untersuchungen über das etymologische und phonetische Verhältnis der lateinischen Verschlusslaute zu den griechischen, der griechischen zu den sanskritischen haben mich zu der Ueberzeugung geführt, dass auch diese ursprünglichsten indoeuropäischen Sprachen in uralter Zeit schon eine ähnliche Unwälzung erfahren haben, wie sie das Gothische, Altsäch-

*) Ein grofser Theil der Untersuchungen, die in gegenwärtigem Bande gesammelt erscheinen, beschäftigt sich mit den oben stehenden Fragen. Vgl. S. 1—104; S. 368 fg.; S. 420 fg.; S. 458 fg.

sische, Angelsächsische und Altnordische gegenüber dem Griechischen und dem Sanskrit zeigen.

Diese Umwälzung könnte eine durch alle Lautstufen hindurchgreifende gewesen sein, wie dies im Verhältnis des Griechisch-Sanskritischen zum Gothischen, Altsächsischen u. s. w. der Fall war. Sie könnte sich aber auch auf eine der Seiten, aus denen die germanische Lautverschiebung besteht, beschränkt haben. Für beide Vorgänge würden die germanischen Sprachen urkundlich belegte Analogien bieten. War einmal die Ueberzeugung gewonnen, dass die Verschlusslaute des Griechischen, Lateinischen und Sanskrit seit uralter Zeit in einer ähnlichen Strömung begriffen waren, wie wir sie später am Gothischen, Altsächsischen, Angelsächsischen und Altnordischen und zuletzt noch einmal am Hochdeutschen wahrnehmen, so lag die Muthmafsung nahe, ob nicht etwa die semitischen Sprachen die Lautstufe festgehalten haben möchten, auf welcher die ältesten indoeuropäischen Sprachen in einer uns geschichtlich unzugänglichen Urzeit gestanden haben. Nach unserer Zerlegung des Grimmschen Lautverschiebungsgesetzes könnte dies der Fall sein in Bezug auf den Uebergang der weichen Verschlusslaute in harte, ohne dass deshalb die übrigen Erscheinungen der germanischen Lautverschiebung auch zwischen den semitischen und indoeuropäischen Sprachen stattgefunden haben müssten. Vielmehr wird es ganz der weiteren Untersuchung vorzubehalten sein, in wie fern sich etwas diesen anderen Vorgängen Entsprechendes zwischen den semitischen und indoeuropäischen Sprachen findet oder nicht findet. Construiert man nun die harten Verschlusslaute des Griechischen, Lateinischen und Sanskrit um eine Lautstufe zurück, so kommt man zu dem merkwürdigen Ergebnis, dass die dadurch gewonnenen Lautformen die des Hebräischen sind. Mit anderen Worten: Die weichen Verschlusslaute des Hebräischen (*b*, *d*, *g*) sind im Griechischen, Lateinischen und Sanskrit in die entsprechenden harten (*p*, *t*, *k*) übergegangen. Das Hebräische steht mithin in Bezug auf diese Laute ganz in demselben Verhältnis zum Griechischen, Lateinischen und Sanskrit, in welchem diese Sprachen wiederum zum Gothischen, Altsächsischen, Angelsächsischen und Altnordischen stehen.

§. 52.

Ich bitte nun, die nachfolgende Masse von Belegen für das angegebene Gesetz zu prüfen. Es handelt sich dabei selbstverständlich nicht darum, ob man die eine oder die andere meiner Zusammenstellungen zu widerlegen im Stande ist, sondern darum, ob eine hinreichende Zahl von Belegen übrig bleibt, um das aufgestellte Lautwandelgesetz zu bezeugen.*)

Das Sanskrit habe ich durch lateinische Buchstaben in der Weise wiedergegeben, die der hochverdiente Gründer der vergleichenden indoeuropäischen Grammatik, Franz Bopp in der Kritischen Grammatik der Sanskrita-Sprache, Berlin 1834, aufstellt. Doch bezeichne ich den mit *r* versetzten Vocal nach Bopps neuerer Weise durch *ṛ*.**) Ich wähle diese Art der Umschreibung, weil sie mir selbst am geläufigsten ist, und ich darf voraussetzen, dass meine Leser sie aus Bopps Schriften kennen. Dass für den Druck sanskritischer Werke die von Hermann Brockhaus vorgeschlagene Umschreibung praktische Vorzüge besitzt, beweist der Erfolg. Sie dringt mehr und mehr durch und wird von einigen unsrer ersten

---

*) Unter den Hülfsmitteln, die im Folgenden öfters angeführt werden, bezeichnet

Westergaard dessen Radices linguae Sanscritae, Bonnae 1841;

Böhtlingk und Roth das Sanskrit-Wörterbuch von Otto Böhtlingk und Rudolph Roth, St. Petersburg 1855 fg. Ich habe davon benutzen können Theil I bis Theil IV, Zweites Heft.

Winer: Lexicon manuale Hebraicum et Chaldaicum in veteris testamenti libros ordine etymologico descriptum ed. G. B. Winer, Lipsiae 1828.

Gesenius: Guilielmi Gesenii Thesaurus philologicus criticus linguae Hebraeae et Chaldaeae veteris testamenti. Tom. I. Lips. 1835 — Tom. III., quem post Gesenii decessum perfecit Aemilius Roediger. Lips. 1853.

Gesenius-Hoffmann: Lexicon manuale Hebraicum et Chaldaicum etc., Latine elaboravit G. Gesenius. Editio altera — ab A. Th. Hoffmanno recognita. Lipsiae 1847.

Gesenius-Dietrich: Hebräisches und Chaldäisches Handwörterbuch etc. Von W. Gesenius. 5. Aufl. besorgt von Franz Dietrich. Leipzig 1857.

Golius: Jac. Golii Lexicon Arabico-Latinum. Lugd. Bat. 1653.

Freytag: G. W. Freytagii Lexicon Arabico-Latinum, Tom. I—IV, Halis Sax. 1830—1837.

G. Curtius: Grundzüge der griechischen Etymologie von Georg Curtius. Leipzig, Thl. I, 1858; Thl. II, 1862.

**) In den vorangehenden Abhandlungen dieses Bandes ist einigemal Bopps frühere Umschreibung dieses Vocals durch *ri* befolgt.

Sanskritkenner im wesentlichen angenommen. So von Albrecht Weber, Th. Aufrecht, A. Kuhn u. A.

Das wenige Arabische, das ich hin und wieder herbeigezogen habe, gebe ich überall in arabischer Schrift. Die beigefügte Umschreibung in lateinischen Buchstaben hat nur den Zweck, dem des Arabischen Unkundigen über diese Wörter hinwegzuhelfen. Eine Wiedergabe der arabischen Schriftzeichen durch punktierte lateinische Buchstaben und dergleichen würde daher hier nicht am Ort gewesen sein, da der des Arabischen Kundige die genauere Lautbezeichnung in den arabischen Schriftzügen vor sich hat; der desselben Unkundige aber auch mit der genaueren Umschreibung der arabischen Buchstaben Nichts anzufangen wissen würde.

Die Wörterbücher semitischer und indoeuropäischer Sprachen habe ich öfters auch bei den allerbekanntesten Dingen wörtlich angeführt, um durch den Augenschein zu zeigen, dass die von mir gegebene Bedeutung nicht etwa erst zu etymologischen Zwecken von mir zurechtgestutzt worden ist.

Bei den indoeuropäischen Wörtern habe ich mich auf die älteste Form, d. h. auf die der griechisch-lateinisch-sanskritischen Lautstufe beschränkt. Jüngere indoeuropäische Sprachen habe ich nur da berücksichtigt, wo ihre Herbeiziehung für Form oder Bedeutung von Wichtigkeit war. Der sachkundige Leser wird aber leicht bemerken, dass auch dann nur solche Formen jüngerer Sprachen herbeigezogen werden, welche zur griechisch-lateinisch-sanskritischen Stufe im Verhältnis des regelmäſsigen Lautwechsels stehen.

§. 53.

Semitisches ב etymologisch = indoeuropäischem *p*.

1. בָּקָר (Rindvieh), lat. *pecus*, *pecor-is*.
2. כֶּבֶל (compes), lat. *copula*.

כֶּבֶל von der im Hebr. nicht vorkommenden Wurzel כָּבַל, arab. كَبَلَ (*kabala*, constrinxit). Die Grundbedeutung des lat. *copula* ist: fesselndes, verknüpfendes Band. Copula detrahitur canibus, Ovid. metamorph. VII, 769; *copulare* (zusammenknüpfen). Das deutsche *Koppel* in seinen verschiedenen Bedeutungen ist dem Lat. nicht urverwandt, sondern aus dem Lateinischen entlehnt.

3. שֶׁבַע (sieben), lat. *septem*, sanskr. *saptan* u. s. f.

Man könnte die Frage aufwerfen, woher wir wissen, dass dem lat. *septem,* sanskr. *saptan,* griech. *ἑπτά* ein *p* zukomme und nicht vielmehr ein *b,* das nur durch das darauf folgende *t* (in *tem*) in *p* verwandelt sei. In diesem Fall würde die griechisch-sanskritische Grundform sein *sab,* und also hier kein Uebergang von semitischem *b* in indoeuropäisches *p* vorliegen. Den Beweis, dass der griechisch-sanskritischen Lautstufe die Form *sap* mit *p* zukomme, führen wir mit Hülfe der germanischen Sprachen. Hiefse die griechisch-sanskritische Form *sab*, so würde diesem *sab* in den germanischen Sprachen älterer Lautstufe die Form *sap* mit *p* entsprechen, wie dem lat. *cannabis* das altnordische *hanpr* zur Seite steht. Nun heifst aber die Siebenzahl im Altsächsischen u. s. f. nicht *sipun,* sondern vielmehr altsächsisch *siƀun,* angelsächsisch *seofon,* und diese Formen setzen nach dem Gesetz der Lautverschiebung regelrechter Weise auf griechisch-sanskritischer Stufe die Tenuis *p* voraus, also *sap*, nicht *sab.*

4. אָב (Vater), griech. *ἄππα, πάππα;* lat. *pater,* griech. *πατήρ,* sanskr. *pitṛ* u. s. w.

אָב ist ein Onomatopepoiemenon, indem es den ersten Lauten des Kindes entlehnt ist. Dasselbe Wort findet sich in den indoeuropäischen Sprachen zunächst in der Form *ἄππα* (Vocativ: Vater, Callim. Hymn. *εἰς Ἄρτεμιν* v. 6), und *πάππας* wieder, wohl ursprünglich im Vocativ. Od. 6, 57: *Πάππα φίλ᾽ κ. τ. λ.* Durch die Nominalbildung *-ter* wird es in den indoeurop. Sprachen zu einem geformten Wort erhoben. Mancher denkt vielleicht, das Wort אָב dürfe nicht in unsern Bereich gezogen werden, weil es ein Naturlaut sei, den die Kinder allerorten vorbringen. Dies Wort entstehe deshalb überall von neuem und sei somit bei der historischen Sprachvergleichung aufser Betracht zu lassen. Aber die Sache verhält sich in unsrem Fall gerade umgekehrt. Auch die Wörter, die ursprünglich schallnachahmend oder auch die einfachsten Ausbrüche kindlicher Lautverwendung sind, können nämlich, sobald sie in den übrigen Wortschatz aufgenommen sind, denselben Lautwandlungen unterworfen werden wie dieser. So ist aus dem schallnachahmenden *κόκκυκ-ς* des Griechischen ein mittelhochdeutscher *gouch* (Kuckuck) geworden. In derselben Weise ist das semitische אָב zu *ἄππα, πάππας* und weiterhin zu *πατήρ* geworden. Schon das griechische *ἄππα* und *πάππα* gibt nicht mehr die kindlichen Laute in unveränderter Auffassung wieder. Denn das Kind beginnt

seine ersten Versuche im Sprechen nicht mit harten (tonlosen), sondern immer mit weichen (tönenden) Lauten. Dies ergibt sich nicht nur allerwärts aus der täglichen Beobachtung, sondern es hat auch einen ganz bestimmten physiologischen Grund. Das Kind beginnt nämlich die ersten Aeufserungen seiner Gefühle überhaupt nicht mit Hülfe der Lautwerkzeuge, sondern mit Hülfe der Stimme. Erst wenn es Monate lang seine Stimme geübt hat, fängt es an, die ersten Laute zu versuchen, und zwar thut es dies in Begleitung der Stimme. Nun aber ist es aus physiologischen Gründen unmöglich, harte (tonlose) Laute mit der Stimme zu begleiten, und deswegen sind die ersten Laute des Kindes nicht *apapa*, sondern *ababa* und *amama*.

5. עָבַר (transiit, transgressus est); עֵבֶר (regio ulterior, das Jenseitige); griech. *πέρα* (ultra); *πέραν* (jenseits), Comparat. *περαιτέρω* (ulterius); *περαῖος* (jenseitig); *περάτη* (jenseitiges Land).

Anm. G. Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie I, 238 zieht auch *Πειραιεύς* hierher. Vielleicht ist auch *ἤπειρος* (*ἡ*) von unsrer Wurzel abzuleiten, so dass dessen Grundbedeutung wäre: das jenseitige Festland. Die asiatischen Griechen hätten Europa, die europäischen Asien, die Bewohner der jonischen Inseln Epirus so genannt.

6. בָּרָא (creare, formare), lat. *parare*.

7. בָּרָה (secuit), lat. *par, paria* (gleiche Abschnitte); *pars, part-is*; *partire* (theilen); *portio* (Theil).

Dass die Begriffe schneiden und theilen nah verwandt sind, ist durch sich selbst klar. So wird im Angelsächsischen von *sceran* (schneiden) gebildet *scir* (divisio, portio). Ebendaher das englische *share* (Theil). Im Deutschen leitet sich von dem starken Verbum *scheren* das schwache *bescheren* (zutheilen) ab.

Dass der Grundbegriff des lat. *par* ist: gleiche Hälfte, ergibt sich aus dem Gebrauch von *par* für ein Paar, zwei Gleiche; par nobile fratrum, Hor. Satir. II, 3, 243. — Ex omnibus saeculis vix tria aut quatuor nominantur paria amicorum, Cic. de amic. c. 4. Dass aber die Hebräer gleichfalls von der Wurzel בָּרָה (secuit) zum Begriff der gleichen Hälften übergiengen, zeigt das Wort בְּרִית (foedus), dessen Grundbedeutung die Zerschneidung der Thiere in gleiche Hälften beim Eingehen der Bündnisse ist. Vgl. Jerem.

34, 18; Genes. 15, 10. — Als begriffliche Parallele führe ich an das hebräische בֶּקַע (dimidium) von בָּקַע (spalten).

Anm. Auf die Verwandtschaft von בָּרָא und בָּרָה und darauf, dass auch בָּרָא in manchen Fällen die Bedeutung schneiden hat, brauchen wir uns hier nicht einzulassen. Denn da beide semitische Wörter בָּרָא und בָּרָה sich in den lateinischen *parare* und *par* (*partire*) wiederfinden, so lässt sich Alles, was man über den Begriffszusammenhang von בָּרָא und בָּרָה mit Recht oder mit Unrecht sagt, auch auf das Lateinische übertragen.

8. בּוֹא (ingressus est), sanskr. *pû* (Cl. I. dep.) ire, adire, Westergaard p. 53.

9. בָּכָה (flevit); בְּכִי, das Tröpfeln; בָּכָא, ein träufelnder Baum; griech. *πεύκη* (die Pechtanne); lat. *picea* (Pechtanne); *pix*, *pic-is* (Pech).

בְּכִי vom Träufeln des Wassers in den Gruben gebraucht, Hiob. 28, 11: מִבְּכִי נְהָרוֹת חִבֵּשׁ. Verwandt mit בָּכָה ist בָּכָא oder בֶּכֶא, m. „arbor, quae arab. بَكَا vocatur, prope Meccam — nascens, cuius cum folium resecatur, lacryma inde destillat alba, calida et acris.“ Winer. Plur. בְּכָאִים 2. Sam. 5, 24. Auf dieselbe Wurzel בָּכָה führt sich das griech. *πεύκη* zurück: der Baum, aus dessen Stamm das Harz (pic-s) träufelt. Wie aus dem Auge des Menschen die Thräne, so perlt das Harz aus dem Stamm der Fichte.

10. בַּר (purus); בֹּר (puritas); lat. *purus*.

Auf indoeuropäischem Boden wird das lat. *purus* vom sanskrit. *pû* (lustrare, purificare) abgeleitet. Nimmt man dies *pû* (wovon auch lat. *putus*) für die ursprüngliche und nicht für eine verstümmelte Wurzel, so ist das hebräische בַּר durch ר erweitert (vgl. oben §. 41: קָצַר, קָצַב u. s. f.).

11. בָּאַשׁ (putuit), lat. *putere;* sanskr. *pûy* (putrescere), Westergaard p. 239.

Die Grundbedeutung von בָּאַשׁ ist: stinken, faulen, wie es Exod. 7, 21; 16, 20 und sonst vorkommt. Dass dies die Grundbedeutung sei, ist die Ansicht von Gesenius, Winer, Hoffmann, Dietrich u. s. f.

Anm. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass auch das latein. *foetere* (stinken) auf בָּאַשׁ zurückzuführen ist. Wir brauchen uns nur des בּ und des ב in der uns zugänglichen Aussprache des

Hebräischen zu erinnern, um dies Auseinandergehen in *p* und *f* sehr erklärlich zu finden. Vgl. Nr. 14 יָבַל.

12. בָּעַר (devoravit, arsit), griech. *πῦρ*.

Die Grundbedeutung von בָּעַר ist: abweiden (daher בְּעִיר, Vieh, Genes. 45, 17); die gewöhnlichste Bedeutung aber: brennend verzehren, brennen, verbrennen. Psalm 83, 15: כְּאֵשׁ תִּבְעַר־יַעַר (Wie Feuer brennend verzehrt den Wald). — Hiob 1, 16: אֵשׁ אֱלֹהִים נָפְלָה מִן הַשָּׁמַיִם וַתִּבְעַר בַּצֹּאן וּבַנְּעָרִים וַתֹּאכְלֵם (Feuer Gottes fiel vom Himmel und frafs brennend unter Schafen und Knaben und verzehrte sie). *Πῦρ* ist also das brennend Verzehrende. Auf indoeuropäischem Boden leitete man bisher *πῦρ* von der sanskrit. Wurzel *pû* (reinigen) ab, so dass *πῦρ* das Reinigende sein würde. Aber diese Ableitung steht schon innerhalb der indoeuropäischen Sprachen auf sehr schwachen Füfsen. Gerade da nämlich, wo man sie am ersten erwarten sollte: im Sanskrit, findet sich die dem griechischen *πῦρ* (dem deutschen *Feuer*) entsprechende Form zur Bezeichnung des Feuers nicht. Das Sanskrit bildet von der Wurzel *pû* (reinigen) zur Bezeichnung des Feuers die Wörter *pâvaka*, *pâvana* und *pavana*. Aber eine dem griechischen *πῦρ* entsprechende sanskrit. Form *pavar* oder *pavas* wissen auch die, welche *πῦρ* von *pû* ableiten wollen, nicht nachzuweisen. So H. Schweizer in Kuhns Zeitschr. III, 380. Leo Meyer ebend. V, 386.

Gehen wir nun etwas näher auf die Bedeutung des griechischen *πῦρ* ein. Es ist natürlich wohl möglich, dass bisweilen auch schon dem Zeitalter Homers jede Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung eines Worts entschwunden ist. Im Ganzen aber müssen wir immer von dem Satz ausgehen, dass die Wörter in einer so frühen Periode der Sprachentwicklung wahrscheinlich noch in irgend einem Zusammenhang mit ihrer Grundbedeutung geblieben sein werden. Bei selten vorkommenden Wörtern wird sich dies oft schwer nachweisen lassen. Aber von einem Wort, welches so unzähligemal in den verschiedensten Verbindungen vorkommt, wie *πῦρ* in der Ilias und Odyssee, dürfen wir annehmen, dass wir so ziemlich den ganzen Umfang seiner Bedeutung in der homerischen Sprache kennen. Und wo findet sich nun in der Ilias oder Odyssee die mindeste Beziehung des Feuers auf das Reinigende? Untersuchen wir dagegen einmal, wie es mit der von uns angenommenen Grundbedeutung steht, wonach *πῦρ* das Verzehrende, Fressende, Vernichtende wäre. Da lesen wir vom *πῦρ ὀλοόν,* dem

verderblichen Feuer Il. *N*, 629; *O*, 605; vom feindseligen, vernichtenden Feuer, *πῦρ δήϊον*, Il. *Θ*, 181; *Λ*, 667; vom *πῦρ ἀΐδηλον*, dem „verzehrenden, verderbenden, verderblichen" Feuer Il. *B*, 455 (Buttmann, Lexilog. I, (2), 247). Das Feuer frisst die menschlichen Leiber, *πῦρ ἐσθίει*, Il. *Ψ*, 182. Am schlagendsten sind die Stellen, in denen ausdrücklich gesagt wird, wie das Feuer den Wald brennend verzehrt, das Land fressend abweidet. *Ἠΰτε πῦρ ἀΐδηλον ἐπιφλέγει ἄσπετον ὕλην*, Il. *B*, 455. — *Ὡς δ᾽ ἀναμαιμάει βαθέ᾽ ἄγκεα θεσπιδαὲς πῦρ οὔρεος ἀζαλέοιο, βαθεῖα δὲ καίεται ὕλη*, Il. *Y*, 490. (Vgl. *Λ*, 155.) — Ja Homer sagt vom Feuer geradezu: Es weidet sich. *Ἐν δὲ πυρὸς μένος ἧκε σιδήρεον, ὄφρα νέμοιτο*, Il. *Ψ*, 177. Und passivisch: Das Land wird vom Feuer abgeweidet, abgefressen, das heifst, verbrannt und verheert; *ὡσεί τε πυρὶ χθὼν πᾶσα νέμοιτο*, Il. *B*, 780. — Diese Stellen vergleiche man nun mit dem oben über בָּעַר Gesagten und dann versuche man, den Beweis zu führen, dass die Grundbedeutungen des homerischen *πῦρ* und des hebräischen בָּעַר Nichts mit einander gemein haben!

Anm. Das gothische *fôn*, Genitiv *funins* (Feuer) gehört ebenso wie das altnordische *funi* (ignis) und das hochdeutsche *Funke* (scintilla) nicht zu *πῦρ*, *Feuer*. Man kann *fôn* mit dem sanskrit. *pavana* zusammenstellen, wie dies Bopp, Gloss. p. 216 thut; wenn man nicht vorzieht *fôn* nebst *funi* und *Funke* zur nicht verschobenen Wurzel *φάω, φαίνω* zu ziehen und als das Leuchtende, Glänzende zu erklären.

13. בָּעַט (calcitravit); griech. *πατεῖν*. Die bildliche Bedeutung des hebräischen בָּעַט (contemnere, 1. Sam. 2, 29) hat auch das griechische *πατεῖν*; vgl. Homer Il. 4, 157.

14. יָבַל (Qal aufser Gebrauch, fluxit, profluxit); בּוּל (pluvia); lat. *pluvia*; *pluere*.

Das hebräische Qal kommt nicht vor. Das arabische وَبَلَ (*vabala*, imbrem effudit, vehementer et copiose pluit) zeigt die Grundbedeutung. Das Hebräische hat die Grundbedeutung erhalten in מַבּוּל (diluvium, Genes. 6, 17 u. s. f.) und in בּוּל, dem Regenmonat (1. Kön. 6, 38), Grundbedeutung: Regen; wie im Arabischen وَبْلٌ, وَابِلٌ (*vablun*, *vâbilun*), der Regen. Dasselbe בּוּל (Regen) findet sich nun im lat. *pluvia* wieder, so wie יָבַל in *pluere*.

Anm. Es ist sehr wahrscheinlich, dass יָבַל sich im Lateinischen in *pluo* und *fluo* gespalten hat. Ueber diese doppelte Behandlung des ב vgl. Nr. 11 בָּאַשׁ.

15. בָּלַל (perfudit); lat. *polluere*.

Grundbedeutung von בָּלַל ist perfundere, übergiefsen, entsprechend dem arabischen بَلَّ (*balla*) „madefecit et speciatim Rigavit maceravitve asperso aut leviter affuso humore“ (Golius; Freytag). מַצּוֹת בְּלוּלֹת בַּשֶּׁמֶן (perfusae oleo) Levit. 2, 4. Zu dieser Bedeutung stimmt sehr gut die des lateinischen *polluere* (beflecken). Nec polluit ora cruore, Ovid. metam. XV, 98. Ebenso stimmt der Lautgehalt von *polluere* zu בָּלַל. Aber, wendet man ein, *polluere* ist ein Compositum aus *por* (oder *pot*) und *luere*. — Aber, antworten wir, woher weifs man denn das? Von einer Form *porluere* oder *podluere* findet sich im ganzen römischen Alterthum keine Spur, und doch wäre die erstere auch dem classischen Latein ganz mundgerecht; so gut wie das *rl* in *perluere*. Allein unser *polluere* behauptet unverbrüchlich sein *ll*. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, dafs *polluere* unmöglich aus *porluere* entstanden sein könne. Aber die Annahme, dafs dies wirklich geschehen sei, ist keine Thatsache, sondern eine Hypothese. Und diese Hypothese wird unhaltbar durch den Nachweis, dafs das *p* in *polluere* zur Wurzel gehört, so gut wie in *pluere*. Dass die Zusammensetzung von *polluere* aus einer Praeposition und *luere* eine keineswegs feststehende Thatsache, sondern eine etymologische Hypothese ist, ergibt sich schon daraus, dass einer unsrer gelehrtesten Etymologen es gewissermafsen noch offen lässt, ob wir an eine Zusammensetzung mit *por* (aus *pro*) oder mit dem seiner Ansicht nach völlig verschiedenen *pot* (= *ποτί, ποτ*) denken wollen. (Pott, Etymol. Forschungen [2.] I, 273). Wie בָּלַל eine Weiterbildung von יָבַל, so ist das dem בָּלַל entsprechende *polluere* eine erweiterte Form von *pluere* (= יָבַל, s. oben Nr. 14). Vgl. unten Nr. 46 גָּלִיל (*κυλλός*) in seinem Verhältnis zu Nr. 45 גּלל (*κυλ-ίνδω*).

16. סָבַב (circumdedit, cinxit); lat. *sepes, sepire*.

Die Grundbedeutung von סָבַב ist: sich wenden, sich drehen (Prov. 26, 14); daher: um etwas ringsherum gehen; und: etwas umgeben; Eccles. 9, 14: וְסָבַב אֹתָהּ וּבָנָה עָלֶיהָ מְצוֹדִים גְּדֹלִים (und er umzingelte sie [die Stadt] und baute grofse Belagerungswerke). An diese Bedeutung des Umgebens schliefst sich un-

mittelbar die des lateinischen *sepes* (der umgebende Zaun) an. Agricola sedulus casam sepis munimento cingens, Plin. Hist. nat. XVII, 14, 24.

Anm. Man stellt mit *sepes* das griechische *σηκός* (Hürde, umzäunter Ort) zusammen. Diese Zusammenstellung als richtig angenommen, so ist doch durchaus nicht bewiesen, dass die Wortformen mit *p* überall erst auf indoeuropäischem Boden aus solchen mit *k* hervorgegangen sind. Vielmehr lässt sich mit höchster Wahrscheinlichkeit darthun, dass schon vor der Spaltung des indoeuropäischen Urvolks solche Nebenformen mit *p* neben denen mit *k* bestanden. Schon der Umstand, dass bald die eine, bald die andere Sprache die Form mit *p* zeigt, weist darauf hin. So hat in unserem Fall das Griechische die *k*-Form *σηκός* neben der lat. *p*-Form *sepes.* Dagegen haben im Anlaut der Fünfzahl das griechische *πέντε,* das sanskritische *pańćan* und das deutsche *fünf* die Labialis gegenüber der Gutturalis des lat. *quinque.* Ebenso entspricht dem lat. *sucus* das griech. *ὀπός* und dessen Labialis findet sich wieder im deutschen *Saft.* So können wir nicht sagen, dass die eine Sprache die Gutturalen der anderen in Labialen umgewandelt habe. Und da wir bisweilen weit entfernte Glieder der indoeuropäischen Familie, z. B. die Inder, die Griechen und die Deutschen in der Labialis übereinstimmen sehen, so schliefsen wir, dass diese Formen schon unter dem indoeuropäischen Urvolk vorhanden waren. Ist dies aber der Fall, so kann auch Niemand sagen, wie weit jene Formen überhaupt zurückgehen.

17. בָּרַךְ (genua flexit, benedixit; Piel: Deum invocavit, veneratus est) lat. *precari; preces;* sanskrit. *praćʹ* (precari).

Grundbedeutung von בָּרַךְ ist: knien, niederknien. — בֶּרֶךְ, das Knie. — Das Hiphil: וַיַּבְרֵךְ הַגְּמַלִּים (und er liefs sich auf die Knie lagern die Kameele) Genes. 24, 11. Weit häufiger aber als diese blofs sinnliche Bedeutung ist im Hebräischen die davon abgeleitete: Vor Gott niederknien, beten, Gott betend loben. Psalm 95, 6 נִבְרְכָה לִפְנֵי יְהוָֹה עֹשֵׂנוּ (procumbamus in genua coram Deo, qui creavit nos). — Daher im Piel „fausta alicui apprecatus est numine invocato“ Gesenius-Hoffmann. 1. Chron. 16, 2: וַיְבָרֶךְ אֶת־הָעָם בְּשֵׁם יְהוָֹה. Daran schliefst sich an die Bedeutung des lateinischen *precari,* beten, die Götter anrufen. Ein alter, feierlicher Ausdruck. Jane pater, te — bonas preces precor, uti sies volens propitius mihi, Cato R. R. 134. Auch im Lateinischen: Einem

Etwas anwünschen. Longam Augusto — precare diem. Prop. III, 9, 50.

So schliefst sich die Bedeutung des lateinischen *precari* an die des hebr. בָּרַךְ unmittelbar an. Viel ferner steht die Bedeutung von *precari* dem deutschen *fragen*. Dennoch hängen sie zusammen. Die Begriffsvermittlung bietet das sanskrit. *prać'*. Dies heifst 1) precari, und zwar schon in ältester Zeit (s. die Citate aus dem Rigveda bei Westergaard). 2) interrogare. Westergaard p. 106.

Als begriffliche Parallele zur Erläuterung des Uebergangs der Bedeutung: beten, bitten, in die Bedeutung: fragen, bietet sich uns das lat. *rogare* dar. *Rogare* heifst bekanntlich: bitten und fragen; und zwar Ersteres vom Anflehen der Götter bis zum gewöhnlichen geselligen Bitten. Aus letzterem entwickelt sich dann die Bedeutung: Um Auskunft bitten, fragen. Belege: 1) Die Götter anflehen, um Etwas beten. Otium divos rogat in patenti Prensus Aegaeo, Horat. carm. II, 16, 1. — Nunquam divitias deos rogavi, Martial. IV, 77, 1. 2) Geselliges Bitten. Heus, Demea, rogat frater ne abeas longius, Terent. adelph. V, 5, 1. — Malo emere quam rogare, Cic. Verr. IV, 6. 3) Um Auskunft bitten, fragen. Nec, si forte roges, possem tibi dicere quot sint, Ovid. metam. XIII, 823. — Rogo num quid velit, Terent. Eun. II, 3, 50.

So haben wir den Weg gezeichnet, auf welchem wir vom deutschen *fragen* hinaufsteigen bis zum feierlichen *precari* (die Götter anflehen) des Lateiners. Wo dann hier der Faden abzureifsen scheint, da nimmt ihn das Hebräische auf und führt uns noch eine Stufe weiter zurück zur sinnlichen Urbedeutung des Wortes: auf den Knien liegen. Natürlich ist nicht zu fordern, dass diese Urbedeutung sich irgendwo auf indoeuropäischem Gebiet erhalten habe. Es kommt nur darauf an, die jüngeren indoeuropäischen Bedeutungen lückenlos an die semitischen anzuknüpfen. Aber schön wäre es allerdings, wenn sich irgendwo auf indoeuropäischem Boden eine Spur jener Urbedeutung von בָּרַךְ (knien), בֶּרֶךְ (das Knie) erhalten hätte. Und dies ist in der That der Fall. Dem hebräischen בֶּרֶךְ (das Knie) entspricht das griechische Adverbium *πρόχνυ* (auf den Knien). So heifst es Il. IX, 569, 570 von der Althaea: *κικλήσκουσ᾽ Ἀΐδην καὶ ἐπαινὴν Περσεφόνειαν, πρόχνυ καθεζομένη,* „vorgebogen auf den Knien sitzend, d. i. in die Knie sinkend oder niederkniend.“ (Passow.) Man hat dies *πρόχνυ* bisher aus *πρό* und *γόνυ* erklären wollen. Es ist aber vielmehr zusammen-

zustellen mit dem lat. *prōnus,* das aus *procnus** entstanden ist wie *pīnus* (die Pechtanne) aus *pic-nus**. In seiner Bedeutung hat *prō-nus* den Begriff des Vorwärts- oder zur Erde Geneigten festgehalten, der mit der Stellung des Knienden verbunden ist. Pecora, quae natura prona — finxit, Sallust. Catil. 1. — Ipsum pronum sterne solo, Vergil. Aen. XI, 485.

Anm. Das griechische *πϱοχ* in *πϱόχνυ* (auf den Knien) würde nach dem Gesetz der Lautverschiebung in den germanischen Sprachen älterer Stufe lauten *frog.* Dies *frog* findet sich nun auch in dem angelsächsischen Wort *frogga* (englisch *frog*) der Frosch. Wer sich des sitzenden Frosches erinnert, der sieht, dass es für dies Thier kaum eine anschaulichere Bezeichnung geben kann als: der Kniende; so ähnlich ist die Stellung des zusammengekauerten, auf seinen Hinterbeinen sitzenden, nach vorn gebückten Frosches mit der Stellung eines knienden Menschen.

18. אֶבֶן („lapis in universum, cujuscunque generis, rudis et politus, major et minor, tam scopulus quam scrupulus“ Winer). Griechisch *ἴπνος* (Ofen).

Dem griech. *ἴπνος* entspricht nach Form und Bedeutung das altnordische *ofn,* angelsächs. *ofen,* althochdeutsche *ofan, ovan,* neuhochdeutsche *ofen.* Durch dies Zusammentreffen der meisten germanischen Sprachen mit dem Griechischen ist das *p* des Wortes als alt gesichert. (S. Nr. 16 סָבַב.) Daneben aber bietet das Gothische die Form *auhn* (accus. sing.: *κλίβανον,* Matth. 6, 30). Mit diesem gothischen *auhn* (Nominat. wahrscheinlich *auhns,* st. m.) stellt Aufrecht in Kuhns Zeitschr. V, 136 das sanskrit. *aśna* zusammen, dessen Bedeutung ist: Stein. Den Uebergang der Bedeutungen erweist Aufrecht dadurch, dass die ältesten Oefen in Stein gehauene Löcher oder steinerne Heerde waren, wie sich dies auch sprachlich in der althochdeutschen Glosse *steinofan* (Graff I, 176) zu erkennen gibt. Schleicher bringt dann weiter in Kuhns Zeitschr. V, 400 schlagende Belege aus den slavischen Sprachen für die Bezeichnung des Ofens als eines Steines bei. So ist also mit aller Unbefangenheit auf rein indoeuropäischem Boden als die Grundbedeutung des griechischen *ἴπνος* Stein nachgewiesen. Das griechische *ἴπνος* aber stimmt nach unserem Lautwandelgesetz buchstabengetreu zum hebräischen אֶבֶן (der Stein).

Haben wir das Wort אֶבֶן in einer lautgetreu stimmenden griechischen Form (*ἴπνος*) nachgewiesen, so können wir jetzt den

ferneren Spuren dieses Wortes nachgehen. Mit einer nur geringen Veränderung finden wir es wieder in *πέτ-ρος* (Fels) und *πέτ-ρα* (Stein), so wie in *πετ-τός, πεσσός* (Stein im Brettspiel). In dieser Form begegnet es uns auch im Lateinischen, und zwar in der zweiten Hälfte des Wortes *lapis, la-pid-is; la-pid-* ist nämlich ein Compositum aus *la* (Stein, griech. *λᾶας*) und *pid* (Fels). Der *lapis* (Felsstein) bildet den Gegensatz vom *la-ter* (dem Ziegelstein), dessen erste Hälfte dasselbe *la* (= griech. *λᾶ-ας*) ist, während die zweite mit *torrus* und *torreo* zusammenhängt. Torreri a torro deductum, proprie significat siccare, atque arefacere. sed usurpatum est etiam pro eo, quod sit igne urere. Plautus: Una edepol opera in furnum calidum condito, atque ibi torreto. Fest. p. 355. ed. Odofr. Mueller. Also *la-ter*, der gebrannte Stein, der Backstein. Das kurze *a* in *lăpis* und *lăter* darf nicht irre machen. Denn *λᾶας* verdankt sein langes *â* einem mit dem Vocal verschmolzenen Digamma. Die ursprüngliche Form war *λαϝας**.

Wir begegnen aber dem Wort אֶבֶן im Lateinischen noch an einer anderen Stelle. אֶבֶן heifst nämlich auch „pondus librae, quoniam olim lapidibus utebantur pro ponderibus" (Winer). אֶבֶן וָאֶבֶן גְּדוֹלָה וּקְטַנָּה (Gewicht und Gewicht, d. i. verschiedenes Gewicht, grofses und kleines) Deuter. 25, 13. Mit אֶבֶן in dieser Bedeutung hängt zusammen das lateinische *pondus* (Gewicht) und *pondo* (Pfund), das also ursprünglich Steingewicht oder Gewichtstein bezeichnet; wie das deutsche *Stein* als Bezeichnung eines Gewichts. Ebendaher kommt das lat. Verbum *pendo*, dessen Grundbedeutung ist: wägen, den Gewichtstein aufhängen, oder wörtlich: steinen, mit dem Stein wägen.

19. שֶׁבֶר (frumentum); griech. *σπορά* (die Saat, das Ausgesäete).

Die Ableitung des Wortes שֶׁבֶר (frumentum) hat auf semitischem Boden viel Noth gemacht. Man hat es in der Weise mit שָׁבַר (fregit) zusammengebracht, dass es heifsen sollte fractio famis. Andere meinten, das Getraide werde als das Gebrochene bezeichnet „quia molâ frangitur". (Beide Ansichten bei Winer). Wieder Andere verwarfen diese Ansichten und dachten, es heifse „vielleicht das aus dem Boden Hervorbrechende" (Dietrich). Jedenfalls wird es natürlicher sein, beim Getraide an die Saat zu denken.

Was das Wort שָׁבַר (fregit, confregit) und das davon abgeleitete שֶׁבֶר (fractio, destructio, excidium) betrifft, so würde ich es

am liebsten von שֶׁבֶר (frumentum, die Saat) wenigstens vorläufig trennen und mit dem sanskrit. *sp*^{c}*ur* (conterere, destruere, Westergaard p. 247 s. v. *sp*^{c}*ur* 5.) zusammenstellen. Will man aber Beides auf Eine Wurzel zurückführen, so geben die verschiedenen Bedeutungen des sanskrit. *sp*^{c}*ur* zusammengenommen mit dem, was G. Curtius I, 253 bietet, hinreichendes Material zu diesem Unternehmen.

20. אוֹב (der Wasserschlauch); sanskrit. *ap* (Wasser).

Das Wort אוֹב in der Bedeutung Schlauch findet sich Hiob 32, 19: כְּאֹבוֹת חֲדָשִׁים יִבָּקֵעַ. Hier ist zwar אוֹב ein Schlauch für den Wein; die Kenner des Semitischen haben aber ganz mit Recht Wasserschlauch als die Grundbedeutung des Worts angesetzt. Im Arabischen findet sich nämlich ein Wort آبَ (*âba*), welches heifst: Bei Nacht Wasserholen gehen, und mit diesem bringt man das hebr. אוֹב als Wasserschlauch in Verbindung. So weit nun sind wir mit der bisherigen Ableitung einverstanden. Aber die Art, wie man endlich zu der Bedeutung Wasserschlauch gelangt, ist allzukünstlich. Sie ist nämlich folgende: Das arabische آبَ (*âba*) heifst 1) zurückkehren. Daher 2) von der Sonne: untergehen. Daher 3) bei Nacht kommen, und zwar insbesondere, um Wasser zu schöpfen. Und so gelangen wir endlich zu dem hebräischen אוֹב, der Schlauch.

Damit vergleiche man nun unsren Weg: Das sanskritische *ap* (Wasser) ist im Indischen selbst ein uraltes Wort, wie sich daraus ergibt, dass es im classischen Sanskrit bereits defectiv geworden ist, — es findet sich nur noch der Plural, — während in der Sprache der Vedas aufser dem Plural vereinzelt auch noch der Singular vorkommt. (S. Böhtlingk und Roth s. v.)*) Das sanskritische *ap* setzt nach unsrem Lautwandelgesetz auf semitischer Lautstufe die Form *ab* voraus, und dies *ab* finden wir wieder im arabischen *âba* (Wasser holen) und ebenso im hebräischen אוֹב (der Wasserschlauch, der Schlauch).

Anm. 1. Dass die gegebene Ableitung sich durch gröfsere Einfachheit empfiehlt, als die bisherige, wird man nicht in Abrede stellen. Fragt man nach dem Zusammenhang der übrigen Bedeutungen der angegebenen Wörter, so ist zu bemerken, dass auch die

*) Wegen des Verhältnisses der *p*- zur *k*-Form s. Nr. 16 סָבַב.

bisherige Art, diesen Zusammenhang herzustellen, halsbrechend und controvers genug ist. Es würde sich vor allem fragen, ob nicht auch hier, wie sonst in vielen Fällen, verschiedene Wurzeln getrennt zu halten sind; und wo dies nicht der Fall ist, ob man da nicht einfacher vom Wasserschlauch und dem im heifsen Morgenland gewöhnlichen nächtlichen Wasserholen zu dem Beinachtkommen überhaupt gelangt als umgekehrt. Aber diese Untersuchung führt von unsrem eigentlichen Gegenstand, dem Hebräischen, weit ab und in das Arabische hinein.

Anm. 2. Golius p. 2 verzeichnet noch einige arabische Wörter, die unstreitig in der einen oder anderen Weise mit dem sanskrit. *ap* zusammenhängen: أَبَابٌ (*abâbun,* aqua, potus) aus Camus. Golius bemerkt dazu: „forte a Persico آب aqua. Et hinc quoque videtur esse أُبَابٌ (*ubâbun*), fluxus ingens, fluctus, unda. Ca.“ (d. i. Camus). Auch Freytag verzeichnet أَبَابٌ (*abâbun,* aqua) und أُبَابٌ (*ubâbun,* fluxus ingens, fluctus, unda).

21. נָבָל (stultus); griech. νήπιος (thöricht, unerfahren, noch schwach an Verstand); lat. *nepos, nepot-is* (der Verschwender).

Das hebräische נָבָל heifst: schwach an Verstand (von נָבֵל, marcidus, debilis fuit); daher stultus, und endlich impius, sceleratus. — Das griechische νήπιος gilt in neuerer Zeit allgemein für ein Compositum von νη und ἔπος, entsprechend dem lat. *infans.* Ich sage: In neuerer Zeit; denn z. B. noch Duncan folgt in der Etymologie des Wortes νήπιος Damm, der dasselbe als eine Synkope von νηπύτιος ansieht, so nahe auch die Ableitung von νη und ἔπος zu liegen scheint. (S. Duncanii Novum Lexicon Graecum, ed. Rost, Lips. 1831, s. v. νήπιος.) Wie kommen diese Hellenisten dazu, eine scheinbar so handgreifliche Etymologie zu verkennen? Der Grund wird der sein, dass das Wort νήπιος bei Homer in der weit überwiegenden Mehrzahl der Stellen heifst: thöricht, unerfahren, schwach von Verstand. — Unter den Stellen aber, in denen es auf eine Altersstufe angewendet wird, bezieht sich wieder ein nicht geringer Theil auf ein Lebensalter, in welchem das Nichtsprechenkönnen längst aufgehört hat. Aus alle dem geht nun zwar nicht mit Bestimmtheit hervor, dass der Gang der Bedeutungen nicht der vom νη ἔπος zum Unerfahrenen, Thörichten gewesen sein könnte. Jedenfalls aber legt der Homerische

Sprachgebrauch den umgekehrten Gang näher, nämlich den, dass *νήπιος* zuerst den Schwachen von Verstand bezeichnete und dann erst speciell die Kinder als die Unerfahrenen, an Verstand Schwachen. Ganz denselben Gang hat im Mittelhochdeutschen das Wort *tump* (unser *dumm*) genommen, das von der Bedeutung thöricht, unerfahren in die Bedeutung: jugendlich, jung, übergieng*), und zwar ohne tadelnde Beziehung. Den ir tumbiu herze gâben hôhen muot, Nib. 752, 3.

Man wird also jedenfalls nicht läugnen können, dass die Ansicht, die Grundbedeutung von *νήπιος* sei: schwach von Verstand, und mithin *νήπιος* kein Compositum aus *νη* und *ἔπος*, auch abgesehen von der Vergleichung mit dem Semitischen bedeutende Stützpunkte hat. Nun kommen aber hinzu einige lateinische Wörter, die durch unsre Annahme ein neues Licht erhalten. Das lateinische *nepos* (*nepot-is*) heifst nicht nur Enkel, sondern auch ein Verschwender, ein Schwelger. Man hat die wunderlichsten Versuche gemacht, diese Bedeutung mit der anderen zu vermitteln. Die Enkel sollten das Vermögen der Grofseltern durchbringen; als wenn nicht im gewöhnlichen Verlauf der Dinge die Eltern als natürliche Erben zwischen den Grofseltern und den Enkeln ständen. Ziehen wir dies *nepos,* das den Verschwender bezeichnet, zu *νήπ-ιος*, so ergibt sich der Zusammenhang der Bedeutung von selbst. Wie dem Israeliten die schwerste Thorheit das Weichen von Gott war und daher נָבָל *κατ' ἐξοχήν* der Frevler, der Gottesläugner (Psalm 14, 1), so erschien dem alten, bürgerlich haushälterischen Römer Vergeudung und Schwelgerei als das rechte Zeichen des Thoren, und so verblieb dem Wort *nepos* die Bedeutung des Verschwenders. — Das Lateinische, das uns öfters uralte Formen aufbewahrt hat, kommt uns aber auch hier noch mit einem anderen Worte zu Hülfe. In *nebulo,* Schandbube, Taugenichts, hat sich die Form des hebräischen נָבָל vollständig erhalten, und was die Bedeutung betrifft, so wird schon der vergeudende *nepos* dem älteren ernsten Römer so ziemlich als ein *nebulo* erschienen sein.

Anm. 1. Was die verschiedene Quantität von *nĕpos* und *νήπιος* betrifft, so ist in *νήπιος* eine Lautsteigerung durch Vriddhi anzunehmen.

---

*) Man denke nicht, dass man von goth. *dumbs* (*κωφός*), althochd. *tumb* (stumm) als dem nicht redenden Kinde zum mittelhochd. Gebrauch von *tumb* (= jung) gelangen könne.

Anm. 2. In dem *b* in *nebulo* kann nur der eine unübersteigliche Klippe sehen, der das lat. *ab* vom griech. *ἀπό*, das lat. *sub* vom griech. *ὑπό* trennt.

22. קָבַל (Qal ungebr.) Pih קִבֵּל (in Empfang nehmen); griech. *κάπηλος* (der Kleinhändler); *καπηλεύειν* (hökern, Kleinhandel treiben).

Das arabische قَبِلَ (*qabala*) heifst: accepit, acceptavit; compensavit aliquid aliqua re. (Freytag.)

23. לֵב (cor); griech. *ἧπαρ* (Leber).

ἧπαρ und das altnordische *lifr*, hochdeutsche *Leber* wird man schwerlich auseinanderreifsen können. Dann entspricht לֵב dem indoeuropäischen Wort den Lauten nach vollkommen. Als Grundbedeutung von לֵב wird angenommen: das von der Brust Umwickelte, Eingehüllte; von der im Arabischen erhaltenen Wurzel لَبَّ (*labba*, eigentl. sich winden, dann: umwinden, umwickeln). So Dietrich. Dieser allgemeine Begriff kann sich recht wohl bei den Hebräern auf das Herz, bei den Indoeuropäern auf die Leber zusammengezogen haben.

Ebendahin gehört לְבִיבָה (Wickelkuchen), von لَبَّ (*labba*, sich winden, umwickeln, umhüllen), und dies steht ebenso wie das arabische لُبٌّ (*lubbun*, der Kern) in Beziehung zu griech. *λέπος* (Schale, Rinde, Hülse); *λέπειν* (schälen). Zu لَبَّ (*labba*, umhüllen) gehört لُبٌّ (*lubbun*) der Kern als das Umhüllte, wie *λέπος*, die Schale als das Umhüllende. Von derselben Wurzel bildet das Arabische das Wort لَبْلَابٌ (*lablâbun*, convolvulus, eine die Bäume umschlingende Pflanze). Diesem *lablâbun* entspricht das lateinische *lupus* (der Hopfen) Plin. H. nat. XXI, 15, 50. Dietrich (s. v. לֵב) zieht لَبْلَابٌ zu dieser Wurzel. Für die Zusammenstellung dieses Worts mit dem lat. *lupus* (Hopfen) nach unserem Lautwandelgesetz ist es zunächst gleichgültig, ob man es zu لَبَّ oder (mit Golius) zu لَبْلَبَ (amore propensa fuit ovis in foetum) zieht. Beide Grundbegriffe passen vortrefflich zur Hopfenpflanze: das sich um

den Baum, die Stange Windende, und das sie liebevoll Umschlingende.

24. בֹּהוּ (vacuitas, inanitas); griech. *παύεσθαι*; lat. *paucus; pauper.*

Die Begriffe des Aufhörens, des Wenigen, des Armen einerseits und die des Leeren andrerseits grenzen hart aneinander.

25. אָהַב (amavit); griech. *ἀγαπᾶν.*

Anm. Ob nicht עָגַב (amavit, amore flagravit) nur eine andere Form derselben Wurzel ist, können wir für unsern Zweck dahingestellt sein lassen.

26. קֻבָּה (Zelt, Schlafgemach); קָבַב, im Hebr. ungebräuchlich, im Arab. قَبَّ (*qabba,* fornice texit, concamerato opere struxit); قُبَّةٌ (*qubbatun,* tabernaculum, fornix, concameratum opus); griech. *κουπήϊον* (*καμάρα ἡ ἐπὶ τῶν ἁμαξῶν γινομένη*); lat. *cupa* (Tonne), mittelalt. lat. *cupula* (fornix rotundus).

Das hebr. קֻבָּה findet sich nur Num. 25, 8; aber die arabischen (bei Golius belegten) Wörter zeigen den Zusammenhang der Bedeutungen: Zeltdach, Gewölbe. — Das griech. *κουπήϊον* sammt seiner Erklärung gibt Hesychius II, p. 525, N. 3834 (ed. M. Schmidt). Wer eine Entlehnung aus dem Semitischen annehmen will, muss also jedenfalls bis in das klassische Alterthum zurückgehen. An Beweiskraft für unser Lautwandelgesetz würde mithin dies Wort durch eine so alte Entlehnung nichts verlieren. (S. oben §. 49.)

27. גָּבִיעַ (calix, scyphus); griech. *κύπελλον.* S. N. 53.

28. קֶרֶב (viscera, interiores corporis partes); lat. *corpus.*

קֶרֶב bezeichnet die inneren Theile des Körpers: Eingeweide, Bauch, Mutterleib u. s. f. So den Mutterleib Genes. 25, 22; die Eingeweide Exod. 12, 9. Daraus wird im Lateinischen synekdochisch *corpus,* der ganze Leib. Wir können aber im Lateinischen selbst noch eine Spur nachweisen von dem Gang, den die Bedeutung des Wortes genommen hat. Bei den Bäumen nämlich heifst *corpus* das Innere des Stammes im Gegensatz zur Rinde. Alioqui et cerasus et tilia et vitis corticem mittunt, sed non vitalem nec proxumum corpori, verum eum qui subnascente alio expellitur. Plin. Hist. nat. XVII, 24, 37. Eine begriffliche Parallele bietet unser deutsches *Leib.* Im Althochdeutschen heifst *lîb* vita; im Altnordischen bezeichnet *lîf* (n.) die Mitte des menschlichen Leibes, den

uterus und dann auch den ganzen Leib. Selbst im Neuhochdeutschen hat *Leib* neben der allgemeinen Bedeutung: Körper, die speciellere: Bauch, behalten; *Leibweh* ist so viel als Bauchschmerzen. Dass auch das Hebräische solche synekdochische Uebergänge vom bestimmten Körpertheil zum ganzen Körper kannte, ergibt die Geschichte des Wortes עֶצֶם, das 1) Knochen; dann 2) totum corpus vel corporis species (Thren. 4, 7) bedeutete.

29. עָבַד (opus fecit); sanskrit. *apas* (neutr. Werk); lat. *opus*.

Der lat. Nominativ *opus* ist die Grundform, deren *s* im Genitiv in *r* übergeht. (Vgl. das sanskrit. *apas*.) Wir haben also nur einen Uebergang von *d* in *s* anzunehmen. Die Bedeutungen stimmen trefflich. Das hebr. עָבַד bezeichnet vorzugsweise die Feldarbeit (Genes. 2, 5 u. oft); ähnlich das lat. *opus*. Quod in opere faciundo operae consumis tuae, Terent. Heaut. I, 1, 21. Die andere Seite des hebr. עָבַד war das Gott dienen, der Dienst Gottes oder auch der Götter. Exod. 12, 31: עִבְדוּ אֶת־יְהוָֹה (dienet Jehovah); und sonst oft. Diese Bedeutung hat das Sanskrit vorzugsweise bewahrt: „*apas*, n. opus, Werk, Handlung; insbesondere das heilige Werk am Altar u. s. f." Böhtlingk u. Roth s. v. — Das Lateinische hat diese gottesdienstliche Bedeutung in dem Zeitwort *operari* erhalten. Ipsum regem tradunt — operatum his sacris se abdidisse, Liv. I, 31. — Endlich wird auch das lat. *opus est* hier seine Erklärung finden. Eine der gewöhnlichsten Bedeutungen von עָבַד ist: dienen (servire); Dienste leisten. Genes. 30, 29: (Jakob sprach zu Laban) אַתָּה יָדַעְתָּ אֵת אֲשֶׁר עֲבַדְתִּיךָ (Du weifst, welche Dienste ich dir geleistet habe). Daraus entwickelt sich für *opus est* zunächst die Bedeutung: dienlich sein. Daher kann Cato sagen: Emas, non quod opus est, sed quod necesse est (Senec. epist. 94). Und immer bleibt ein Unterschied zwischen dem durch *opus est* und dem durch *necesse est* ausgedrückten Nöthigsein.

30. גָּבַהּ (altus fuit; Hiph. altum fecit, exaltavit); lat. *capere*; goth. *hafjan*; hochdeutsch *heben*. S. Nr. 50.

31. גָּבַר (valuit); גֶּבֶר („vir, addita roboris et fortitudinis notione"); lat. *caper*. S. Nr. 56.

§. 54.

Semitisches ד etymologisch = indoeuropäischem *t*.

32. דָּגָה (multiplicatus est); דָּג (piscis); griech. *τεκεῖν, τίκτειν.*

Das Wort דָּגָה kommt nur einmal vor, Genes. 48, 16: (Jakob sprach: Der Engel segne die Knaben) — וְיִדְגּוּ לָרֹב בְּקֶרֶב הָאָרֶץ (et multiplicentur in multitudinem in terra). Ueber die Bedeutung des Worts kann kein Streit sein. — Zu derselben Wurzel gehört דָּג (der Fisch) wegen seiner starken Vermehrung, die jedem in der Natur lebenden Menschen auffällt. Diese Etymologie findet sich bei Gesenius, Winer, Hoffmann, Dietrich u. s. w. — Von דָּג (Fisch) kommt der Name des Gottes der Philister דָּגוֹן, der zu Gaza und Asdod verehrt wurde (Richter 16, 23; 1. Sam. 5, 2 fg.). Die theilweise Fischgestalt dieses Gottes ergibt sich aus dem רַק דָּגוֹן 1. Sam. 5, 4. (Vgl. die fischgeschwänzte Göttin Derketo in Askalon. Lucian de dea Syr. §. 14; Diod. Sic. II, 4.) Ebenso wissen wir, dass in diesen Gottheiten die Fruchtbarkeit der Fortpflanzung verehrt wurde. Mit dem Fisch (דָּג) aber werden sie in Verbindung gesetzt, weil er durch seine grofse Fortpflanzungskraft ein Symbol der Fruchtbarkeit ist. (Vgl. Movers, Die Phönizier I, 593.)

Das alles: das Zeugen, das Gebären, die Vermehrung durch die sich ausbreitende Fortpflanzung finden wir im griechischen *τεκεῖν* (*ἔτεκον, τίκτω*) wieder. Dass auch den Griechen die Bedeutung des Zeugens und Gebärens in der Wurzel *τεκ* in nahem Zusammenhang mit der des Vermehrens stand, ergibt sich aus *τόκος*, der Zins.

Anm. Man erklärt auf indoeuropäischem Boden *τεκεῖν* und *τεύχειν* (bereiten, wozu *τέκτων* u. s. f.) für ein und dieselbe Wurzel. (S. G. Curtius I, 49 u. 187.) Hier ist vor allen Dingen zu bemerken, dass etwas Zwingendes in dieser Verbindung nicht liegt. Vielmehr würde der die strengeren etymologischen Grundsätze auf seiner Seite haben, der diese Wurzeln getrennt hielte. Indessen hat ihre ursprüngliche Zusammengehörigkeit allerdings viel für sich. Aber von welcher Grundbedeutung man auszugehen hat, das ist eine nichts weniger als zum Abschluss gebrachte Frage. „Die Wurzel ist eine der ältesten, sagt G. Curtius I, 188, für allerlei noch nicht scharf geschiedene Handthierung, so dass wir uns nicht wundern dürfen, dem Weber neben dem Zimmermann und Schützen

zu begegnen.“ Nun vergesse man nicht, dass wir uns hier auf griechischem Boden befinden, wo durch unzählige Stellen des Homer die uralte Bedeutung von *τίκτω*: gebären, zeugen, Junge werfen, feststeht. Sollte es hier nicht das Natürlichste sein, von der Bedeutung des menschlichen und animalischen Zeugens auszugehen und anzunehmen, dass dieses ursprünglichste Hervorbringen dann auch auf die Hervorbringung des Zimmermanns, Webers u. s. w. übertragen worden sei? Zieht man es aber vor, die allgemeinere Bedeutung zu Grunde zu legen, so beweist doch jedenfalls die Bedeutung: gebären, zeugen, die *τίκτω* bei Homer überall hat, dass diese specielle Anwendung des Worts eine uralte ist, die sich sehr wohl im Semitischen ausschliefslich festgesetzt haben kann.

33. דָּאַב (tabuit, languit); lat. *tabeo.*

Psalm 88, 10: עֵינִי דָאֲבָה מִנִּי־עֹנִי (oculus meus contabuit prae moerore). Auf die Seele übertragen Jerem. 31, 12: נַפְשָׁם כְּגַן רָוֶה וְלֹא־יוֹסִיפוּ לְדַאֲבָה עוֹד (anima eorum ut hortus irriguus neque amplius tabescent). Das Lateinische hat fast genau dieselbe Bedeutung erhalten in seinem *tabescere*, ursprünglich dem Inchoativum von *tabere.* Cur quisquam aeterno possit tabescere luctu, Lucret. III, 924. — tabescere dolore, Cic. ad Attic. II, 21.

Anm. Ueber das *b*, das im Lateinischen bisweilen erscheint statt des sonstigen *p* auf griechisch-lateinisch-sanskritischer Stufe s. Nr. 21 נָבָל.

34. דָּאַג (sollicitus fuit); griech. *τήκεσθαι.*

Psalm 38, 19: אֶדְאַג מֵחַטָּאתִי (Ich bin bekümmert ob meiner Schuld). Das griechische *τήκω* (schmelzen, transitiv) und *τήκεσθαι* (schmelzen, intrans., zerfliefsen) hat die sinnliche Grundbedeutung bewahrt. Zugleich aber zeigt uns schon das älteste Griechisch den Uebergang von der sinnlichen Bedeutung in die geistige: Vor Gram und Sehnsucht sich verzehren. *Ταῦτ᾽ ἄρ᾽ ἀοιδὸς ἄειδε περικλυτός· αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς τήκετο.* Od. *Θ*, 521.

Anm. Wer das lateinische *tabere* mit dem griechischen *τήκειν* zusammenbringt, der muss dann dasselbe auch mit דָּאַב und דָּאַג thun.

35. דַּד (mamma, uber); griech. *τίτθη; τίτθος.*

Das Wort דַּד (mamma, uber) kommt nicht blofs bei Ezech. 23, 3; 8; 21, sondern auch Proverb. 5, 19 vor: דַּדֶּיהָ יְרַוֻּךָ (mammae ejus satient te). Die gewöhnlichere Form ist im Hebräischen שַׁד; Dual. שָׁדַיִם (mammae), z. B. Genes. 49, 25. Die ältere und

ursprünglichere Form ist bekanntlich nicht immer nach dem chronologisch früheren Vorkommen zu bestimmen. Setzt man שַׁד als die Urform an, so muss man einen Uebergang von שׁ in ד, in syrisches *t* und arabisches ث annehmen; (arabisch ثَدْيٌ *thadjun,* mamma). Sollte man nicht schon auf diesem Wege dazu gelangen, lieber die Form דַּד zu Grunde zu legen und von ihr die Uebergänge in *t, th* und *sh* zu suchen? Es gibt aber noch einen anderen Weg, der uns mit unumstöfslicher Gewissheit zu dem Ergebnis führt, dass דַּד und nur dies die Urform des Wortes ist. Das Wort דַּד ist nämlich ein Naturlaut, ebenso wie אָב (Vater) und אֵם (Mutter). Es ist entstanden dadurch, dass man die ersten stammelnden Laute des Kindes, wenn es nach der Mutterbrust verlangt, in die Sprache aufgenommen hat. (Vgl. J. C. E. Buschmann, Ueber den Naturlaut, Berlin 1853, S. 30.) Das Kind sagt aber aus den physiologischen, oben unter אָב (Nr. 4) angeführten Gründen weder *shad,* noch *thad,* noch *tad,* sondern jederzeit *dad.* Folglich ist *dad* die Form, die dem Munde des Kindes unmittelbar abgelauscht ist, und jede andere, nichttönende Consonanten enthaltende Form erst durch Lautveränderung daraus entstanden. Dieser Naturlaut kann deshalb auch immer von neuem in die Sprache aufgenommen werden, wenn er sich, zum Bestandtheil der Sprache erhoben, im Strom der übrigen Lautveränderung zu weit von seinem Ursprung entfernt hat. So ist aus einem *did,* das die germanischen Sprachen ursprünglich besessen haben (vgl. noch das gothische *daddjan,* säugen, Marc. 13, 17), ein niederdeutsches *titt* (vgl. angelsächsisch *tit*) und endlich gar ein hochdeutsches *Zitze* geworden. Aber wie auf gothischer Stufe gothisches *daddjan* neben angelsächsischem *tit* herläuft, so auf hochdeutscher althochdeutsches *deddi* neben *tutti,* und neuhochdeutsches *dütte* neben *tutte* und endlich *zitze.* (S. Grimm, Wörterb.: *dutte.*) Das Wort דַּד würde deshalb auch gar nicht zu brauchen sein, um durch sein blofses Dasein in den beiden grofsen Sprachfamilien deren Verwandtschaft zu beweisen. Um so besser aber dient es, mit seinen vielen Genossen den Satz zu bekräftigen, dass die indoeuropäischen Sprachen die ursprünglich in ihnen vorhandenen weichen Verschlusslaute in harte verwandelt haben, und dass diese ältere Stufe der indoeuropäischen Wörter sich in den ursprünglichsten Lautformen der semitischen Sprachen erhalten hat.

36. יָלַד (peperit; inf. לֶדֶת; Piel יִלֵּד, in partu adjuvit parturientem); griech. *Λητώ*.

Der Infin. constr. לֵדָה Jes. 37, 3: לְלֵדָה (ad pariendum). Das Piel (in partu adjuvit parturientem) Ex. 1, 16: בְּיַלֶּדְכֶן. — Die griechische *Λητώ* hat ihren Namen vom Gebären. In ihrem Mythus tritt Nichts so hervor wie die Noth, die sie durch Heras Verfolgung bei ihrer Niederkunft litt. Ihr Gebären selbst aber, sagte der Mythus, war ein schmerzloses (Callim. Hymn. *εἰς Ἄρτεμιν* v. 24). Zugleich ist sie die Mutter der Artemis, der Göttin, welche die Gebärenden anrufen (Callim. Hymn. *εἰς Ἄρτεμιν* v. 22 fg.). Der Vater der *Λητώ* ist *Κοῖος* (Hesiod. Theog. 404—406), d. i. der Vertreter des Beilagers, des Beischlafs, von *κεῖμαι*. Vgl. *κοίτη* (Lager, Bette, Beischlaf); *ἀκοίτης* (Bettgenosse, Gatte); *ἄκοιτις* (Bettgenossin, Gattin).

37. דָּרַךְ (calcavit; incessit; pedibus tetendit); griech. *τρέχω;* lat. *traho*.

Die Grundbedeutung von דָּרַךְ ist pedibus calcavit, daher dann incessit, gressus est (Hiob 9, 8). — Das lateinische *traho* ist buchstabengetreu das griech. *τρέχω*, dorisch *τράχω* (Pind. Pyth. VIII, 33 ed. Boeckh). Dass *h* in *traho* dem *χ* entspricht, zeigt *traxi* und *tractus*. Man würde also gewiss *traho* und *τρέχω* zusammenstellen, wenn man nur die Bedeutungen zu vereinigen wüsste. Vielleicht gibt uns der Rückgang in das hohe Alterthum, mit dem wir uns hier beschäftigen, dazu die Mittel an die Hand. Das Hebräische zeigt das Wort דָּרַךְ (calcare) sehr oft in Verbindung mit קֶשֶׁת (der Bogen). Es heifst dann soviel als: den Bogen spannen (eigentlich ursprünglich den Bogen treten, ihn mit den Füfsen spannen). Psalm 37, 14 וְדָרְכוּ קַשְׁתָּם (und sie spannen ihren Bogen). Wie, wenn diese dem höchsten Alterthum geläufige Ausdrucksweise den Mittelbegriff abgäbe zwischen *τρέχω* (tüchtig auftreten, laufen) und *traho,* ziehen? Das Wort trahere gebrauchen die Römer noch vom Spannen (Ziehen) des Bogens. Cic. De nat. deorum II, 44. Von diesem Grundbegriff des Bogenspannens hätte sich dann die Bedeutung des Worts auf jedes Ziehen ausgebreitet.

38. מָדַד (mensus est); lat. *metiri.*

Die Grundbedeutung von מָדַד ist extendere, wie man aus dem arab. مَدَّ (*madda,* tendere, extendere) und aus dem Hithpoel הִתְמֹדֵד (extendit se) 1. Kön. 17, 21 schliefst. Die im Hebräischen

gewöhnliche Bedeutung von מָדַד aber ist *metiri*, messen. Das lat. *metiri* ist ein erweitertes Thema der kürzeren sanskr. Wurzel *mâ* (metiri). Dass wir berechtigt sind, diese durch Dentallaute erweiterten Formen der semitischen und indoeuropäischen Sprachen zusammenzustellen, darüber s. unten Nr. 41 נוד.

39. צָדָה (studiose quaesivit, sectatus est, insidiatus est); griech. ζητέω (suchen, aufspüren).

Mit צָדָה hängt zusammen צוד (venatus est). — ζητέω wird betrachtet als die erweiterte Form einer Wurzel ζε*, die sich im homerischen δί-ζη-μαι (ich suche) erhalten hat. (Pott, Etymol. Forschungen [1.] II, S. 36; G. Curtius II, 196.) ζητέω stellt Bopp mit sanskrit. *yat* (operam dare, studere) zusammen (Bopp, Gloss. s. v. *yat*). G. Curtius (II, 196) will dann das sanskr. *yat* gleichfalls zerlegen in *ya-t* und es so auf die primitivere sanskrit. Wurzel *yâ* (ire) zurückführen. Stimmt man diesen Zerlegungen bei, so hat man in צָדָה ebenso wie in ζητέω eine durch einen Dentallaut erweiterte Wurzel anzunehmen (s. unten Nr. 41 נוד). Was das griechische ζ an der Stelle eines hebräischen צ betrifft, so gehört das etymologische Verhältnis der semitischen Zischlaute zu den Zischlauten, Palatallauten, Linguallauten und Dentallauten der indoeuropäischen Sprachen unter die Dinge, deren Untersuchung noch nicht einmal begonnen ist, geschweige denn dass sie in der Weise abgeschlossen wäre, dass man bereits sagen könnte, was hier möglich oder unmöglich ist.

40. סָלַד (Qal inusit.); Pih. סִלֵּד (exultavit); lat. *saltare, exsultare.*

Das hebr. סִלֵּד ist ein ἅπαξ λεγόμενον Hiob 6, 10: וַאֲסַלְּדָה בְחִילָה (et exsulto in dolore, Gesenius-Hoffmann) — „סלד nach LXX Targ. und nach ܣܠܕ heftig mit Klirren sich bewegen, hüpfen, frohlocken aufs ungestümste.“ Ewald zu der angef. Stelle des Hiob. — Die Bedeutung: vor Freude springen, sich lebhaft freuen, bietet das lat. Compositum *exsulto.* Das *t* in *salto* und *exsulto* ist eine Erweiterung der Wurzel *sal* in salire. Ueber dessen Zusammenstellung mit dem hebr. ד in סִלֵּד s. unten Nr. 41 נוד.

41. נוד (commotus fuit); Hiph. הֵנִיד (hinc inde movit, nutavit); Hithpol. הִתְנוֹדֵד (capite nutavit, vacillavit); lat. *nutare.*

Das Hebräische hat eine Wurzel נוּעַ (moveri) und eine zweite נוד (moveri, commoveri). Wir erkennen in der ersten das griech. νεύω (lat. *nuere* in *ad-nuere*); in der zweiten das erweiterte *nutare.*

Die Grundbedeutung von נוּד ist die allgemeine: Hin und herbewegt werden. Aber auch im Hebräischen bezeichnet das Hiph. הֵנִיד das Schütteln mit dem Kopfe. Jer. 18, 16: וְיָנִיד בְּרֹאשׁוֹ (und schüttelt mit seinem Kopfe). Hithpol. הִתְנוֹדֵד Jer. 48, 27: „caput agitavit“ Gesenius-Hoffmann: „se agitavit i. e. capite nutavit“ Winer; „Hin- und Herschwanken“ Ewald, die Propheten des Alten Bundes II, Stuttgart 1841, S. 122.

Neben נוּד bietet das Hebräische die Wurzel נָדַד (movit se, vagatus est, Jes. 16, 2). Die Bildung נָדַד verhält sich zu נוּד wie גָּדַד zu גּוּד. Gegenüber den indoeuropäischen Sprachen bietet נָדַד eine ähnliche Erweiterung von *nuo*, wie מָדַד von *mâ*. S. Nr. 38 מָדַד.

Wenn wir Nr. 38—41 zusammenfassen, so sehen wir, dass das Hebräische statt des *t*, durch welches die indoeuropäischen Sprachen ihre Wurzeln fortbilden, ein ד hat. Wer etwa meinte, die mit *t* gebildeten indoeuropäischen Verbalthemen hätten immer den Weg durch ein Participium Perfecti Passivi genommen — also nuo — nutus, a, um — nutare, — dem müsste es freilich sehr widersinnig vorkommen, wenn man diesen indoeuropäischen Participialthemen hebräische Bildungen auf ד an die Seite stellt, da eine solche dem lateinischen *tus*, dem sanskrit. *ta* entsprechende passivische Participialbildung im Hebräischen gar nicht vorhanden ist. Aber die Sache ist eben auf indoeuropäischem Boden ganz anders, als hier angenommen wird. Seit uralter Zeit kennen die indoeuropäischen Sprachen Weiterbildungen der Verbalwurzel durch *t*, ohne dass bei diesen Erweiterungen an ein inmitten liegendes Participium zu denken ist. So im griechischen *τύπ-τω, τίκ-τω, ἀνύ-τω* u. s. w. (Ueber die Thatsache selbst s. Bopp, Vergleichende Gramm. II, [2.] §. 498; Max Müller in Kuhns Zeitschr. IV, 369; gegen Kuhns Versuch [Zeitschr. II, 470], diese *t* aus Participien auf *ta* zu erklären, s. G. Curtius, Grundzüge I, 53.) Mit der Bemerkung, die angeführten Verba seien „Praesensstämme“, ist für die Erklärung des Ursprungs dieser *t* Nichts gethan. Denn woher kommen denn eben diese Praesensstämme? Haben diese *t* je und je nur die Bestimmung gehabt, das Praesens und die anderen aus dem Praesens gebildeten Verbalformen auszudrücken, oder sind nicht vielmehr diese so genannten Praesensstämme ursprünglich erweiterte Verbalstämme überhaupt mit modificierter Bedeutung, die man dann als Praesensstamm verwendet hat? Mit diesen noch keineswegs aufgeklärten *t* der indoeuropäischen Sprachen (s. G. Cur-

tius I, 58) sind die ihnen entsprechenden *d* der semitischen Sprachen zusammenzustellen.

42. דָּפַק (pulsavit januam); griech. *τύπτω*.

Das Qal דָּפַק in der Bedeutung: anklopfen, Cant. 5, 2; das Hithpael in derselben Bedeutung Jud. 19, 22. — Die Grundwurzel in דָּפַק ist דַּף, wie in *τύπτω* : *τυπ*. Diese Wurzel ist in דָּפַק durch ק erweitert, in *τύπτω* durch *τ*.

43. דָּלָה („in altum traxit, evexit, specialiter aquam ex puteo hausit" Winer); lat. *tuli; tollo;* griech. *ἀν-τλέω* (ich schöpfe). — דְּלִי und דָּלְיִ („situla, qua aqua ex puteo hauritur" Winer); lat. *tollo, tolleno* („genus machinae, quo trahitur aqua, alteram partem praegravante pondere, dictus a tollendo" Fest. p.356 ed. Odofr. Mueller).

ἀν-τλέω (schöpfen) zieht Pott, Etymol. Forsch. (1.) I, S. 265 zur Wurzel *tul* (zu welcher *tuli, tollo, τλῆναι* u. s. w. gehören) und G. Curtius I, 188 stimmt ihm bei. — דְּלִי (Jes. 40, 15) דָּלְיִ (Num. 24, 7), der Eimer am Ziehbrunnen; *tolleno* der Hebebalken am Ziehbrunnen, wie die angeführte Stelle aus Festus bezeugt und eine diesem Hebebalken ähnliche Kriegsmaschine bei Veget. de re milit. IV, 21 erläutert. Sowohl dem hebr. דָּלְיִ als dem lat. *tolleno* liegt der Begriff des Heraufhebens des Wassers aus dem Ziehbrunnen zu Grunde.

44. קִדָּה (casia); bei den Griechen *κιττώ*.

קִדָּה (casia, Exod. 30, 24; Ez. 27, 19) ist ein semitisches Wort. Es wird abgeleitet von قَدَّ (*qadda,* scidit). Das griechische *κιττώ* (bei Dioscorides l. l. c. 12) ist aus dem Semitischen entlehnt. Selbstverständlich wird dies Wort hier nicht angeführt, um durch sein Vorkommen im Griechischen und Hebräischen die Urverwandtschaft beider Sprachfamilien zu beweisen. Aber den Uebergang eines semitischen *d* in indoeuropäisches *t* belegt das Wort in derselben Weise, wie z. B. das althochdeutsche aus dem Lateinischen entlehnte *pflanza* den Uebergang des früheren *p* in *pf,* des früheren *t* in *z* bezeugt.

§. 55.

Semitisches ג etymologisch = indoeuropäischem *k*.

45. גּוּל, גִּיל (exsultare, eigentlich in orbem rotari, circumvolvi und daher saltando et tripudiando exsultare); griechisch *κυλίνδω* (wälzen).

Im Hebräischen kommt גּוּל, גִּיל nur in übertragener, geistiger Bedeutung vor. Es heifst dort exsultavit prae gaudio, laetatus est. Die ursprüngliche sinnliche Bedeutung hat das arabische جَالَ (*gâla,* circumivit) bewahrt.

46. גָּלִיל (quod in rotundam flexum est formam); griech. *κυλλός* (gebogen); גַּל (acervus, cumulus; pl. גַּלִּים); lat. *collis.*

Von der Wurzel גָּלַל (volvit, devolvit) bildet das Hebräische ein m. גָּלִיל zur Bezeichnung verschiedener runder Gegenstände. So heifst גָּלִיל annulus (Ring) Cant. 5, 14. Diesem Sinn entspricht das griech. *κυλλός* (gebogen, gekrümmt). Ferner stammt von derselben Wurzel גַּל (cumulus), z. B. der Haufen Steine. Genes. 31, 46: וַיִּקְחוּ אֲבָנִים וַיַּעֲשׂוּ־גָל (und sie nahmen Steine und machten einen Haufen). Plur. גַּלִּים 2. Kön. 19, 25. Wir finden das Wort wieder im latein. *collis* (Hügel), das sich als kleinere Erhöhung von der grofsen, dem mons (Berg) unterscheidet. Monte minor collis, Ovid. de arte am. II, 71. Beiden, dem גַּל und dem *collis* liegt der Begriff der gerundeten Erhöhung zu Grunde.

Anm. גָּלַל steht in demselben Verhältnis zu גּוּל, wie *κυλλός* zu *κυλ-ίνδω.* Vgl. oben Nr. 15 בָּלַל.

47. גָּרַע (rasit barbam); griech. *κείρω.*

גָּרַע in der Bedeutung: scheeren, Jerem. 48, 37. Eine verwandte Wurzel ist גָּרַז (secuit, resecuit, Psalm 31, 23); arabisch جَرَزَ (amputavit, resecuit).

Anm. Zu *κείρω* stellt G. Curtius I, 117 mit Recht lat. *curtus,* sanskrit. *kar-tari* (Scheere), gothisch *hairus* (*μάχαιρα*), altnord. *hiörr* (gladius). Hieraus ergibt sich, dass vom Sanskrit bis zum Griechischen, Lateinischen, Gothischen und Altnordischen hin diese Wurzel mit einem Gutturallaut begann. Wer also das althochdeutsche *skiru,* das neuhochdeutsche *scheeren* zu dieser Wurzel stellt, der hat nachzuweisen, woher das anlautende *s* kommt, oder er muss darthun, warum das Sanskrit, das Griechische und das Lateinische, — lauter Sprachen, denen der Anlaut *sk* ganz geläufig ist, — gerade bei diesem Wort das *s* abgeworfen haben. Zieht man es nicht vor, das *s* des hochdeutschen *skiru* als einen späteren Zuwachs anzusehn, so wird man jedenfalls zugeben müssen, dass es eine in die Urzeit zurückreichende Nebenform, die mit *k* anlautete, gegeben hat. Denn woher kämen sonst das Sanskrit, das Griechische und das Lateinische übereinstimmend dazu, die

ihnen geläufige Verbindung *sk* gerade in dieser Wurzel in *k* zu verwandeln? Mit dieser in die Urzeit zurückreichenden *k*-Form stellen wir das hebräische גֶּרַע zusammen.

48. גּוֹרָל (sors, eigentlich lapillus, quo in sortiendo uti solebant); griech. *κοράλλιον*.

Die Grundbedeutung des hebr. גּוֹרָל ergibt sich noch aus den Zeitwörtern, die damit verbunden werden, z. B. נָפַל (cecĭdit) Jon. 1, 7: וַיִּפֹּל הַגּוֹרָל עַל־יוֹנָה (und es fiel das Loos auf Jona). Diese Bedeutung findet ihre Bestätigung in dem arabischen جَرَلٌ (*garalun,* lapis). Dass das griechische *κοράλλιον* diesem גּוֹרָל (lapillus) sehr nahe steht, wird Niemand läugnen. Ist es entlehnt, so fällt damit seine lautgeschichtliche Beweiskraft durchaus nicht weg. S. oben Nr. 44 קְדָה und §. 49.

49. גּוּר (peregrinari); sanskrit. *c'ar* (umherstreichen, wandern); lat. *curro*.

Das Wort גּוּר (peregrinari) wird vorzugsweise von dem Nomadenleben der Patriarchen gebraucht (Genes. 12, 10; 20, 1 u. s. f.). Der Grundbegriff von גֵּר (peregrinus, advena) ist: der Wanderer. — Für das sanskrit. *c'ar,* das lautgetreu dem hebräischen גּוּר entspricht, geben Böhtlingk und Roth als erste Bedeutung an: „sich regen, bewegen, umherstreichen, gehen, fahren, wandern". Und überdies verzeichnen sie für *c'ar* die Bedeutung: „leben, sein, sich befinden". — Die Zusammenstellung von sanskrit. *c'ar* und lat. *curro* gibt G. Curtius I, 51.

50. גָּבַהּ (altus fuit, elatus fuit; Hiph. exaltavit und in sublime se sustulit); lat. *capere;* gothisch *hafjan;* hochdeutsch *heben.*

Das Hiphil הִגְבִּיהַּ mit עוּף (fliegen): hoch machen zu fliegen, seinen Flug erheben (Hiob 5, 7) und ohne עוּף: in die Höhe sich erheben. Hiob 39, 27: אִם־עַל־פִּיךָ יַגְבִּיהַּ נָשֶׁר (Hebt auf deinen Befehl sich der Adler). — Schon immer stellt man wegen der vollständigen etymologischen Uebereinstimmung der Laute das gothische *hafjan* mit lat. *capere* zusammen. Das gothische *hafjan* heifst *αἴρειν*. Marc. 2, 3: Jah qêmun at ïmma uslithan bairandans hafanana fram fidvôrim (Grundtext: *Καὶ ἔρχονται πρὸς αὐτὸν παραλυτικὸν φέροντες αἰρόμενον ὑπὸ τεσσάρων*). Mit dem gothischen *hafjan* stimmt im Wesentlichen nach Laut und Bedeutung überein das altnordische *hefja,* angelsächsische *hebban,* hochdeutsche *heben.* Die germanischen Zeitwörter mit ihren Nebenbedeutungen und Ablei-

tungen werfen hier Licht auf die Grundbedeutung des lateinischen *capere.* Aus der Bedeutung: in die Höhe heben, heben, entspringt in den germanischen Sprachen die Bedeutung: halten. So heifst z. B. in der schwäbischen Mundart *heben* so viel als: halten. (Vgl. Schmid, Schwäb. Wörterb. S. 267.) Zunächst: etwas halten, dass es nicht zur Erde fällt; dann halten überhaupt. Das ist die Bedeutung, die sich im lateinischen *capere* festgesetzt hat. Eine Spur der alten Grundbedeutung hat sich in dem intransitiven *incipere* (anheben) erhalten. Hic annus incipit vicesimus, Plaut. capt. V, 2, 3. — Das gothische *hafjan,* altnordische *hefja,* hochdeutsche *heben* u. s. f., das durch *capere* mit גָּבַהּ lautlich regelrecht vermittelt wird, stimmt in seiner Bedeutung trefflich zu diesem semitischen Wort. *heben, erheben, erhaben* u. s. f. gehen alle zurück auf: hoch machen. Altnordisch: Völundr hôfsk at lopti (Völundr sustulit se in altum) Völundarkvida 27. Damit vgl. die oben angeführte Stelle aus Hiob (39, 27).

51. גָּזַז (totondit); גִּזָּה (vellus); גֵּז (tonsura, vellus); sanskrit. *kês̓a* (coma, caesaries); lat. *caesaries.*

גִּזָּה (vellus) Jud. 6, 39. — גֵּז („lana ovium detonsa, vellus", Gesenius-Hoffmann) Deut. 18, 4. — Das sanskrit. *kês̓a* (coma) und *kês̓ara* (juba leonis) stellt Bopp (Gloss. s. v.) mit dem lat. *caesaries* zusammen. Die Ableitung aus *ka* (caput) und *s̓aya* (jacens), die Bopp versucht, leidet schon auf indoeuropäischem Boden an dem Uebelstand, dass man annehmen müsste, *s̓a* sei corrumpiert aus *s̓aya.* Das semitische גֵּז (vellus) zeigt uns, dass das *s̓* in *kês̓a,* das *s* in *caesaries* wurzelhaft ist.

52. סָגַר (clausit); lat. *sacer; sacrum; sacellum.*

Die Grundbedeutung des lat. *sacrum* ist das Verschlossene, das innere Heiligthum, das gegen den Zutritt des Profanen Abgeschlossene. So noch in *sacellum.* Sacella dicuntur loca Dis sacrata sine tecto. Festus, De verborum significatione l. XVIII, p. 318 ed. Odofr. Mueller.

53. גָּבִיעַ (calix, scyphus); griech. *κύπελλον.*

Das Wort גָּבִיעַ (calix, scyphus, Genes. 44, 2; calix florum, Ex. 25, 31) wird zurückgeführt auf eine nicht vorkommende Wurzel גָּבַע („radix inusit. cujus derivata omnia id quod editum atque simul subrotundum est [abgerundete Erhöhung] significant", Winer). Es liegt hier eine ganze Reihe semitischer Wurzeln vor, die in Beziehung zu einander zu stehen scheinen. Es wird aber ebenso

sehr darauf ankommen, Nichtzusammengehörendes zu trennen, als möglichst Viel auf Einen Haufen zu werfen.

54. גָּמָל (camelus); griech. *κάμηλος*; lat. *camelus*.

Wenn das griech. *κάμηλος* und das lat. *camelus* aus dem Semitischen entlehnt sind, so gehört ihre lautgeschichtliche Beweiskraft unter §. 49. Dass גָּמָל und *κάμηλος, camelus* wirklich dasselbe Wort sind, wird Niemand läugnen. Für unseren Zweck können wir also die Frage nach der Etymologie von גָּמָל ganz auf sich beruhen lassen.

Anm. Die Möglichkeit, dass der Name des Kameels ein gemeinsamer Besitz der semitisch-arischen Ursprache sei, wird sich nicht abweisen lassen. Ist aber *camelus* ein indoeuropäisches Wort und mit גָּמָל urverwandt, so wird es vielleicht nicht zu gewagt sein, das lat. *camelus* mit *cumulus* (der Haufe) in Zusammenhang zu bringen und *camelus* als das Thier zu erklären, das einen Hügel auf dem Rücken hat: das Höckerthier. — Ich hatte diesen Gedanken bereits zu Papier gebracht, als ich in Dietrichs Bearbeitung von Gesenius Handwörterbuch s. v. גָּמָל die Bemerkung fand: „Das Kameel ist von den Semiten wahrscheinlich von dem als Haufe (vgl. גָּמַל Grundbedeutung im Arabischen und جَمّ tuberculum) erscheinenden Höcker benannt." Und dann ebend. unter גָּמַל: „Grundbedeutung zusammenhäufen in جمل I. wie IV. sammeln, summiren; davon جُمُل Haufe von Menschen, جُمْلَة Haufe, Aggregat von Sachen, Summen, Ganzes".

55. גַּלָּב (tonsor); lat. *calvus*.

גַּלָּב (tonsor) Ez. 5, 1. Die Wurzel des Worts kommt im Hebräischen nicht vor. Man vergleicht das arabische جَلَفَ (*galafa*, decorticavit, abrasit).

56. גָּבַר (valuit robore); גֶּבֶר (vir, a robore dictus); lat. *caper* (Bock; Steinbock); griech. *κάπρος* (Eber).

Ueber die angesetzte Grundbedeutung von גֶּבֶר als vir a robore dictus vgl. Gesenius, Winer, Gesenius-Hoffmann u. s. w. — Die indoeuropäischen Sprachen bezeichnen verschiedene Thiere mit dem Wort *caper*: den Bock und den Eber. Das Gemeinsame ist: das Kräftige, und specieller: das männlich Kräftige. So erscheint bei Homer der *κάπρος* (Eber). *Οὔτε* [*τόσσον μένος*] *συὸς κάπρου ὀλοόφρονος, οὔτε μέγιστος θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι πέρι σθένεϊ*

βλεμεαίνει, ὅσσον Πάνθου υἷες ἐϋμμελίαι φρονέουσιν. Ilias XVII, 21. So vergleicht Homer noch oft seine Helden dem *κάπρος* (*κάπριος*); z. B. den Hektor, Il. XII, 42. — Im Lateinischen bezeichnete *caper* nicht blofs den Ziegenbock, sondern auch den Steinbock (so Manil. II, 178), für den gewöhnlich das zusammengesetzte capricornus gebraucht wird. — Die trotzige Kraft des Bockes tritt besonders klar hervor in dem altnordischen *hafr* (hircus), das dem lat. *caper* buchstabengetreu entspricht. *Hafrar* (Böcke) sind das Gespann des donnernden Thor. Senn vâru hafrar heim um reknir, skyndir at sköklum, skyldu vel renna; biörg brotnuđu, brann iörđ loga, ôk Ôđins son î iötunheima (Sogleich waren die Böcke heim getrieben, schnell gespannt an die Stangen, sollten gut laufen; Felsen barsten, es brannte die Erde in Feuer, Odins Sohn fuhr nach Riesenheim). Hamarsheimt 21.

57. דָּגָה (multiplicatus est); griech. *τεκεῖν.* S. Nr. 32.

58. דָּאַג (sollicitus fuit); griech. *τήκεσθαι.* S. Nr. 34.

59. גָּאַשׁ (concussus est); lat. *quatere.*

Psalm 18, 8: וַתִּגְעַשׁ־הָאָרֶץ (et concussa est terra).

60. פִּלֶּגֶשׁ (pellex, concubina); griech. *πάλλαξ, πάλλακ-ος;* lat. *pellex, pellicis.*

Die Form פִּלֶּגֶשׁ 2. Sam. 21, 11 und sonst; daneben die Form פִּילֶגֶשׁ (Genes. 22, 24 u. sonst). Die Identität der Wörter פִּלֶּגֶשׁ und *πάλλαξ, πάλλακ-ος* steht fest, und demgemäfs auch die Vertretung des hebräischen ג in diesem Wort durch griechisches *κ*, lat. *c*. Ist das Wort entlehnt, so gehört seine lautgeschichtliche Beweiskraft unter §. 49.

§. 56.

In den voranstehenden Paragraphen haben wir an fünf und fünfzig semitischen Wurzeln sechzig Beispiele des Uebergangs semitischer weicher Verschlusslaute in die entsprechenden indoeuropäischen harten nachgewiesen. Mag man auch einzelne unsrer Beispiele anzweifeln: Ein grofser Theil derselben steht fest, und jeder Versuch, sie zu bestreiten, wird vergeblich sein. Somit ist das Gesetz gefunden, das auf diesem Felde die semitischen Sprachen mit den indoeuropäischen verknüpft, und es kann fortan keine Rede mehr sein von blofs zufälliger Uebereinstimmung durch Onomatopoiesis und dergleichen. Denn das angegebene Gesetz ist ein rein lautgeschichtliches, das durch die

Laute aller Organe (Labialen, Dentalen und Gutturalen) dieselbe Wirkung übt, unbekümmert darum, welcher Gattung die Wörter ihrer Bedeutung nach angehören. Dass das von uns nachgewiesene lautgeschichtliche Gesetz, so gut wie jedes andere, Ausnahmen zulässt, thut unsrem wesentlichen Ergebnis eben so wenig Eintrag, wie die Ausnahmen von den entsprechenden Gesetzen, welche die indoeuropäischen Sprachen unter sich verknüpfen, den Schluss auf die ursprüngliche Einheit dieser Sprachen nicht erschüttern.

§. 57.

Wo wir eine Umwandlung des Lautes im Verhältnis des Indoeuropäischen zum Semitischen annehmen wollen, da haben wir zuvörderst ganz so zu verfahren, wie es die wissenschaftliche Sprachforschung innerhalb des indoeuropäischen Gebietes thut. Es ist möglich, dass in diesen entlegenen Zuständen auch noch andere Arten des Lautwandels geherrscht haben, als die uns bekannten regelrechten der indoeuropäischen Sprachen. Da es aber nach unsren Untersuchungen über die regelmäfsige Verwandlung der semitischen Verschlusslaute in die indoeuropäischen harten feststeht, dass jedenfalls wenigstens über einen Theil des semitisch-arischen Lautwechsels ähnliche Gesetze gewaltet haben wie innerhalb der indoeuropäischen Familie, so haben wir von diesen uns bekannten Erscheinungen auszugehen. Zugleich haben wir die wirklich regelmäfsigen Lautwechsel innerhalb der semitischen Familie zu untersuchen, dabei aber mit derselben methodischen Strenge zu verfahren, die auf indoeuropäischem Gebiet gefordert wird. Erst wenn wir auf diesem Wege das scheinbar Willkürliche auf ein immer engeres Gebiet beschränkt haben, kann es uns gelingen, auch solchen Verhältnissen des Semitischen und Indoeuropäischen auf die Spur zu kommen, die innerhalb der indoeuropäischen Sprachen selbst kein Gegenbild haben.

§. 58.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, die übrigen, aufserhalb meines Themas liegenden semitisch-arischen Lautwechsel zu verfolgen. Aber ich überschreite die Grenze, die ich mir für diese Abhandlung gesteckt habe, nicht, wenn ich Einen Fall des Lautwandels vom Semitischen zum Indoeuropäischen bespreche, der mit unsrer eigentlichen Aufgabe in naher Beziehung steht und der innerhalb der indoeuro-

päischen Sprachen selbst eine deutliche Analogie hat. Das Griechische meidet bekanntlich die Anlaute *ml* und *mr* und verwandelt in solchen Fällen das wurzelhafte *m* in *b*. So wird aus *μροτός* (zu *mori*) *βροτός*; aus *μλώσκω* (zu *μολεῖν*) *βλώσκω*; aus *μαλακός βλάξ*. Ganz in derselben Weise sehen wir das *m* semitischer Wurzeln, wo es im Anlaut griechischer und lateinischer Wörter vor *l* zu stehen kommt, in die labiale Muta übergehen, aber nicht in *b*, sondern in *p*. Das hebräische מָלֵא, מָלָא (implere) findet sich wieder im griechischen *πίμπλημι* (ich fülle), *πλήθω* (bin voll), *πλέως, πλήρης* (voll), *πλῆθος* (Menge); im lateinischen *plenus, impleo*. Aber wie wir oben neben *βροτός* sahen *mori*, so hier neben den mit *pl* anlautenden Formen das lateinische *multus* (viel), so dass wir also in dem Comparativ *plus* (aus *mlus*) dieselbe Wurzel erkennen wie in *multus*. Durch das dem griechischen *πλε* zu Grunde liegende *μλε* erklärt sich auch das *μ* in *πίμπλημι* ganz einfach.

Wie *πίμπλημι* auf das hebräische מָלָא, so führt *πίμπρημι* auf מָהַר, Piel מִהַר (festinavit; auch acceleravit, Jes. 5, 19). Aus *mra* wird im Griech. *πρα*. Daher *πρήθω, πίμπρημι*. Die dem griechischen *πίμπρημι* und *πρήθω* zu Grunde liegende Bedeutung ist: eilen, eilend dahinfahren. Daher ist *πρηστήρ* ebensowohl der Sturmwind als der Blitzstrahl. Aus dem Eilen des Windes entwickelt sich die Bedeutung: wehen, blasen; in Stellen wie Od. *B*, 427: *ἔπρησεν δ' ἄνεμος μέσον ἱστίον* noch mit der deutlichen Beziehung des Eilens; ebenso in der Bedeutung des raschen Strömenlassens Il. *Π*, 350: *τὸ δ' (αἷμα) ἀνὰ στόμα καὶ κατὰ ῥῖνας Πρῆσε χανών*. Erst aus der Bedeutung: blasen, entwickelt sich die des anblasens, anzündens, verbrennens.

Im sanskrit. *marut* (der Wind, der Windgott) hat sich das *m* von מָהַר (eilen) erhalten. *marut* (Wind) verhält sich zu *πρηστήρ* (Sturmwind) wie *multus* zu *πλήθω*.

מָהַר („emit, spec. uxorem pretio parentibus soluto", Gesenius-Hoffmann). Im Griechischen wieder *mr* in *πρ* verwandelt: *πρίατο* (er kaufte). — מָכַר (vendidit), griechisch *πι-πράσκειν* (verkaufen). Auch hier hat sich das *m* erhalten im lateinischen *mercari* (Handel treiben, kaufen).

מֶלֶךְ (König) wird in den semitischen Sprachen zurückgeführt auf מָלַךְ, dessen Grundbedeutung war: consuluit. „Hinc: rebus cum consilio et prudentia praefuit, judicavit, adeoque: regnavit",

Winer. Diese Ableitung, welche ganz den ursprünglichsten Anschauungen der Semiten vom Königthum entspricht, ist gewiss richtig. Nun wird aber allgemein angenommen, dass die Grundbedeutung der Wörter irgend eine sinnliche Beziehung gehabt habe. Man mag diese Ansicht theilen oder auch nicht, so wird man jedenfalls so viel zugeben müssen, dass in sehr vielen Wörtern der ältesten Sprachen die Grundbedeutung entweder eine sinnliche ist oder doch eine Verbindung des Geistigen und Sinnlichen zeigt. Wo es daher gelingt, eine geistige Bedeutung mit dem Sinnlichen in Beziehung zu setzen, da wird man in der Regel der Urbedeutung des Worts näher gekommen sein. Für מֶלֶךְ und מָלַךְ hat sich, wie es scheint, eine solche dem Sinnlichen angehörige Bedeutung in den semitischen Sprachen nicht erhalten. Dagegen kommen uns hier die indoeuropäischen Sprachen in ganz ungezwungener Weise zu Hülfe. Die Grundbedeutung von מָלַךְ ist das Richten und Schlichten; מֶלֶךְ, der Schlichter, der durch seinen Rath und sein Urtheil die Streitigkeiten schlichtet. Dies führt auf eine Reihe lateinischer und griechischer Wörter, die theils die entsprechende sinnliche Bedeutung bewahrt haben, theils, wie das hebräische Wort, in die analoge geistige übergegangen sind. Im Lateinischen entspricht dem מָלַךְ 1) *mulcere*, das sowohl streichen, glatt streichen, als besänftigen, beruhigen heifst; und 2) *placare* (aus *mlacare*), besänftigen, versöhnen. *mulcere* findet sich im Griechischen in der Form *μαλακός* (sanft); *placare* in *πλάξ*, *πλακός* (Ebene, Fläche), wozu dann wieder lat. *plānus* (eben) gehört.

§. 59.

Wir haben eine Anzahl von Fällen zusammengestellt, in denen semitisches *ml* in den indoeuropäischen Sprachen zu *pl* geworden ist. Wir konnten diesen an einer Reihe von Wörtern nachgewiesenen Uebergang durch die Analogie des griechischen aus *μλ* entstandenen *βλ* (*βλώσκω* aus *μλώσκω* u. s. w.) stützen. Aber, wendet man vielleicht ein, ebenso wie der Uebergang von *ml* in *bl* den phonetischen Gesetzen entspricht, ebenso widerstreitet ihnen der Uebergang von *ml* in *pl*. Denn der Hülfslaut, der sich zwischen zwei weichen Lauten, *m* und *l*, bildet, wird nicht leicht ein harter sein. Dieser phonologische Einwand ist vollkommen richtig. Aber er bestätigt erst recht unsre Grundannahmen. Diese zusammengerückten *ml* sind nämlich schon in einer Zeit in *bl* überge-

gangen, in welcher die weichen Verschlusslaute der indoeuropäischen Sprachen noch auf der Stufe der semitischen standen. Dann aber nahmen diese weichen Verschlusslaute in den indoeuropäischen Sprachen ganz denselben Verlauf wie ihre Genossen, indem sie, wie diese, in harte übergiengen. Also: מָלֵא — *mble* — *ble* — *ple*.

Und so bietet gerade dieser Uebergang des semitischen *ml*, *mr* in das *pl*, *pr* indoeuropäischer Sprachen eine schöne Bestätigung für das, was wir über die Umwandlung der weichen semitischen Verschlusslaute in indoeuropäische harte erwiesen haben.

Schluss.

§. 60.

Fassen wir zum Schluss das Hauptergebnis unsrer Untersuchung zusammen: Die semitischen und die indoeuropäischen Sprachen sind aus einer gemeinsamen arisch-semitischen Ursprache entsprungen. Dies erweist sich sowohl durch den grammatischen Bau als durch den Wortschatz beider Sprachfamilien. Was den grammatischen Bau betrifft, so haben wir an der Flexion des Zeitworts nachgewiesen, wie dieselben Bildungsmittel und Bildungsgesetze von einem gemeinsamen Ausgangspunkt aus einerseits zur semitischen, andrerseits zur indoeuropäischen Verbalflexion geführt haben. Der Wortschatz beider Sprachfamilien aber zeigt sich nicht nur durch schwankende, auf subjectivem Belieben ruhende Aehnlichkeiten verwandt, sondern es ist uns gelungen, an einem ganz bestimmten Lautwandelgesetz das historisch-genealogische Verhältnis beider Sprachfamilien zu erweisen.

Natürlich ist dies nicht so zu verstehen, als sollten die indoeuropäischen Sprachen aus den semitischen abgeleitet werden. Die beiden grofsen Sprachfamilien stehen vielmehr in einem ähnlichen Verhältnis zu einander, wie einerseits die einzelnen semitischen, andrerseits die einzelnen indoeuropäischen Sprachen unter sich. So wie das Sanskrit, das Griechische, das Lateinische, das Gothische u. s. f. nicht im Verhältnis von Mutter und Tochter, sondern in dem von älteren und jüngeren Geschwistern stehen, so ist dies auch der Fall mit den semitischen und indoeuropäischen Sprachen. Beide sind Töchter einer gemeinsamen arisch-

semitischen Ursprache. Aber wie innerhalb des indoeuropäischen Gebiets die eine Sprache dem gemeinsamen Urstamm näher geblieben ist als die andere, so ist dies auch bei der ganzen semitischen und indoeuropäischen Familie der Fall. In manchen Beziehungen stehen die semitischen Sprachen der gemeinsamen arisch-semitischen Ursprache noch näher als die indoeuropäischen. So z. B. in Bezug auf die noch ganz deutliche Verbindung der Personalpronomina mit der Wurzel zur Bildung der Verbalflexion. Ebenso sind manche Laute der semitischen Wurzeln dem Ursprünglichen näher geblieben als die indoeuropäischen. In solchen Fällen können wir dann die semitischen Lautformen als die frühere Stufe der indoeuropäischen betrachten, in demselben Sinn, in welchem wir sagen, dass die griechischen und sanskritischen Verschlusslaute uns die ältere Stufe der gothischen bezeichnen. Aber da hier wie dort nicht von einem töchterlichen, sondern von einem geschwisterlichen Verhältnis die Rede ist, so können natürlich in anderen Beziehungen wieder die indoeuropäischen Sprachen der gemeinsamen arisch-semitischen Mutter näher geblieben sein als die semitischen.

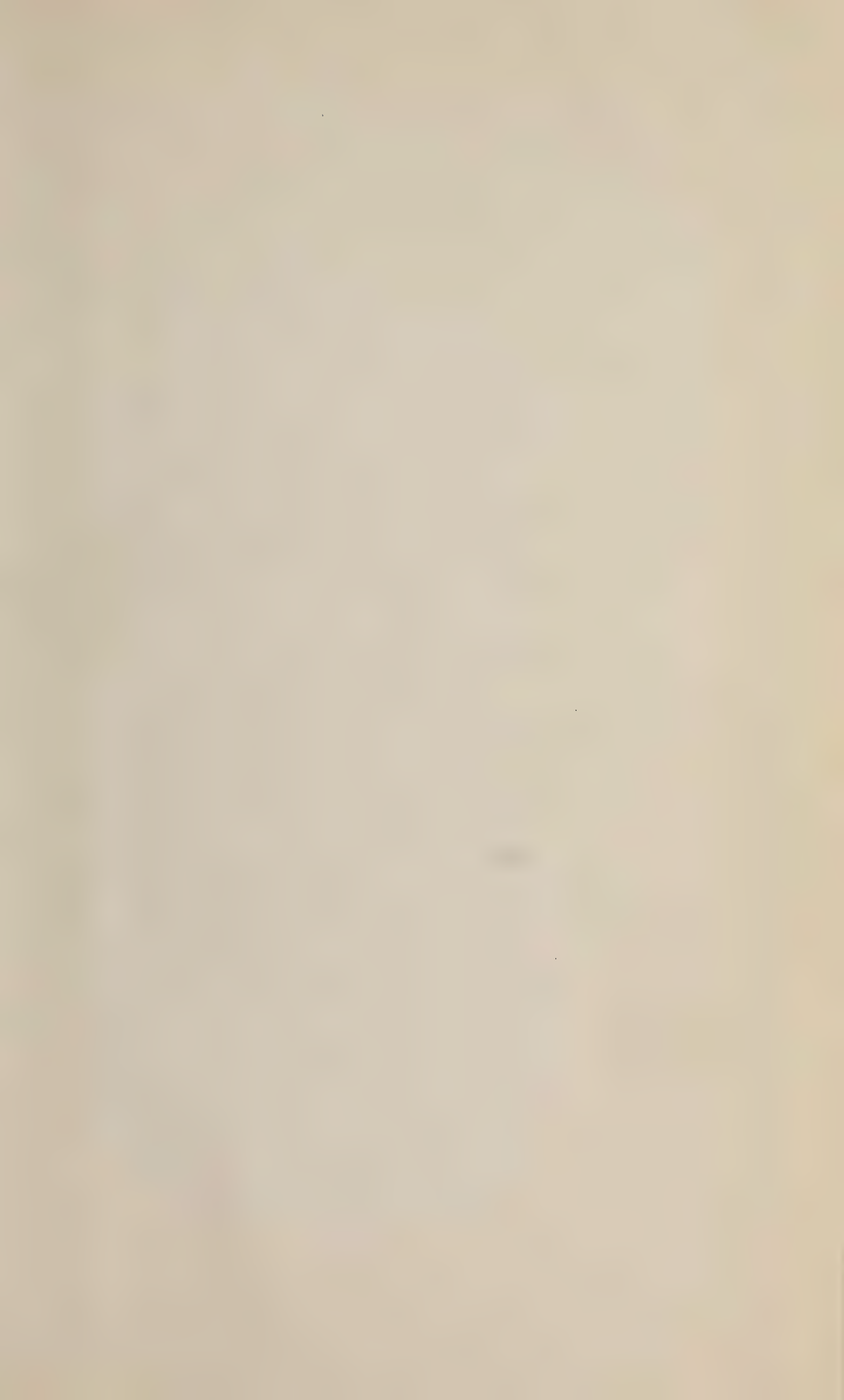
Nachtrag zu S. 474 fg.

Noch einfacher wird die Sache, wenn wir das anlautende י der 3. pers. sing. und plur. imperfecti (futuri) für den dritten Radical des Verbums הָיָה nehmen, der ursprünglich י war. Dadurch fällt das S. 478 besprochene Bedenken weg und die Verdoppelung des Anlauts hinter dem ו consecutivum wird noch einleuchtender.

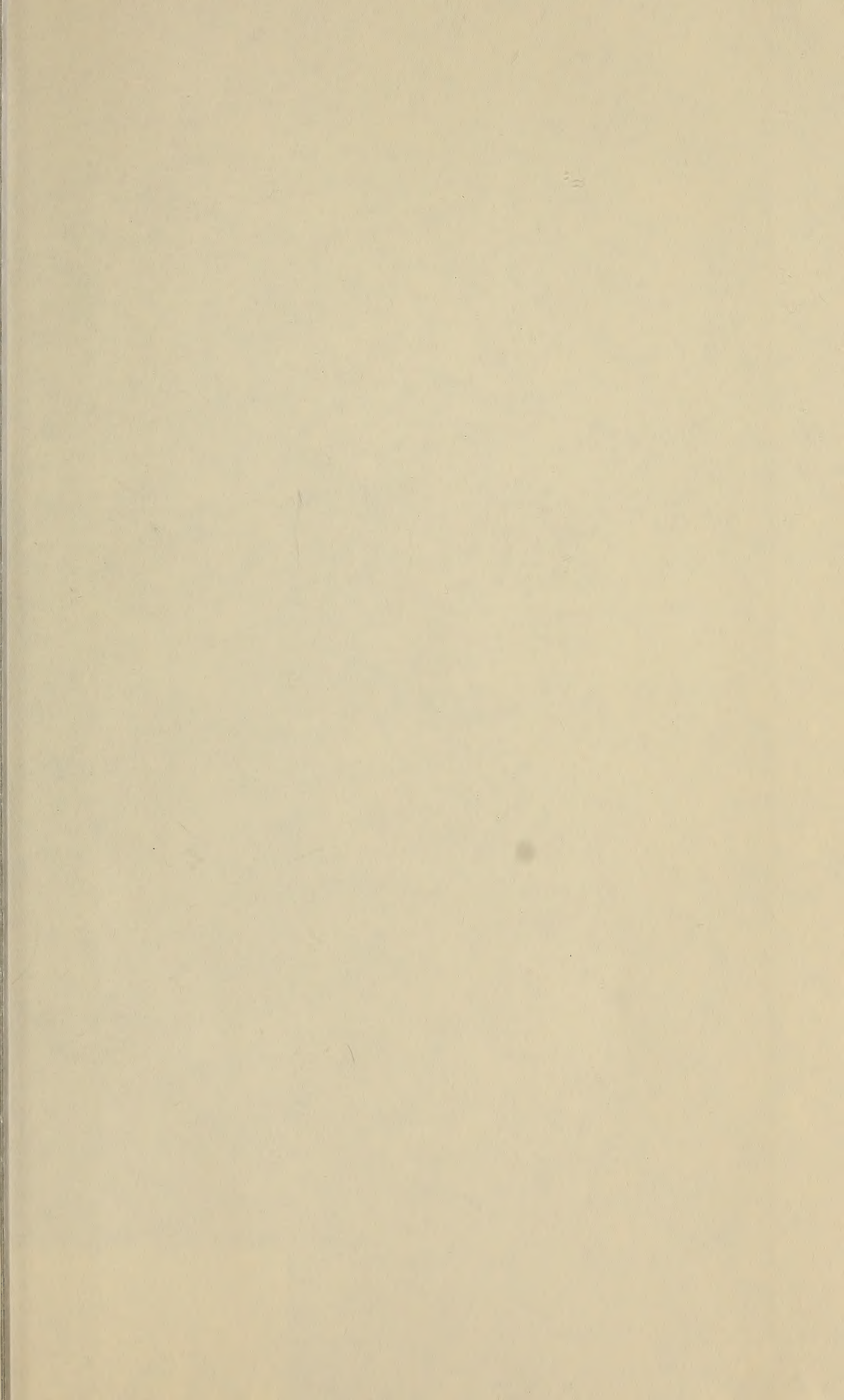
Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.














LIBRARY OF CONGRESS
0 003 223 190 1